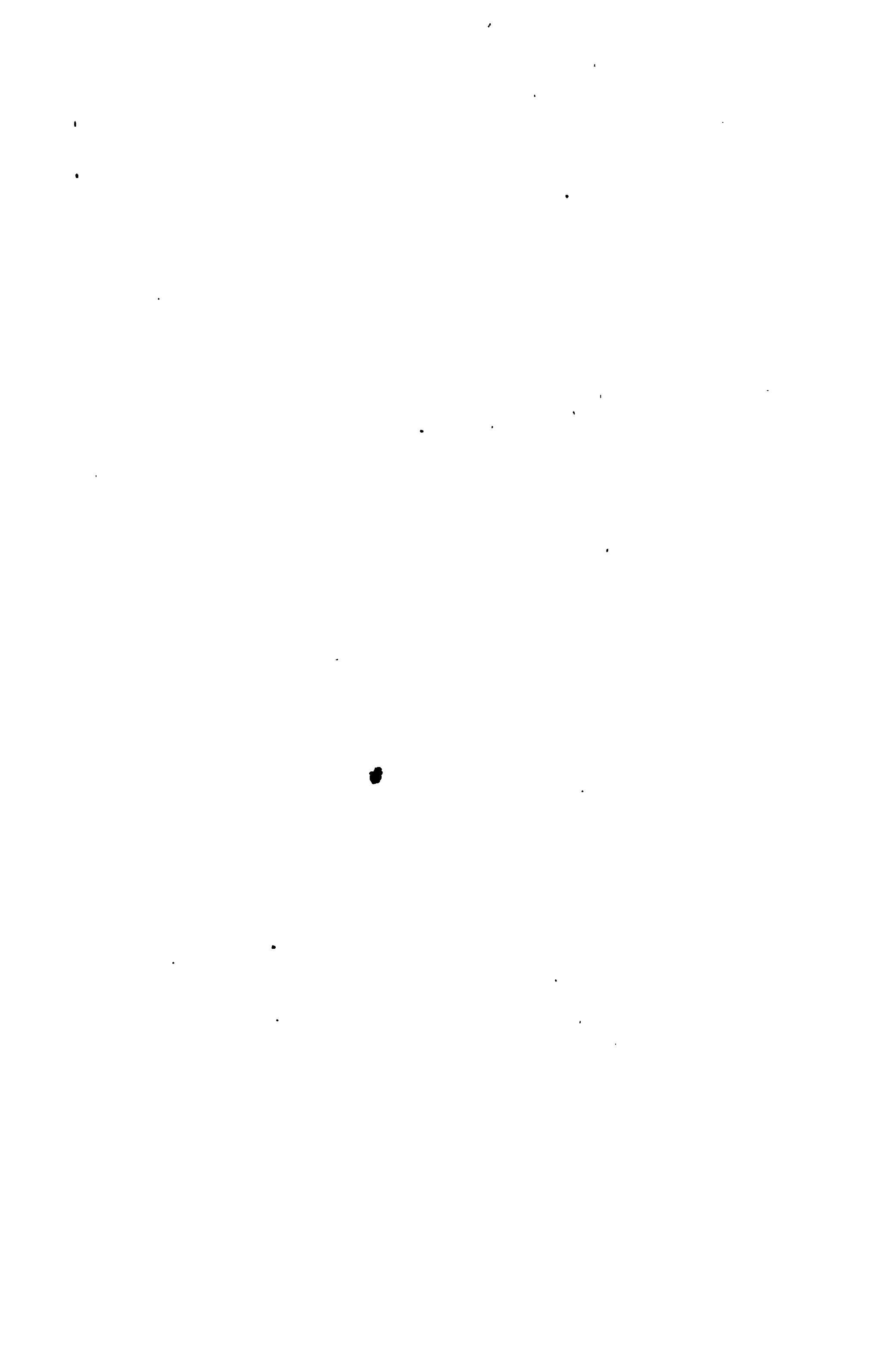
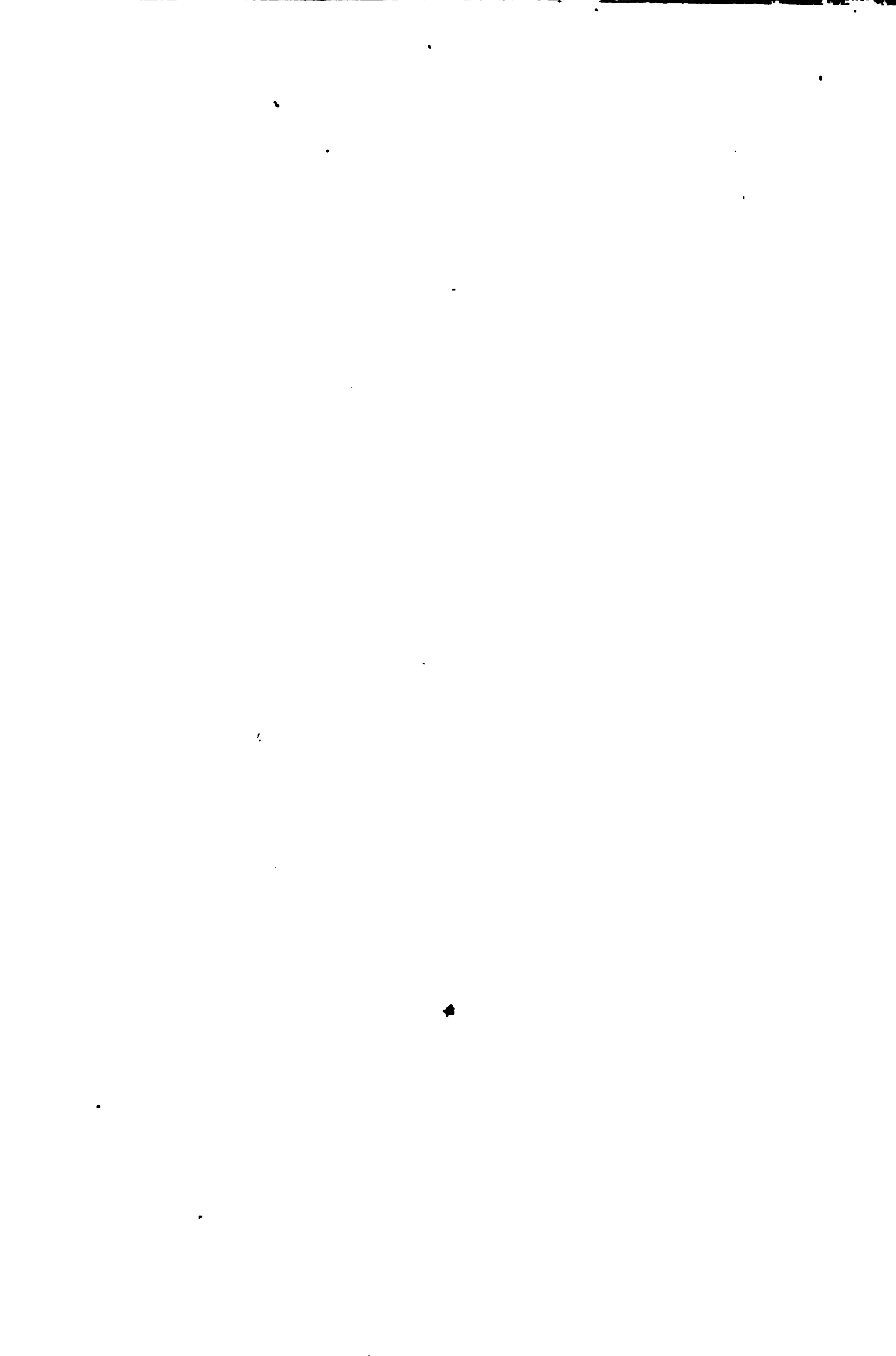
Examined

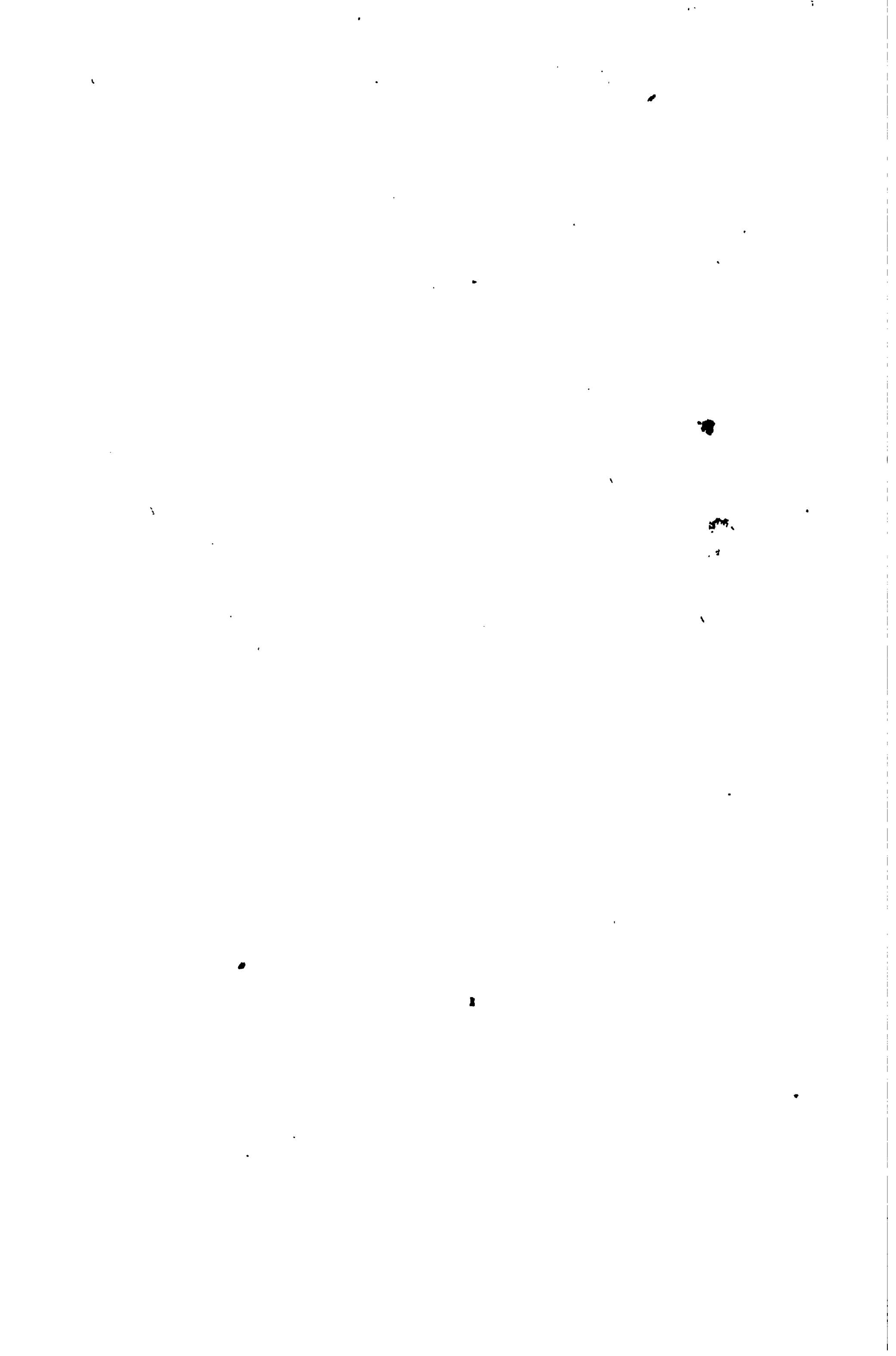
1. Great Britain.
2. Economic history — Gt. Br., 1878-1918.
3. Colonies and colonization, British.
4. Economic history — Gt. Br. — Colonies.

ED









Grossbritannien und Irland.

Mit besonderer Berücksichtigung der Kolonien.

Nach eigenen Beobachtungen geschildert

von

H. Neelmeyer-Vukassowitsch.



LEIPZIG.

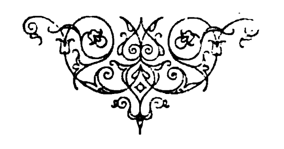
Verlag von Albert Unflad.

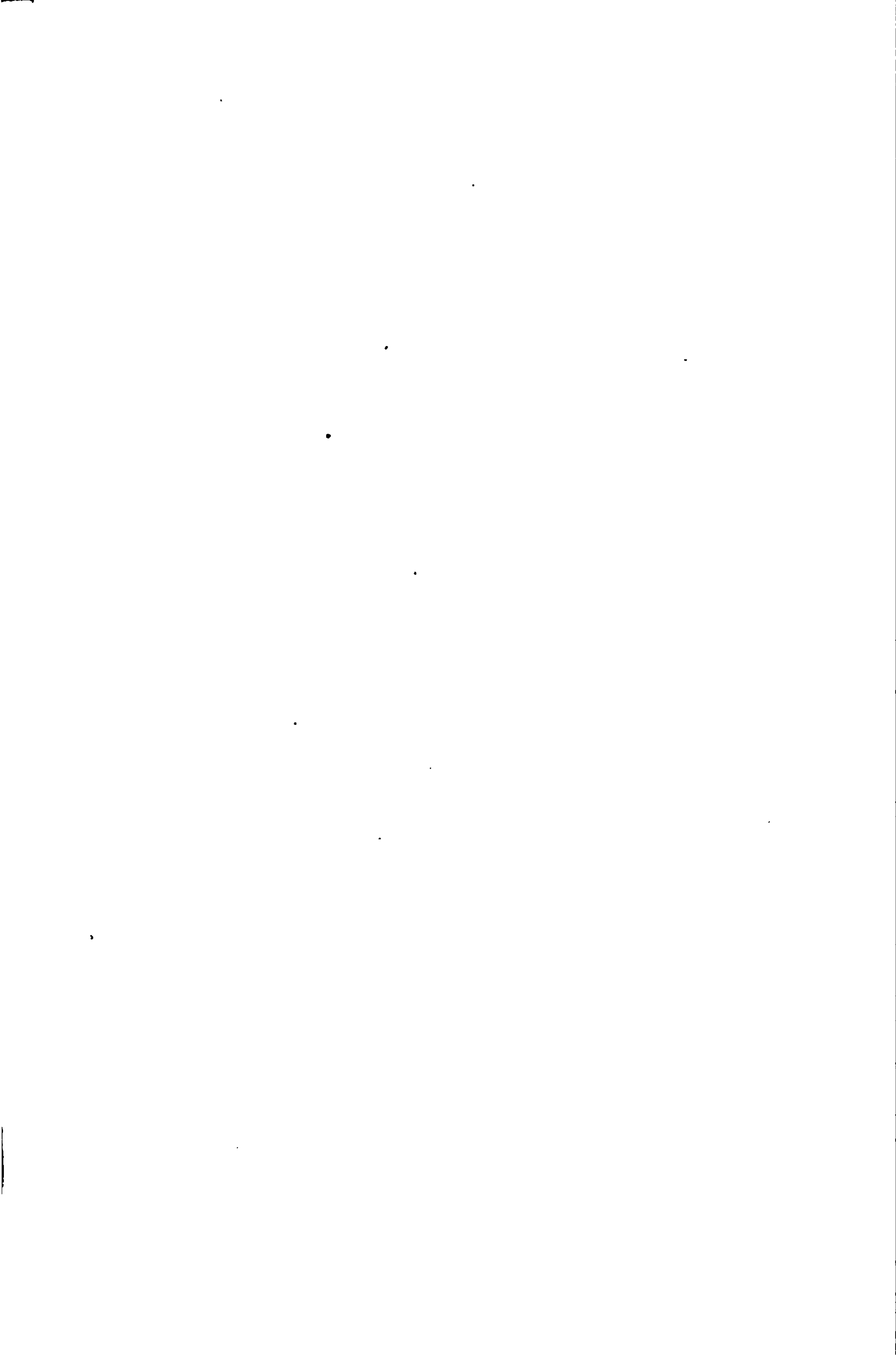
1886.

Bibliothek für moderne Völkerkunde.

Dritter Band.

Grossbritannien und Irland.





Inhalt.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Werke soll der „erste" Versuch gemacht werden, das gewaltige britische Reich mit seinen sämmtlichen Kolonien, also „Greater Britain", in all' seinen verschiedenen Phasen des staatlichen, gewerblichen und Volkslebens in einem für sich abgeschlossenen Bande als grosses Gesammtbild darzustellen.

Diese Aufgabe wurde bei der förmlich erdrückenden Fülle des Materials und der ausserordentlichen Vielseitigkeit der herrschenden Verhältnisse noch dadurch sehr erschwert dass die ganze Schilderung, um das Werk nicht allzu umfangreich zu gestalten, in 58 Druckbogen zusammengedrängt werden musste.

Wir konnten daher nur das Wichtigste herausgreifen, wobei wir unser Augenmerk hauptsächlich auf die Ethnographie, das wirthschaftliche und staatliche Leben richteten! — Auch haben wir, entgegengesetzt dem Verfahren in den beiden vorhergehenden Bänden der „Bibliothek für moderne Völkerkunde", die Tabellen und historischen Rückblicke im Anhange ganz weggelassen und das statistische Material gleich in den Text ein geschoben, während einige historische Rückblicke, sowei wir es für das bessere Verständniss der Gesammtverhältnisse nothwendig erachteten, in den Schlussbetrachtungen Aufnahme fanden.

Durch dieses Vorgehen wurde einerseits Raum erspart der wieder der eingehenderen Schilderung der herrschenden Verhältnisse zu Gute kam, andererseits aber den Abonnenten der Lieferungen die Möglichkeit gegeben, das statistische Material gleich an derjenigen Stelle des Textes zu finden, zu dessen Erläuterung es dient, so dass sie nicht erst bis zur Vollendung des ganzen Werkes darauf warten mussten.

Mit statistischen Belegen haben wir überhaupt nicht gespart; besonders zahlreich sind die Tabellen in den die wirthschaftlichen Verhältnisse des Reiches schildernden Abschnitten, weil wir von der Anschauung ausgingen, dass Ziffern in vielen Fällen die allerbeste Illustration der herrschenden Zustände sind, häufig mehr ausdrücken als langathmige Abhandlungen und eine überreiche Anregung zum weiteren Nachdenken bieten!

Häufig wurden die ziffernmässigen Belege und Ausweise nur bis zum Jahre 1881 angeführt, obwohl wir uns jetzt bereits im Jahre 1886 befinden; dies hat aber seinen Grund darin, dass der neueste englische Zensus nur bis zu dieser Periode reicht und wir andere statistische Daten der neuesten Zeit nicht benutzen wollten, weil sie jener gründlichen Genauigkeit entbehren, die der offizielle Zensus bietet!

In Bezug der textlichen Bearbeitung des Werkes machten wir uns möglichste Klarheit und Knappheit zum Grundsatz, beschränkten uns nur auf eine objektive „Konstatirung der herrschenden Verhältnisse" und ergingen uns erst in den Schlussbetrachtungen in Reflexionen, was bei dem überreichen Material, das in verhältnissmässig ausserordentlich wenigen Druckbogen zusammengedrängt werden musste, eine unbedingte Nothwendigkeit war.

Indem wir hoffen, dass die Lesewelt diesen III. Band unserer „Bibliothek für moderne Völkerkunde, noch freundlicher aufnehmen wird als die beiden ersten Bände, die „Vereinigten Staaten von Amerika" und „Oesterreich-Ungarn", da es wie gesagt das erste Werk in der Literatur des In- und Auslandes ist, das sich zur Aufgabe gestellt hat, „Greater Britain" in einem alle Theile des volkswirthschaftlichen und staatlichen Lebens umfassenden Gesammtbilde zu schildern, übergeben wir denselben der Oeffentlichkeit mit der Bitte um recht freundliche Beurtheilung.

I. Die Bevölkerung.

Flächeninhalt und Einwohnerzahl. — Race, Nationalität, Sprache, Dialect. — Volkstrachten. — Lebensweise, Sitten und Gebräuche. — Materielle Lage.

Flächeninhalt und Einwohnerzahl.

Das vereinigte Königreich „Grossbritannien und Irland" ist ein Weltreich im vollsten Sinne des Wortes, das grösste, das je bisher bestand; denn seine Kolonien erstrecken sich über den ganzen Erdball, und sein von ungefähr 250 Millionen Menschen der verschiedensten Racen, Nationalitäten und Religionskulten bewohntes Areal umfasst 7 Millionen engl. □ Meilen. — Zum britischen Reiche gehören nach dem letzten Census vom 4. April 1881:

In Europa.
Stammland.

England . .	50.823	engl. □ Meilen,	24,613.926	Einwohner
Wales . . .	7.363	„ „	1,360.513	„
Schottland . .	29.820	„ „	3,735.573	„
Irland . . .	32.531	„ „	5,174.836	„
Insel Man . .	220	„ „	53.558	„
Canal Inseln .	75	„ „	87.702	„
Matrosen und Soldaten ausser Land. . .			215,374	
Summa . .	120.832	engl. □ Meilen.	35,241,482	Einwohner

Gibraltar. . .	$1^{2}/_{3}$	engl. □ Meilen,	18.381	Einwohner
Helgoland . .	$^{1}/_{3}$	„ „	2.001	„
Malta und Goys	143	„ „	149.782	„
Summa .	120.977	engl. □ Meilen	35,411,646	..

In America.

Bahamas	5,390	engl. □ Meil.,	43.521	Einw.
Bermudas	20	„ „	13.948	„
Dominion of Canada .	3,470,392	„ „	4,324.810	„
Falkland Inseln . . .	7.600	„ „	1,553	„
Guayana	76.000	„ „	252.186	„
Honduras	7.562	„ „	27.446	„
Jamaica, Turke- und Caicos-Inseln . .	4.362	„ „	585.536	„
Die Inseln unter dem Winde	694	„ „	119.826	„
Neufundland	40.200	„ „	161.374	„
Trinidad	1.754	„ „	153.128	„
Die Inseln über dem Winde	800	„ „	311.413	„
Summa	3.614,774	engl. □ M.	5,994.741	„

In Africa.

Ascension	34	engl. □ Meilen,	300	Einwohner
Cape Colonie	241.900	„ „	1,027.168	„
Basuto Land	10.293	„ „	128,000	„
Gambio . .	20	„ „	14.200	„
Goldküste .	15.000	„ „	400.000	„
Lagos . . .	73	„ „	75.270	„
Mauritius . .	708	„ „	377.373	„
Natal . . .	21.000	„ „	416.219	„
St. Helena .	47	„ „	5.059	„
Sierra Leone.	468	„ „	60.546	„
Summa .	289.543	engl. □ Meilen,	2,504.135	Einwohner

In Asien.

Aden.	65 engl. □ Meilen,	34.711	Einwohner
Ceylon	25.364 „ „	2,763.984	„
Cypern. . . .	3.700 „ „	185.916	„
Hong Kong . .	32 „ „	160.402	„
Indien	383.504 „ „	198,790.853	„
Labuan. . . .	30 „ „	6.298	„
Perim	7 „ „	149	„
Straits Settlements	1.445 „ „	423.384	„
Summa . . .	414,147 engl. □ M.,	202,365.697	Einwohner.

In Australien.

Fidschi-Inseln .	8.034 engl. □ Meilen,	127 095	Einwohner.
Rotumah . . .	14 „ „	2.500	„
Neusüdwales . .	325.000 „ „	751.468	„
Neuseeland . .	105.342 „ „	544.032	„
Queensland . .	668.224 „ „	213.525	„
Süd-Australien .	903.425 „ „	279.865	„
Tasmania . . .	26.215 „ „	115.705	„
Victoria . . .	87.884 „ „	862.346	„
West-Australien	1,057.258 „ „	29.708	„
Summa . .	3,181.396 engl. □ Meilen,	2,926.244	Einwohner

Grossbritannien und Irland
in Summa **7,620.837** engl. □ Meilen, **249,202.463** Einwohner.

Die Bewohner des europäischen Grossbritanniens.

Die Bewohner von England, Wales, Schottland, Irland, der Insel Man und der Canal-Inseln gehören theils dem „germanischen“, theils dem jetzt völlig niedergedrückten „keltischen“ Stamme an, der wieder aus zwei nahe verwandten Familien, den Kymren oder Briten und den Ersen oder Gaelen besteht. Zu ersteren zählt man die Walisen und die Bewohner von Cornwall, die ihre Verwandten in der Bretagne haben.

Von der gaelischen Familie leben die Ersen in Irland, die Gaelen in Schottland, auf der Insel Man und den Hebriden. — Der die grosse Mehrheit der Bevölkerung bildende germanische Stamm ist eine Mischung von Angelsachsen, Skandinaviern und französischen Normannen, aus denen sich mit der Zeit, begünstigt durch die vorzüglich geographische Lage des Landes, den eigenartigen klimatischen und ausserordentlich günstigen wirthschaftlichen Verhältnissen eine eigene, in mancher Beziehung um vieles veredeltere Race, der „germanische Engländer", gebildet hat, die im sogenannten „Vollblut- oder Weltengländer", der seinen Hauptsitz in London hat oder wenigstens dort aus und eingeht, zur vollsten Entwicklung gelangte und als solcher nicht nur den keltischen Stamm nach und nach assimilirt, sondern auch dem ganzen kolossalen britischen Weltreich einen ganz eigenartigen Stempel aufgedrückt und den treibenden Motor desselben bildet.

Die germanischen Engländer sind kräftige, meist gedrungene Gestalten mit röthlicher Gesichtsfarbe und eckigen, hübsch geschnittenen Gesichtern. Unter den schwer arbeitenden Volksklassen, wie Lastträger, Frachtfuhrleute u.s.w. findet man sogar viele herkulische Gestalten mit ungewöhnlicher Körperkraft; überhaupt sind die Engländer im allgemeinen schwerer als andere Menschen, obwohl ihr Skelett das gleiche Gewicht hat. — Sie erreichen im allgemeinen ein hohes Alter, werden dann häufig, besonders die Frauen, korpulent, behalten aber auch dann meist immer noch eine ganz eigenthümliche Körperfrische, rosig angehauchte Gesichtsfarbe, jenen Pfirsichblüthen-Teint verbunden mit guten Zähnen und reiner Haut, durch die sich die Engländer im allgemeinen auszeichnen. — Man kann gerade nicht behaupten, dass Albions Söhne grossen Ueberfluss an Genialität besitzen, ja, sie haben sogar ein Misstrauen gegen leicht kombinirende Köpfe, weil sie nicht die geistige Elasticität besitzen, ihnen schnell folgen zu können. Doch giebt es unter ihnen eine übergrosse Anzahl durchaus tüchtiger

Männer von mächtigem Verstande, und die wichtigsten Erfindungen, denen die Menschheit ihren hohen modernen Kulturzustand verdankt, haben sie gemacht oder ausgebildet.

Im englischen Charakter finden wir ein Gemisch praktischer Tüchtigkeit, weiter bildenden Verstand, todten Conservatismus, weltumfassenden Unternehmungsgeist, Hangen und Kleben am Alten, und Freisinn gepaart mit starrem Kastengeist. Es sind eben Menschen, besonders was den Vollblutbriten betrifft, die durch ihre Geschäfte über die ganze Welt zerstreut sind und doch unter allen Himmelsgraden, unter den verschiedensten Volksstämmen und Racen, immer die Lebensweise, Sitten und Sprache ihrer Heimath mit ganz erstaunlicher Zähigkeit beibehalten, die anderen Racen anglisiren, selbst aber nicht assimilirt werden, und durch ihr stereotypes „I am an Englishman!, welches sie mit fast übergrossem Selbstbewusstsein bei jeder Gelegenheit ausrufen, zeigen, welch' enormer Nationalstolz in ihnen wohnt. — Dabei ist aber der Engländer im grossen Ganzen ein vorzüglicher Bürger, der die Gesetze des Landes hochhält, voll Tapferkeit, und was besonders den Mittelstand betrifft, der beste Familienvater, den man sich denken kann. — Doch kontrastiren die obersten Volksklassen auf das Grellste mit einem grossen Theil der niederen; während die ersteren in jeder Beziehung den Gentleman und die Lady repräsentiren, sind die letzteren, besonders die Dockarbeiter, Matrosen, Soldaten und die Bramarbasse unter den Obsthändlern von Shoreditch, Sloxen, Dials und Spitalfields u. s. w von einer ganz ungewöhnlichen Roheit, die sich nicht scheut, ihre brutale Kraft und die thierische Wildheit, die in ihnen wohnt, zur Geltung zu bringen. — „Wir müssen unsere Fäuste üben, wir wissen alle mit unseren Fäusten umzugehen!“ ist das landläufige Sprichwort unter diesen Leuten, und Boxen, Hahnen-Kämpfe, sowie Strassenprügeleien bilden ihr Ergötzen. — Ja, man findet

sogar durchgehends bei ihnen eine rauhe Gleichgültigkeit, manchmal Grobheit und böse Laune. Im Vergleich mit den singenden und tanzenden Nationen sind die Engländer melancholisch. Trank und Speise haben auf sie fast gar keine Wirkung, denn beim Schluss einer Mahlzeit sind sie eben so kalt, ruhig und gemessen, als beim Beginn derselben, auch geniessen sie den Ruf der Schweigsamkeit schon seit Jahrhunderten. — Die Engländer sind starrköpfige Anhänger und Vertheidiger ihrer Meinung, ihrer Wunderlichkeiten und Verkehrtheiten. — Sie verlangen, dass jeder muthig genug ist eine Meinung zu haben, und im Geschäft hassen sie den Feigling, der nicht geradezu ja oder nein sagt. Ebenso scheuen sie sich keineswegs Anstoss zu geben, ja, sie gestatten sogar alle Schranken zu durchbrechen, wenn es nur mit Originalität und Entschlossenheit geschieht. Ja, es giebt kein Land, wo jede persönliche Excentricität, jeder Spleen sich so frei geltend machen kann und kein Mensch sich so wenig um den anderen bekümmert, wie in England, denn jeder ist selbst wieder eine Insel für sich, ruhig, sicher und unzugänglich. Die persönliche Freiheit geht eben bis zum äussersten Grade, der sich noch mit der öffentlichen Ordnung verträgt! — Jedes Individuum hat seine besondere Lebensweise, die es nicht selten bis zur Tollheit verfolgt, und es ist kein Einfall so wunderlich, wie wir aus unzähligen Geschichtchen und Anecdoten wissen, den nicht irgend ein Engländer durch Geld und Schrullen schon zur Ausführung gebracht hätte. — Jeder trinkt, rasirt, kleidet sich, geht, gestikulirt und handelt in jeder Beziehung nach seinen eigenen Manieren, kümmert sich blutwenig um seine Umgebung und ist nur darauf bedacht, den anderen Leuten nicht zu nahe zu treten oder sie zu belästigen. — Doch glaube man ja nicht, dass der Engländer schon von Kindheit angehalten worden wäre, das Urtheil seiner Nachbarn für nichts zu achten, sondern er ist thatsächlich mit seinen eigenen Angelegenheiten so beschäftigt,

dass er gar nicht an die anderen Menschen denkt. Daher könnte man ihn in einer Gesellschaft von Fremden häufig für taub halten, da er seine Augen niemals von seinem Tisch oder Zeitungen abwendet und niemals Neugierde und unpassende Erregung verräth. — Der Engländer hält mit seinem Namen zurück und wenn er jemandem seine Privatadresse giebt, bedeutet das soviel wie ein Freundschaft-Bekenntniss. — Bei einer Vorstellung ist seine Haltung selbst auch dann förmlich, wenn er eine Bekanntschaft sucht und gern gefällig sein will; andererseits bindet aber auch eine Vorstellung fast so fest wie ein Contract. Ueberhaupt sind die Engländer in allem, was die Umgangsform betrifft, schrecklich peinlich, es herrscht strenges Decorum nicht nur bei Hofe, sondern in gewisser Beziehung auch in der Hütte, dabei verlangen sie in der Rede einen Ton der Stimme, der die Aufmerksamkeit der Anwesenden nicht erregt.

Eine grosse Tugend der Engländer ist ihre ausserordentliche Wahrhaftigkeit, sie sagen ihre Meinung gerade heraus, sind sparsam mit Versprechungen, verlangen ehrliches Spiel von anderen, und wollen nichts mit einem Menschen zu thun haben, der sein Gesicht hinter einer Maske versteckt. Ja, sie hassen Winkelzüge und Doppelzüngigkeit, und eine Sache ist schon von vornherein in der öffentlichen Meinung verloren, bei der irgend eine Unredlichkeit nachgewiesen werden kann. — Im Reichthum, in der Gastfreundschaft und in der Macht lieben sie das Reelle, daher nehmen sie auch die Welt so wie sie ist. Aus Schmucksachen machen sie sich wenig, wenn sie diese tragen, müssen sie echt sein.

Sie gehen und reiten so schnell wie sie können, den Kopf vornüber geneigt, als ob eine dringende Angelegenheit sie triebe; überhaupt machen Männer und Frauen leidenschaftlich gerne Fusstouren, alle Arten Leibesübungen sind ihnen Bedürfniss und die Energie der Constitution ist bei ihnen im

allgemeinen grösser als bei irgend einem anderen Volke. Sie haben die sehr richtige Anschauung, dass körperliche Uebungen einen gesunden kräftigen Geist schaffen und sagen wie die Araber, „die auf der Jagd eingebrachten Tage zählen nicht in der Länge des Lebens." Daher boxen, laufen, schiessen, reiten, rudern und segeln sie von Pol zu Pol, essen, trinken und leben sie lustig in der freien Luft und schieben einen Riegel soliden Schlafes zwischen Tag und Nacht.

Die Engländer sind nicht nur durch und durch praktisch, in allem, was sie thun, sondern sie besitzen auch ein ganz erstaunliches Beharrungsvermögen in der Verfolgung des einmal vorgesteckten Zieles. — Beim Mittelstand ist das Denken und Trachten hauptsächlich auf Ackerbau oder andere gewerbliche Thätigkeit gerichtet, die es ermöglicht, eine solide Unabhängigkeit durch das Herbeischaffen reeller Güter zu sichern, überhaupt ist die Sucht nach Geldmachen bei ihnen auf das intensivste ausgeprägt, und Freiheit, Privilegien, sowie alle anderen idealen Güter des Volkslebens bilden bei ihnen zum Theil Geldfragen! Ja, das Geld hat in ihren Augen einen solch' enormen Werth, dass wohl in keinem anderen Lande der Welt, dem Reichthum eine absolutere Huldigung gezollt wird, als in England! — Der Sohn Albions ist stolz auf seinen Reichthum; der Respekt vor diesem ist gleich dem Respekt vor der Logik der Thatsachen und Armuth gilt leider noch immer zum Theil für eine förmliche Schmach.

Der Engländer trägt einen zweckmässigen, bis ans Knie zugeknöpften Rock, von solidem Stoff, einen dauerhaften Hut und feste Schuhe, eine Tracht, die mit Recht in der ganzen Welt vielfache Nachahmung gefunden hat, weil sie ausserordentlich praktisch ist. — Gerade so wie auf eine solide Kleidung, legen sie auch einen sehr grossen Werth auf eine praktische, kompakte Nahrung und Rind- und Hammelfleisch,

Weizenbrod und Bier sind selbst bei den besseren Arbeitern an der Tagesordnung. Ja, gute Nahrung bildet sogar einen der vorzüglichsten Punkte ihres nationalen Stolzes und sie wundern sich über Jemand, der nicht mit Appetit isst, oder schütteln den Kopf, wenn er sich in dieser Beziehung Mässigkeit auferlegt. Und doch giebt es nirgend so viele Dyspeptiker als in England. Man kann ihnen auch gar nicht Unrecht geben, denn nur derjenige Mensch vermag für die Dauer geistig und körperlich angestrengt zu arbeiten, der sich kräftig nährt, und England würde heutzutage gewiss nicht diese Machtstellung einnehmen und volkswirthschaftlich auf so hoher Stufe stehen, wenn seine Bevölkerung nicht so tüchtig essen könnte, denn dieses, vereint mit Leibesübungen und günstigen klimatischen Verhältnissen erzeugt eine enorme geistige und körperliche Spannkraft, die wir an den Engländern so sehr bewundern. Ein schlecht genährtes Volk hätte sich sicher nie auf diesen Höhepunkt emporgeschwungen, hätte niemals ein so grosses Weltreich nach und nach geschaffen und bis zur heutigen Stunde trotz zahlreicher enormer Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellten, zusammengehalten.

Dem Engländer ist sein „Home", sein Haus, über alles theuer wegen des rauhen, nassen, nebligen Klimas, in dem er lebt, wegen seiner angebornen Zärtlichkeit für seine Familie und wegen des übermässigen geschäftlichen Getriebes, in dem er sich tags über bewegt und das in ihm das Bedürfniss nach Zurückgezogenheit, nach dem engen Kreise seiner Häuslichkeit hervorruft. Daher ist denn auch in England das „Home" ein vom Gesetz sanktionirtes Heiligthum, und eine englische Familie bildet in allen ihren Theilen ein so kompaktes Ganze, wie die siamesischen Zwillinge. — Die Unabhängigkeit und ungestörte Stille ihrer Häuslichkeit zu wahren, ist bei den Engländern das Motiv, das Ziel ihres Handelns, ihrer Welt-

herrschaft, und bildet die felsenfeste Basis in ihrem so hoch entwickelten Volksleben. — In diesem häuslichen Kreise schalten die englischen Frauen mit liebevollster Sorgfalt, um dem Manne das Home so angenehm wie möglich zu gestalten, und nichts ist zarter, nichts inniger und auf Natur uud Gefühl besser basirt, als die Werbungen und der Umgang der Geschlechter. — Daher thut der Engländer auch Alles, um sich eine möglichst comfortable Homestätte zu schaffen, und ein Mädchen aus besseren Kreisen wird in den seltensten Fällen heirathen, wenn nicht der Mann, der um ihre Hand wirbt, ihr ein wohleingerichtetes Einfamilienhaus zu bieten vermag. — Ist der Engländer reich, so kauft er sich eine Besitzung und baut ein Schloss, ist er vermögend, so spart er nichts an seinem Hause. Es ist dann ringsum mit Blumen umgeben, während das Innere Tafel- und Schnitzwerk, Vorhänge, Gemälde, gute Möbeln etc. zieren; ja, sein Haus zu schmücken und zu verbessern ist eine Leidenschaft des Engländers, die alle anderen überlebt. Hierher bringt er alles kostbare und seltene, und bei der nationalen Neigung auf demselben Flecke Generationen lang fest zu sitzen, wird es dann mit der Zeit ein Museum von Erbstücken, Gaben und Trophäen der Abenteuer und Thaten der Familie. Auch hat der Engländer eine grosse Vorliebe für Silbergeschirr, und wenn er keine Gemäldegallerie seiner Ahnen aufweisen kann, so besitzt er doch Punschbowlen und Suppenschüsseln; in guten Häusern findet man überdies unglaubliche Vorräthe von Geschirr, und selbst die Aermsten haben einen Löffel oder eine Saucepfanne, das Geschenk einer Pathe, aus besseren Zeiten herüber gerettet. — Ein jedes Haus einer besseren englischen Familie ist daher, wie gesagt ein Schmuckkasten, und mit einem, so weit es die Mittel erlauben, ganz unbeschreiblichen Comfort ausgestattet; ganz besonders viel wird aber auf die Ausschmückung des „Parlours“ verwendet, der zum Empfang der Besuche und als

geselliger Versammlungsort der Familie dient. Auch fehlt selten in einem besseren Hause das sogenannte „Bibliothekzimmer“ mit den grossen Bücherschränken, das auch zugleich als Arbeits- und häusliches Geschäftszimmer des Hausherrn dient.

Einer der behaglichsten Momente des englischen Familienlebens ist das Frühstück, zu dem sich die ganze Familie von Kopf bis zu Fuss in höchst anständiger, blendend reiner Morgentoilette vereint, denn eine Engländerin, selbst der besseren Arbeiterklasse, wird nie, wie es in anderen Ländern selbst in guten Familien vorkommt, halbgekämmt oder liederlich angezogen zum Frühstück erscheinen oder sich in diesem Zustande vor anderen Leuten sehen lassen! Bei diesem Frühstück, welches übrigens sehr kompakt ist, um 9 oder 10 Uhr Vormittag eingenommen wird und aus Fleisch, Eier und verschiedenen „Cakes“ besteht, bereitet die Hausfrau eigenhändig den Thee und sorgt dafür, dass der Tisch so einladend und geschmackvoll wie möglich gedeckt ist. — Nach dem Frühstück verlassen die erwachsenen männlichen Mitglieder der Familie gewöhnlich das Haus und alles geht seinen Geschäften nach. — Der Haushalt wird mit bewunderungswerth strenger Wirthschaftlichkeit und fast peinlicher Ordnung und Sauberkeit geführt; ein toller Aufwand kommt im allgemeinen bei den Engländern nicht vor; wenn sie nicht bezahlen können, kaufen sie nicht, denn sie rechnen keineswegs auf besseres Glück im nächsten Jahre, wie die Leute in anderen Ländern, sondern sagen ohne Scham: ich kann es nicht erschwingen!

Das Mittagmahl wird spät, gewöhnlich um die 6. oder 7. Stunde eingenommen und die Männer, welche tagsüber ausser dem Hause ihren Geschäften nachgehen, kommen bis zu dieser Zeit nicht nach Hause, sondern nehmen Mittag ihr „Lunch“ in einem öffentlichen Local oder einem Club ein. Daher

wird denn auch das Mittagmahl stets mit einer gewissen Feierlichkeit eingenommen, alle Familienmitglieder machen dazu, ob sie nun Gäste haben oder nicht, eigens auf das sorgfältigste Toilette und es währt immer ein paar Stunden, bis man den Speisetisch verlässt. — Nach englischer Sitte, die schon viele Jahrhunderte besteht, glaubt man einen Fremden ganz besonders dadurch zu ehren, dass man ihn zu Tische ladet! Die Ankunft der Gäste wird innerhalb einer viertel Stunde nach oder vor der durch die Einladungskarte bestimmten Zeit erwartet und nur ganz besondere Umstände entschuldigen das später oder garnicht kommen. — Bei diesen Mittagessen sitzt die Gesellschaft ein oder zwei Stunden, bevor die Damen den Tisch verlassen. Dann bleiben aber noch die Herren eine weitere Stunde bei ihrem Weine sitzen und gehen dann erst in das Wohnzimmer zu den Damen, um Thee zu trinken. Dieses förmliche Mittagessen erzeugt ein Talent zur Tischunterhaltung, das oft eine hohe Vollendung erreicht; hierher bringt man alle möglichen Projecte, Dies und Jenes aus dem Gebiete der populären Wissenschaft, der praktischen Erfindung, sinnreiche Einfälle, politische, literarische und persönliche Neuigkeiten, Eisenbahnen, Pferde, Diamanten, Ackerbau, Gartenbau, Fischzucht und Wein. — Die bei solchen Gelegenheiten von ihren witzigen Köpfen erzählten englischen Geschichtchen, bon mots etc., stehen dem Besten, was die Franzosen in dieser Richtung produciren, in Nichts nach, doch sind diese Mittagsessen sehr häufig für einen Ausländer auch wieder ganz entsetzlich langweilig und er fühlt sich förmlich wie von einem schweren Alp erlöst, wenn die Abschiedsstunde schlägt.

Etwas ganz eigenartiges in England ist das, wie in keinem anderen Lande der Welt so hoch entwickelte „Clubleben“, welches in allen Schichten der Bevölkerung immer mehr Anhänger gewinnt. Dieses Clubwesen konnte sich aber auch nur in England in solchem Masse entfalten, denn es bedarf zu seinem

Gedeihen, ausser der Geselligkeitsliebe, die ja auch in anderen Ländern zu finden ist, tief eingewurzelte freiheitliche Einrichtungen. — Das gegenwärtige englische Clubwesen verdankt sein Entstehen einigen britischen Offizieren, die 1822 den „United service Club“ gründeten, um mit ihrer kleinen Pension besser und angenehmer leben zu können. Da ihre Schöpfung allgemeinen Anklang fand und immer mehr neue Mitglieder zuströmten, waren sie schon nach 6 Jahren in der Lage ein eigenes Clubgebäude zu errichten. Mit diesem begann dann im Jahre 1828 die Reihe der „Pall-Mall.“ Ja, der Erfolg war so enorm, dass bald ein förmliches Clubfieber eintrat und in kurzer Zeit nicht nur sämmtliche höheren Zweige der Armee, sondern auch die besseren Stände der Bevölkerung Clubs in „Pall-Mall“ errichteten. So entstand der „United University Club“, der „Oxford und Cambridge Universities Club“, der „Law Club“, der „Garrick-“, der „Savage Club“, der besonders berühmte und vornehme „Athenaeum Club“ u. s. w., von denen wir in einem späteren Abschnitt eingehender sprechen werden.

Die modernen Clubhäuser Londons imponiren durch ihre Grösse sowie architektonische Schönheit und überraschen durch die Eleganz und Pracht ihrer inneren Einrichtung. — In der Vorhalle wird der Besucher von einem Portier und seinem Gehilfen in schwarzem Frack und weisser Kravatte empfangen, welche die Aufgabe haben, Niemanden zuzulassen, dessen Name nicht im Mitgliederbuch steht oder der nicht von einem Mitgliede als Gast eingeführt wird. Doch haben Gäste gewöhnlich das Recht, den Club eine Woche hindurch zu benutzen. — Ueberbringer von Botschaften erwarten die Antwort in einem Empfangszimmer. — Der Vorsaal ist in allen grösseren Clubs prachtvoll ausgestattet; Ahorn- oder Mahagoni-Thüren führen in die verschiedenen Parterreräume, wie „Vormittagszimmer“, Garderobe, Lesezimmer, Speisesäle; überall sieht man riesige Spiegel, hübsche Gemälde, mit Guirlanden und Karniessen ge-

schmückte Plafonds, die schönsten Kronleuchter und die theuersten Möbel. Zu den zwei oder drei oberen Stockwerken führt in der Regel eine sehr elegante Treppe. In der ersten Etage befindet sich der Salon, die Bibliothek, das Rauch- und Whistspielzimmer. Letzteres ist jedoch meistens klein, um die Zahl der Spieler zu beschränken, und das Rauchzimmer hat eine viel weniger schöne Ausstattung als alle übrigen Gemächer. Eine beinahe übertriebene Pracht findet man jedoch in den Salons, die den Glanzpunkt des ganzen Hauses bilden; ebenso sind die, höchst umfangreiche und kostbare Büchersammlungen enthaltenden Bibliotheksäle mit grossem Luxus ausgeschmückt. Im dritten Stockwerk endlich befinden sich die Wohnungen der Beamten und Diener der Clubs. — Da mehrere Clubs, „Reform-Club“ und der „Hanover-Square“, ihren unverheiratheten Mitgliedern für mässige Preise auch Wohnung bieten, so befinden sich zu diesem Zwecke im dritten und vierten Stockwerk eine Anzahl elegant möblirte Zimmer. Auch findet man in allen besseren Clubhäusern Badezimmer oder doch wenigstens Wasch- und Toilettezimmer. — Eine hervorragende Rolle in allen Clubs spielt natürlich die Küche, die sich durch blendende Reinlichkeit und vorzügliche Einrichtung stets auszeichnet. — Diese Clubs haben im Souterrain auch Apparate, um das Wasser in die höheren Stockwerke zu pumpen, die Wärme zu vertheilen und die verschiedenen Räume im Nothfalle mit kühler Luft zu versehen. — Von gewaltiger Ausdehnung sind die Speisesäle, ja, der des „Cercle des nations“ enthält sogar einen Tisch, an dem „dreihundert“ Personen Platz haben. Wünscht aber ein Mitglied mit einem Gast allein zu speisen, dann kann er eins der kleineren Speisezimmer benutzen. — Mit welch' enormem Luxus die vornehmsten Londoner Clubs eingerichtet sind, kann man am besten daraus ersehen, dass z. B. das Haus des „Athenaeum - Clubs“ 35,000 Pfund Sterling gekostet hat, während für die Möblirung 5000 Pfund, für die Wäsche 2500 Pfund ausgegeben wurden und im Keller beständig Weine im Werthe von 3500 und 4000 Pfund

Sterling liegen. Ja, das Gebäude und die Einrichtung des „Reform-Clubs" kosteten sogar 80.000 Pfund; dieser Club verwendet allein für Heizung und Beleuchtung jährlich 2000 Pfund, für Schreibrequisiten 250 Pfund, für Weine und andere Getränke 2000 Pfund und für Eis 100 Pfund Sterling.

Diese Clubs sind nicht wie die „Subskriptionsclubs", das Eigenthum einzelner Personen und die Clubmitglieder keine Abonnenten eines Unternehmens, sondern ihre eigenen Hausherren. Wer als Mitglied aufgenommen ist und die zwischen 20 und 40 Pfund variirende Eintrittsgebühr, sowie den 5 bis 10 Pfund betragenden Jahresbeitrag entrichtet, kann den Club nach Belieben zum Speisen, Spielen, Lesen, Plaudern, Schreiben, auch zum Schlafen benutzen. Er ist, mit einem Worte, zu Hause, findet hier täglich eine auserlesene, ihm sympathische Gesellschaft, verfügt über ein Heer von Lakaien, Pagen, Kellnern, Köchen und anderen Bediensteten, als wären sie bei ihm allein im Dienste, und kann mit Recht von seinen Salons, seiner Bibliothek, seinen Gallerien, Speise- und Badezimmern sprechen. Da er alle Annehmlichkeiten eines luxuriösen Lebens geniesst, kann er in der süssen Illusion schwelgen, ein Krösus zu sein; dabei hat er den nicht zu unterschätzenden Vortheil, sich all' dieser Genüsse zu erfreuen, ohne sich überhaupt um die Führung des ganzen Hauswesens bekümmern zu müssen, denn die Verwaltung der Clubangelegenheiten besorgt, entsprechend dem hier herrschenden Princip der Autonomie, ein aus 30 bis 40 Mitgliedern bestehendes „Comité" und dieses wählt wieder aus seiner Mitte einen aus 3 bis 8 Mitgliedern zusammengesetzten „Executiv-Ausschuss", der wöchentlich einmal zur Regelung der Finanz-Angelegenheiten zusammentritt, mit den Lieferanten unterhandelt, die Dienerschaft anstellt oder entlässt und die Berechtigung etwaiger Beschwerden der Clubmitglieder untersucht. — Das Plenum des Comités verfasst jährlich einen Bericht über seine Thätigkeit, der dann gedruckt in die Hände

der Mitglieder gelangt. — Dem Executiv-Ausschuss stehen verschiedene Subcomités zur Seite, wie z. B. ein Wein-, ein Buch- ein Billard-Ausschuss u. s. w. Den schriftlichen Verkehr des Clubs und seiner Ausschüsse mit der Aussenwelt besorgt ein Sekretär, und als Chef der Küche und Bedienung fungirt ein „Haushofmeister". — Die Mitglieder bekommen nicht nur die besten Speisen und Getränke, die vortrefflichsten Diners zum möglichst günstigsten Kostenpreise, weil der Club alles im Grossen einkauft, sondern finden hier auch alle mögliche Gelegenheit zur geistigen Anregung und Belehrung; so giebt z. B. der „Athenaeum-Club" alljährlich für Zeitungen und Revuen 600, der Reformclub 400 Pfund Sterling aus; die Bibliothek des Athenaeum enthält über 60.000 Bände und jährlich werden neue Bücher, Karten und Stiche im Werthe von 500 Pfund Sterling angekauft.

Bei allen diesen Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche die Clubs bieten, darf es daher kein Wunder nehmen, dass sich in England ein eigener Typ von Enthusiasten, nämlich die „Clubmen", zu deutsch „Clubfexen", herausgebildet hat. Für einen solchen Clubman ist der Pall-Mall das wahre Paradies, der Clubpalast sein Haus, sein Nest, seine Gesellschaft. Schläft er dort nicht, so kommt er doch wenigstens um neun Uhr morgens hin und verlässt es erst nach Mitternacht. Dort empfängt und schreibt er seine Briefe, liest Zeitungen, macht Toilette, durchwandert alle Säle und setzt sich in alle Fensternischen. Für das geringste Detail aller Clubangelegenheiten interessirt er sich; er kennt kein anderes gutes Diner oder Dejeuner, als dasjenige, welches er in seinem Club an seinem Platz einnimmt und er weiss die Titel aller Bücher der Clubbibliothek auswendig.

Natürlich hat das Clubwesen, wie eben alles auf Erden, auch seine Schattenseiten, denn es lockert in mancher Beziehung die Familienbande, untergräbt den Sinn für das Familienleben und hält die Männer vom Umgang mit dem weiblichen Geschlecht fern; daher haben auch die englischen Damen dieser

ihnen geheimnissvoll erscheinenden Einrichtung ganz offen den Krieg erklärt. Doch nicht ganz mit Recht, denn sie vergessen dabei vollkommen, dass die Männer, die in den Club gehen, auch nicht zu Hause bleiben würden, wenn es keine Clubs gäbe, und dass es jedenfalls besser ist, sie verbringen dort ihre dem Vergnügen ausser dem Hause gewidmete Zeit, als in Restaurants, Kafés, Spielhöllen oder an anderen, nicht näher zu bezeichnenden Orten, und dass die Liebe des Engländers für sein Home viel zu tief in ihm eingewurzelt ist, als dass er durch das Clubwesen seinen häuslichen Herd vergessen könnte.

Da es keineswegs so leicht ist, in einem Club als Mitglied aufgenommen zu werden, denn in manchen Clubs wird der Candidat zurückgewiesen, wenn ihn ein Zehntel oder sogar nur ein Einziger sämmtlicher Mitglieder bei der Abstimmung verwirft, so hat das moderne englische Clubwesen auch noch nebst den Clubfexen einen anderen originellen Typ, die „Polyclubbisten“ geschaffen, nämlich Leute, die darauf ausgehen, mehreren oder vielen Clubs anzugehören, weil sie sich einbilden, nach der Anzahl der Abstimmungen, die zu ihren Gunsten ausgefallen, ihre sociale Wichtigkeit bemessen zu können. Derartige Personen sind aber auch in der Regel nichtsnutzige Müssiggänger, die von Club zu Club gehen und denen man auf den ersten Blick ansieht, wie sehr sie sich langweilen.

Wir wir schon vorher angedeutet haben, herrscht im englischen Volk ein alle Stände durchdringender Sinn für männliche Uebung der Kräfte, für die erheiternde und stärkende Wirkung nationaler Spiele, „sports and games“, in denen Kraft und Geist des Volkes sich äussert. — Die Formen und Regeln dieser nationalen Gymnastik haben sich ohne Einfluss des Staates vollkommen zwanglos aus dem praktischen Bedürfniss der Nation entwickelt und bestehen in naturwüchsiger Unabhängigkeit nebeneinander. — Heutzutage versteht man unter dem gemeinsamen Namen „English

sports and games“ hauptsächlich die Jagd in allen ihren Zweigen, das Wettrennen, das Regattiren und Yachtfahren, eine Anzahl Ballspiele, wie Cricket etc., das Boxen und Ringen und das Bogenschiessen. Die meisten dieser Spiele wurden seit alten Zeiten in England betrieben, ihre Hauptblüthe datirt jedoch erst vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, nachdem die Epoche der revolutionären Bewegung zu einem die Freiheit der Nation auf immer sichernden Abschlusse gelangt war. — Das Ballspiel genoss in England schon in alter Zeit ein sehr hohes Ansehen und den Namen „Pallmall“ trägt noch heute eine der fashionablesten Strassen Londons, sowie das berühmte Lokal der grossen Clubs, zum Andenken an die Thatsache, dass Karl II. mit seinen Lords sich dort öfter mit dem während seiner Verbannung in Frankreich erlernten gleichnamigen Ballspiel ergötzte. — Im „Golf“ oder nach schottischer Benennung „Golfine“, ragten Karl I. und Jacob II. hervor. Dieser hohen Gunst ist es denn auch wahrscheinlich zuzuschreiben. dass in Edinburgh der sogenannte „Golfclub“ gestiftet wurde, dessen Mitglieder noch heutzutage zu bestimmten Zeiten in ihrem alten Kostüm, in rothen Röcken mit grünen Aufschlägen und vergoldeten Knöpfen, weissen Hosen, eine Medaille mit der Distel, der nationalen Blume Schottlands, auf der linken Brust auf einer Wiese zwischen Edinburgh und Leith zusammen kommen, um der alten Kunst des Golfspieles, d. h. den mit dem Schläger fortgetriebenen Ball in eine Anzahl zu diesem Zwecke ausgehöhlter Löcher zu werfen, obzuliegen. Das „Racket“ wird in hohen, von oben erleuchteten Hallen der „Racket-Courts“ gespielt und unterscheidet sich von dem gleichfalls unter Dach und Fach stattfindenden „Tennis“ vor allem dadurch, dass der Ball, statt mit der Hand, mit einem Schläger „Racket“ geworfen wird. Uebrigens sind auch bei dem Racket zwei Parteien thätig; die eine Partei wirft den Ball gegen die Wand, die andere schleudert ihn beim Zurückspringen, bevor er den Boden erreicht, mit dem Racket wieder zurück,

dabei sucht man dem Balle eine Richtung zu geben welche das Zurückwerfen erschwert oder unmöglich macht. Das Racket machte lange Zeit dem Tennis den Rang streitig, und „Racket-Courts“ sind noch jetzt in England keine Seltenheiten; doch kann man das Spiel, weil es sich auf geschlossene Räume beschränkt, nicht zu den eigentlich populären rechnen. Es ist im Gegensatz zu den übrigen Ballspielen hauptsächlich ein Spiel der Gefangenen, d. h. derjenigen, die durch Ungunst des Wetters oder der Verhältnisse an's Haus gefesselt sind, und schon während des vorigen Jahrhunderts pflegten die Insassen des „Queensbench Prison“ und anderer Londoner Civilgefängnisse sich in den ihnen zur Promenade geöffneten Höfen die Langeweil ihrer Haft durch Racketspiel zu verkürzen. — Aber so allgemein die Wurf- und Ballspiele auch in den vorhergehenden Jahrhunderten waren und nicht nur von den Königen und der ganzen Aristokratie, sondern auch vom niederen Volke wegen ihrer Billigkeit gespielt wurden, so gab es doch bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts keine Ballspielart, die man vor allen anderen als vorzugsweise national hätte bezeichnen können. Eine solche im wahrhaften Sinne nationale Bedeutung gewann erst das weltberühmte, über die ganze angelsächsische Erde, in Europa, Asien, Africa und Australien verbreitete, das gesammte angelsächsische Volksthum umfassende und verbindende „Cricket“ mit dem, in Bezug auf enorme Verbreitung, Popularität und national belebenden Einfluss, kein Volksspiel alter oder neuer Zeit verglichen werden kann.

Das Cricket erfreut sich in England solcher Beliebtheit, dass der angehende Schulknabe nicht zufrieden ist, ehe er seinen Schläger und Ball hat, dass die arbeitende und studirende Jugend und das reifende Mannesalter im Cricketspiel Erholung und Genuss finden, dass noch der Greis, nachdem er ungerne der eigenen Theilnahme entsagt, sich erfrischt fühlt durch die Anschauung des Spiels. — Es ist wohl auch kein Volksspiel in höherem Grade demokratisch als das Cricket, denn jede Alters

stufe und alle Gesellschaftsklassen begegnen sich in ungezwungenem Verkehr auf der grünen Rasenfläche des Cricketfeldes. Das Cricketspiel hat eine reichhaltige Geschichte und Literatur, ja es wurden gründliche Forschungen unternommen, um seinen Ursprung aufzuklären, seine Vergangenheit mit seinem gegenwärtigen Bestehen in lebendigen Zusammenhang zu setzen. Die Ansichten über den Ursprung des Crickets sind ausserordentlich verschieden, doch ist man darüber einig, dass zahlreiche verwandte Ballspiele zu seinem Entstehen beigetragen haben und dass das Spiel, nachdem es zu einer selbständigen Existenz gelangt war, eine Reihe von Wandlungen durchmachte, bevor es sich zu seiner gegenwärtigen Gestalt entwickelte. Ausserdem weiss man aus genauen Studien, dass das Cricket schon Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein bekanntes, ja sogar ein fashionables Spiel war, man ist sich aber noch immer nicht völlig darüber klar, wie es damals gespielt wurde und welche Regeln dabei massgebend waren.

Einen grossen Fortschritt machte das Cricketspiel 1774, denn in diesem Jahre vereinigten sich die fashionablen Patrone desselben, um die Zustände des Cricketspiels zu berathen und allgemeine praktische Regeln für dasselbe festzustellen. Dieses „erste“ Cricketparlament hielt seine Zusammenkünfte im „Star and Garter“, einem Wirthshause in Pall-Mall in London, und die dabei aufgestellten Grundgesetze des Cricket, welche ihrer Hauptsache nach noch heute Geltung haben, bestanden darin, dass man die schon lange gebräuchliche Anzahl der Spieler, elf auf jeder Seite, beibehielt, die früher üblichen, zaunartigen Wickets, durch zwei runde, 22 Zoll hohe und je 6 Zoll von einander entfernte Stäbe ersetzte, und 11—12 Loth als Gewicht des Balles bestimmte. — Fünfundzwanzig Jahre später, 1799, konstituirte sich das genannte, durch neue Mitglieder vermehrte Comité als „White Conduit Club“ und miethete einen Cricketplatz in „White Conduit-fields“ in der Gegend des gegenwärtigen, von Regentstreet durchschnittenen Centraldistricts

von London. Ein Jahr später errichtete einer der Beamten des Clubs, Namens Lord, einen neuen Cricketplatz in der Nähe des heutigen Dorsetsquare und unter dem Patronat des „White Conduit Clubs" entstand dort der „Marylebone Club", welcher zu verschiedenen Zeiten die Gesetzgebung seiner Vorgänger erweiterte und vollendete und seitdem von der gesammten cricketspielenden Welt aller Erdtheile als höchste gesetzgebende und richterliche Autorität in Sachen des Cricketspiels anerkannt wird. Die zunehmende Vergrösserung Londons veranlasste schliesslich diesen Club, sein Local weiter nordwestlich in die Vorstadt „St. Johns Wood" zu verlegen, wo es seitdem unter dem Namen „Lord Cricket Ground", als eine der grossen socialen Institutionen der Metropole besteht und das Vorbild unzähliger, nach demselben Plane errichteten Clubs bildete. Bald nachher machte das fabelhafte Anwachsen Londons die Anlage eines zweiten Centralrendezvous für Cricketspieler nothwendig, was zur Eröffnung des Cricketgrounds von „Kennington Oval" am südwestlichen Ende der Stadt führte. — Nachdem sich nunmehr das Cricketspiel in London eingebürgert hatte, verbreitete es sich rasch aus den südlichen Grafschaften nach Norden in die schottischen Hochlande, sowie nach Westen über den irischen Canal, und das Beispiel der Hauptstadt, die wandernden Cricketspieler, sowie noch manche andere Ursachen trugen dazu bei, ihm jene nationale Ausbildung und Bedeutung zu schaffen, die es gegenwärtig in einem Grade besitzt, wie kein anderes Volksspiel früherer Jahrhunderte. — Obwohl Lebensweise, Sitte und Bildung die Bevölkerung Englands, Schottlands und Irlands in mancher Beziehung schroff von einander trennen, so haben sie doch alle die gleiche Liebe zum Cricketspiel, und man wird in diesen vereinigten Königreichen wohl keine Stadt, kein Dorf, kein Lager, keine Schule oder überhaupt irgend eine Gemeinschaft finden, wo es nicht die erwählte Elfzahl der Cricketspieler, einen Uebungsplatz und periodische Wettkämpfe

mit anderen Cricketgesellschaften giebt. — Im Cricket wetteifern die königlichen Prinzen, bekämpfen sich die rivalisirenden Mitglieder des Ober- und Unterhauses, die Anhänger der Regierung und die Vorkämpfer der Opposition, Oxford und Cambridge, Südengland und Nordengland, England und Australien etc. Cricketplätze sind auf Befehl der Regierung bei allen Kasernen angelegt worden und Infanterie, Cavallerie und Artillerie schicken ihre erwählten Elfe gegen einander auf den Cricketground. Ja, sogar auf allen Schiffen der englischen Marine finden wir Ball und Schläger und in den fernsten Kolonien Grossbritanniens spielen die englischen Ansiedler ihr Cricket und verschaffen ihm eine immer grössere Verbreitung.

Die Gesammtzahl der Regeln des Cricketspiels, wie sie vom Marylebone-Club aufgestellt wurden, beträgt 42. — Jeder muss natürlich alle diese verschiedenen Punkte auf das allergenaueste kennen. Als Spielplatz dient wie gesagt ein Rasengrund, der meist von einer bunten Menge Zuschauer der verschiedensten Stände zu Fuss, zu Wagen und zu Pferd umringt ist. Längs der einen Hauptfront steht eine Zeltreihe zum Umkleiden und zur Restauration der Spieler, oder schattige mit Stühlen und Bänken versehene Tribünen für weibliche Zuschauer. – Gewöhnlich wird das Spiel um 11 oder 12 Vormittag begonnen, d. h. die beiden erwählten „Elfe", im leichten Cricketcostüm, bestehend aus wollenen Hosen und Hemden, die bunte Mütze auf dem Kopfe, erscheinen jede in Begleitung eines Schiedsrichters „Umpire" mit Schläger, Ball und Wickets auf den Rasengrund. Die Cheers und Hurrahs der versammelten Menge schallen ihnen entgegen; hierauf beginnen sie ihr erstes Geschäft, nämlich die Abgrenzung des zum Spielraum der Parteien bestimmten Kampfplatzes. Dies geschieht durch Aufstellung bunter Fähnchen an den Endpunkten eines Raumes von etwa dreihundert □ Fuss, den die Zuschauer während des Spiels nicht betreten dürfen. In der Mitte der auf diese Art abgegrenzten Arena begeben sich dann die „Schiedsrichter"

zum Aufpflanzen der „Wickets", rundlicher, einen Zoll Durchmesser habender Pfähle, die man zu je drei, in einer geraden Entfernung von 22 Yards = 66 Fuss von einander, in einer Höhe von 27 Zoll über dem Rasen und mit einem Zwischenraum von je 3 Zoll, in den Boden schlägt. Die Bestimmungen über die Ausführung dieser Operationen gehören zu den Grundgesetzen des Cricketcodex und müssen in allen Details auf's genaueste beobachtet werden. — Oben auf die Wicket-Pfähle lägt man sodann die „Bails", zwei rundliche Stäbchen von je vier Zoll Länge, die bei der leisesten Berührung von den Pfählen herabfallen. Sind die Pfähle endlich aufgestellt, dann markiren die Schiedsrichter 4 Fuss hinter denselben eine 6 Fuss 8 Zoll lange Linie im Rasen, die „Borling-Crease", und eine andere, eben so lange, diese im rechten Winkel schneidende, die „Return-Crease". Beide Linien sind bestimmt, dem Ballwerfer „Borler", als Grenzen zu dienen, und es besteht die Regel, dass, wenn er den Ball mit einer Vorwärtsbewegung wirft, sein eigener Fuss vor dem anderen hinter der Return-Crease steht; geschieht das nicht, so wird der Ball als „no ball", kein Ball, angesehen. Um dem Schläger „Batsman" oder ‚Striker" seine Grenze anzuweisen, markirt man parallel mit den Wickets, und vier Fuss vor denselben eine Linie, die „Popping-Crease", welche der Schläger nicht überschreiten darf, so lange der Ball im Spiele ist, weil sonst der Pfahlhüter, „Wicket-Keeper", eine wichtige Persönlichkeit, das Recht hat, das Wicket mit dem Ball umzuwerfen. — Da man nur erfahrene Cricketspieler zu Schiedsrichtern wählt, so sind alle diese Vorbereitungen schnell getroffen. — Jetzt handelt es sich nur noch darum, in welcher Ordnung die beiden Elfe das Spiel beginnen sollen und dies entscheidet, wie bei allen gymnastischen Wettkämpfen in England, das sogenannte „toss up", d. h. das Aufwerfen eines Geldstücks, durch den Schiedsrichter. Diejenige Partei, deren Geldstück beim Niederfallen die rechte Seite zeigt, beginnt das Spiel und hat die Wahl,

ob sie mit dem Schläger oder mit dem Ball beginnen will. Gewöhnlich entscheidet sie sich für das erstere, und zwei von ihren „Batsmen" stellen sich sofort mit den Schlägern vor die beiden Wickets, damit beginnt die erste Hälfte ihres Spiels, oder das erste „Innings", der Gegenpartei hingegen fällt das Spiel mit dem Ball zu. Sie stellt daher den beiden Schlägern zwei Ballwerfer genenüber und vertheilt dann ihre übrigen Mitglieder, welche sämmtlich die Aufgabe haben, den nach allen Richtungen fliegenden Ball so schnell wie möglich in die Hände des Ballwerfers zurückzubringen, folgendermassen: Unmittelbar hinter das Wicket tritt der „Wicket-Keeper", dessen Geschicklichkeit im Fangen des von dem Werfer geschleuderten Balls von grosser Bedeutung ist. In seiner Nähe zur Linken, dem „Batsman" diagonal gegenüber, steht der „Shortslip" zur Rechten, in etwas weiterer Entfernung, der „Middle-wicket"; 20 Fuss von der Popping-Crease, dem Batsman gegenüber, der „Point"; in einer Linie mit dem Batsman, zwischen „Point" und „Shortslip"; aber weiter in's Feld hinaus, der „Longslip"; hinter dem Batsman, 48 Fuss von der Popping-Crease der „Leg" oder „Hip"; in weiterer Entfernung hinter dem Wicket-Keeper, der „Long-Stop"; rechts zwischen dem Middle-wicket und dem Borler, jedoch weiter entfernt, der „erste Longfield"; und links, auf der andern Seite des Borlers, am äussersten Ende der Arena, der „zweite Longfield".

Die Spielkunst der Schläger besteht darin, theils die Wickets gegen den von den Borlers geworfenen Ball zu vertheidigen, theils den Ball mit dem Schläger zu treffen und so weit als möglich in's Feld hinaus zu treiben. Die Kunst der Borlers und ihrer systematisch über das Feld vertheilten Genossen hingegen, theils die Wickets mit dem Ball niederzuwerfen, theils durch geschicktes Fangen und Werfen des getroffenen Balles die Batsmen so viel als möglich zu verhindern, ihre Plätze durch Laufen zwischen den Wickets zu wechseln. Daher müssen die beiderseitigen Spieler im hohen Grade ein scharfes Auge

kräftige Arme und schnelle Füsse besitzen. Je häufiger und je stärker die Batsmen die Bälle treffen, um so günstiger sind die Chancen, um so höher steigt die Zahl ihrer Läufe zwischen den Wickets; je sicherer, kräftiger und flinker aber die Borlers den Ball gegen die Wickets schleudern, je mehr Wickets fallen und je geschickter die über das Feld vertheilte Mannschaft den getroffenen Ball durch Laufen, Fangen und Werfen in die Hände des Borlers gelangen lässt, desto erfolgreicher wird der Sieg der Gegenpartei verhindert. — Jeder Lauf zwischen den Wickets zählt für die Partei der Batsmen, jedes fallende Wicket für die der Borlers. Nachdem endlich alle Vorbereitungen beendet sind und die beiden Parteien kampfbereit einander gegenüber stehen, giebt der Batsman durch den Ausruf „Play“ das Zeichen zum Beginn des Spieles, welches mit dem ersten Ball, den einer der Borlers dem ihm gegenüber stehenden Batsman entgegentreibt, anfängt. — Die Methode des Ballwerfens ist bei der grossen wissenschaftlichen Ausbildung des Spieles von bedeutender Wichtigkeit. Er soll weder mit der gewöhnlichen Bewegung des Werfens fortgetrieben, noch fortgeschnellt, sondern mit einer schwingenden Bewegung des Armes, ohne den Boden zu berühren, „gekegelt“ (borling) werden. Die Schiedsrichter überwachen die Beobachtung dieses Gesetzes, und sobald ein regelwidriges Werfen stattfindet, rufen sie „no ball“ oder „wide ball“, was die Batsmen zum Laufen zwischen den Wickets berechtigt. Ueberhaupt liegt es im Interesse der Batsmen, dass jenes Gesetz strenge gehalten wird, denn zu hoch geschnellte oder zu heftig geworfene Bälle erschweren nicht nur die Möglichkeit des Treffens mit dem Schläger, sondern bringen sogar den Batsman, der nur die unteren Extremitäten durch eine Art lederne Beinschienen, „pads“, und die Hände durch starke Lederhandschuhe geschützt hat, in ernstliche Gefahr, Lähmungen, Blendungen oder gar den Tod davon zu tragen. — Sowie das Ballwerfen anfängt, verfolgt alles mit grösster Spannung die Wirkung des ersten Balles

Wird das Wicket getroffen, dann ist der Batsman für das laufende „Inning“ aus dem Spiele „out“, ein anderes Mitglied seiner Partei nimmt den von ihm aufgegebenen Platz ein, und das Werfen des zweiten Borlers gegen das noch unberührte Wicket beginnt. Gelingt es dagegen dem Batsman, den Ball vorwärts zu treiben, so eröffnet er nebst seinen ihm gegenüberstehenden Genossen die „runs“, Läufe, seiner Partei. — Damit keine Missverständnisse vorkommen, wird von den Schiedsrichtern auf einer grossen, vor dem Hauptzelt errichteten Tafel jedes fallende Wicket, jeder erfolgreiche Lauf sogleich aufnotirt. Der Batsman hat während des Laufens die Entfernung des von ihm fortgetriebenen Balles ganz besonders im Auge zu behalten, denn Points, Shortslips, Middlewickets, Long-stops, Longfields, Borlers, mit einem Worte die gesammte Gegenpartei sind auf der Hut, und gelingt es ihnen durch rasches Laufen oder geschicktes Werfen den Ball zwischen die Wickets zurückzubringen, ehe der Batsman auf seinen Posten hinter der Popping-Crease zurückgekehrt ist, so hat auch dies seine Entfernung aus dem Spiele und einen entsprechenden Verlust seiner Partei an Spielkräften zur Folge. — Die Länge jedes „Innings“, sowie die entsprechende Zahl der Läufe, hängt daher wesentlich von der Geschicklichkeit des Batsman ab, seine Stelle an den Wickets zu behaupten. Ist er durch ein fallendes Wicket oder durch einen falschen Lauf aus dem Spiele, dann darf er in der ersten Hälfte der Partie nicht mehr mitspielen, und seine Partei schickt ein anderes ihrer elf Mitglieder an seine Stelle u. s. w., bis mit der Niederlage des elften Batsman das „Inning“ sein Ende erreicht. Die „Overs“ deren Zahl ebenfalls durch die Länge des Spiels bestimmt wird, bilden Abschnitte innerhalb der Innings, u. z. tritt ein solches jedesmal nach dem Werfen von vier Bällen ein. Sie werden dadurch markirt, dass der Schiedsrichter „over“! ruft, worauf die Spieler ihre Plätze nach der gegenüber liegenden Seite des Feldes wechseln. — Ist das „Inning“ beendet, dann tritt eine

Pause von etwa zehn Minuten ein; das Zeichen zum Wiederbeginn des Spieles giebt der Schiedsrichter durch den Ruf „Play“! worauf das erste Inning der Gegenpartei beginnt. Die Rollen sind jetzt gewechselt, die zweiten Elfe schicken ihre Batsmen vor die Wickets, während die ersten in der früher beschriebenen Ordnung sich als Borlers, Wicket-Keepers, Shortslip, Middlewicket u. s. w. über das Feld vertheilen. Es kommen mithin dieselben Chancen des Spieles abwechselnd beiden Parteien zu Gute, und beide haben Gelegenheit, sich unter ähnlichen Bedingungen auszuzeichnen. — Die meisten Cricketpartien werden in wenigen Stunden, im Laufe eines Nachmittags ausgespielt, ja manchmal geschieht es sogar, dass eine Partei nach einem einzigen Inning das Spiel verloren giebt. Stehen dagegen Spieler von Profession, oder Gesellschaften ausgezeichneter Amateurs einander gegenüber, bekämpfen z. B. die „All England-Eleven“ die minder berühmten „United-Eleven of England“; Surrey, Kent; der Norden, den Süden; die parlamentarische Linke, die Rechte; Oxford, Cambridge, so dauert die Entscheidung des Spieles wenigstens zwei, manchmal auch drei oder vier Tage, und die Läufe eines einzigen Innings steigen bis zu vier- und fünfhundert. Bei solchen Gelegenheiten werden dann Restaurationsbuden auf dem Cricketplatz, wo auch Militärmusiken spielen, für das Publikum erbaut, welches zahlreich herbeiströmt und, trotzdem das Spiel mehrere Tage dauert, Tag für Tag erscheint und mit gleicher Theilnahme wie zu Beginn dem Kampfe zusieht; ja, am letzten Spieltag versammelt sich sogar noch eine viel grössere Menschenmasse als am ersten. Auf den grossen Londoner Cricketgrounds St. Johns Wood und Kennington findet man bei solchen Gelegenheiten häufig mehr als 5000 Zuschauer aus allen Ständen. Noch in dem letzten Stadium des Kampfes langen fortwährend Wagen, Reiter und Fussgänger an, die Berichterstatter und selbst die Zeitungen fehlen nicht, die darüber dann gerade so lange ausführliche Mittheilungen in ihren Blättern bringen, als handele es sich um eine sehr wichtige Parlamentsdebatte.

Bei der ungeheuern Verbreitung des Cricket ist es jedoch selbstredend, dass auch die mannigfachsten Abweichungen von den soeben geschilderten, vom „Marylebone Club“ festgesetzten Spielregeln vorkommen. So finden wir z. B., wenn die Elfzahl der Spieler auf beiden Seiten nicht vollzählig ist, dass man Partien zu je fünfen oder sechsen arrangirt, oder dass eine geschickte Elfzahl einer weniger geübten gestattet, sich mit zwei oder mehreren überschüssigen Spielern zu verstärken, oder dass elf vortreffliche Spieler den Kampf gegen die Doppelzahl von zweiundzwanzig aufnehmen, oder schliesslich, dass sich eine Gesellschaft durch den Beistand eines oder mehrerer Professionsspieler verstärkt.

Jährlich werden, wie gesagt unzählige Crickets ausgefochten, ja selbst die Insassen der grossen Hospitäler, die Stelzfüsse von Chelsea und die einarmigen Marine-Invaliden von Greenwich machen alljährlich ihr Cricket. — Ja, ein seit vielen Jahren bestehender Club von Gentlemen, der sich wegen seiner nomadischen Tendenzen den Namen „I Zingari“ beigelegt, wandert kämpfend in allen Theilen des Landes umher, und die Gesellschaften professioneller Cricketspieler, wie die „United Eleven“ etc., reisen während der vier grossen Cricketmonate, von Mai bis September, tausende von Meilen, um ihren zahlreichen Verpflichtungen nachzukommen. Die Einladungen zu allen diesen Tournées gehen von den verschiedenen Cricketclubs aus, deren Mitgliedern es darum zu thun ist, ihre Geschicklichkeit durch den Kampf mit den besten Cricketspielern Englands nicht nur zu erproben, sondern auch bedeutend zu erhöhen und die gern bereit sind, die zur Honorirung der herumreisenden Professionsspieler erforderlichen Gelder zusammenzusteuern. — Doch diese Wanderungen der professionellen Cricketspieler beschränken sich nicht allein auf England, Irland und Schottland, sondern werden selbst hie und da auf weit entfernte Länder ausgedehnt. So kamen die „All England“ vor einigen Jahren einer Einladung der Cricketgesellschaften von Victoria und

New-Southwales nach und landeten in Australien, wo sie mit unendlicher Sympathie, grosser Auszeichnung und förmlicher Begeisterung von einer ungeheueren Menschenmenge empfangen wurden und in den verschiedenen Hauptstädten tagelang gegen die besten dortigen Cricketspieler kämpften.

Auch die Tradition des antiken Faustkampfes oder „Pugilismus“ hat sich bei den Engländern fortgepflanzt und das Boxen „boxing“, d. h. die Fertigkeit dem Gegner Stösse mit der Faust, hauptsächlich auf die Stirn, sowie den Unterleib beizubringen, und sich dabei selbst zu decken, ist noch heutzutage in England sehr im Schwunge, obwohl es nicht mehr das Ansehen geniesst wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts, wo die höchste Aristokratie und die ersten Würdenträger des Reiches die Boxwettkämpfe als äusserst beliebten Sport auf das eifrigste kultivirten. — Beachtenswerth ist es aber jedenfalls, dass dieses rohe Boxen im 18. Jahrhundert und gerade zu der Zeit entstand, als der philosophische Geist sich von England aus über den Kontinent zu verbreiten begann! Sämmtliche beim englischen Faustkampfe noch heute geltenden Gesetze und Regeln wuden von einem gewissen „Jac Broughton“ erfunden und am 10. August 1745 der englischen Sportswelt praktisch vorgeführt, um damit zum Theile den bisher üblichen Wettkampf mit dem Schwerte, der unter König Georg I. immer mehr in Misskredit gerieth, zu ersetzen. Dieser Jac Broughton war daher auch der erste, dem die allgemeinen Stimmen den seither von seinesgleichen eifrig erstrebten Titel „Champion of England“, Kämpe von England, zuerkannten, einen Titel, dessen Behauptung noch schwerer ist als seine Erwerbung, weil die Palme nach und nach jedem der Boxerhelden entschwindet. — Als Beweis, in welch' hohem Ansehen noch immer die Kunst des Boxens bei dem englischen Volke steht, mag die grosse Sorgfalt dienen, mit der es das Andenken seiner berühmten Boxer pflegt, denn als handele es sich um die wichtigsten historischen Facten, oder um die hervor-

ragendsten Siege von Heldenmuth und Seelengrösse, sammelt man die unbedeutendsten Einzelheiten, die sich auf die Geschichte dieser Faustkämpfer beziehen und bewahrt die Portraits der letzteren, als wären diese sehr wenig einnehmenden oder nichtssagenden, oft durch ihren thierischen Ausdruck abstossenden Physiognomien Spiegelbilder von seltener Geisteshoheit. – Ja, ein eigenes literarisches Werk mit dem Titel „Boxiana", Skizzen aus dem alten und neuen Faustkampfe, ist gewissermassen das goldene Buch der Kunst. Es schildert in seinen fünf starken Bänden auf das Eingehendste die Theorie und Praxis des Boxens und bietet dadurch eine Fülle von Kuriositäten. Doch genügt nicht allein, um ein vortrefflicher Boxer zu sein, die „Boxiana" bis in's kleinste Detail im Kopfe zu haben, sondern es ist auch unbedingt nothwendig, die Muskeln zuerst künstlich zu stählen und sie im richtigen Gleichgewicht zu erhalten. Beim Boxen muss die Körperschwere gleichmässig vertheilt werden, denn nur dann vermag der Kämpfer einer auf ihn einringenden Kraft Widerstand zu leisten; daher spielen die Regeln über die Stellung der Beine eine grosse Rolle. Das linke Bein muss etwas vor das rechte gestellt werden, weil man die linke Seite dem Gegner zukehrt. — Der linke Arm dient dem Boxer als Schild, um die Schläge zu pariren, während er sich mit dem rechten auslegt und losgeht. Am gefährlichsten sind die dicht unter dem Ohre, zwischen den Augenbrauen, und auf den Magen empfangenen Schläge, am schmerzhaftesten aber der auf dem Halse auftreffende, weil er die Gefässe berührt, die das Blut vom Herzen nach dem Kopfe führen. Derartige Schläge machen meist immer den Betroffenen bewusstlos und das Blut strömt ihm dann aus Nase und Ohren, Blutungen, die man in der englischen Boxersprache „Claret" nennt. Erhält der Gegner einen Schlag zwischen die Augenbrauen, dann ist er in der Regel auch kampfunfähig, weil die dadurch hervorgerufene Blutunterlaufung sich unmittelbar den Augenlidern mittheilt, die sogleich anschwellen und den Blick verdunkeln.

Das „Merry Old England", das langvergangenen Zeiten angehörende England, war reich an unzähligen Volksfesten; keine Jahreswende, kein grösserer Kirchenfeiertag verging, ohne die mannigfachsten Belustigungen im Gefolge zu haben. Ein grosser Theil dieser Lustbarkeiten ist heutzutage verschwunden und nur in abgelegenen Gegenden, in den Bergthälern von Devonshire, Cornwall und Wales, in den einsamen Dörfern von Lancashire und Yorkshire, in der Wildniss der schottischen Hochlande, finden wir noch jetzt manche dieser alten Festgewohnheiten. Unter den aber noch gegenwärtig in ganz England und Schottland beibehaltenen Volksfesten gehört ganz besonders das Weihnachtsfest, das auch noch so ziemlich seine alte Form erhalten hat. Obwohl seiner Mummereien, seines weltlich-religiösen Carnevaltaumels entkleidet und in seiner Dauer zu Gunsten der Arbeit sehr bedeutend beschränkt, hat es doch noch immer seinen schönen poetischen Schmuck, das Immergrün der Walddistel, des Epheus und des Lorbers behalten und beglückt selbst die ärmste Hütte mit dem flüchtigen Sonnenschein des Genusses und der Heiterkeit. Auf dem Lande fehlt es nicht an Jul-Logs, und an den alten Carneval erinnern die als Pantomimen bekannten Zauberstücke, welche zum Anschlusse anderer dramatischer Vorstellungen die städtischen Theater wochenlang in Beschlag nehmen und in geringerem Umfang auf zahllosen Liebhaber-Theatern in Scene gesetzt werden. Doch verwandelte sich die Weihnachtsfeier im Grossen Ganzen aus einer öffentlichen in eine häusliche, in eine Feier, deren sociale Bedeutung darin besteht, dass sie mehr als irgend eine andere in allen Theilen des Landes die Familien, Verwandten und Freunde in heiterem Verkehre um die Flamme des häuslichen Herdes versammelt. Das altenglische Weihnachtsfest ist eine Fortsetzung des Julfestes, der Saturnalien und des Mithraskults der alten Völker des Nordens, woran der angelsächsisch-normannische Volksgeist mit der ihm charakteristischen Energie und Zähigkeit, trotz aller Wandlungen

der Zeiten, festhielt. Die ursprüngliche, vom Weihnachts- bis zum Dreikönigstage dauernde Julepoche, ward im Laufe der Zeit in England auf den Beginn des Decembermonats antedatirt, und umfasste im weitern Sinne, die Vor- und Nachfeier eingerechnet, den vollen Zeitraum zwischen Allerheiligen und Lichtmess, also eine Dauer von drei Monaten, während welcher das mittelalterliche Albion vom Schall lauter Lustbarkeiten wiederhallte, denn dann gab es überall prächtige und sinnreiche Maskenaufzüge, sowie allerhand Mummenschanz, und von den höchsten bis zu den niedrigsten wetteiferten alle Volksklassen sich auf das Beste zu unterhalten. So vergingen Wochen, bis endlich der 21. December, der Tag des heiligen Thomas, den Beginn der engeren Festperiode einweihte und das ausschliessliche Privilegium der „Adventbabies" ein Ende erreichte. Jetzt begannen die Armen umherzuziehen, um etwas „Gutes" an Esswaaren und Geschenken einzusammeln, wofür sie Zweige und Büsche jenes altenglischen Immergrüns von Misteln, „mistletoe", Walddisteln, „holly", Epheu, Lorber und Rosmarin, mit dem schon das Volk der Druidenzeiten seine Häuser und Tempel während der Jultage geschmückt hatte, als Gegengeschenk darbrachten. Damit bekränzte man dann Strassen, Kirchen, Häuser und Hütten, und „Carols" zu ihrem Lobe, besonders aber zu dem des Epheus und der Walddistel, erklangen an allen Orten. — Unter derartigen Vorbereitungen kam endlich der Weihnachtsabend, „Christmas-eve" heran! In der Nacht zwischen ihm und dem Weihnachtstage, „Cristmas-day" begann das neue Jahr, daher umrankte sie ein Kranz sinnvoller Gebräuche. — Die alten Briten und Sachsen hatten, um die Wiedergeburt der Sonne zu begrüssen, in dem Dunkel dieser Weihenacht, Freudenfeuer in Wäldern und auf Bergen entzündet; ihre englischen Nachkommen versammelten sich dagegen zu froher Geselligkeit um den Herd in der Halle des Hauses, wo das knorrige Wurzelstück eines mächtigen Baumstammes sein Licht mit dem einer kolossalen Wachskerze

vereinte, um glänzende Helligkeit umher zu verbreiten. Jener Holzblock führte den Namen „Yule-log“, die Kerze hiess „Yule-candle“, und der Name, wie die Feierlichkeiten, mit welchen beide herbeigeschleppt und in Brand gesteckt wurden, deuteten auf den engen Zusammenhang der Sitte mit der Naturreligion der Vorväter. In grösseren Haushaltungen wurde der Julblock häufig im Voraus mit Bändern und Gewinden geziert, kam aber der Augenblick, ihn aus dem Freien herein zu schaffen, so legten fast alle männlichen Mitglieder des Hauses freudig mit Hand an und unter lautem Jubel schleppte man ihn in die Halle. Diesen Yule-log entzündete man aber stets an der Flamme eines sorgsam bewahrten Restes seines Vorgängers, gerade so wie die Julkerze an der Flamme eines Restes der Kerze des vorhergehenden Jahres, denn dies symbolisirte zugleich den alten Glauben an die unablässige Wiedergeburt der Natur. Hochauflodernd glänzten nun die Flammen des Julblocks und der Julkerze den versammelten Hausgenossen und Freunden, während der Winternacht zu Gesang, Tanz und Gelagen, und in saturnalischer Weise verwischte auch in den Schlössern der Aristokratie die Heiterkeit der Stunde alle socialen Grenzen des Ranges und des Standes in der gemeinsamen Festfreude. Viele Familien durchwachten die Weihnachtsnacht, um der Mitternachtsmesse rechtzeitig beiwohnen zu können. Der allgemeine erste Morgengruss, der Allen von allen Seiten entgegen schallte, war „ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr“. Bei den frühen Morgenbesuchen, die man dann bei Verwandten und Freunden machte, um sie zu beglückwünschen, wurden dann Schalen voll heissen gewürzten Bieres, geröstetes Brot, Pfefferkuchen und Käse gereicht. Weithin erschallten auch zu dem Läuten der Glocken die Cristmas Carols der umherwandernden Sänger und Musikanten, während Scharen junger Burschen lärmend die Strassen durchzogen, und indem sie an die Hausthüren klopften und den Weihnachtsgruss wiederholten Einlass und Bewirthung forderten.

Wie gesagt, ist zum Theil diese Weihnachtsfeier noch jetzt in England gebräuchlich, doch begann man in neuerer Zeit auch die deutschen Weihnachtsbäume in Folge des Beispiels des Hofes, wo sie Prinz Albert zur Geltung gebracht hatte, einzuführen. Aber wie alle importirten Sitten, hat auch dieser anglisirte Weihnachtsbaum einen fremdartigen Anstrich und der angesiedelte Deutsche sucht vergebens unter den bunt ausstaffirten, mit Lämpchen behängten „German trees" nach dem heimathlichen Weihnachtsbaume.

Ein ganz eigenartiger Neujahrsbrauch hat sich in vielen kleineren englischen Städten erhalten. Am Morgen dieses Tages besetzen Gruppen jüngerer und älterer, den unteren Volksklassen angehörender Männer die Strassen und Plätze, und zwingen jeden vorübergehenden Herrn, sich rittlings auf eine Stange zu setzen, so eine Strecke weit tragen zu lassen, und dann durch ein Geldgeschenk wieder loszukaufen. Die Damen setzt man in einen grossen Korb und nachdem die Stange durch die Henkel geschoben worden, trägt man sie ebenfalls eine Strecke weit, ehe ihnen gestattet wird, sich aus dieser, keineswegs angenehmen Lage, durch einen klingenden Tribut zu befreien. Dieser mehr herbe als geistreiche Brauch, der übrigens eine Ueberlieferung der uralten englischen Sitte ist, Männer, die ihre Frauen schlugen, unter dem Hohn und Gelächter des Pöbels Stange reiten zu lassen, bildet für die unteren Volksklassen nicht nur eine recht gute Einnahme, sondern auch ein wahres Gaudium und wird merkwürdigerweise von den in der Wahrung des äusseren Anstandes sonst so peinlichen Ladys und Gentlemen ohne Widerrede ertragen. Als Karnevalbelustigung findet man in vielen Gegenden Englands, besonders aber in den Grafschaften Essex und Suffolk noch immer das Huhnschlagen, welches man auf einem umfriedeten Platze in der Nähe des Dorfes spielt. Einem der Burschen wird ein breiter Lederriemen umgeschnallt, an dem mehrere Glocken hängen und ein Huhn derartig befestigt ist,

dass der Leib mit dem Kopfe nach abwärts dem Träger auf dem Rücken hängt. Hierauf binden die Mädchen den übrigen, mit langen dürren Ruthen bewaffneten Burschen, die Augen zu. Jetzt beginnt das Spiel damit, dass die Burschen trachten das Huhn zu treffen, während der Träger desselben sich auf alle mögliche Weise bemüht, ihnen zu entgehen, jedoch seinen Standpunkt durch das Klingen der Glocke beständig verräth. Der Hauptscherz bei dem ganzen Spiele besteht aber darin dass die auf's gerade Wohl um sich schlagenden Burschen häufiger einander, als das Huhn treffen. — Gewöhnlich dauert diese, von den vollzählig herbeigeströmten Dorfbewohnern mit Spannung und lebhafter Theilnahme beobachtete Jagd längere Zeit, ehe es einem der Burschen gelingt das Huhn zu treffen, welches sodann geschlachtet und gemeinschaftlich von den Theilnehmern verzehrt wird.

Von den Festen der Osterzeit hat sich nur noch die Sitte erhalten, dass am Gründonnerstag, „Maundy-Thursday", in der Kapelle des St. James-Palastes arme Männer und Frauen, deren Anzahl sich jetzt nicht mehr, wie einst nach der Zwölfzahl der Apostel, sondern nach den Altersjahren des Königs oder der Königin richtet, mit Kleidungsstücken, Speise und Geld beschenkt werden. Während des Charfreitags ruhen alle Geschäfte, doch fällt dieser Tag nicht unter die strenge Censur der gewöhnlichen Sonntagsfeier, und besteht daher als Jahrestag gewisser gymnastischer Spiele fort. Die darauf folgenden Ostertage benutzen dann die Städter, um Landpartien zu machen. Niemand bleibt zu dieser Zeit, wenn er nicht unbedingt gezwungen ist, zu Hause und massenweise überfluthen sie dann die umliegenden Landschaften und Küsten, so dass Eisenbahnen, Omnibusse und Dampfschiffe sie kaum fortzuschaffen vermögen. Ja, bei günstigem Frühlingswetter ist dieses Hinauswandern förmlich ein vorausgenossener Ersatz für die Festfeier des nahenden Maitages, dessen alte Gebräuche beinahe der Vergessenheit angehören. Nur auf dem platten Lande

findet man noch hie und da Dörfer, wo Maibäume stehen, wo Maipuppen, die Abbilder der ehemaligen „Lady of the May“, mit Blumengewinden geschmückt, umhergetragen werden. — Ein ähnliches Schicksal wurde auch den Festlichkeiten der Pfingstzeit, „Whitsun-tide“ zu Theil, da in diesen Tagen die Hauptfeier des Volkes ebenfalls nur in dem Hinauseilen in's Freie, in der Erholung von der Arbeit besteht. Ueberdies werden die Pfingstfeiertage von vielen Arbeiterassociationen, die zu Tausenden über ganz England verbreitet sind, als Jahresfest ihres Gründungstages durch gemeinsame Processionen, Kirchenbesuch, Mittagsmahl und gesellige Vergnügungen festlich begangen. Das alte Erntefest „Harvest-home“ besteht noch so ziemlich unverändert in ganz England und hat manche Aehnlichkeit mit dem in Deutschland üblichen. Sowie die letzten Garben gesammelt sind, schmückt man Wagen und Arbeitszeug festlich mit Bändern und Kränzen, worauf sich unter lautem Jubel der frohen Schnitterschaar der Zug zur Heimkehr in Bewegung setzt. Auch hier fehlt es nicht an einer symbolischen Gestalt, denn in der Mitte des Wagens erhebt sich, aus den Aehren der letzten Garben geflochten, eine Figur, die von einigen „Ceres“, von anderen „Cornbaby“, d. h. Sprössling der Aehrengöttin genannt wird. Und gerade so wie man einst zur Frühlingszeit um den Maibaum tanzte und sang, geschieht dies jetzt um dieses Natursymbol der fruchtbringenden Erde. Nach der Rückkehr giebt es dann stets ein heiteres Mahl im Freien, dem Tanz und gesellige Spiele bis in die tiefe Nacht hinein folgen. — Die splendidesten „Harvest-homes“ findet man in „Somersetshire“, denn dort versammeln sich manchmal über 500 Personen zu einem Festmahle; der Vorsitzende eröffnet dann nach einem ‚Grace“, Tischgebet, die grosse Mahlzeit mit einem „Now then“, wobei er ein gewaltiges Vorschneidemesser in einen ungeheueren Rinderbraten hineinstösst, dem dann von allen Seiten der Angriff auf mächtige, ringsumher vertheilte Braten von so gewaltigen Dimensionen folgt, dass jeder andere Tisch, als die

hier gebrauchten dicken Tannenholzbalken, zusammenbrechen würde. Sowie die Gesellschaft mit dem Fleischessen fertig ist, tritt eine Damenschaar, geleitet von einer Musikbande, zu beiden Seiten des Zeltes ein und marschirt, indem jede Dame, worunter sich die Honorationen des Ortes befinden, einen dampfenden mit Geranien und Verbenen geschmückten „Plumpudding" in den Händen trägt, um die Tische herum. Nachdem schliesslich auch die Puddings vertilgt sind, bringen 4 starke Männer auf ihren Schultern ein Riesenbrot, das manchmal sogar 80 Pfund schwer, sechs Fuss lang, und von diesjährigem Korn gebacken ist, und legen es vor den Vorsitzenden hin. Während nun ein robuster Farmer, einen Fuss auf dem Tische, den andern auf der Bank dies Brot in Stücke schneidet, schleppt man noch einen kolossalen Käse von mehr als 80 Pfund Gewicht herbei. Das ganze Festmahl schliesst mit den langathmigen „After-dinner-speeches".

Im höchsten Grade eigenthümlich ist die Sonntagsfeier in England, die durch „fünf" Parlamentsakte, „Sonntagsbill", geregelt wird. Die erste stammt aus der Zeit Heinrich VI., die letzte verdankt ihr Entstehen dem „Bishof Porteus von Chester". In dieser wird ohne Umstände jede Unterhaltung, Belustigung u. s. w. mit Bezahlung für den Sonntag verboten, ist aber eine religiöse Uebung, Gebet, Predigt u. s. w. damit verbunden, so sind Karten und Bezahlungen gestattet. Bei Uebertretung dieses Gesetzes wird der Unternehmer für jeden Sonntag mit 200 Pf. St., der Helfer aber mit 50 Pf. St. bestraft; es kommt darin sogar ein Paragraph vor, der folgendermassen lautet: „Wenn ein solcher ordnungswidriger Platz, „disorderly house", verschiedenen Personen gehört, die zu einer Gesellschaft verbunden sind, so soll jeder einzelne von ihnen als solcher der Verfolgung und Strafe unterliegen. Die Gelder fallen den Denuncianten zu!

Obwohl man sich heutzutage nicht mehr so genau um die Einhaltung dieser Sonntagsfeiergesetze kümmert, so sieht es

doch noch immer an diesem Tage wunderlich genug in England aus. London ist dann völlig wie ausgestorben, denn in den Bezirken, die an Wochentagen so lebhaften Verkehr haben, dass man sich kaum rühren kann, begegnet man keinem Menschen und nur hie und da unterbricht ein Omnibus die Todtenstille. In andern Ländern sind die für Geld zugänglichen Schaustellungen und Vergnügungsorte Sonntags billiger geöffnet, damit auch die ärmeren Volksklassen sich einmal eine Unterhaltung bereiten können, in England ist aber an diesem Tage alles geschlossen, selbst die Museen und Sammlungen, die Bildergallerien und wissenschaftlichen Gärten, die Theater- und Concerthallen, die Läden, und Vormittags sogar die Speisehäuser. Die Tagesblätter erscheinen nicht, es geht keine Post ab und wird keine ausgetragen. Musik darf nicht gespielt werden, nur „sacred music", Kirchenmusik. Ja sogar die überall so ausserordentlich günstig wirkenden populären Vorträge sind „disorderly", daher proskribirt! Die grosse Masse der Bevölkerung wählt aus diesem Grunde zwei Auswege, um die Zeit zu tödten: die bessere Klasse bleibt den ganzen Tag zu Hause, schläft, lacht, und macht oder empfängt einige Visiten. Die übrige Bevölkerung geht aber in die Wirthshäuser, Public-houses, und betrinkt sich dort gründlich, so dass nicht nur die Polizei an diesem Tage übermässig viel zu thun bekommt, sondern auch an keinem Tage so viel Verbrechen begangen werden, wie am Sonntag! — Da alle Versuche, im Wege der Gesetzgebung die beregten Parlamentsakte abzuschaffen und eine Sonntagsfeier, wie in andern Kulturländern, einzuführen, vergeblich waren, so liessen sich einige Inhaber von grösseren Vergnügungslokalen Lizenzen zur Abhaltung von Gottesdiensten geben. Wer dann kam, konnte ganz nach Belieben die Predigten oder Gesänge anhören oder aber seine Aufmerksamkeit den Thieren, Blumen u. s. w. zuwenden. — In Folge der Sonntagsbill schliessen auch sehr

viele englische Geschäftshäuser schon am Sonnabend um 2 Uhr Nachmittag ihre Bureaux und Werkstätten, damit ihre Leute noch die nöthigen Einkäufe besorgen und sich unterhalten können. — Seit neuerer Zeit macht sich übrigens eine immer mächtigere „Anti-Sabbath-Strömung„ in der Bevölkerung bemerkbar, so dass in nicht allzuferner Zeit auch diese veraltete, die persönliche Freiheit im höchsten Grade beschränkende Einrichtung fallen wird.

Eine specifisch national englische Institution ist auch der sogenannte „Bankholiday“, d. i. je ein Montag im April, Juni, August und December, an welchem alle Geschäftshäuser, Fabriken, Werkstätten u. s. w. geschlossen werden, um den Angestellten Gelegenheit zu geben, Alles was Sonntags als „disorderly house“ gilt, nach Herzenslust besuchen zu können! Von dieser Erlaubniss macht man dann auch stets einen fast übermässigen Gebrauch. — Ausserdem gestatten fast alle Geschäfts- oder Fabrikbesitzer ihren Leuten alle Jahr 14 Tage auf Urlaub zu gehen, was man „Yearly holidays“ nennt, und so viel wie möglich benutzt, obwohl die Principale für diese Zeit keine Gagen ausbezahlen.

Die seit einem halben Jahrhundert kulturell ausserordentlich fortgeschrittene Bevölkerung „Schottlands“ unterscheidet sich im grossen Ganzen in zwei Hauptgruppen, die Bewohner der „Highlands“, Hochlande, und der „Lowlands“, Niederlande. In den Highlands findet man einen ganz andern Menschenschlag als in den „Lowlands“, hört noch hie und da in den abgelegenen „Glens“, schmalen Thälern, die keltische Sprache und sieht manchmal noch Leute, die erst angefangen haben, sich zu anglisiren. — Das eigentliche schottische Central- und Mittelland, das Herzgebiet der schottischen Lowlands, ist der fruchtbarste, ebenste, bevölkertste, bestbebauteste Theil von Schottland und die zwischen den Mündungen des Clyde und des Forth liegenden Grafschaften Ayr, Renfrew, Lanark, Dumbarton,

Stirling, Fife, Linlithgow, Edinburgh, greifen alle ganz oder doch mit der einen Hälfte in diese mittlere Ebene hinein, während sie mit dem andern Ende entweder zu den nördlichen gebirgigen Hochlanden oder zu den südlichen gebirgigen Gränzlandern hinaufragen. Diese schönen Grafschaften haben eine 20 bis 30 Mal stärkere Bevölkerung als viele unkultivirte in den Gebirgen, denn die nördlichste der letzteren, Southerland, ist sogar noch schlechter bevölkert als die Orkaden und Hebriden, und in ihr kommt auf je 43 Acker ungefähr nur eine Seele. — Hier um dieses mittlere kleine Ebenenstück Schottlands, das kaum 60 deutsche □ Meilen gross ist, dreht sich fast die ganze Geschichte des Landes, liegen nahe bei einander die alten Königsresidenzen Perth, Stirling, Edinburgh, die wichtigsten und grössten Städte Glasgow, Edinburgh, Paisley, Dundee, und die bedeutendsten Schlachtfelder Stirling, Falkirk, Bannockburn u. s. w., auf denen Schottlands Schicksal oft seine Entscheidung fand. In diesem schmalen Landstreifen gestaltete sich auch alles für Schottland Wichtige, bildete sich die angelsächsische Sprache Schottlands aus, die das celtische der Hochlande überflügelte.

Die Bewohner der Highlands, die „Bergschotten", haben manches mit den deutschen Alpenbauern gemein, sind grosse, kräftige, schöne, im allgemeinen sehr intelligente, und verhältnissmässig gut unterrichtete Männer. Höchst malerisch ist ihre Volkstracht, „Highlandtracht", die im grossen Ganzen nur ein Oberkleid, „Kilt" kennt, das bis zum halben Oberschenkel hinab reicht und den andern Theil des Beines entblösst lässt. Da der Kilt stets aus schweren Stoffen, sehr faltenreich gemacht wird, so giebt er dem mittleren Theile des Körpers eine gewisse Fülle und Breite, schützt vor dem Winde und hält warm genug, umsomehr als auch die grosse, schwere Tasche aus Ziegenfell, ohne welche kein Schotte das Haus verlässt, tief herab reicht. — Ueber den Kilt trägt man dann gewöhnlich noch den „Plaid", der ebenso wie jener aus dem

bunten carrirten schottischen Stoff, „Tartan", besteht. Dieser Plaid, ein grosser, über Brust und Rücken befestigter Shawl, ist das einzige Stück der schottischen Kleidung, welches fast noch von allen Ständen in Schottland statt des Mantels getragen wird. — Als Kopfbedeckung dient eine sehr wohlkleidende, mit einer Adlerfeder oder einem wallenden Federbusch geschmückte Mütze, und als Fussbekleidung Sandalen, die wie die römischen, mit bunten Schnüren, welche sich an der Wade hinauf kreuzen, befestigt werden. — Ferner gehört auch noch zu diesem Kostüme das „Claymore", ein dem altrömischen ähnliches gerades Schwert, dann die „Battle-axe", Schlachtbeil, der „Highland-dirk", Hochlanddolch des Chieftains, der gewöhnlich noch mit einem Besteck verbunden ist, und ein kleines rundes Schild, Gegenstände, die noch jetzt die Ausrüstung der königlichen „Body-guard" bilden. Ueberdies trägt der Corps-Anführer stets eine aus einem langen Widderhorn bestehende „Snuffmule", Schnupftabaksdose, an einer silbernen Kette wie ein Pulverhorn um den Leib, deren Spiralspitze gewöhnlich eine silberne Distel und deren Deckel ein schönes „Cairngorm" zieren. Da aber die ganze Dose recht unbequem für die Finger ist, so verrichten meistens einige kleine silberne Instrumente, die mit silbernen Ketten daran befestigt sind, diese Arbeit, u. z. ein silberner Hammer, um an die Wände des Horns zu klopfen und den Tabak, der sich darauf festgesetzt hat, zu lösen, eine Schaufel, um den Tabak hervorzuholen, ein Kratzer, um ihn nöthigenfalls noch mehr zu lockern, eine kleine, in Silber gefasste Hasenpfote, die gelegentlich als Besen dient, und andere Dinge. — Diese in Schottland eine sehr wichtige Rolle spielenden Widderhorn-Schnupftabaksdosen liegen bei den Versammlungen gewöhnlich auf den Tischen, kreisen in der Gesellschaft herum wie die Trinkhörner, und hängen stets in den Messrooms der Highlandsregimenter. — Unter den Gebirgsschotten geht jedoch diese Nationaltracht als Alltagskleidung immer mehr verloren und man lässt nur noch die Knaben bis

zum 14 Jahre in diesem Kostüme gehen, weil es billiger ist und den Körper abhärtet.

Die kleinen feinen Farbenstreifen auf den Tartan's hatten einst und haben auch jetzt noch zum Theil grosse Bedeutung für die Schotten. Wie überhaupt das ganze System der „Clans", der Stammunterschiede, von denen wir später eingehender sprechen werden, so haben sich ebenfalls die Stammkleider-Stoffe in Schottland länger als in anderen celtischen Ländern erhalten. Jeder Clan hatte und hat auch noch heutzutage seinen eigenen Tartan, in welchem gewöhnlich irgend eine Grundfarbe vorherrscht, durch die sich andere Farbenstreifen hindurchziehen. Die Breite und Zusammensetzung der Streifen sowie die Tiefe und Nuancirung ihrer Farbe waren schon in uralten Zeiten unveränderlich bestimmt, und jeder Faden dieser Gewebe läuft jetzt noch eben so wie vor Jahrhunderten. Ohne Zweifel hatte jede Farbe eine gewisse Bedeutung und durch Gewohnheit wurden ihr die Leute so zugethan, dass diese oder jene Farbenmischung sich mit ihrer ganzen Staatsexistenz und ihrem Stammpatriotismus innig verwebte. Ja, es kommt noch heute vor, dass in fernen Ländern lebende Schotten beim blossen Anblick der Tartanfarben ihres Clans von tiefem Heimweh ergriffen werden. — Früherer Zeit gab es blos Tartans, die nur für die Clans bestimmt waren, und die niemand anders trug, als diejenigen, welche zum Stamme gehörten. Seit einigen Decennien hat man aber auch noch eine Menge andere neuere Muster erfunden und man unterscheidet daher jetzt „Clan-Tartans", Stammwürfel-, und „Fancy-Tartans", Phantasie-Würfelzeuge. Unter jenen versteht man die althistorischen, unveränderlichen Gewänder, unter diesen die neuen, von den Fabrikanten erdachten, gewöhnlich irgend einer ausgezeichneten Person geweihten und ihr zu Ehren benannten Farbenmuster, wie z. B. Prince Alberts-Tartan, Queen Victorias-Tartan etc. Einige Clan Tartans sind sehr einfach, so besteht z. B. der des durch Walter Scott so berühmt gewordenen „Clans Rob-

Roy“ blos aus der Durchkreuzung eines schwarzen und eines rothen Farbenstreifens, die gleich breit sind und regelmässig mit einander abwechseln. Andere, wie der des Clans „Royal Stewart“ hingegen sind sehr zusammengesetzt, denn bei diesem finden wir zwar vorherrschend purpurrothe Streifen, überdies aber noch gelbe, schwarze, blaue, weisse und grüne, die auf eine höchst bunte, eigenartige, schwer zu beschreibende Weise durcheinander laufen. Fast in jedem Tartan kommt die rothe Farbe vor; nach dieser sieht man am meisten grün, und es giebt Tartans, wie der des Clans Argyle, die beinahe ganz grün, und solche, die wie z. B. der des Clans Clunie M'Pherson beinahe ganz weiss aussehen. — Merkwürdig ist es aber jedenfalls, dass kein einziges Muster hässlich ist, und dass man bei allen vollkommen begreift, wie gerade in diese Farbenmischungen sich die Kinder eines Clans verlieben konnten. — Jetzt freilich haben diese historischen Farbenmuster nicht mehr ihre volle alte Bedeutung und da es keine eigentlichen Clans mehr giebt, so hat auch kein Clan mehr ein ausschliessliches Recht auf dieses oder jenes Muster und jeder kauft sich Murray-, Robroy- oder Stewart-Tartan, ohne zu fürchten, dadurch den Zorn irgend eines wilden Kindes der Highlands auf sich zu laden. Aber gerade so, wie es immer noch einen gewissen, nicht ganz verwischten Schatten der alten Clansverfassung giebt, findet man auch Gegenden, in denen die alten Tartans vorzugsweise getragen werden, und bei festlichen Gelegenheiten kleidet sich jeder stets in denjenigen Tartan, den seine Väter trugen. — Die meisten dieser Tartans werden in den grossen schottischen Fabriken gemacht, aber es giebt auch Gegenden in den Highlands, in welchen die Leute auf ihren eigenen Webestühlen ihre bunten Kleider selbst verfertigen. — Zur Befestigung des Plaids auf der Schulter dienen die von den Perther Goldschmieden ganz besonders schön und kunstvoll verfertigten „Highland-Broches“, Hochlandbrochen, die meist aus einem kleinen goldenen Andreas-Kreuze bestehen,

auf dem eine blühende Distel, das Wappen Schottlands, liegt, welches von einem Kranze schottischer, in Silber gefasster Steine umgeben ist.

Die Hütten der Highlandsschotten im Gebirge sind klein, mit Stroh gedeckt, und häufig aus Holz erbaut im Highland-style. Ueber dem Herde ist das Salzfass des Hauses, ein unverhältnissmässig grosser hölzerner Kasten, ähnlich einem Hundehause, angebracht, dessen vordere Seite einen breiten Ausschnitt hat, damit man mit der Hand hineingreifen und das Salz heraus nehmen kann. Auf den Seiten der Feuerstelle hängt eine Art Hühnerbauer, in dem die Tassen und Teller des Hauses aufgeschichtet liegen, vor der Thüre steht eine grosse, häufig noch recht primitiv, meist nur aus Steinen bestehende Käsepresse, und nicht selten findet man noch die „Box-beds“, Kojen, nämlich ein Loch in der Wand, in welchem das Bett aufgeschlagen ist. — Hie und da erblickt man an den schroffen Hängen der Glens auch noch jene kleinen Hütten, die gerade so aussehen wie die einstigen Wohnungen der alten Ossianischen Picten und Scoten. Sie sind mit unordentlich herabhängenden Heidesträuchen bedeckt, die hier überhaupt fast durchgehends die gewöhnliche Bedachung der Häuser und Stacks, Heu- und Getreideschober bilden, und aus denen man bei festlichen Gelegenheiten sogar die Ehrenpforten baut. — Vor den kleinen Hütten steht häufig eine wohlbeschnittene kleine Pechtanne, „Sprucefir“ genannt.

Die Häuser und Gehöfte der besser situirten Pächter in den Highlands sind aber meistens recht stattlich. Das Wohnhaus ist in zwei Abtheilungen getheilt, eine für die Stallungen, die Knechte und die Mägde, sowie das alltägliche Leben, eine andere für die Gäste, die Sonntage und festliche Gelegenheiten. Die erste Abtheilung wird ausserordentlich reinlich gehalten aber in der letzteren ist es so elegant und hübsch, wie man es nur bei den besten Pachthäusern Englands finden kann.

In der grossen „Servantshall“, Knechthalle, in der sich für

gewöhnlich der Pächter mit seiner Familie, die Dienstboten und die auf Besuch kommenden Nachbarn versammeln, befindet sich ein umfangreicher Kamin, in dem besonders Abends ein trauliches Feuer lodert, das ein dicker Baumstamm nährt, den man mit dem einen Ende in die Gluth und mit dem andern auf seine Zweige legt, während man das brennende mit Torfstücken umringt, die ihn immer in Brand erhalten. Auch sind in allen diesen Häusern, wie überhaupt in ganz England, die Stuben, Vorplätze, Hausthüren, Kellerpforten, Treppengeländer u. s. w. mit vorzüglichen Holzimitationen bemalt, worin die englischen Stubenmaler eine Kunstfertigkeit besitzen, wie man es in andern Ländern kaum wiederfindet. — Zu jeder Farm in den Highlands gehört auch ein besonderer, blos für die eigenen Bedürfnisse bestimmter kleiner Kalkofen, „Limekiln“, da man hier ebenso wie in Irland ausserordentlich häufig und mit vielem Erfolge den Kalk zur Befruchtung der Felder, d. h. zur Verbesserung des Torfbodens verwendet. Oft ist der kleine Kalkofen aber auch weiter nichts als eine trichterförmige Vertiefung in dem Abhange des Berges, an der sich unten ein kleines Loch befindet, um Zugwind in's Feuer zu bringen.

Die manchmal recht frugale Nahrung des Bergschotten besteht aus „Porridge“, Haferbrei, „Brose“, Fleischsuppe, „Kartoffelmus mit Milch“, „Atholbrose“, „Atholsuppe“ aus Whisky, die mit feinem Honig zubereitet wird, „Hochlandskäse“, „Oatscake“, Haferkuchen, und „Schaffleisch“. Als Getränk lieben sie „Toddy“, eine Mischung von heissem Wasser, Whisky und etwas Syrup. Auch ist der, in der ganzen Welt so wohlbekannte „Punch“ original gaelisch und wird in allen Hochlandshütten getrunken, besteht aber nur aus warmem Wasser und Branntwein. — Eigenthümlich ist die Sitte bei den Highlandsbauern, dass sie beim Anbieten eines „Dram“ furchtbar ceremoniell werden, sich gegenseitig begrüssen und einander zutrinken, während sonst in den höheren Ständen Schottlands und Englands dies Gesundheitstrinken weniger gebräuchlich ist als in Deutschland.

In England bekommt man häufig Einladungen zum Frühstück, welches um 9 oder 10 Uhr eingenommen wird und bei dem sich oft zahlreiche Gesellschaft einfindet; in Schottland hingegen spielt das Frühstück eine noch viel bedeutendere Rolle, denn der dabei gehaltene Familiengottesdienst ist noch viel länger und feierlicher als in England, und man unterhält sich lebhafter, bleibt länger sitzen; doch besteht das Menue weniger aus Fleischspeisen, sondern mehr aus Fisch, Süssigkeiten und Backwerk. Der Fisch wird aber blos auf dem Rost trocken gebraten, hat keine piquante Sauce, ist daher ein recht nüchterner erster Imbiss. Ebenso nüchtern sind die sogenannten „Barley-skones", platte, runde Kuchen aus Gerste und Wasser, die kaum gebacken werden und fast ungar auf den Tisch kommen; dagegen ist der schottische Honig ausserordentlich süss und gewürzig.

Die Schotten sind in ihre antiken sächsischen Sprachformen gerade so verliebt, wie z. B. die Oesterreicher in einige ihrer alten Spracheigenheiten und wenden sie besonders gern in ihren Dichtungen an, ja ein Lied, in dem recht oft „dulm" statt „down", „baith" statt „both" vorkommt, rührt sie weit mehr, als ein anderes, in dem alle diese Worte nach der gewöhnlichen englischen Weise geschrieben stehen. — Der schottische Nationaltanz „Reel" ist höchst simpel, keineswegs malerisch, und wird stets unter den Klängen des Dudelsacks von zwei Burschen und zwei Mädchen getanzt.

Das „Curling-" und das „Golfspiel" sind die hervorragendsten nationalen Spiele Schottlands, doch ist das erstere entschieden das interessanteste, und, da es auf dem Eise gespielt werden muss, auch fast ausschliesslich nur schottisch, denn weder in England noch in Irland giebt es dauernd Eis genug. Daher ist es auch mit den Schotten nur in die nordischen Gegenden der Welt ausgewandert und blos in Kanada, Nova-Scotia u. s. w. verbreitet. — Die schönen glatten Eisflächen der schottischen kleineren Seen und überschwemmten Flussufer haben die Ver-

anlassung zur Erfindung dieses herrlichen Spieles gegeben, das hauptsächlich in dem Fortschleudern eines runden, glatten Steines nach einem gewissen Ziele besteht und nicht nur die Kraft der Männer übt, sondern auch bei allen seinen hübschen kleinen Nebenereignissen und Scenen die Seele erheitert und erfreut. Um zu spielen, kommen die „Curler", nämlich die Theilnehmer an jenem Sport, aus den Bergen und den verschiedenen Orten und Städten auf dem „Rink", dem Spielplatze zusammen. Es sind fast lauter schöne oder wenigstens gewandte, kräftige Männer, von denen einige zu dieser nationalen Uebung die patriotische Highlandtracht anlegen. Alle bringen ihre eigenen „Curling-stones", zirkelrunde, plattgedrückte Steine von 40 bis 50 Pfund Gewicht mit, die sehr sauber gearbeitet, schön polirt und meistens aus zweierlei Granit, einem röthlichen und einem schwärzlichen, zusammengesetzt sind, damit sie beim Werfen nicht so leicht zerspringen. Oben ist eine zierlich gearbeitete Handhabe von Eisen zum Schwingen des Steines angebracht. — Nun wird ein entferntes Ziel im Eise ausgesteckt, und die Aufgabe besteht jetzt darin, den Curlingstein so zu werfen, dass er diesem Ziele so nahe als möglich kommt und dort liegen bleibt, was bei der Schwere der Steine und der Glätte des Eises nicht nur grosse Kraft, sondern auch bedeutende Gewandtheit, Berechnung und Schärfe des Blickes erfordert. — Die Marke oder das Ziel, „Tee" oder „Toesee" ist ein kleines Loch im Eise, um das Kreise in verschiedenen Entfernungen gezogen sind, während eine Zickzacklinie quer über die Bahn führt. welche die Steine, um gezählt zu werden, wenigstens passirt haben müssen. Die ganze Länge der Bahn beträgt 120—150 Fuss. Es gilt nun, die Steine dem Ziele so nahe als möglich zu bringen und dabei auch noch einen oder einige nahestehende Steine der Gegner auf die Seite zu schieben. Da sich am Spiele häufig 20—30 Personen betheiligen und das Ziel daher rund umher Steine umgeben, so ist es oft eine sehr schwierige Aufgabe, den eigenen Stein

durch die engen Zwischenräume durch zu bringen und doch zu gleicher Zeit auch noch den richtigen Stein, dem man im Vorüberstreichen einen kleinen Stoss geben könnte, herauszufinden. — Die Theilnehmer sind in zwei gegen einander spielende Parteien getheilt, und der Sieg fällt derjenigen zu, welche 31 Stösse gemacht, d. h. 31 nächste Steine gehabt hat. Wenn man alle die Regeln berücksichtigt, die hier massgebend sind und über welche ganze Bände geschrieben wurden, so muss man wahrlich staunen, wie genau und im Detail die Engländer Alles in dieser Richtung des menschlichen Könnens ausgearbeitet haben! — Da die Bahn glatt und eben wie ein Spiegel sein muss, so wird sie immer mit grosser Sorgfalt ausgesucht, gereinigt und gefegt, auch darf sie absolut keine Längsspalten haben, welche die Kugel natürlich noch mehr abweichen lassen als die Querspalten. — Viele Herren besitzen sogar für dieses Spiel eigene „Curlingponds", Curlingteiche, bei denen man nach Abnutzung der alten Bahn zwei oder drei Zoll Wasser darüber laufen und gefrieren lassen kann. Diese Curlingponds sind aber meistens nur den Winter über Teiche, werden im Sommer abgelassen und bilden dann „Bowling-greens", Rasenplätze. — Manchmal überfällt die Curler bei noch nicht beendetem Spiele die Dunkelheit, sie lassen sich aber dadurch keineswegs in ihrem Vergnügen stören, sondern zünden Fackeln an und spielen dann mit gleicher Leidenschaft bis tief in die Nacht weiter. — Gerade so wie beim Cricket und anderen nationalen Spielen Englands, giebt es auch beim Curling keine Standesunterschiede, und Lords, Burghers und Farmers betheiligen sich gemeinschaftlich in bester Eintracht bei diesem Spiele, ja selbst alle diese Stände, vornehm und gering, sind in den „Curling-clubs", die fast in allen Ortschaften Schottlands bestehen, auf das innigste verbrüdert. — Der grösste und berühmteste dieser Clubs ist der 1838 gestiftete „Grand Caledonian Curling-club" in Edinburgh, nach ihm kommt der noch ältere „Duddingston Curling-club"; ausserdem giebt es

aber auch noch ganz alte Clubs. — Die Präsidenten all' dieser Vereine, welche ebenfalls eigene Kapläne haben, die bei feierlichen Gelegenheiten das Gebet verrichten, sind Männer aus den höchsten Ständen. — In Nordamerika, wo ja auch die Schotten dieses Spiel eingebürgert haben, werden alljährlich im Winter auf dem Lorenzstrom zahlreiche Curlings ausgefochten. — Alle diese von Schotten gegründeten Curlingclubs in Schottland, England, Irland, Amerika haben sich zu einer grossen Verbrüderung der „Brotherhoods of ring", Brüderschaft der Bahn, vereinigt, die eine durch Korrespondenz, gemeinsame Unternehmungen und Journale innig zusammenhängende Gesellschaft bilden; auch führen die Clubs in den verschiedenen Ländern, gerade so wie beim Cricket, Wettkämpfe unter einander aus. Doch sind die Schotten nicht die Erfinder, sondern die Verbesserer dieses Spieles, das im 14. Jahrhundert von den Flamländern in Schottland eingeführt worden sein soll.

Seit der Eroberung Irlands, also seit beinahe 700 Jahren, arbeiten die Engländer mit aller Kraft an der völligen Vernichtung des ursprünglichen keltischen Stammes in „Irland", und zu verschiedenen Zeiten versuchten sie durch Ueberredung, Unterricht, Proselytenmacherei, Krieg, Hinrichtung, Mord, Verbannung und alle möglichen anderen friedlichen und kriegerischen Mittel ihre Absicht zu erreichen. Mit einem Worte, alles wurde dazu in Anwendung gebracht, denn sie wollten sogar das gesammte irische Volk auf einmal ausrotten, diese verwünschten Leute wie Ratten todtschlagen, in die See treiben, in Schiffe packen, in fremde Länder versenden, verbannen. Ein andermal glaubten sie wieder mit Ueberredung, Gewalt und allerlei nachtheiligen Gesetzen die Leute von ihrer Sprache, ihrer Kleidung, sowie ihrer Religion abzubringen und sie in allen Punkten dadurch wenigstens nach und nach zu anglisiren! — All' die Verfolgungen, welche die Engländer in 700 Jahren auf gesetzlichem und ungesetzlichem Wege gegen die National-

tracht, den Unterricht, das Eigenthumsrecht, die Sprache, Kirche und die Alterthümer der Iren in Scene setzten, füllen in der englischen Geschichte einige Bände, die wahrhaftig mit Blut geschrieben sind. Am schwersten aber ruhte des gewaltigen „Cromwell“ eiserne Faust auf Irland. Als er sah, dass er die Irländer nicht auf einmal völlig auszurotten vermochte, nahm er wenigstens Ulster für sich und die Seinen in Besitz und verbannte die dort lebenden Iren, so weit als möglich in den Westen von Connaught. Zu Tausenden wurden diese armen Leute ohne Weiteres mit Sack und Pack von ihrem Boden verjagt, über die Grenzen von Ulster getrieben, und zu Tausenden kamen die Schotten aus den Lowlands herein und ergriffen den Boden, auf den sie nicht den geringsten rechtlichen Anspruch hatten. — Doch nicht nur unter Cromwell fanden diese Vertreibungen, Konfiskationen, Verschenkungen und neuen Besiedlungen in Ulster statt, sondern man hatte sie schon vor ihm, unter den Regierungen verschiedener englischer Könige inscenirt, und sie wurden auch noch nach ihm von William III., nach der Schlacht an der Boyne wiederholt.

Das ewig grüne „Erin“ mit seinem eigenartig schönen, an grellen Kontrasten so reichen Wolkenhimmel, ist wie kein anderes Land Europa's mit unzähligen Ruinen aus allen Perioden der Geschichte, von den ältesten phönizischen Zeiten bis auf unsere Tage übersäet. Es giebt alte Ruinen, von denen man vermuthet, dass sie einst Gebäude der aus dem Orient gekommenen Feueranbeter waren, die man für Ueberbleibsel der Tempel der Druiden oder der Schlösser der alten keltischen Könige der Insel hält. Die alten, von den ersten Christen erbauten Kirchen sieht man noch in zahlreichen Mauerwerken, und es giebt keinen irischen Ort, in dem nicht auch mehrere in Ruinen zerfallene neue Gebäude ständen. Und wie an den alten Schloss- und Kirchenruinen, die mit ihrem Gemäuer zwischen Rosen, Taxusbäumen, Buchen und anderen

Gewächsen der ewig grünen Smaragd-Insel emporragen, melancholische Kriegshistorien und poetische Volkssagen sich knüpfen, so hängt auch an jeder dieser neuen Wohngebäude-Ruinen eine fast noch melancholischere Geschichte von einem mitten im Frieden begangenen Unrecht!

Die Irländer sind ein unruhiges und aufrührerisches, aber kein räuberisches Volk, das von Natur aus die Abwechslung und das Wandern liebt. Die Verbrechen gegen Personen stehen meistens nicht in Verbindung mit Raub und Diebstahl, sondern entspringen persönlichen Zwistigkeiten oder Beleidigungen, sind daher meistens Racheakte. – Im allgemeinen sind die Iren schlank und flachshaarig, doch giebt es auch Gegenden, namentlich im Westen, wo die Leute schwarze Haare haben; dabei finden wir nicht nur bei den Blonden, sondern auch bei den Schwarzhaarigen veilchenblaue Augen. — Der schönste Menschenschlag lebt in „Limerick" und die dortigen Mädchen sind gerade so berühmt, wie die von „Lancaster". — Merkwürdig ist es jedenfalls, dass diese beiden, wegen der Schönheit ihrer Frauen berühmten Gegenden im Westen, u. zw. in dem mehr keltischen Westen der beiden Inseln liegen! Vielleicht hat hier eine stärkere Mischung der sächsischen mit der keltischen Raçe die grössere Schönheit hervorgebracht. — In dem westlichen und südlichen Irland mischte sich auch spanisches Blut unter die dortige Bevölkerung und wahrscheinlich war diese Beimischung südlichen Feuers zu der nördlichen Zartheit von vortrefflichem Einflusse.

Die Kleidung der Irländer, selbst der Wohlhabenderen, ist häufig zerlumpt, was um so sonderbarer erscheint, weil das irische Nationalkostüm, der englische „Dress-coat," also ein Frack ist, während in England in vielen Grafschaften ähnliche Blousen wie in Belgien, Frankreich und anderen Ländern von den Arbeitern getragen werden.

Dabei hat „Paddys"-Frack einen hohen Kragen, lang herunter hängende Schösse und weit ausgeschnittene Brust. — Die Beinkleider reichen nur bis zu den Knieen und die Füsse stecken in langen Kniestrümpfen oder Gamaschen, und Schuhen. Jedenfalls die unzweckmässigste und sonderbarste Bauerntracht, denn sie schützt nicht gegen die Unbill des Wetters und stört bei der Arbeit! — Doch hatten die Leute in alten Zeiten ein anderes, viel praktischeres und bequemeres Nationalkostüm, welches sie aber deshalb aufgegeben haben sollen, weil man massenweise alte Fracks aus England eingeführt hatte, die sie um einen sehr billigen Preis kaufen konnten. — Heut zu Tage wird der grösste Theil dieser Fracks im Lande selbst aus einem groben grauen Wollenzeuge, „Friege" genannt, erzeugt, daher heisst auch dieser Rock „Friege-coat". — Meistens an Sonntagen und nur bei den wohlhabenderen Bauern zeigt sich der Friege-coat in seiner ganzen Vollständigkeit, d. h. mit 4 vollzähligen Knöpfen rückwärts und 6 vorn, während ihm an Alltagen nicht nur meistens die Knöpfe, sondern auch recht oft einer der beiden Schösse fehlen oder diese blos an ein paar Fäden baumeln, denn es fällt Paddy nicht im Geringsten ein, sie mit einigen Stichen anzunähen oder lieber ganz abzuschneiden. Alle Morgen zieht er den Frack mit dem baumelnden Schosse wieder an und trägt ihn so lange, bis er von selbst abfällt, dann lässt er ihn liegen, wo er eben liegt. So lange, als der Rock neu ist, bindet er diese Schösse häufig bei der Arbeit mit einem Bindfaden auf und um seinen Leib. — Die Kopfbedeckung der Iren harmonirt vollkommen mit diesem Frack, denn sie besteht nicht etwa in einem praktischen starken Hute oder einer wasserdichten, leichten Mütze, sondern in einem auf das Komischste verunstalteten Cylinderhute, der sich schon unzählige Male im Regen zu Brei aufgelöst hatte und später wieder getrocknet wurde. Paddy stutzt sich diesen Hut überdies noch nach seiner Weise zurecht, macht ihn mit der Zeit mürbe und niedrig, wie eine

Mütze, wobei er sich den vorderen Rand meistens aus dem Gesicht stülpt, während der rückwärtige schlapp herunterhängt, auch geniert es ihn gar nicht, den Hut noch lange ohne Deckel fortzutragen, wenn dieser so schadhaft geworden ist, dass man ihn nicht mehr hineinnähen kann. — Sehr häufig sind die ärmeren Irländer in der Woche wirklich auch nur auf ihre Lumpen beschränkt, denn es herrscht unter ihnen die Gepflogenheit, fast Jahr ein, Jahr aus ihren Sonntagsstaat beim „Pan-broker" Pfandleiher, versetzt zu haben ihn nur Sonnabends, nach erhaltenem Wochenlohn auszulösen und Montag früh, nachdem man Sonntags damit paradirt hat, wieder zu verpfänden, weil der Rest des Lohnes am Sonntag in den Kneipen verjubelt wurde.

Ebenso armselig wie ihre Kleidung ist auch recht oft die Wohnung der Irländer; die Hütten zeigen nicht selten die grausamsten Spuren des Verfalles, die Dächer sind durchlöchert, in der Küche liegen zerbrochene Teller umher, auf dem Herde hängt der Kartoffelkessel, in einem Winkel steht das feuchte, fast den ganzen Wohnraum einnehmende Strohbett, und in einer anderen Ecke befindet sich der „Schweinestall", da Paddy in innigster Gemeinschaft mit dem Schweine lebt, welches ihm fast gerade so lieb und theuer ist, wie die eigenen Kinder. Man bemerkt aber dieses Elend nicht so sehr, weil in Irland Epheu und andere Schlingpflanzen überall auf das üppigste wuchern und nicht nur alle Bäume und Ruinen, sondern auch die menschlichen Wohnstätten mit ihren immergrünen Blättern auf das malerischste umhüllen. -- Als Ausschmückung ihrer Häuser umflechten die irischen Landleute häufig die Rücken, Kanten und Ränder der Dächer wie die Mähnen eines Pferdes mit Stroh und auf den Dächern der Wohlhabenderen ist das Geflecht so zierlich, wird solch' ein Luxus damit getrieben, dass es aussieht, als laufe über alle Ränder der Bedachung eine hübsche Spitzenkante. — Ueberhaupt sind die Hütten der wohlhabenderen Farmer manchmal

allerliebst und proper und es gewährt einen grossen Genuss, in den kleinen Gärten derselben all' das Schöne wiederzufinden, was man in den grossen Parks und Gärten Englands sieht. -- Ebenso wie dort stehen auch vor den meisten Farmhäusern Irlands ein paar Hagedornsträuche, deren Laub zu Kreuzen, Pyramiden und anderen Figuren zurecht geschnitten ist. Selbst die Ränder der Wege sind mit diesen im Frühling mit unzähligen weissen Blüthen bedeckten Sträuchen, die der Landschaft ein unendlich freundliches Aussehen verleihen, bepflanzt.

Die Nahrung der ärmeren Irländer besteht der Hauptsache nach aus Kartoffeln oder Hafermehl, „Oatmeal" mit Milch, besonders Buttermilch, und man pflegt, wie überhaupt in ganz Irland, drei Mahlzeiten einzunehmen u. z. „Breakfast" (Frühstück), „Lunch" (zweites Frühstück) und „Dinner" (nicht Mittagessen, sondern Hauptessen). Das Frühstück besteht in einer Hafermehl-Grütze, „Stirabout" genannt, nebst frischer Milch, und das Mittagessen in Kartoffeln mit Buttermilch, wobei man die Kartoffeln, bevor man sie isst, häufig an einen Häring reibt. -- Bei all' diesen Mahlzeiten spielen aber auch in Irland, gerade so wie in Schottland die „Oat-cakes", Haferkuchen, eine sehr wichtige Rolle. — Von den Schweinen isst Paddy nach altirischer Sitte die Eingeweide, doch nicht von den Schafen, wie es allgemein in England geschieht, wo man wieder die Eingeweide der Schweine ungern geniesst. — Auch werden Seepflanzen viel in Irland gegessen, denn die Küsten sind sehr reich an verschiedenen Arten dieser Pflanzen und es scheint, dass die üppige Vegetation der grünen „Smaragd-Insel" sich selbst noch unter dem Meere fortsetzt. — Nach jedem Sturm, wenn die Wellen eine bedeutende Menge Seegräser ausgeworfen haben, eilt dann ein grosser Theil der Küstenbewohner an den Strand, um sie einzusammeln; ja selbst bei ganz ruhiger See laufen sie so weit als möglich in's Wasser, um mit Sicheln die Tanggräser unter dem Wasser

wegzuschneiden. — Einige Sorten der Seepflanzen, wie Rhodominia palmata und Laminaria saccharina werden entweder als Gemüse zubereitet, oder man kaut sie roh oder legt sie wie Brunnenkresse auf das Butterbrod; auch kocht man sie zu Mus ein, das dann gerade so wie Zwetschenmus aussieht. — Zum Einkochen wird gewöhnlich „Sloke" oder „Laven" (Porphyra laciniata) verwendet, welches man meistens während des Herbstes und Winters einsammelt, weil es im Sommer zu zäh ist. Nach Abwaschung und Reinigung wird der Laven mit Butter gekocht und dann in blechernen Gefässen verkauft, oder auch in Tonnen verschickt — Den „Carrigeen" (Chondrus crispus) trocknet man in der Sonne und verwendet ihn als Surrogat des isländischen Mooses, daher heisst er auch gewöhnlich „Irish Moss", irisches Moos. — Von dem „Dilisch" oder „Dulse", wie man im allgemeinen in Irland die geniessbaren Seepflanzen nennt, können die Leute nicht genug den schönen „Taste" und „Flavour" rühmen, auch verstehen sie es vortrefflich, die guten und schlechten Sorten haarscharf herauszuschmecken, während jemand anderes, der diesen Stoff im allgemeinen nicht kennt, sowohl den verdorbenen wie den delikaten im höchsten Grade widerlich findet. — In einigen Gegenden, besonders an den Küsten von Antrim und an mehreren schottischen Küstenstrichen sind die Leute an das Seetang-Kauen so gewöhnt, dass sie dieses immer thun und gerade so, wie andere Menschen Tabak, stets etwas Dilisch in der Tasche haben.

Der Charakter des irischen Volkes birgt ein Zwitterspiel trüben verzweifelten Hinbrütens, heiterer Kindlichkeit, wilder Rachsucht und Leidenschaft, Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft, Intelligenz und Lernbegierde, Trägheit und Liederlichkeit, Verschlagenheit, Witz und eine Sucht zum Schwatzen, wie man es selten in so hohem Grade bei anderen Menschen wiederfindet. — Die wildesten Burschen leben in der berühmten Grafschaft „Tipperary"; Prügeleien, Mord

und Todtschlag sind hier förmlich an der Tagesordnung. Ihre gefürchtete alte nationale Waffe, die man übrigens mehr oder minder in ganz Irland unter dem Volke findet, ist der „Shelala", ein harter Knüppel, der seinen Namen von dem kleinen Orte Shelala in der Grafschaft Wicklow hat, in dessen Nähe viele dieser Prügel geschnitten werden. — Betritt man eine irische Hütte, so verlangt es die Landessitte, dass man die Leute mit „God save you all", Gott behüte Euch Alle, begrüsst, worauf diese dann „God save you kindly", Gott segne Euch gütig, erwidern; sodann entspinnt sich, selbst einem Fremden gegenüber, das Gespräch ausserordentlich schnell und zwanglos, denn die Irländer, vornehm und gering, besitzen eine ganz erstaunliche Leichtigkeit im Verkehr: ja die armen Zerlumpten bieten sogar dem Wohlgekleideten ohne Umstände Alles an, was sie besitzen und behandeln ihn, obgleich sie die artige Anrede „Your honour" nie vergessen, mit ihrer eigenartigen Naivität fast wie ihres Gleichen. — Entfernt sich endlich der Besuch, dann wird er mit den Worten „God sped ye", Gott geleite Euch, zur Thür hinaus begleitet. — In Irland gelten die „Kerry-men" als arm und in ihren Sitten etwas bäuerisch, aber als gelehrt; die „Dublin-people" als die gastfreundlichsten, höflichsten und feinsten Irländer, und die „Cork-people" als spitzfindige Leute, die sich gern über andere lustig machen und sich durch ihren eigenthümlich moquanten Witz auszeichnen. Uebrigens ist ein gewisser Grad von ganz eigenartigem Humor mehr oder minder allen Irländern eigen und es giebt wohl nirgends so sonderbare Lacher als unter ihnen. Sie machen häufig einen Witz, „Bull", nach dem andern, von dem man oft nicht weiss, ob es eine Dummheit oder ein Witz war, und belachen ihn dann immer selbst auf das Lauteste, was natürlich ganz besonders den ernsten Engländern höchst unerträglich ist. — Unzählig sind die Sonderbarkeiten und Eigenarten der unteren Klassen des irischen Volkes, so finden wir z. B., dass in

Irland auch die Frauen rauchen, sie benutzen dazu eine kleine thönerne Pfeife, ähnlich denjenigen, wie sie in ganz England, den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich bei den geringeren Leuten üblich ist. Ja über diese Eigenthümlichkeiten existiren Tausende Anekdoten in England, und Paddy bildet dort eine ständige Figur in allen Possen und Volksstücken.

Obwohl es in Irland ausserordentlich wenig Kirchen, Klöster, Kreuze und Kapellen giebt, so sind die Irländer doch die besten Katholiken von der Welt und haben all' jenen Aberglauben und jene Bigotterie, die man in anderen erzkatholischen Ländern so intensiv ausgeprägt findet. In ihrem furchtbaren Aberglauben gehen sie sogar so weit, dass sie sich ihr ganzes Leben hindurch immerwährend Skrupeln und Sorgen mit dem „Ill luck and good luck", gutem und bösem Geschick, machen! — Hunderttausende Dinge und Ereignisse, wie Begegnungen, Blicke, Worte, Töne, Naturerscheinungen und Empfindungen verschiedener Art können unter Umständen „Ill luck" sein. Besonders ist der Blick zauberkräftiger Frauen zu fürchten. „She overlooked my child", sie blickt über mein Kind hin, „and now it fades in his bloom", und so stirbt es nun dahin in seiner Blüthe, sagt man von solchen Weibern die ein Kind mit einem Blick bezaubern. „For good luck" speien sie auch auf den Pfennig, den sie bekommen, wenn er vielleicht verzaubert und mit „Ill luck" behaftet sein sollte. „For good luck" tauchen sie die Kinder in die Wellen heiliger Gewässer oder besprengen sie auf verschiedene Weise, wenn etwa das „Ill luck" eines Blickes oder eines blosen Wortes sie getroffen haben sollte; selbst die Erwachsenen, sogar die Männer haben zuweilen ein dunkles und melancholisches Gefühl, dass sie vom „Ill luck" irgend eines Dinges oder einer Person umgarnt seien. — Diesen Aberglauben beuten schon seit alter Zeit Weiber in Irland professionell aus und geben jedem jungen oder alten Manne, der von der Idee des „Ill luck" geplagt wird und hülfesuchend zu ihnen

kommt, ein Mittel für das „Good luck." — Man nennt diese Weiber „Shila na Gigh" die „Cäcilien mit dem Zweige!" — Es hatte sich aber auch der Glaube verbreitet, dass, wenn man die Sache nur im Bilde sähe, dies auch genüge und die Priester beförderten diese Idee, um den grossen Einfluss dieser Weiber auf das Volk so viel wie möglich zu brechen. Es wurden daher kleine weibliche Figuren gemacht, die an die Stelle der lebenden Weiber traten, ebenfalls „Shila na Gigh" hiessen und um ihnen noch grössere Wirksamkeit zu geben, in die Seitenmauern der Kapellen befestigt oder gleich in einem der Mauersteine in Basrelief ausgemeiselt wurden. Dieser höchst merkwürdige altirische Gebrauch erinnert lebhaft an den uralten Herodotischen Orient.

Doch der irische Aberglaube reicht noch weiter, er erstreckt sich auch auf die mit zahllosen uralten Volkssagen umwobenen Hügel, mit denen Irland noch in einem viel höheren Grade übersäet ist, als England und Schottland. In Irland heissen diese Hügel meistens „Moates" oder „Rath", Wallgraben oder Fort, das erste Wort ist englisch, das zweite irisch; doch nennt man sie auch häufig mit Rücksicht auf ihre vermeintlichen Erbauer „Danes-mounts", Dänen-Berge, denn wie man in Irland fast jede Zerstörung eines alten Werkes dem Cromwell zuschreibt, glaubt man auch, dass jedes alte Werk von den Dänen errichtet wurde. — Die Hügel sind gewöhnlich 40 Fuss hoch, haben 500 Fuss Umfang, befinden sich mitten im ebenen Ackerlande, sind mit üppigem Gras und auf der platten Kuppe mit Weissdornsträuchen und schattenspendenden Bäumen bedeckt. — Auf die Abhänge dieser beim Volke in hohem Respekt stehenden Moates setzen sich im Sommer bei gutem Wetter an den Feiertagen Hunderte Leute und erfreuen sich der schönen Aussicht. In der Abenddämmerung aber bleiben manche Tenants nicht mehr gern darauf, weil sie glauben, dass in denselben die „Good people", die Feen, wohnen. Sie rühren auch keinen Stein und keinen Strauch

auf dem Hügel an, wenn sie nicht im Traume den Auftrag von den Feen erhalten haben. — Höchst wahrscheinlich ist alles, was die Irländer Danes-mounts, Rath oder Moates nennen und womit sie im Allgemeinen die zahllosen niedrigen und hohen, umwallten und nicht umwallten kleinen und ausgedehnten Produkte einer über ganz Irland ausgebreiteten Hügel-Architektur bezeichnen, in sehr verschiedenen Zeitperioden, von sehr verschiedenen Menschen, zu den mannigfachsten Zwecken gebaut worden, denn nicht nur die Dänen oder die Skandinavier errichteten Hügel, sondern überhaupt, wie es scheint, alle Völker Europa's in der ersten Periode ihrer Baukunst. Ganz Südrussland ist mit künstlichen, von Menschenhand geschaffenen Hügeln erfüllt und wir finden solche in Ungarn und der europäischen Türkei, in Kleinasien, in den baltischen Ländern, in Skandinavien, Dänemark und England.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der Irländer ist ihre lange, tiefe äussere Trauer für ihre Todten, und wohl nirgends wird so viel getrauert wie hier und wie in Grossbritannien. Man trauert für nahe Verwandte Jahre lang und zieht selbst für sehr entfernte Verwandte und Freunde schwarze Kleidung an; ja Manche treiben es sogar so weit, Trauer anzulegen, weil ihre Freunde trauern, gleichgültig, ob sie die Verstorbenen gekannt haben oder nicht. — In tiefer Trauer ist alles, was die Leute an sich tragen, tief schwarz; es giebt Trauerringe, Trauerbroschen, Trauerohrringe u. s. w. Bei den Briefpapieren ist der schwarze Rand anfangs sehr breit und wird erst nach und nach schmäler. Auch ist die Trauer für verheirathete und unverheirathete Personen verschieden. So tragen die Männer in Irland, wenn sie dem Begräbnisse eines unverheiratheten Mädchens folgen, einen schwarzen Flor mit weissen Streifen, und die Wittwen setzen nach dem Tode ihres Gatten eine eigene Wittwenhaube auf, deren Form in ganz England genau bestimmt ist. — Beim Tode eines Hausherrn oder einer Hausfrau lässt man nicht allein die ganze Diener-

schaft, sondern auch die Bewohner der Hütten an der Grenze des Parks, auf ein Jahr tiefe Trauer anlegen, so dass ein förmlicher Trauermantel über dem ganzen Orte hängt. Und alle diejenigen, welche am Morgen einem Begräbnisse beigewohnt haben und das sind gewöhnlich sehr viele, denn bei einem Todesfalle werden nicht nur die nahen und nächsten Verwandten, sondern auch alle Bekannten eingeladen, legen den ganzen Tag den Trauerflor nicht ab. — Die Todtenbahren werden häufig, besonders im Norden von Irland, gleich nach der Bestattung auf dem Kirchhofe mit einem Beile zerhauen oder zwischen den Gabelästen eines Baumes zerbrochen. — Aber die Trauer ist nicht nur äusserlich, sondern die tief Trauernden nehmen lange Zeit absolut an gar keinen Vergnügungen theil und man hütet sich sehr, ihren Schmerz mit Besuchen zu unterbrechen.

Unter den Belustigungen in Irland spielt der Tanz eine hervorragende Rolle und Paddy versäumt es nie, wenn Ort und Gelegenheit günstig, sein Tänzchen zu machen, wozu er sehr geringe Vorbereitungen braucht, denn der national irische Tanzboden besteht aus nichts anderem als aus einer Thür oder einer ähnlichen Bretterkomposition, die über ein Loch so ausgebreitet oder befestigt wird, dass sie sich unter den Füssen der in höchst ungraciöser und lärmender Weise unter den Klängen des Dudelsacks Tanzenden elastisch biegt. — Diese Tanzböden sind bei Volksfesten gewöhnlich in Mitte eines grossen viereckigen Zeltes etablirt, und da nur immer je zwei Paare darauf tanzen können, so sitzen die übrigen Leute während dieser Zeit bei Whisky und anderen Getränken an den Tischen, die rund umher aufgestellt sind.

Da „Connaught" und besonders der gebirgige Theil Connemara, der hauptsächlichste Zufluchtsort der alten keltischen Iren war, die aus den östlichen Theilen der Insel von den Engländern vertrieben wurden, so finden wir hier auch noch am meisten die irische Sprache unter den Bewohnern erhalten; es sind eben ähnliche Verhältnisse

wie in Wales, wo die Urbewohner ebenfalls von den Sachsen zusammengetrieben wurden. – Diese Sprache hat garkeinen Jargon oder Volksdialekt und Jeder, selbst der Gemeinste und Unwissendste spricht sie so rein und grammatisch richtig, wie der erste irische Gelehrte, was bei dem Englischen nicht möglich ist, weil dieses normanno-sächsische Gemisch einer Menge eroberter und unterdrückter Stämme mit Gewalt aufgedrungen wurde. Mussten ja doch die Irländer, die Walliser, die Cornwälschen, die Highländer in Schottland englisch lernen und es ist daher kein Wunder, dass sie dasselbe mit der ihnen eigenthümlichen Mundart sprechen, ja dass diese englischen Dialekte nichts anders genannt werden können als Corrumpirungen und Verderbungen einer Sprache, während z. B. die deutschen Dialekte ursprüngliche Spaltungen der Sprache sind, deren jede ihr eigenes organisches Leben, ihre eigene Literatur, Volksdichtung, Kraft und Schönheit hat. — Die irische „Brogue", die eigenthümliche irische Aussprache verliert sich nur sehr schwer und selbst die gebildetsten Irländer behalten noch immer etwas davon, was dem englischen Ohre sehr unangenehm klingt. So sprechen z. B. die Iren das englische „th" beinahe wie „d", das Wort „Gentlemen" wie „Tschintlmen" aus. Natürlich werden sie dafür von den Engländern, die sie „Saxons" nennen, auch weidlich ausgelacht und verspottet, obwohl sie andererseits auch wieder eine Menge keltische Worte corrumpirt und auf ihre Weise umgestaltet haben. — Uebrigens ist die häufig vorkommende mangelhafte Aussprache des Englischen zum Theil auch in der grossen Verschiedenheit begründet, die diese Sprache zwischen Schreibweise und Aussprache aufweist. Diese Differenz macht sich am meisten bei den englischen Familiennamen geltend und es herrschen hier so grosse Unterschiede, dass es die Engländer selbst im höchsten Grade empfinden; und um allen Ir-

ıungen von vorn herein vorzubeugen gewölinlich gleich nachdem sie einen Namen das erste mal genannt haben, ihn auch buchstabiren oder garnicht nennen und blos vorbuchstabiren. Man hört daher keine englische Conversation, in der nicht häufig buchstabirt würde. — Doch finden wir gerade so wie in manchen anderen Ländern auch in England, dass in einzelnen Gegenden ein Vorname vorherrscht und die Familiennamen meistens auf eine gleiche Endsilbe enden; so haben z. B. die „Cornish-men", Cornwalliser, gewöhnlich den Vornamen John und ihr Familienname endet mit „pen", während die „Welschen", die Leute aus Wales, in der Regel Johnson heissen.

Die dicht bevölkertsten und fruchtbarsten Provinzen Irlands, auf welche die armen Leute in Clare, Kerry und anderen westlichen Strichen, wie auf gesegnete Länder blicken, sind die ebenen und reichen Grafschaften Dublin, Kildare, Meath, Westmeath und Longford. Fast jedes Fleckchen Erde ist in diesen Gegenden bebaut, hier giebt es das schönste Vieh, das beste und meiste Getreide von Irland, und alle Verbesserungen, alle Kultur, die von England aus in Irland eingedrungen sind, haben in diesen ebenen Mittelstrichen des Landes die meisten Fortschritte gemacht. Denn gerade diese, England unmittelbar gegenüberliegenden Mittelstriche waren von jeher am meisten den Einwanderungen der englischen Bevölkerung, der englischen Sprache, den englischen Sitten u.s.w. offen und ausgesetzt. Die irische Sprache, der irische Aberglauben, die irischen Sitten sind hier im grossen Ganzen ausgerottet und das englische Wesen ist an ihre Stelle getreten. — Auch die Grafschaft „Wexford" ist sehr fruchtbar und die Einwohner sind aufgeklärter, intelligenter und unterrichteter als im Westen, denn hier kommt die geringste Anzahl von Criminalverbrechen vor. Einer gewissen Berühmtheit in ganz Irland erfreut sich aber die „Baronie Forth", ein flaches Halbinselländchen, das eine kleine Gebirgskette vom Hauptkörper Erins

trennt, während es auf allen anderen Seiten vom Meere umspült wird, welches überdies noch in vier grossen Haffs oder Loughs ins Land eindringt und es dadurch auf eine eigenthümliche Weise theilt. — Die Bewohner dieses Landstriches, wahrscheinlich ursprünglich Männer aus Wales, die mit „Strongbow", dem berühmten welschen Ritter, der zuerst mit englischen Truppen in Irland landete, herübergekommen waren und denen er dieses Land geschenkt hat, haben sich fast sieben Jahrhunderte lang unvermischt und getrennt von den übrigen Irländern erhalten, haben immer nur untereinander geheirathet und thun dies zum Theil auch noch jetzt. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts verstanden und redeten sie noch alle die welsche Sprache, und erst bei den jetzigen Generationen hat sich das Englische eingebürgert. — Sie erfreuen sich fast durchgehends eines verhältnissmässigen Wohlstandes und unter ihnen giebt es beinahe gar keine Bettler, für irische Verhältnisse jedenfalls eine grosse Ausnahme! — In ihrer Lebensweise haben sie eine Menge kleiner Eigenthümlichkeiten, die vollkommen von den allgemeinen, in Grossbritannien herrschenden Sitten abweichen, so z. B. frühstücken sie gleich früh Morgens um 6 oder 7 Uhr vor der Arbeit, essen um 12 Uhr zu Mittag und machen nach Tische ihre Siesta. — Der dortige Landcomplex ist in viele kleine Theile getheilt, die meistens den Bauern selbst gehören, während grosse Besitzer dort gar nicht existiren, daher hat jeder mehr oder minder sein Auskommen. — Auch findet man bei ihnen eine auf sehr hoher Stufe stehende Landwirthschaft, sowie fast peinliche Ordnung und Reinlichkeit in ihren wohlgepflegten, in Mitte üppiger Blumengärten gelegenen Gehöften. — In der Baronie Forth herrscht nicht jener heftige, schroffe, politische und religiöse Parteigeist, der das übrige Irland spaltet, und die dortigen Protestanten leben friedlich neben den Katholiken, ja selbst die allgemein in Irland so ausgeprägte Skandalsucht, das „Breaking windows", „Knocking down watchmen and picking up riots", Fenstereinbrechen, Nieder-

schlagen von Nachtwächtern und Aufpicken von Streitigkeiten, ist hier nicht zu finden. — Schön sind ebenfalls die von schottischen Kolonisten und Presbyterianern bewohnten Gegenden des nördlichen Irlands, besonders aber die der Provinz Ulster, denn auch hier sieht man überall wohnliche, ja hübsche und mit Farben bunt gezierte Wohnhäuser, vortrefflich bestellte Aecker, kleine Gartenanlagen und in Linien aufgestellte Baumreihen. — Die übrigen Theile des nördlichen Irlands, in denen echt keltische Iren wohnen, bieten aber leider nicht diesen wohlthuenden Anblick, auch giebt es hier Landschaften, die so wild sind, wie nur irgend eine andere Partie Erins, so z. B. die grosse Gebirgslandschaft Donegal uud überhaupt die meisten Gebirgsgegenden von Ulster.

Grundverschieden von dem übrigen Irland ist ebenfalls die Bevölkerung von „Galway"; sie trägt ein sehr malerisches Kostüm, das der Hauptsache nach aus grellfarbigen Jacken und Röcken besteht. Seit alten Zeiten theilen sich die Bewohner in 13 besondere Tribus, „Tribes", die alle ihre speciellen Rechte und ihren eigenen Namen haben, wie Butkins, Byrkes, Kirdoens, Blake. — In der Grafschaft Limerick giebt es auch mehrere „deutsche Kolonien", die im Anfange des vorigen Jahrhunderts Einwanderer aus der Pfalz gründeten. — Diese Leute haben zwar schon seit längerer Zeit ihre deutsche Sprache abgelegt, doch findet man bei ihnen zum Theil noch immer deutsche Sitten und man kennt sie ziemlich leicht unter der übrigen Bevölkerung Irlands heraus, die sie „Palatinates", Pfälzer nennt. — Sie geniessen den Ruf, vortreffliche Landwirthe und sehr redliche Menschen zu sein. Auch sind sie wohlhabend und viel besser daran als ihre irischen Nachbarn, also ein Beweis, dass die Irländer bei mehr Fleiss, Industrie und Energie sich auch eine ebenso günstige materielle Lage bereiten könnten. — Die „Tinkers" in Irland nomadisiren hier ebenso, wie überall, nur sind sie auf Erinsboden noch viel zerlumpter als in anderen

Ländern. Gewöhnlich ziehen sie sammt ihren Familien blos in der guten Jahreszeit herum, während sie im Winter meistens auf irgend einem grossen „Bog“, wo die Feuerung billig oder umsonst zu haben ist, in kleinen „Mudcabins“ (aus Mudder, Lehm oder auch aus Moorerde gebauten Hütten) wohnen. Zuweilen benutzen sie eine und dieselbe Mudcabine mehrere Jahre, sonst aber errichten sie sich eine solche nur für die rauhe Jahreszeit und beziehen das nächste Jahr wieder andere.

Da die Gewässer bei der Insel „Rathlin“ selbst bei dem ruhigsten Wetter täglich zweimal bei jeder Rückkehr der Fluth oder der Ebbe in einen Kampf gerathen, der so lange dauert, bis die Strömungen sich in's Gleichgewicht gesetzt haben, und der bei stürmischem Wetter derartige Dimensionen annimmt, dass selbst den grossen Seeschiffen die Passage fast zur Unmöglichkeit wird, so sind die Bewohner der Insel im Winter oft Monate lang von jeder Gemeinschaft mit dem Festlande abgeschnitten. Der grösste Theil von ihnen gehört der katholischen Religion an, auch hat sich bei ihnen, mit Ausnahme der Protestanten, noch so ziemlich die altirische Sprache gerade so erhalten, wie auf allen andern Irland umgebenden Inseln und wie das Gaelische auf dem schottischen Archipel. — Obwohl Rathlin sehr klein ist, kann man doch zwei grundverschiedene Charakterracen unter den dortigen Bewohnern erkennen. Die Insel zerfällt nämlich in zwei Theile, das westliche oder längere Ende heisst „Kenramer“ oder richtig irisch „Ceanramber“ (das lange Ende), das andere Stück „Ushet“. — Das Kenramer ist felsig und gebirgig, hat fruchtbare und wohlbebaute kleinere Vertiefungen und Thäler, aber eine Küste ohne Häfen; Ushet hingegen besitzt eine offene Küste und vortreffliche Häfen, kann aber vollkommen unfruchtbar genannt werden. Daher sind die Ushet-Männer Fischer, Schiffer und Handelsleute, welche das Land durch einen lebhaften Verkehr mit den benachbarten kleinen schottischen und irischen Marktplätzen in Verbindung halten. Sie

sprechen aus diesem Grunde in der Regel englisch und haben viele ihrer älteren Insulaner-Eigenthümlichkeiten verloren. Die Kenramer-Männer aber leben unabhängig und abgeschlossen auf ihrem Insellande, bauen ihren Acker und sind kühne Klippenbesteiger. Da sie mit Fremden weniger im Verkehre stehen, so haben sie auch ihre alten Sitten und die irische Sprache mehr bewahrt als die Ushet-Männer. — In Folge dieses bedeutenden Unterschiedes zwischen beiden Insulaner-Racen, weisen die Bewohner auch immer in schwierigen Unternehmungen, bei denen felsenkletternde Kenramer- und seekundige Ushet-Männer zusammen thätig sein müssen, jedem denjenigen Posten an, zu dem er als West- oder als Ost-Insulaner am meisten berufen ist. — Das übrige Irland macht sich häufig über diese Leute lustig und nennt sie „Rachries", doch ist es ein sehr braves, tüchtiges Völkchen, das mit unendlicher Liebe an seiner Insel hängt und die Verbannung von derselben als grösste Strafe betrachtet.

Der grösste Theil des alten „englischen Adels" führt seinen Stammbaum auf die Normannen zurück, doch verbergen sich unter diesen Adelskronen auch Landleute, Seidenhändler etc., besonders sind es aber geschickte Advokaten, die im rechten Augenblicke der Regierung aus einer Verlegenheit halfen und mit dem Hermelin dafür belohnt wurden. Beim national irischen und schottischen Adel finden wir die innigste Zusammengehörigkeit mit der uralten Familienverbrüderung „Clan". „To clan" heisst im Englischen so viel als sich zusammenrotten und „the clan" ist daher eine Rotte, ein Stamm, doch ist dieser so allgemein in Schottland gebräuchliche Name keineswegs keltisch, sondern englisch, denn im Gaelischen heisst ein Clan „fine" und was die Engländer „Clansmen", Mitglieder eines Clans, nennen, bedeutet im Gaelischen „finneachan" oder „ciennich", was wahrscheinlich von „cien", das Haupt, kommt und so viel bedeutet, als die unter einem Haupte Vereinigten. — Bevor überhaupt Familien-

namen und Familienwappen bestanden, gab es bei den Clans irgend eine patronymische oder lokale Bezeichnung, die allen aber so gemein war, und welche alle annahmen, die entweder durch Blut oder freie Wahl und Vasallenschaft sich einem Häuptlinge unterordneten. Durch diese Annahme eines gemeinsamen Namens wurde eine Vereinigung, die zum Theil nur eine künstliche war, allmählich in eine natürliche verwandelt, indem die Konsanguinität, welche Anfangs hauptsächlich imaginär war, nach einer oder zwei Generationen für eine wirkliche gehalten wurde. Alle folgten dann willig einem Leiter, den sie sowohl als den Besitzer ihrer Ländereien, wie auch als das Haupt ihres Blutes betrachteten, und dem sie daher mit der Treue von Vasallen und mit der Liebe von Verwandten dienten. — Diese Clans führten nicht nur 2000 Jahre lang die blutigsten Fehden, „Clans feuds", unter einander, sondern setzten lange Zeit der Herrschaft der germanischen Engländer den heftigsten und erfolgreichsten Widerstand entgegen, bis es diesen endlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelang, das ganze Clansystem zu brechen und die Mitglieder der Clans, die sonst auf einem Distrikte zusammen sassen, nach allen Richtungen zu zerstreuen. Ja einige Clans, wie z. B. der wegen seiner unbändigen Wildheit und Grausamkeit berüchtigte Clan der „Mac Gregors" wurde sogar nach Unterdrückung der letzten schottischen Revolution vollkommen proskribirt, der Name durfte nicht mehr geführt werden, und viele Männer desselben fanden ihren Tod auf dem Schaffotte. — Die übrigen Clansnamen bestanden aber noch fort und es giebt wohl keinen Ort in Schottland, in dem nicht unter den Bewohnern Mac Gregors, Mac Douglas und Mac Phersons, sowie andere Clansnamen zu finden oder wo nicht gewisse Clansnamen die vorherrschendsten und gewöhnlichsten sind. Doch werden diese Clansnamen nicht allein von den Adeligen, sondern auch von den „Commoners", Gemeinen, geführt. — Alle Edlen eines Clans haben noch heut zu Tage dasselbe Familienwappen, den-

selben Namen, nur dass die jüngeren Linien, „Cadets", zum Unterschiede vom Hauptstamme, „Castle", ihren Namen (von Strathallan, von Comrie, von Kinnoul etc.) anhängen.

Die Stammbaum-Prätensionen der altirischen Familien gehen ungeheuer hoch hinaus. So schildern beispielsweise die O'Neills ihre Abstammung folgendermassen: Die O'Neills sind eine princely family, „fürstliche Familie". Sie waren die Könige von Ulster, und häufig auch „Monarchs of Ireland", Monarchen von Irland, und Sprösslinge aus dem höchst edlen Hause von Heremon (of the most noble house of Heremon). An der Spitze des Stammbaumes stand Adam, was noch ziemlich bescheiden ist, denn viele schottische und irische Familien gehen selbst über Adam hinaus! Nach Adam folgen mehrere andere biblische Namen; an diese reihen sich: Feuinsa, „King of Scythia, founder of the universal schools of the Plain Magh Scanair" (König von Scythien und Stifter der Universal-Schulen der Ebene Magh Scanair); Heber, Glemsiony Lord of Gothia" (Herr von Gothien); Dea, der 1400 Jahre vor Christi Geburt eine Kolonie von Scythien nach Galizien in Spanien bringt; Bratha, Breogan, Bilius und Milesius, lauter Könige in Spanien; Heremon, erster Monarch von Erin; Feidtroth, in dessen 3. Regierungsjahre der Heiland geboren wurde. Von diesem Feidtroth kamen endlich die O'Neills, welche noch jetzt als Lords (Earls) O'Neill in der Nähe des Lough Neagh im Norden von Irland residiren. — Dieser Stammbaum ist gerade so geschrieben, wie die meisten anderen Stammbäume, die sich in vielen Kopien in den Händen derjenigen befinden, welche Verwandtschaft mit dem Oberhaupte des Clans in Anspruch nehmen. — Dem Drucke wird so etwas, obwohl die Leute mit Leib und Seele an dieser Manuskriptgeschichte hängen, glücklicherweise selten übergeben, und diejenigen Irländer, welche die für den Druck bestimmte Geschichte Irlands schreiben, wagen es auch nicht, trotz ihrer stark ausgeprägten Phantasie und obwohl es ihnen sichtlich sehr schwer wird,

nicht an diese im Manuskript verbreitete, völlig unbegründete Geschichte zu glauben, sich so hoch zu versteigen. — Ausser dem offiziell anerkannten Adel giebt es in Irland seit Cromwells und anderer Despoten Zeiten auch eine ganze Menge sogenannter „Forfaited titles" (verfallener Titel). Die Träger derselben sind Leute, die in der englischen Peerage gar nicht einmal erscheinen und in der bestehenden und geltenden Rangordnung weder Lords noch sonst etwas sind, aber „par courtoisie" noch immer in der Familie, sowie im Privatleben gewisser Zirkel höher als Pairs und Lords geschätzt und Fürsten genannt werden. Die ältesten dieser ihren Adel nicht aus der englischen Peerage herleitenden echt irischen Familien sind die sogenannten „Miletious families", welche ihren Stammbaum bis zu Miletius, dem Eroberer Irlands, zweiten Sohne des Königs von Spanien, Heremon, herleiten, der 500 Jahre (andere sagen 1000 Jahre) vor Christus nach Irland hinüberkam, und einige behaupten, dass die meisten der irischen Namen, die mit einem O anfangen, wie O'Connell, O'Donnell, O'Sullivan, auf ein solches Milesiches Alterthum hindeuten! — Es bleibt daher das merkwürdige Faktum, dass die Irländer, gleich den Indianern, ein Sagensystem ausgebaut haben, welches mit seinen Wurzeln in die allergraueste Vorzeit hinausragt, an das sie bis zur heutigen Stunde, zum Theil glauben, ja mit einer Lebhaftigkeit erzählen, als hätten sich die Dinge erst vor wenigen Tagen ereignet! — Selbst unter den normannischen oder sächsischen Familiennamen in Irland stecken oft alte keltische Geschlechter verborgen, da diese in schlimmen Zeiten der Verfolgung ihre alten einheimischen Namen ablegten und einen neuen normannischen oder saxonisirten annahmen. So lautet z. B. der eigentliche alte irische Name der bekannten Familie der Fitz Patrick: „Mac Guillo Patrick", d. h. der Sohn des Dieners des heiligen Patrick. Mit Auslassung des Guillo wurde das irische Mac in das normannische Fitz (französisch

fils) übertragen. Der alte irische Name wird aber noch immer neben dem neuen auf die Generationen mit folgender Redensart übertragen: „Eigentlich heissen wir so und so!“ Und das Volk nennt sogar noch hie und da die alten Familien lieber bei ihrem alten, echten Namen. — Uebrigens hat in neuester Zeit in den Kreisen des englischen Adels und der Gentry die Veröffentlichung einer genealogischen Studie über die Stammesverwandtschaft von Familien derselben mit dem königlichen Hause der Plantagenets grosses Aufsehen erregt. Den Autor führten seine diesbezüglichen Forschungen zu höchst interessanten Ergebnissen. So konstatirt er unter anderem, dass eine in der Grafschaft Essex ansässige Familie in zehnerlei Linien von Eduard III. und gar in fünfzig von Eduard I. abstammt. Der unlängst zur Pairswürde erhobene Dichter Alfred Tennyson und der bekannte konservative Parteiführer Sir Stafford Northcote sind als Abkömmlinge John Gaunts Vettern im 14. Grade; Gladstone ist der 18. Descendent Eduards I. und Lord Wolseley der 17. von Eduard III.

Im allgemeinen geniesst der Adel in England, Schottland und Irland ein sehr hohes Ansehen, denn die Institutionen des Landes und der Bau der Gesellschaft sind aristokratisch. — Die Güter, Namen und das Auftreten des Adels schmeicheln der Phantasie des durch und durch konservativ denkenden Volkes und verschaffen jenen die nöthige Unterstützung. — Der Ehrgeiz der Gemeinen hat mit den Interessen der Patrizier eine Richtung. Jeder, der reich wird, kauft Land und thut, was in seinen Kräften steht, den Adel, in den er sich zu erheben hofft, zu befestigen. Die anglikanische Kirche geht mit der Aristokratie Hand in Hand; die Kathedralen, die Universitäten, die nationale Musik, die Volkslieder tragen alle dazu bei, das Wappenthum aufrecht zu erhalten. Dazu kommt noch, dass diese Familien mit den Namen der Städte und Distrikte, sowie anderen Punkten des Landes in engster Verbindung stehen. Cambridge ist die Cam-Brücke; Sheffield, das Feld

des Flusses Sheaf; Leicester die Castra oder das Lager des Lear oder Leir; Excester oder Exeter die Castra des Ex; Exmouth, Dartmouth, Sidmouth, Teignmouth die Mündungen der Flüsse Ex, Dart, Sid und Teign. Waltham ist feste Stadt; Redcliffe rothe Klippe u. s. w. — Auch nennen sich die englischen Lords nach ihren Besitzungen und geben nicht diesen ihren Namen.

Der englische Adel vereint in seiner Person körperliche Schönheit mit vortrefflicher Erziehung und feinen Sitten. Die Männer sind muthig, haben zum grossen Theil alle Länder der Welt bereist, in jedem in der besten Gesellschaft gelebt und alles gesehen. Sie überblicken die Menschen wie aus der Vogelperspektive, haben das Bewusstsein ihrer Ueberlegenheit und in ihrem Denken und Empfinden jenes angenehme Gleichgewicht, das jedem, der mit ihnen in Berührung kommt, so wohl thut. — Auf viele von ihnen passt mit vollem Recht das Wort „Gentlemen", worunter man heut zu Tage in England einen Ehrenmann, einen Biedermann, einen Mann von Stand, Bildung, Erziehung, Anstand, Feingefühl und Liebenswürdigkeit versteht. Doch hat sich diese Bedeutung erst im Laufe der Zeit entwickelt, denn ursprünglich bezeichnet das Wort Gentleman nichts weiter, als den Mann von Geburt und später den einfachen tadellosen Edelmann, den Mann vom Stande. — In den Listen der englischen Adeligen findet man Poeten, Philosophen, Chemiker, Astronomen, auch Männer von tüchtigen Eigenschaften und hoher Gesinnung, und oft waren sie die Freunde und Beschützer des Genies und der Gelehrsamkeit. Doch hat auch der englische Adel recht trübe Perioden der Vergangenheit; besonders unter der Regierung Georgs III. war derselbe moralisch und physisch furchtbar heruntergekommen. Unzucht, Spiel, Schmuggel, Bestechung und Betrug bildeten eine Chronik, wie sie wo anders nicht ärger zu finden war; und selbst in den darauf folgenden Zeiten brachten Spiel, Wettrennen, Wein und Weiber noch manchen

hoch angesehenen Pair herunter. Es ist gar nicht so lange her, dass Herzöge von Gerichtsdienern bedient wurden, während ihr Tafelgeschirr verpfändet war, dass grosse Lords von den Trinkgeldern der Fremden lebten, die sich ihre Schlösser zeigen liessen und dass ruinirte Herzöge und Grafen Schulden halber in der Verbannung lebten. Die historischen Namen der Buckinghams, Beauforts, Marlboroughs und Hertfords sanken im Verhältnisse zu ihrem früheren Glanze bedeutend herab, und in vielen Gegenden Irlands giebt es Königsnachkommen unter den Bauern, Stallknechten u. s. w. So kam z. B. die alte irische Familie der Mac Quillans, die einstigen Besitzer des schönen Schlosses Dunluce und bedeutender grosser anderer Güter, derartig herunter, dass ihre Nachkommen unter das niedrigste Volk herabgesunken sind. — Ueberhaupt zeigt eine genaue Untersuchung der Pairie, sowie des niederen Adels, den schnellen Verfall und das Aussterben alter Familien! Da aber in England, wie wir schon erzählt haben, der Name an den Majoratsgütern haftet, die wieder an neue Familien übergehen, so leben auch die alten Namen fort und nur das Geschlecht der Träger wechselt.

Diese englischen Majoratsbesitze erstrecken sich meistens über ein verhältnissmässig sehr bedeutendes Areal. So reist z. B. der Marquis von Breadalbane von seinem Hause in einer graden Linie bis zur See 100 engl. Meilen auf seinem Besitzthum; der Landkomplex des Herzogs von Cleveland erstreckt sich auf einer Ausdehnung von 23 Meilen; die Grafschaft Sutherland des Herzogs von Sutherland dehnt sich in Schottland von Meer zu Meer; der Herzog von Devonshire besitzt ausser seinen anderen Besitzungen 199.000 Acres Land in der Grafschaft Derby; der Herzog von Richmond 40.000 Acres zu Goodwood und 300.000 zu Gordon Castle; des Herzogs von Norfolk Park in Sussex hat 15 Meilen im Umfange. — Doch finden wir andererseits, dass sich die Grundbesitzverhältnisse im Vereinigten Königreiche im Laufe der Jahre sehr geändert haben, denn

im Jahre 1786 gehörte der Grund und Boden von England 250.000 Eigenthümern, im Jahre 1822 nur noch 32.000 und heut zu Tage aber wieder 1,173.824! — Ueber ganz England, mitten zwischen Schiffswerften, Fabriken, Minen und Eisenhämmern, sind diese mit dem Glanze königlicher Schlösser wetteifernden Paradiese des Adels verstreut und die lebenslange Musse, der Reiz eines hoch kultivirten Lebens werden noch durch den Lärm der Industrie und der schweren Noth der Arbeiter, aus der sie heraustreten, erhöht. — Aber auch in den grossen Städten Englands, Schottlands und Irlands hat der englische Adel enorme Besitzungen. So baute der Herzog von Westminster in London in wenigen Jahren eine Reihe Squares, die jetzt Belgravia genannt werden, und Stafford-House, Landsdowne-House, Devonshire-House, Burlington-House, sowie noch eine Menge andere Paläste bilden noch heut zu Tage die Zierde und den Stolz der riesigen Metropole. — Unter den alten Stammsitzen giebt es Schlösser, die wie „Warwick Castle" neun hundert Jahre alt sind; und in diesen Landsitzen, wo sie sich gerne von dem Getöse der Welt zurückziehen und das Leben eines echten Landgentleman spielen, häufen sie schon seit Jahrhunderten alle Kunstschätze der Welt an und machen sie, gerade so wie ihre Paläste in London oder Edinburgh, zu wahren Museen, denn man versteht es in Grossbritannien häufig besser als in irgend einem andern Lande, das Alterthümliche der Möbelformen und der Zimmereinrichtungen der Ritterzeit mit dem Geschmacke und dem Luxus der Neuzeit zu verschmelzen, und mittelalterliche Baronshallen mit der ganzen Pracht und Eleganz, welche der jetzige Zustand der Künste und des Reichthums gestattet, auszuschmücken, ohne dass dadurch die Echtheit und Alterthümlichkeit des Geschmacks nur im geringsten etwas einbüssen würde. Besonders bewundernswerth sind der Reichthum der herrlichen Holzschnitzarbeiten an den Möbeln und Zimmersimsen, die Fülle von Vorhängen und Teppichen der ausgesuchtesten Qualität, die Gemälde von den berühmte-

sten Malern und die kostbaren Büchersammlungen. Dabei ist alles ganz echt, selbst die Rüstungen in der „Banquetting hall“ (Banquethalle). — Doch diese herrlichen Stammsitze und anderen zahlreichen Paläste bereiten den Besitzern häufig auch Sorgen, weil ihre Erhaltung alljährlich grosse Summen verschlingt, die Revenuen überlastet, ohne dass man einen Ausweg aus dieser Verlegenheit wüsste, denn verkaufen können sie sie nicht, weil es Majorate sind, und vermiethen wollen sie sie nicht, dazu sind sie zu stolz. Sie lassen sie daher leer stehen, gut gelüftet, die Gründe gemäht und vortrefflich gehalten, mit einem Aufwand von vier bis fünftausend Pfund jährlich, wovon ein grosser Theil auf die Dienerschaft kommt, die in manchen Häusern hundert und noch mehr Köpfe zählt.

In Folge seiner Macht, seiner Stellung und seines Reichthums nimmt der englische Adel fast alle Sitze im Ministerium und die ersten Stellen in Flotte und Heer ein; überdiess ist er im ganzen Lande massgebend in allen Fragen des Geschmacks, der gesellschaftlichen Gebräuche, der öffentlichen und häuslichen Gastfreundschaft. Er präsidirt öffentlichen Meetings, Wohlthätigkeitsanstalten und giebt das Beispiel jenes Dekorums, das dem englischen Herzen so wohl thut. — Doch seit neuerer Zeit treten dem Adel täglich eine Menge Engländer, die auf den Universitäten gebildet, mit feinen Sitten, Fähigkeiten und Glücksgütern für die Gesellschaft von Pairs ausgestattet sind, auf einem Fusse der Gleichheit gegenüber und überholen sie oft genug in dem Wettlauf nach Ehre und Einfluss. Diese gebildete Klasse ist gross, wird täglich grösser und man kann sagen, dass mit und ohne Titel, weit über siebzig Tausend Personen, die in ihrer Gesammtheit das ausmachen, was man in England die „hohe Gesellschaft“ nennt, in London aus und ein gehen.

Die Bewohner „Helgolands“, jener kleinen, 70 Meter aus dem Meere emporragenden Felseninsel sind Friesen, der selbe Volksstamm, den wir auf den übrigen flachen Nordsee-

Inseln Borkum, Norderney, Föhr, Sylt und den benachbarten Küstenstrichen Norddeutschlands finden. Sie sind vorherrschend Fischer und Seefahrer; kräftige, blondhaarige, gegen alle Wettereinflüsse abgehärtete Menschen, die ihre alten Sitten, ihre Sprache beibehalten haben und in netten, kleinen, mit Gärtchen umgebenen, sehr reinlich gehaltenén Häuschen in verhältnissmässigem Wohlstande leben, denn der alljährlich ziemlich starke Fremdenbesuch während der Badesaison liefert ihnen einen mannigfachen Nebenerwerb. — Ein buntes Bild bietet die Bevölkerung „Gibraltars", das 3 englische Meilen lang sich auf einer gigantischen Felsenmasse 1400 Fuss über das brandende Meer erhebt und durch eine schmale, wüste, tiefsandige Landzunge, dem sogenannten „Neutral ground", mit dem Festlande verbunden ist. Das Hauptelement der Bevölkerung sind die sogenannten „Rock Scorpions", ein Gemisch aus spanischem und englischem Blute, welches nicht nur in seiner äusseren Erscheinung, sondern auch in seinen Sitten, Gebräuchen, seinem Charakter, seinen Wohnstätten und seiner Lebensweise diese Mischung zeigt. Doch findet man hier auch noch Menschen aus den verschiedensten Gegenden der Welt: spanische Bauern, schwarzäugige, keckblickende Spanierinnen, spanische Juden, englische Soldaten und Matrosen, Schotten mit nackten Beinen, gravitätisch einherschreitende Neger, Griechen, Mooren, Italiener u. s. w. — Auf der Felseninsel „Malta" leben in flach bedachten weissen Steinhäusern in Mitte der fruchtbarsten künstlich geschaffenen Vegetation der südlichen Zone die „Malteser", ein schöner Menschenschlag in malerischer Nationaltracht. Ihre Sprache ist ein verstümmeltes Arabisch, stark gemischt mit italienischen Worten. — Sie sind ein ausserordentlich arbeitsames, industrielles Volk, das durch den Umgang mit den Engländern sehr gewonnen hat. — Da sie sich enorm vermehren und die Insel nicht alle zu ernähren vermag, wandern viele aus, so sollen z. B. allein in Tunis mehr als 10.000 Malteser leben.

Die Bewohner des asiatischen Grossbritanniens.

Von den Bewohnern „Cyperns" sind $^2/_3$ Griechen, $^1/_3$ Türken. Noch vor 3 Jahrhunderten unter venezianischer Schutzherrschaft, galt diese Insel für die reichste im östlichen Theile des Mittelländischen Meeres. Damals vermochte sie mit ihrer hochentwickelten landwirthschaftlichen, gewerblichen und merkantilen Thätigkeit spielend eine Million Menschen zu ernähren. Heut zu Tage ist es aber leider nicht mehr so, denn die frühere türkische Misswirthschaft stumpfte den Bauer ab, machte ihn unthätig, weil er sich nicht durch habsüchtige Paschas und ihre Steuerpächter um die Früchte seines Fleisses bringen lassen wollte. — Durch die angestrengten Bemühungen der Engländer beginnt jetzt die materielle Lage der Bevölkerung sich zu bessern und eine regere Thätigkeit auf allen Gebieten des gewerblichen Lebens einzutreten.

„Perim" wird blos von einigen englischen Soldaten, Seeleuten, Kaufleuten und afrikanischen sowie indischen Kulis bewohnt, da es nur ein 4—5 englische Meilen grosses, Jahr ein Jahr aus den glühendsten Sonnenstrahlen ausgesetztes, vollkommen unfruchtbares Felsenriff ist, das sich 2—300 Fuss aus dem Meere in einer strategisch ausserordentlich wichtigen Position am Eingangsthore des rothen Meeres erhebt. Die Wohnstätten sowie der Leuchtthurm, das starke Fort und die Kaserne befinden sich am schmalen aber tiefen Hafen des 11 Meilen breiten Seekanals, der die Insel von der afrikanischen Küste trennt. — Vor circa 30 Jahren wollten die Franzosen diese Insel in Besitz nehmen und sandten zu diesem Zwecke ein Kriegsschiff ab. Der Kapitän legte aber vorher noch in Aden an und wurde dort natürlich von dem englischen Commandanten zum Diner geladen, der ihm mit vortrefflichen starken Weinen einen solchen Rausch anzechte, dass er in diesem Zustande das Geheimniss seiner Expedition ausplauderte.

Augenblicklich ertheilte der Engländer, ohne die Tafel zu verlassen, im geheimen den Befehl, dass ein Kanonenboot sogleich mit einigen Sappeuren und einem Ingenieur-Offizier nach Perim dampfe und dort die englische Flagge aufzuhissen habe. Am nächsten Tage, als der französische Kapitain mit seinem Kriegsschiffe nach der Insel kam, war sie schon von den Engländern besetzt! — Auch „Aden", das Gibraltar des rothen Meeres, ist ein vollkommen unfruchtbarer Felsen, der von einer halbnackten Bevölkerung, meistens Arabern, bewohnt wird, die einzig und allein darauf angewiesen sind, von der dortigen englischen Garnison, dem Fischfange und den verschiedenen Arbeiten im Hafen zu leben. Als recht lohnenden Nebenverdienst betreiben die dortigen arabischen Jungen auch das Tauchen, d. h. sie holen im Hafen mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit selbst die kleinsten Geldmünzen vom Meeresboden, die ihnen die Passagiere der einlaufenden Schiffe in's Wasser werfen.

All' die im Laufe der Zeiten das herrliche „Indien" überfluthenden Volksstämme drangen mehr oder minder durch die drei Hauptpforten des gewaltigen Himalaya-Gebirges ein. So kamen die Turanier und Arier nach einander theils durch den Khaiber Pass in das Punjab, theils durch den Bolan Pass in das Sindh. — Die Turanier, eine Nomadenrace, deren ursprüngliche Heimath wahrscheinlich Nord-Turkestan bildete, waren die ersten, welche die nördlichen und inneren Theile Indiens besetzten. — Die Arier hingegen, halbe Nomaden, halbe Ackerbauer, kamen von den mehr südlichen Distrikten Central-Asiens und Turkestans, wahrscheinlich von dem Pamir Plateau und den Regionen der Oxusquellen. Sie liessen sich friedlich neben den Turaniern nieder und vermischten sich mit denselben. — Nach und nach traten in diesser grossen Vereinigung, die durch immerwährende arische Einwanderung verstärkt wurde, Spaltungen ein, die geistig höher stehenden nahmen Besitz von den religiösen Ideen und

schlossen sich in eine Körperschaft religiöser Lehrer zusammen die später Brahmanen genannt wurden, während die mehr kriegerischen Stämme, Kshatriyas, vordrangen und die Turanier nach dem Süden vertrieben. Dort behielten die letzteren zum Theil ihre eigene Sprache, ihre Sitten und Gebräuche und wurden „Dravidians" genannt, obwohl sie sich später ebenfalls zum grossen Theil mit den nachrückenden Ariern vermischten. Diese Dravidians des Südens waren die „Rakshasas" oder mächtigen Demone der ethischen indischen Poesie. — Ausser diesen beiden Hauptracen leben noch in Indien die Kols, Santals, Juangs etc. von Chota, Nagpur und den benachbarten Distrikten, die man jetzt gewöhnlich „Kolarian" nennt. Einige von ihnen stammen aus Tibet, während die Herkunft anderer nicht sicher gestellt ist; sie haben viel Aehnlichkeit mit Negritos und Australiern. — Die „Tibetaner" wanderten wahrscheinlich vor den Indo-Arians oder Dravidians durch die östlichen Pässe nach Indien; sie waren die Narren der indischen Poesie. — Die „mohamedanischen" Einwanderer gehören den tartarischen Racen an, die zum Islam übergetreten waren und die Sindh, Gujarath und den Punjab überflutheten, aber sich zuerst in Afghanistan niedergelassen und bis zu einem gewissen Grade mit den Afghanen vermischt hatten. — Die „Parsen" endlich sind Ueberreste der alten Perser, welche, als die Khalifen im 7. und 8. Jahrhundert Persien eroberten, zur Erhaltung ihrer Religion sich zuerst in Yazd in Persien niederliessen und später nach der westlichen Küste Indiens auswanderten.

Wir sehen daher, dass Indien in alten Zeiten beständigen Einwanderungen unterworfen war. Von all' diesen eingeströmten Völkern sind die Arier (stammt von der Sanskritwurzel „ar", hell, weiss) die körperlich kräftigsten, energischsten, und thatsächlich haben sie auch noch dann die Oberhand in moralischer und religiöser Beziehung behalten, als man ihnen die politische Macht aus den Händen gerungen hatte. Man bezeichnet sie

mit dem allgemeinen Namen „Indo-Arians“, zu unterscheiden von den Ariern, welche sich über Europa ausbreiteten. — Doch ist es wegen ihrer Vermischung mit den Turaniern und anderen Racen schwer, heut zu Tage reine Brahmanen, Kshatriyas oder Vaisyas in Indien zu finden. — Eine reine ethnographische Gruppirung der Bewohner Indiens kann überhaupt praktisch jetzt nicht mehr durchgeführt werden. — Das hervorragendste Bindemittel zwischen allen diesen Racen ist die Religion. All' diejenigen, welche an die „Veda“ und das „Brahmanische System“ glauben, können, ob sie nun Arier oder nicht Arier sind, „Hindu“ genannt werden, obwohl, wie wir schon betont haben, die Hindu keine wirkliche ethnographische Gruppe bilden. Ferner nennt man Alle, die an den Koran und die Lehren Mohameds glauben, Moslems oder Mohamedaner gleichgültig, ob sie ursprünglich auch Hinduracen angehörten. — Ausserdem dienen auch noch einige Sprachen als linguistisches Bindemittel. Das „Sanskrit“, die alte klassische Sprache von ganz Indien und die älteste Schwester des Lateinischen und Griechischen, ist für die Hindu das, was das Arabische für die Mohamedaner, denn die eine ist die Sprache des Veda, die andere die des Koran. Ueberall, wo die Hindureligion ihre Sanskritsprache beibehielt, befindet sie sich auch auf hohem Standpunkte. Sie ist zwar eine todte Sprache wie das Lateinische, aber sie wird von allen gelehrten Leuten in ganz Indien fliessend rein gesprochen und lebt noch in den 8 Arian-Dialekten fort. — Das von den Hindu selbst modernisirte Hindui führt den Namen „Hindi“; es ist gegenwärtig hauptsächlich die Literatursprache der nicht mohamedanischen Bewohner Indiens, während sich die Moslems des meist mit dem arabisch-persischen Alphabet geschriebenen „Hindustani“ bedienen. Letzteres, ein stark mit persischen und arabischen Worten gemischtes Hindi, entstand Ende des 12. Jahrhunderts, bildete sich aber erst vollständig aus, seit Timur in Delhi sein Heer-

lager, Urdu, aufgeschlagen hatte; deshalb wird es auch häufig „Urdu" genannt. — Das Hindi und hindustanische sammt allen Dialekten wird von Millionen Bewohnern Indiens gesprochen. Zu diesen verschiedenen Dialekten gehören z. B. das Braj, Kananji, Alt-Purbi, Awadhi, Bhojpuri und Marwari. Letzteres ist besonders wichtig, denn man redet es in Jodhpur, dem ausgedehntesten aller Rajput-Staaten.

Neben diesen Hauptsprachen finden wir in Indien noch das „Bengali", welches 39 Millionen der Bewohner Bengalens und Assams sprechen, von denen etwas mehr als die Hälfte Hindu und die übrigen Mohamedaner sind. Ferner das von 17 Millionen Hindu, in Maratha, einem Theil der Provinz Bombay und der Central-Provinzen gesprochene „Marathi", im Konkan bekannt als Konkani; zu diesem gehört noch das „Gujariti", eine Art Hindi-Dialekt, welches 9 Millionen in Gujarat reden. Das „Punjabi", gesprochen von 14 Mill. im Punjab, von denen die Hälfte Mohamedaner sind; es ist ebenfalls eine Art Hindi. Das „Kasmiri", eine Schwestersprache des Hindi, welehes einschliesslich des Dogri, einem Dialekt des Punjabi, beinahe 2 Millionen im Königreich Kasmir reden. — Das „Sindhi" sprechen 2 Millionen in Sindh, von denen nur $^1/_5$ Hindu, die übrigen Mohamedaner sind. Das „Oriya" reden 8 Millionen Hindu in Orissa. Das „Tamil" sprechen 13 Millionen in einem sehr ausgedehnten Territorium entlang des südlichen Theiles der Coromandel-Küste und noch etwa hundert englische Meilen nördlich von Madras. Das „Malayalam", beinahe ein Dialekt des Tamil, reden 4 Mill. in Travankor und im südlichen Theile der Malabar-Küste. Das „Telngü", welches man wegen seiner Weichheit das Italienische Indiens nennt, sprechen 17 Millionen in einem Territorium, das ungefähr hundert Meilen nördlich von Madras beginnt, sich entlang des nördlichen Theils der Coromandel-Küste und über einen Theil des Nizam-Territoriums ausdehnt. Das „Kanarese" reden 8 Millionen in Mysore, in dem südlicheren Theile der

Provinz Bombay, ferner in Kanara und einem Theile der Malabar-Küste. — Das „Tulü" wird nur in einem kleinen Bezirke Kanara's von etwa 300.000 Personen und das „Koorg oder „Kodagu" von blos 150.000 Personen in dem Hügeldistrikte im Westen von Mysore gesprochen. — Das „Gond" reden 2 Millionen in Gondvana in den Central-Provinzen; diese Sprache wurde in letzterer Zeit systematisirt. Das „Kolarian" reden nomadisirende Stämme, ungefähr 3 Mill. Menschen, auf dem Plateau von Chota Nagpur und in einigen angrenzenden Hügelgegenden. Dieses Kolarian zerfällt wieder in 7 verschiedene Dialekte, von denen die bedeutendsten der Kols, Inangs, Santals, Mundas und der Hos sind. — An diese stattliche Reihe schliessen sich dann noch die Sprachen, welche in den britisch Indien unmittelbar angrenzenden Ländern gesprochen werden, und die man ebenfalls häufig in Indien reden hört, nämlich das „Pashtu" oder „Pakhtu" von Afghanistan, das „Nepali" oder „Nepalese" von Nepal, das „Assamese" von Assam, das „Burmese" von britisch Burmah und das „Sinbalese" von Ceylon. Ferner eine immense Zahl von Dialekten, die von nomadisirenden Stämmen der Gebirge von Nepal, Bhutan und Assam gesprochen werden. — Im Ganzen giebt es also in Indien circa 200 verschiedene Sprachen und Dialekte. — Doch ausser diesen überaus zahlreichen einheimischen gewinnt auch die englische Sprache in Indien, welche nach dem letzten Census 202.920 Bewohner, darunter 150.000 reine Briten, als Muttersprache reden, immer mehr an Verbreitung. Sie wird jetzt in allen Städten gesprochen und in allen Staats-, Missionär- und grösseren Volksschulen sowie auch in allen Kollegien gelehrt. — Fast alle gebildeten Indier reden sie, doch wird sie nicht gelernt aus Interesse für die Sprache, sondern um dadurch Stellungen bei der Regierung zu erlangen und gewerbliche Vortheile zu ziehen.

Die durchschnittlich 1·85 Meter hohe, schöne und regel-

mässig gebaute Gestalt der „arischen Hindu“ ist auffallend beweglich und elastisch. Sie haben ausserordentlich kleine, schön geformte Hände und Füsse; ihre Kopf- und Gesichtsbildung ist die der kaukasischen, indo-europäischen Race, nähert sich aber mehr der dunklen romanischen als der lichten germanischen Europa's. Die Augen und die langen, glatten Haare sind schwarz; der Bartwuchs ist stark. — Die Hautfarbe zeigt alle Nuancen und Farbenübergänge zwischen dem gelblichen Weiss des Südeuropäers, dem Olivenbraun, und der Russfarbe, bis zu völligem Schwarz bei den gemischten Stämmen. — Die Frauen und Männer aus den höheren unvermischten Kasten haben gewöhnlich hellere Hautfarbe. — Bei den dravidischen Völkern im Dekhan finden wir ebenfalls die kaukasische Schädel- und Gesichtsbildung, aber ihre Hautfarbe ist dunkler, als die der nördlicheren Hindu, hingegen herrscht bei den verschiedenen anderen Volksstämmen des Südens, besonders der Coromandelküste, die gelbe Hautfarbe vor. — Die sogenannten Kolh- oder Vindhyastämme, wie die Bhils, Khonds, Kolas, Kandas und andere mehr oder weniger barbarische Volksstämme in dem nördlichen Theile der Präsidentschaft Bombay, besonders auf der Halbinsel Guzerate, in den Thälern des Vindhyagebirges, in der Landschaft Orissa und anderen Gegenden, welche für mehr oder weniger mit den fremden Einwanderern vermischt oder ganz unvermischt gebliebene Ueberreste der Urbevölkerung gehalten werden, haben nicht nur eine ganz andere Kopf- und Gesichtsform als der kaukasische Typus, sondern auch einen gröberen und kräftigeren Körperbau. Sie sind im allgemeinen dunkler gefärbt als die arischen Hindu, obwohl unter ihnen auch Stämme mit lichterer Haut, wie z. B. die Bhils, vorkommen.

Im grossen Ganzen sind die arischen Inder hoch begabt und besitzen eine glühende Phantasie die man bei den anderen asiatischen Völkern, namentlich den Tibetern, Indo-Chinesen und Chinesen nicht findet. — Der Charakter der Hindu hat

durch die Einwirkung verschiedener aus ältester Zeit bis in die Gegenwart bestehender, für unantastbar und heilig gehaltener nationaler Institutionen, wie die Kasteneintheilung, der specifisch indische Polytheismus und der Brahmanismus, sowie auch durch die seit fast einem Jahrtausend bestehende Fremdherrschaft verschiedener Eroberer, die es mehr oder minder nur auf die intensivste Ausbeutung der Eingeborenen abgesehen hatten, unbedingt gelitten. Ganz besonders nachtheilig wirkte aber die Herrschaft der Mohamedaner, trotzdem das specifisch indische Kulturelement von dem arabisch-islamitischen immer getrennt geblieben ist. — Kein anderes Volk übertrifft die Hindu in Bezug auf religiösen Fanatismus, Aberglauben und Festhalten an den Ueberlieferungen und Vorschriften ihrer Religion. Doch sind sie andererseits ausserordentlich mässig, geduldig und höflich. Sie achten Rang, Alter und Wissen, haben viel Ehrerbietung gegen ihre Eltern, sind treu im Dienste, lieben friedliche Beschäftigung, besonders den Ackerbau, und besitzen eine hervorragende Lernbegierde. — Sehr verschieden von den Hindu in Bezug auf Kulturzustand sind die Bhils, Kolas, Khonds und andere Ueberreste der Urbevölkerung Vorderindiens, denn viele von ihnen leben noch im Naturzustande, als Hirten, Jäger, Räuber, ohne Ackerbau, ja selbst ohne Viehzucht. Bei mehreren derselben, wie z. B. bei den Khonds, sind noch jetzt Menschenopfer im Gebrauch; auch sollen dieselben gegenwärtig sogar noch hin und wieder kranke und altersschwache Personen ihrer Familie tödten und verzehren.

Die „Kastenordnung", welche nicht nur einen grossen Einfluss auf den Charakter der Hindu ausübt, sondern auch tief in das ganze soziale Leben Indiens eingreift, besteht noch heute zum grossen Theile in ihrer uralten Organisation, hat aber unstreitig durch den Einfluss der Engländer an ihrer Starrheit, mit Ausnahme der Brahmanenkaste, die

noch jetzt unerschüttert, unnahbar, wie ein gewaltiger Fels im brandenden Meere dasteht, sehr verloren und beginnt immer mehr eine Geldfrage zu werden! Sie ist keineswegs der bizarre Einfall einer Nation oder eines willkürlichen Despoten, sondern die Verfassung einer Nation, die im philosophischen Scharfblicke nicht einmal von den Hellenen übertroffen wird, deren religiöse Hingebung und Opfermuth den Vergleich mit den Heiligen der christlichen Kirche aushält, und deren humane Civilisation den anderen Kulturvölkern vorhergeht. Diese Kastenordnung ist auch nicht in einer Zeit des Verfalles und der lebensmüden Entsagung entstanden, war nicht der träge Niederschlag eines abgeschlossenen Lebens, sondern ist in der Jugendperiode der indischen Nation, zur Zeit des frischen Wachsthums des indischen Reiches ausgebildet worden, und die Vollendung der indischen Philosophie, die reichste Blüthezeit der indischen Literatur folgen ihr nach. — Die älteste und die vollkommenste Darstellung der Kastenordnung finden wir in dem Gesetzbuche „Manu's"; dieses merkwürdige Werk, welches gegenwärtig noch in Indien Autorität besitzt, enthält im grossen Ganzen nichts anderes als die Offenbarung der Kastenordnung, wie sie von den brahmanischen Weisen verstanden und gelehrt wurde. Dieses Gesetz dient als Fundament zur Ausbreitung der Kastenordnung von den Ufern des grossen Ganges her, aus den heiligen Brahma- und Brahmanenländer über die indische, von den Ariern beherrschte Welt. — Der Ursprung der Kasten wird von Manu unmittelbar aus der göttlichen Weltschöpfung oder richtiger Weltwerdung abgeleitet. Ebenso wie das eine grosse Urwesen, das allein durch sich selbst besteht, das von den Sinnen nicht gesehen, nur von dem Geiste wahrgenommen wird, „Brahma", in sich erglänzend als zeugender Geist die Finsterniss erhellt, die in ihm verborgenen fünf Elementarkräfte sichtbar macht, die Erde und den Himmel bildet, und beide in mancherlei Gestalten mit Göttern und Genien, Menschen und Thieren bevöl-

kert, und jedem dieser Thierwesen einen Namen, eine bestimmte Anlage und Lebensaufgabe mitgiebt, stellt es sich auch in der verschiedenen Lebensordnung der vier Kasten dar. Aus seinem Munde gingen die „Brahmanen" hervor, die lebendigen Gotteswörter, aus seinen Armen die mächtigen „Kshatriyas", aus seinen Schenkeln die furchtbaren „Visas" oder „Vaisjas", und aus den niedersten Theilen seines Körpers, aus seinen Füssen, die dienenden „Sudras." — Zur Erhaltung seiner Offenbarung in dem Menschengeschlechte bestimmte er jeder Kaste unabänderlich ihren Beruf. Den Brahmanen legte er die Pflicht auf, die Veden zu studiren und zu lehren, selber die heiligen Opfer darzubringen und die Opfer der anderen zu leiten; dafür gab er ihnen das Recht, Gaben zu verleihen und zu empfangen. Den Kshatriyas gebot er, das Volk zu schützen, Wohlthätigkeit zu üben, Opfer darzubringen, die heiligen Schriften zu lesen und ihre sinnlichen Begierden zu zähmen. Den Vaisjas aber legte er die Verpflichtung auf, die Hausthiere zu pflegen, Almosen zu geben, zu opfern, die heiligen Gebete zu erlernen und Handel, sowie Ackerbau zu treiben, während die Sudras nichts anderes zu thun haben, als den höheren Klassen in Ehrerbietung zu dienen. — Die drei obersten Kasten nehmen Theil an der religiösen und philosophischen Bildung, sie alle dürfen die heiligen Gebete und Hymnen erlernen und sprechen, die in den Veden aufbewahrt sind, sie dürfen den Göttern Opfer darbringen und die heiligen Gebräuche mitfeiern; aber den Genossen der dienenden Kaste ist die heilige Sprache unverständlich und sind die heiligen Schriften verschlossen, sie haben keinen Theil an den Gebeten und den Opfern. Die Religion und die Bildung der oberen Kasten schliesst sich ab und fürchtet durch jede Berührung und Gemeinschaft mit den Sudras verunreinigt und entweiht zu werden! — Deshalb gelten die drei oberen Kasten als „zweimal Geborne". Das eine mal leiblich, durch die natürliche Geburt, das andere

mal geistig, durch die Erziehung; die Sudras aber sind nur einfach geboren, denn die zweite geistige Geburt ist ihnen versagt. — Unter diesen oberen arischen Kasten ist jedoch nur den „Brahmanen" allein die Lehre und das Opfer für andere vorbehalten, die übrigen Kasten dürfen die heilige Wissenschaft blos studiren. Ebenso sind der Schutz des Volkes und die Herrschaft im Staate vorzugsweise den Kshatriyas zugewiesen und die wirthschaftlichen Berufsarten, Viehzucht, Landbau, Gewerbe, die Bestimmungen der Vaisjas. — Während es aber den Männern jeder unteren Kaste streng verboten ist, in den besonderen Beruf der oberen überzugreifen, ist es andererseits den Gliedern der oberen Kaste nicht verwehrt, wenn sie der Kampf um's Dasein zwingt, in dem Berufe einer unteren Kaste den nöthigen Lebensunterhalt zu suchen. Der arme Brahmane darf daher als Kriegsmann seine Speise verdienen und sogar, mit gewissen Beschränkungen, wie ein dürftiger Kshatriya sich mit Viehzucht oder Handel ernähren, eher noch als mit Ackerbau, denn der Pflug tödtet friedlich lebende Wesen, und davor müssen sich die Reinen hüten! — Ein Vaisja und sogar ein Kshatriya kann sich, wenn er in Noth geräth, sogar als Knecht verdingen und wie ein Sudra dienen. — Aber alle diese Abweichungen von der Regel sollen möglichst vermieden werden und dürfen nicht länger dauern, als die Umstände es unbedingt erfordern. — Sehr tief stehen die Sudras in dieser Kastenordnung, doch sind sie keineswegs so rechtlos, wie bildungslos. Sie werden nicht wie die Sklaven der Römer als verkäufliche Sachen betrachtet, und sind nicht einmal wie die Sklaven der Hellenen von einem Herrn zu eigen erworben, sondern gelten als dienende Menschen, welche selber ihre Herren wählen und mit vertragsmässiger Freiheit je nach Umständen in die Dienste bald dieses, bald jenes Hausvaters treten.

Fragen wir aber nun, wie entstand thatsächlich diese merkwürdige Kastenordnung, denn es ist erwiesen, dass es noch

keine Kasten in Indien gab, als die indischen Arier mit den iranischen Ariern noch dieselbe ältere Heimath nördlich vom Himalaya bewohnten. Die Antwort liegt sehr nahe: alle altarischen Völker haben nämlich die Neigung, innerhalb einer Nation ständische Unterschiede zu beachten, und familienmässig fortzupflanzen! — Aus jener Gliederung der Stände entwickelt sich ihre politische Begabung, in dieser Werthschätzung der Ueberlieferung des Bluts und der Sitte offenbart sich ihr starker Familiensinn. — Die indischen Arier allein oder fast allein haben diese ständische Ordnung, welche sonst überall eine Umbildung erfuhr, zu einer ewig unveränderlichen Kastenordnung verhärtet, die als ursprüngliche Schöpfung von der menschlichen Geschichte unabhängig bleibt, und alle in der Kaste geborenen Menschen für immer an dieselbe fesselt. — Anfangs gab es nur zwei Stände, die Kshatriyas und Vaisjas; die Sudras konnten erst hinzutreten, nachdem die indischen Arier vom Indos her ihre Herrschaft über die Gangesländer ausgedehnt, und die dortigen dunkelfarbigen Urbewohner, die Stämme der Sudras, ihrer Herrschaft unterworfen hatten. Denn es standen sich nun in einem Lande zwei verschiedene Menschenracen gegenüber, zwischen denen es keine Vermittlung gab. Die Arier fühlten sich den Sudras in jeder Weise überlegen durch ihre Sprache, Bildung, Religion, edlere Körpergestalt, lichtere Körperfarbe, Kriegsmacht und Gesetze. Die einen waren die gebornen Herren, die anderen die gebornen Diener, und nur mit Abscheu dachte die weisse Race an eine Vermischung mit den Schwarzen. — Die Farbe, „Varna", war daher das sichtbare Zeichen des ewigen Unterschiedes, und Varna, d. h. Kaste, wurde er jetzt genannt!

Dieses Kastenwesen hat unstreitig manches Gute für Indien geschaffen, denn jede Kaste bewahrte ihre eigenen Mitglieder vor vielem Unglück, aber all' das wird wieder vollkommen paralysirt durch den höchst nachtheiligen Einfluss den

es auf die physische und moralische Beschaffenheit der Bevölkerung ausübte. Die Kastengesetze machen das sehr frühe Heirathen zur unbedingten religiösen Pflicht und zwingen die Kastenmitglieder nicht nur in jeder Kaste, sondern auch innerhalb der verschiedenen Unterabtheilungen zu heirathen; ausserdem umschliesst es das Home und die Familie mit einem fast undurchdringlichen geheimnissvollen Walle. — In den höheren Schulen Indiens ist beinahe die Hälfte der Knaben Väter, da das ganze Bestreben der Eltern nicht darauf gerichtet ist, die Kinder unterrichten, sondern möglichst früh heirathen zu lassen. Wenn Mädchen von 12 Jahren Mütter und Knaben von 16 Jahren Väter sind, ist es gewiss unmöglich, dass sie geistig und körperlich Reife, sowie Charakterstärke besitzen. Die Kinder von halben Kindern bleiben in der Regel wieder Kinder ihr ganzes Leben! Sie werden bis zu einem gewissen Grade intelligent sein, aber doch immer mangelhaft bleiben; ausserdem vermehrt dieses allzu frühe Heirathen enorm die Bevölkerung, wodurch sich die Schwierigkeiten bei Missernten und Hungersnöthen noch um vieles steigern. — Polygamie findet man daher jetzt nur noch sehr wenig in Indien, dafür macht sich aber die Endogamy immer mehr geltend, und durch die beständig zunehmende Vermehrung der Unterabtheilungen der Kasten, sowie der Heirathen innerhalb dieser engeren Kreise kommen immer mehr die erblichen Gebrechen zum Vorschein! — Diese beiden grossen Uebel können nur gehoben werden, wenn man die Frauen nicht streng von der Oeffentlichkeit abschliessen und das Familienleben nicht mit einer so geheimnissvollen, dichten Mauer umschliessen würde, dass es nur einem Mitgliede der Familie gestattet ist, ein indisches Home zu betreten. Mit einem Worte, das ganze indische Familienleben bedarf einer gründlichsten Reorganisation, soll nicht das Volk nach und nach vollkommen zu Grunde gehen! — Das Bedürfniss nach einer solchen Umgestaltung macht sich auch in den

Kreisen der besser unterrichteten Inder immer mehr geltend und eine sehr lebhafte Agitation wurde zu diesem Zwecke in Scene gesetzt. — Diese neue Richtung wird sich aber noch mehr entwickeln, wenn die Inder noch häufiger nach England reisen werden, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, und wenn es den „Baniyahs" oder reicheren Händlern der alten Vaisja-Klasse gelingt, womit sie auch bereits den Anfang gemacht haben, eine starke Mittelpartei zu gründen, die eine feste Barrière öffentlicher Meinung zwischen den Brahmanen und den unteren Klassen der Gesellschaft bildet. Auch dürften in Zukunft die sehr lobenswerthen Bestrebungen der Missionäre, weibliche Schulen zu errichten, um Indien mit seinem allernothwendigsten Bedürfnisse, guten Weibern, Müttern und Lehrerinnen zu versehen, die besten Früchte tragen.

Ursprünglich gab es wenige, aber volkreiche Kasten; seit neuerer Zeit findet aber fortwährend durch Mischheirathen, Aenderung der Beschäftigungen und Ehrgeiz von Emporkömmlingen ihre Verkleinerung statt; neue Unterabtheilungen entstehen, am stärksten ist die Mehrung in Südindien. Jede Volkszählung brachte eine grössere Zahl von Kasten zum Vorschein; so zählte man in Madras 1872: 3900 Kasten und 1882 bei gleichem Verfahren 9759. Die Zählungen stellen jedoch zugleich fest, dass die tonangebenden Kasten nicht jene mit geringen Mitgliederziffern sind, sondern umgekehrt. Im Jahre 1881 gab es im ganzen Reiche 207 Kasten mit 100.000 Mitgliedern und darüber, und diese zählten zusammen etwas über 143 Millionen Hindu. Unter diesen Kasten umfassen 11 grosse Gruppen ein volles Drittel aller Hindu; Kasten mit mehr als einer Million Mitglieder waren 39, und diese summirten 105,918.566 Personen, was gegen eine Gesammtzahl von 188 $^{1}/_{10}$ Millionen Hindu 56 Prozent ausmacht. Der Rest von 44 Prozent theilt sich unter 1851 Kasten, ungezählt die Unterabtheilungen.

Ein „indisches Dorf“ ist eigentlich kein Häuserkomplex, sondern ein Komplex bebauten Landes, und die ländliche Gemeinde basirt auf der einfachsten patriarchalischen Form, d. h. jedes Dorf ist eine Vereinigung von nahe verwandten Familien, von denen jede wieder von einem Aeltesten zusammengehalten wird. Drei Viertel der Bevölkerung sind Ackerbauer, „Kumbi“ (Sanskrit „Kutumbi“), die übrigen bestehen nach den Gesetzen der Kastenordnung aus verschiedenen wichtigen Funktionären. Diese Organisation findet man aber nicht in ganz Indien, auch ist dieses „Self-Government“ keineswegs überall gleich ausgeprägt, aber in jedem Dorfe besteht doch eine Art „Kommunismus“ und vollkommene individuelle Selbständigkeit, gänzlich unabhängige Existenzen kommen fast gar nicht vor. — Eine Dorfkommune heisst im Sanskrit „Grama“; ein Distrikt von 100 Dörfern „Parganah“. — Seit der britischen Herrschaft in Indien haben die Dorfvorsteher, „Village-overseers“, oder „Head-men“ in den verschiedenen Gegenden auch verschiedene Namen. Sie heissen Patel, Mandal, Desai, Desmukh, Maha-jana, Lambardar und Mukaddam. Die zwei letzten Namen sind die gewöhnlichsten in den nördlichen Theilen Indiens. — In einigen Gegenden dieser Distrikte besteht ein grosses Dorf meistens aus fünf oder sechs Landkommunen, unter je einem Lambardar, zu welchen ein bestimmter dokumentarisch festgestellter Grundkomplex gehört. — Manchmal wird auch ein Dorf von Hindu und Mohamedanern gemeinschaftlich bewohnt, die sich dann meistens sehr gut vertragen; in solchen Fällen bildet aber jede Religion ihre eigene Kommune, steht unter einem eigenen Lambardar und hat ihre eigene Selbstverwaltung. — Die Besitzrechte des Bodens sind jedoch in den verschiedenen Landgemeinden Indiens sehr verschiedene, obwohl nach den Gesetzen Manu's demjenigen das Land gehört, der zuerst Urwaldgestrüpp lichtet und den Boden urbar macht. In einigen Dörfern finden wir eine ähnliche Institution, wie im russischen „Mir“, d. h.

das Land ist parcellirt und wird periodisch unter den Bauern, die den grössten Procentsatz der Bevölkerung bilden, von dem Gemeindeältesten oder einem Regierungsbeamten nach dem alten Hindugesetz, welches jedem Sohne das Anrecht auf Land giebt, umgetheilt. An anderen Orten hat jeder Kultivator ein eigenes Land und ist persönlich für die Zahlung der Regierungssteuer verantwortlich; oder der ganze Landkomplex wird gemeinschaftlich bewirthschaftet und die Gemeindemitglieder theilen den Gewinn und wählen ihren eigenen „Headman" oder bekommen einen solchen von der Regierung ernannt, der dann für die Steuerzahlung zu sorgen hat. — Wo anders wieder haben die Bebauer gar kein Besitzrecht auf den Boden, sondern arbeiten für einen oder mehrere Erbbesitzer, die hier und da „Pati-dars" heissen und denen das ganze oder einzelne Theile des Dorfterritoriums unter der Bedingung gehören, dass sie alljährlich der Regierung einen gewissen Theil der Produkte immer in Silber ausbezahlen. In manchen Gegenden Indiens, wie Bengalen, Behar und Orissa nennt man diese Grossgrundbesitzer, deren Areal häufig ausgedehnter als englische Grafschaften sind, auch „Zamindars."

Der Headman ist nicht immer Steuereintreiber der Regierung, muss aber immer ein angesehener einflussreicher Mann in seiner Gemeinde sein. Er wird von dieser unter dem Vorbehalte gewählt, dass ihn die Regierung für diese Stellung geeignet erklärt. — Meistens hat der Headman eine unabhängige Jurisdiktion in seiner Sphäre; er übt Polizeirechte, Sanitätswesen, regelt das Pflügen und Säen, schlichtet Streitigkeiten u. s. w. Sein Einkommen besteht aus einem bestimmten Theile der Produkte oder einem bestimmten Landkomplexe; so erhält er z. B. in einigen Theilen Indiens die Produkte von einem unter 20 kultivirten Acres. Doch ist er verpflichtet, im Einverständnisse mit dem „Panchayat" zu hantiren. Dieser „Panchayat" spielt in Indien eine sehr wichtige Rolle, denn jedes Dorf, jede Stadt, jede

Kaste, jedes Gewerbe, jede separirte Association hat ihren eigenen Panchayat, ja selbst eingeborne Regimenter wählen ihre Offiziere und kleine Staaten ihre Vorstände auf dem Wege des Panchayats. Mit einem Worte Alles wird durch letzteres so viel wie möglich geschlichtet, denn es herrscht in Indien die Anschauung, dass die Stimme Gottes aus dem Panchayat spricht. Thatsächlich ist der Panchayat eine uralte indische Einrichtung, die in den verschiedenen Theilen Indiens wieder verschieden organisirt ist. Gegenwärtig besteht er meistens aus 7—8 Mitgliedern und hat manche Aehnlichkeit mit dem europäischen Gemeinderath. Die englische Regierung hat nicht nur den Panchayat fortbestehen lassen, sondern animirt auch die Bevölkerung, beständig ihre Angelegenheiten im Wege des Panchayats zu regeln. — Ausser dem Panchayat giebt es noch 12 verschiedene Gemeindefunktionäre oder Beamte unter dem Head-man, die wieder von den Kultivatoren, je nach dem Grade ihrer Dienstleistung bezahlt werden, und von denen jeder zu einer besonderen Kaste nach Art seiner Thätigkeit gehört. — Zuerst kommt der „Patwari", Registrator, welcher auch eine Art „Gouvernement Land-steward" ist, und die „Jama-baudi" führt, d. h. die Ausweise über den Landkomplex, die Produkte und Bevölkerungszahl seines Dorfes. Er funktionirt manchmal ebenfalls als „Majmudar" oder „State Record-keeper", Archivar, und wird in einzelnen Theilen West-Indiens „Talati" genannt. Dieser Funktionär kommt unmittelbar nach dem Head-man in Bezug auf Wichtigkeit und Einfluss, und geniesst oft als Regierungsagent eine unabhängige Autorität. Gewöhnlich bezieht er halb so viel Einkünfte wie der Head-man. — Ihm folgt der Dorfpfarrer, in Sanskrit „Purohita" und in Gujarati „Gor" genannt, der für die Bewohner, mit Ausnahme der Parias, alle religiösen Ceremonien verrichtet. Er erhält fixe Getreide-Deputate, hauptsächlich aber Geschenke an Speisen bei den Mahlzeiten der Kasten und Geld bei Geburten, Hochzeiten und

anderen Familien-Festlichkeiten. Ausser seinen geistlichen Verpflichtungen besorgt er häufig auch die Geschäfte, besonders aber im Vereine mit seiner Frau, eines „Heiraths-Vermittlers", indem er alle Heirathen in der Gemeinde mit strenger Wahrung der Kastensitten zusammenbringt. — Dann kommen die Mitglieder des sogenannten „Baluta-Systems", u. z. der „Nai", Dorfbarbier, in Sanskrit „Napit", arabisch Hajjam manchmal schlechtweg auch Warend oder Waland, und in Gujarat, Ghaenjo oder Ghaeja genannt, der mit seinen primitivsten Rasirwerkzeugen und anderen Instrumenten alle Arbeiten erstaunlich geschickt verrichtet. Da sich kein Mensch in Indien selbst rasirt und die Kopfhaare häufig abrasirt werden, so ist der Barbier natürlich eine sehr wichtige Persönlichkeit. Er rasirt aber nicht allein, sondern schneidet auch Nägel, shampoonirt, funktionirt als Dorfarzt und macht in einigen Theilen Indiens ebenfalls den Heiraths-Vermittler, während seine Frau die Geschäfte einer Hebamme besorgt. — Dann kommt der „Kumbhar", Töpfer, Sanskrit Kumbha-kara, der mit einer Maschinerie, „Chakra", von einfachster Konstruktion alle Töpfe, Krüge und Teller macht, welche die Gemeinde braucht. Er verwendet in der Regel zum Herbeischleppen seines Materials einen Esel. — Ihm reiht sich an der Zimmermann, „Sutar", Sanskrit Sutra-dhara, der die Zimmermanns- und Tischlerarbeiten für das Dorf verrichtet. Dieser nimmt eine bedeutende sociale Stellung ein und hat sogar das Privilegium, gerade so wie die Brahmanen, das geheiligte „Thread" zu tragen. — Dann giebt es in jedem Dorfe noch einen „Lohar", Schmied, Sanskrit Loha-kara. Dieser macht im Vereine mit dem Zimmermann, dem er im Ansehen nur wenig nachsteht, alle häuslichen und landwirthschaftlichen Geräthschaften. Auch diese beiden Männer haben meistens sehr primitive Werkzeuge, arbeiten aber gerade so wie die anderen Handwerker der Gemeinde erstaunlich geschickt. — Dann kommt der „Dhobi" oder Waschmann, ebenfalls eine sehr

wichtige Persönlichkeit, weil keine Familie jemals daran denkt, selbst zu Hause zu waschen, sondern dies nur von einem Manne aus einer eigenen Kaste verrichtet werden kann. — Ferner der Wasserträger, „Bhisti", gewöhnlich „Bihisti", manchmal auch „Pakhali" genannt. Er bringt das Wasser meistens in zwei ledernen Schläuchen, die er auf einen Tragochsen oder auf den eigenen Rücken ladet. — Dann der Schneider, „Dargi", auch „Darji" oder „Sui", von Nadel, „Suchi", abgeleitet, oder Sipi oder Simpi genannt. Er ist kein so wichtiger Handwerker wie in Europa, da ein gewöhnliches indisches Kleid sehr wenig Herstellung braucht; jedoch alle die Arbeiten, die in dieser Beziehung zu verrichten sind, werden niemals von den Frauen in der Familie, sondern vom Schneider und seiner Gattin verrichtet. — Ihm folgt der Schuhmacher, „Mochi", der die Schuhe sowie die Geschirre der Trag- und Zugochsen der Gemeinde besorgt. Viele der Bewohner möchten gern baarfuss herumlaufen, aber sie brauchen unbedingt dicke gute Sohlen, die meistens aus Rhinoceroshaut verfertigt werden, welche man aus Zanzibar einführt. — Schliesslich kommt der Wächter „Chankidar", in Gujarat Rakhewad oder Pahari genannt. Von dieser Berufsklasse giebt es in kleineren Dörfern gewöhnlich 4, in grossen Landgemeinden aber 15 oder 20 Männer. Obgleich sehr arm, sind sie doch ausserordentlich ehrlich und zuverlässig und man kann ihnen die grössten Werthsachen anvertrauen. In manchen Gegenden sind diese Wachmänner auch Regierungsfunktionäre, die dann als Bezahlung 5 Acres rentenfreies Land erhalten. In Orissa ist es ihnen gestattet, in jedem Felde die höchsten Aehren zu schneiden. — An zwölfter Stelle stehen die unreinen Kasten, die alle schmutzigen Arbeiten des Dorfes verrichten müssen, so z. B. der „Chamar", Gerber, Sanskrit Charma-kara, der sämmtliche Ochsen-, Schaf- und andere Felle herrichtet und dann dem Schuhmacher übergiebt; der „Dhed" oder Dher und der „Bhangi", welcher Ruthen

bricht, um Körbe zu machen. Diese beiden letzteren kann man eigentlich auch die Dorfdienstboten nennen, denn ihre Arbeit ist absolut für den Komfort und die Gesundheit der Bevölkerung nothwendig. Sie sind nicht nur Scheuerer und Gassenkehrer, sondern sie verrichten auch andere schmutzige Arbeiten und werden oft mit der wichtigen Verrichtung eines Briefträgers betraut. Ausserdem dient der Bhangi den Fremden sehr häufig als Wegweiser, wobei er einen Bambusstock trägt, mit dem er die Strasse von den Dornen und Schlangen säubert. Beide verspeisen auch das Fleisch der Kühe, Büffel und aller anderen Thiere, die im Dorfe krepiren, und trinken Spirituosen, sind aber selten betrunken. — In einigen Theilen des westlichen Indiens wird diese niedere Klasse „Uhars", in anderen Theilen „Dom" genannt. Alle diese Leute erhalten von der Kommune Getreide und andere Feldfrüchte als Bezahlung.

In grösseren Dörfern giebt es nebst den bisher genannten Funktionären noch einen „Guru", Schulmeister, einen „Joshi" oder Astrologen, Sanskrit Jyotishi, der die zum Säen, Pflügen, Heirathen u. s. w. geeigneten Tage bezeichnet, das Horoskop stellt und wahrsagt. Er nimmt eine sehr angesehene Stellung ein, denn $^9/_{10}$ der indischen Bevölkerung sind Sklaven des Aberglaubens. Ferner der „Vaid", Dorfapotheker und Doktor, Sanskrit Vaidya; der „Teli" oder „Oelmann", Sanskrit Tail, in einigen Plätzen auch Ghanchi genannt; der Kupferschmied „Kasari" oder „Kasera"; der Weber „Koli"; der Färber „Rangari" und der Zuckerbäcker „Halwai." Ueberdies giebt es noch in einigen Dörfern den „Gapurjari", Hagelsturm-, Geister- und Teufelbeschwörer. — In Bengalen finden wir auch noch eine etwas niederer als der Dorfdoktor stehende Klasse, nämlich die „Sänger." Die grösste Anzahl dieser Leute sind Schlangenbeschwörer und Hexenmeister, ihre Zahl beträgt allein im Distrikt Nattore weit über 700. Es giebt wenige Dörfer ohne einen und in einigen Dörfern leben sogar wenigstens 10, denn

wenn das Dorf glaubt, es kann sich einen solchen halten, dann ladet es einen überflüssigen von einem benachbarten Dorfe ein und giebt ihm ein Stück Land, zahlreiche Privilegien und Nebeneinkünfte. Solch' ein Sänger besitzt grossen Einfluss auf die Bevölkerung. Bricht ein Streit aus, so nützt sein Eingreifen mehr als das einer andern Person, und wenn er seine Nachbarn auffordert, ihm bei der Bestellung seines Ackers zu helfen, so thun sie es bereitwilligst. — Die von ihnen ausgeübte Kunst ist keineswegs in einer Familie oder Kaste erblich, denn ein Sänger ist Bootsmann, ein anderer Chankitar, ein dritter Weber u. s. w. Man weiss auch nicht, woher sie ihre Gesänge lernen, vielleicht bestehen diese aus Texten des „Atharva-veda" etc., man muss eben für diese Kunst geboren sein. Es scheint, dass jeder Sänger seine eigenen Weisen hat, denn es giebt nicht zwei, die in dieser Beziehung einander gleichen! Kein Sänger wird den Gesang wiederholen, auch nicht, wenn ihm ein Engländer einen hohen Preis dafür bietet; noch weniger aber gestatten sie, dass man ihre Verse niederschreibt. Sie besitzen ausserdem die Kunst, Dämonen zu vertreiben, und es giebt unter ihnen Leute, die mit Gesang die Tiger verjagen und die Bisse dieser Thiere heilen. Andere beschwören den Hagel, d. h. wenn ein Hagelsturm im Anzuge ist, laufen sie mit einem Dreizack und einem grossen Büffelhorn auf das Feld, pflanzen den Dreizack auf, machen einen grossen Kreis im Boden und rennen auf diesem hornblasend und singend nackt umher. Die Bevölkerung glaubt auf das Bestimmteste, dass ihre Felder dadurch vom Hagel beschützt werden. Dieses Gewerbe wird sowohl von Männern als wie von Frauen ausgeübt. — In allen grösseren Dörfern findet man auch einen „Baniya" oder Landkrämer, der zugleich die Geschäfte eines Geldverleihers und kleineren Banquiers betreibt. Diese Leute, besonders die „Marwari" in Gudjerat, geben den armen Dorfbewohnern gegen furchtbar drückende Wucherkontrakte Vorschüsse und nach

einigen Jahren geht der grösste Theil des Grundbesitzes in ihre Hände über!

Sehr falsch wäre es, zu glauben, dass sich inmitten dieser Dorfkommunen die untersten, unreinen Kasten in einem vollkommenen Abhängigkeits-Verhältniss befanden oder Sklaven waren. Weder der Dher noch der Bhangi sind ausgeschlossene Kasten, sie setzten einen eigenen Stolz darein, ihre unsaubere Arbeit gut und geduldig zu verrichten und werden nicht nur von den übrigen Kasten gut behandelt, sondern haben auch für sich dieselben Gefühle der Selbst- und Kastenachtung wie die übrigen Kasten. Ja sie sind sogar manchmal strenger in der Ausübung ihrer Kastensitten, als die Männer der oberen Kasten. — Der Dher ist um einen Grad höher als der Bhangi und nicht wenig darauf eingebildet; er will unter keinen Verhältnissen mit dem Bhangi essen, und sie heirathen niemals unter einander! — Sie bilden sich ein, „Kalki", eine Verkörperung von „Vishnu", also ein überirdisches Wesen, werde auf einem weissen Rosse mit einem Flammenschwerte hernieder kommen, um an allen schlechten Menschen Rache zu nehmen, wieder Gerechtigkeit herzustellen und die untersten Kasten in ihre früheren Rechte einzusetzen. Kalki wird dann ein Dher Weib heirathen und die Dhers werden sodann an die Stelle der Brahmanen treten! — Ueberhaupt existirt das ganze Kastensystem nicht allein für die Brahmanen, im Gegentheil, es besitzt grosse Elasticität und besteht aus Kompromissen und Kompensationen. Auf der einen Seite ist es streng, auf der andern wieder lax, so gut wie der einen Kaste giebt es auch den anderen Kasten Macht, oder wenigstens vortheilhafte Kompensationen. Obgleich der Bhangi der Mann der niedersten Kaste in Gujarat ist und seine Berührung, sein Schatten, ja selbst sein Anblick verunreinigt, hat er auch wieder seine Stunden des Triumphes, ja sogar der Revanche. Der Brahmane ist allmächtig während

des Tages, sein Segen macht reich und sein Fluch vernichtet, aber in dem Augenblicke, da die Sonne untergeht und Dunkelheit eintritt, wird der Brahmane vollkommen machtlos! Die Tische werden dann umgewendet und die Macht des Bhangi beginnt, eine Macht, die so weit reicht, dass kein Gujarat Brahmane der strikten orthodoxen Schule nach Sonnenuntergang ein Wasser überschreitet, ohne vorher den Bhangi um Erlaubniss zu fragen. — Innerhalb dieser Kommunen und dieser verschiedenen Kasten leben die Inder einfach, ruhig, friedlich, gehorsam und treu. Sie stehen in allen diesen Dingen sowie in Bezug auf Manieren und Ausübung menschlicher Tugend den gleichen Gesellschaftsklassen Europa's wenig nach. — Die Zärtlichkeit und Fürsorge der Eltern wird durch die Achtung und Ergebenheit ihrer Kinder erwidert, Gastfreundschaft gegen Fremde und Mildthätigkeit ohne Aufsehen übt man im ganzen Lande. Trotzdem keine Armengesetze bestehen, werden Krüppel, Greise und andere Hülfsbedürftige stets durch die Gemeinden versorgt; überall herrscht ein solches gegenseitiges Vertrauen, dass bei Geldzahlungen keine Schuldscheine verlangt werden; die Bauern zahlen ihre Abgaben, wenn es ihnen nur halbwegs möglich ist, und Geld oder Werthsachen werden ohne jede weitere Sicherstellung als den Handschlag deponirt. — Leider hat in dieses genossenschaftliche Gemeindewesen — welches den indischen Bauern, der als Einzelner schwach ist und nur mit Mühe sein Dasein fristet, stark macht sowohl während des regelmässigen Verlaufes seiner ländlichen Thätigkeit, als auch wenn es sich darum handelt, der grossen ab und zu wiederkehrenden furchtbaren Hungersnoth zu widerstehen — das sich erleuchtet glaubende, oft mit den besten Absichten, aber doch ganz verkehrt vorgehende englische Bureaukratenthum neuerdings tiefere Bresche gelegt. Die Folge ist, dass sich der indische Bauernstand, dessen Verhältnisse bis vor nicht langer Zeit noch am meisten dem russischen „Mir“ glichen, mehr und mehr in

ein haltloses Proletariat auflöste, dass viele Verarmte strolchenhaft im Lande umherzuziehen beginnen und dass durch die Lockerung der gewohnten genossenschaftlichen Verbindung eine Staatsgefahr nahe rückt, deren Dimensionen gar nicht abzusehen sind. — Wir wollen damit keineswegs sagen, dass dieses indische Gemeindewesen, trotzdem es in seiner uralten Form, die felsenfeste Grundlage der indischen Gesellschaft bildet, über das ein Eroberer nach dem andern hinwegschritt, ohne es vernichten zu können, ja das in all' den unzähligen Jahren der Trübsal Indiens Rettung war, nicht in mancher Beziehung reformbedürftig wäre, aber man müsste dann eben so erfolgreich reformiren wie die Holländer in Java!

Die Inder leben in den Dörfern in Hütten und Schuppen u. z. Männer, Weiber und Kinder gemeinschaftlich mit den Ochsen, Kühen und Büffeln; daher ist der Schmutz und Gestank, der in solch' einem Obdache herrscht, unbeschreiblich. — Selbst die elenden Hütten haben häufig eine Art Ornamentik aus Holz, die nach längerer Zeit durch den Einfluss der heissen Sonnenstrahlen braun wird. — In den grösseren Ortschaften giebt es auch schönere Häuser, die aus in der Sonne gedörrten Ziegeln erbaut werden, aber manche von diesen sehen ebenfalls wie Ruinen aus, von denen man glaubt, dass sie jeden Augenblick zusammenstürzen. — Die Hütten der Bergbewohner im Himalaya sind solide Steinbauten die mit einem wind- und wetterfesten Dache aus eng geschichteten Schindeln, blech- oder schieferähnlichen Steinplatten eingedeckt sind. Die Feuerstelle dieser Häuser, auf der nicht, wie beim Inder der Ebene Düngerkuchen, sondern Holz als Brennmaterial verwendet wird, befindet sich im Innern. — Im Süden von britisch Indien sieht man meistens rothe Lehmhütten mit grauen Palmblattdächern. — Nicht selten sind die Mauern der Häuser in der Ebene mit umfangreichen, verhältnissmässig guten Malereien geschmückt, welche Thiere, ge-

wöhnlich Elephanten oder Affen, oder groteske Götter und in der nationalen Geschichte wohlbekannte Heroen darstellen. — In den Hütten und selbst in vielen der Häuser ist nicht eine einzige Glasscheibe zu sehen; die Löcher oder Luken werden mit Holzgittern, alten Lumpen, Kokusnussblättern oder Bambusstäben verstopft. — Auch findet man häufig die Hüttenwände von oben bis unten mit Düngerkuchen, ein Gemisch von Koth, Staub und Stroh beklebt, damit letztere von der Sonne ausgedörrt und als Brennmaterial verwendbar werden. — Der Plan eines indischen Dorfes ist sehr einfach; es wird von einer breiten krummen Haupt- und mehreren Seitenstrassen durchschnitten. Im Centrum liegt ein offener Platz, an dessen einen Seite sich ein höchst primitives Gemeindehaus erhebt. Dieses besteht aus nichts anderem, als aus einem nach allen vier Seiten offenen, verhältnissmässig kleinem Raume, den ein festes Flugdach gegen die Sonnenstrahlen schützt. Hier hält der vom Head-man präsidirte Panchayat seine Sitzungen. In kleineren Dörfern vertritt dieses Gemeindehaus oft nur ein schattiges Plätzchen unter einem grossen Baume. — Auf der anderen Seite des offenen Platzes befindet sich noch eine schmale Plattform von rohem Mauerwerk, auf welcher der „Pipalbaum“ und „Tulspflanzen“ wachsen, von denen die letzteren heilig gehalten werden, weil sie der Lieblingsstrauch des Gottes Vishnu sind. Rund um die Plattform läuft ein Raum für die täglichen religiösen Ceremonien der weiblichen Gemeindemitglieder. Ausserdem fehlt in keinem indischen Dorfe ein meist roh gebauter Tempel. — Ferner sieht man an allen Ecken und Enden der Ortschaft flache Steine, eine Art Monument, auf denen sich treue Wittwen, „Suti“, mit der Leiche ihres Gatten lebendig verbrennen liessen. Diese Steine werden von allen Sekten und Kasten als geheiligt angesehen und sind über ganz Indien verstreut. Doch war dieses Verbrennen nicht allgemein, sondern nur ein kleiner Procentsatz der indischen Weiber wurden Sutis, und wenn eine Wittwe

Kinder hatte, retteten sie diese. — Doch finden wir, dass die Frauen Indiens nicht nur gerade so wie die europäischen in der Ausübung ihrer ceremoniellen Gebräuche genauer als die Männer, sondern auch viel bigotter und intoleranter sind. Die Religion und die religiösen Gebräuche hängen eben auf das Innigste mit dem ganzen täglichen Leben der Inder zusammen und das giebt ihnen eine solche Kraft, dass sie Armuth, Elend und alle Drangsale des irdischen Lebens damit zu überwinden vermögen.

Kommt ein „Fremder" in eine Ortschaft, so wird er gleich von einem Haufen Ortsbewohner, die zum grossen Theile tags über auf den Strassen leben, in respektvoller Nähe neugierig verfolgt. Für Unterbringung der Fremden findet man fast in allen grösseren indischen Dörfern die sogenannten „Travellers-bungalow", eine ganz vortreffliche Einrichtung! Diese Häuser werden entweder von den betreffenden Ortschaften oder vom Gouvernement oder auch von besonderen „Bungalow-Kompagnien" gebaut und erhalten. Gewöhnlich ist es ein quadratischer niedriger Steinbau, der einen grösseren Raum in der Mitte, vorn und hinten eine Säulenveranda und rechts und links eine Anzahl kleinere Räume enthält. Ein grosser Tisch und ein Dutzend Stühle im Mittelraume, eine leere indische Bettstelle, zu der sich der Reisende die Matratze mitzubringen hat, nebst ein paar Stühlen in jedem der Seitenräume, sowie 4—6 kolossale blecherne Badewannen und eben so viele Klosettes bilden die Ausrüstung. In einer Hütte nebenan wohnt der Aufseher, welcher den Namen „Bottler" trägt, aber nur in den seltensten Fällen auch Küche für die Reisenden unterhält. Sein Amt ist die Führung des gewöhnlich vorhandenen Fremdenbuches, Reinigung des Bungalow und Einkassirung der 1 $1/2$ Rupien Schlafgeld, aus deren Beträgen das Haus im Stande gehalten wird. Viele Orte haben zwei oder auch drei Bungalows, wovon einer gewöhnlich nur von Eingeborenen, der andere von Europäern besucht wird. Doch

darf man in den Bungalows nur dann länger als 24 Stunden eine Schlafstelle besetzen, wenn kein neu angekommener Reisender Anspruch darauf erhebt. — Obwohl sich der Fremde in den meisten Bungalows alles und jedes selbst besorgen muss, so tragen diese Unterkunftshäuser doch ausserordentlich dazu bei, das Reisen in Indien zu erleichtern.

Die Genügsamkeit der breiten Volksmassen Indiens in Bezug auf Nahrung ist erstaunlich, denn Reis und Milch sind gewöhnlich ihre einzige Morgen-, Mittag- und Abendspeise, während Wasser ihr Getränk bildet. Geflügel, Fische und Früchte kommen nur bei besonderen Gelegenheiten auf den Tisch, und kräftiges Fleisch geniessen sie als Hindu niemals, als arme Christen und Mohamedaner höchst selten. Aber gerade diese höchst einfache Kost befähigt sie bei dem dortigen furchtbar heissen Klima einzig und allein zur harten Arbeit. Auch ist bei den Hindu die Art der Nahrung, die Zubereitung und die Gesellschaft, in der sie eingenommen wird, einer strengen Regelung durch die Religion unterworfen. Der Hindu betrachtet es als eine sehr grosse Sünde, wenn sich jemand im Essen und Trinken keinen Zwang auferlegt. Nicht allein die Reinheit des Blutes, sondern auch die Reinheit der Religion verlangt Reinheit der Nahrung, und der Unterschied zwischen erlaubten und nicht erlaubten Speisen wird bei ihnen noch viel strenger beobachtet als bei den orthodoxesten Juden. Keine höhere Kaste isst mit einer niederern, und diese um keinen Preis mit den Christen! — In Folge dieser höchst mangelhaften Nahrung und mancher anderen Ursachen sehen daher die Inder selbst in den Zeiten guter Ernten halb verhungert und die Greise wie wahre Skelette aus, während man hie und da wieder als Gegensatz einen übermässig fetten Brahmanen erblickt, der dann natürlich eine höchst komische Erscheinung bildet. — Die Tracht der Brahmanen, Buddhisten und Mohamedaner in den ebenen Gegenden Indiens besteht gewöhnlich aus einem hemdartigen Kittel, der

von einem rothen, grünen oder orangefarbigen Tuche über den Hüften zusammengehalten wird; ferner aus weissen, manchmal eng anliegenden, bis an die Knöchel reichenden Beinkleidern, Schnabelschuhen in den verschiedensten Farben, und flachen, zuweilen radgrossen, weissen, rothen und gelben Turbans, die eigenthümliche Hörner oder silberne Bänder schmücken; während die Männer der untersten Kasten häufig mit nichts anderem, als nur mit einem Schurz bekleidet sind und die Kinder bis zum 6. Jahre ganz nackt herumlaufen. Im Himalaya sieht man hingegen gar keine halbnackten Gestalten, sondern die männlichen Bewohner tragen sackartige, schafwollene Gewänder, bunte, gestrickte Wollstiefel und auf dem Haupte Filzmützen oder runde Hüte mit breitem Deckel. Die Tamil sind im allgemeinen in bessere Stoffe gekleidet als im grossen Ganzen die übrige Bevölkerung Indiens. — Das Kopfhaar pflegen die Männer Indiens meistens ganz abzurasiren, nur die Bergbewohner tragen zum Theil lang herabwallendes Haar und die Tamil scheeren es beim Hinterkopfe ab und binden den Rest in ein Zöpfchen oder einen Beutel. Das Barthaar bleibt fast bei allen stehen, doch sieht man beinahe nirgends weisse Bärte bei Greisen, weil sie dieselben wie sie weiss werden, roth färben, was dann einen recht wunderlichen Contrast zu den dunkeln Augen bildet. Auf der Stirn trägt jeder Gewissenhafte das Abzeichen seiner Kaste, das gewöhnlich aus einem weissen, gelben oder rothen Flecke über der Nasenwurzel oder mehreren parallelen gelben Linien auf der Stirn besteht, und man kann täglich auf der Strasse beobachten, wie ein Eingeborner mit angefeuchteter Fingerspitze die Farbe, welche an verschiedenen Orten verkauft wird, aus einem Näpfchen oder einem Pflanzenblatt nimmt und auf seine Stirn reibt. — Da die zum Christenthum übergetretenen Eingebornen natürlich das Kastenzeichen abgelegt haben, so tragen sie als Unterscheidungszeichen ein etwa Fuss langes, aus zwei quer übereinander gebundenen Schilfblättern gebildetes Kreuz in der Hand, wenn sie zur

Kirche gehen, oder aber an der Malabarküste, wo sie meistens, Katholiken sind, um den Hals ein Lederriemchen, an welchem vorn in einem ledernen Rähmchen ein kleines, schmutziges, recht primitives Heiligenbild hängt. — Die Frauen sehen selten in Indien gut aus, aber ihre Bewegungen sind reizend. Sie gehen truppweise zum Brunnen und holen in irdenen Krügen oder kupfernen Eimern Wasser auf dem Kopfe; ihre kleinen Kinder tragen sie rückwärts auf ihren Hüften. — Ihre Kleidung ist im allgemeinen ausserordentlich einfach, denn eine Mode existirt nicht in Indien und seit 3000 Jahren ist wohl gar keine Veränderung in der Tracht der indischen Weiber eingetreten. Das Kostüm der weiblichen Mitglieder der mittleren Kasten besteht gewöhnlich aus rothen Röcken und bunten weiten Tüchern, „Sari", die vom Kopf herabfallend über der Brust zusammengehalten werden; hingegen haben diejenigen der untersten Kasten nichts anderes als ein langes, buntes, um Brust und Hüften geschlungenes Tuch. — In Radschputana tragen die Weiber kurze, bis über die Brust reichende Jäckchen, und von den Hüften fällt ein zinnoberrother, saftgrüner oder orangegelber Rock bis zum Knie herab, während in Agra Mädchen und Kinder ihre Augenbrauen sowie Augenlider tief schwarz färben, was ganz eigenthümlich zu dem vom vielen „Betelkauen", eine abscheuliche Gewohnheit fast aller Bewohner Indiens, roth gewordenen Munde kontrastirt. — Wir sehen also, die weibliche Kleidung in Indien erfordert im allgemeinen keine bedeutenden Anschaffungskosten; was aber der Gatte in dieser Hinsicht erspart, muss er in noch viel erhöhterem Masse für den Juwelenschmuck seiner Familie ausgeben, da in dieser Beziehung ein so aussergewöhnlicher Luxus getrieben wird, wie wir es in keinem anderen Lande der Welt wiederfinden; ja dieser Juwelenluxus herrscht hier in solchen Dimensionen, dass man jeden „Pies" der nur halbwegs erspart werden kann, zum Ankaufe von Schmuck verwendet. Selbst das ärmlichste Weib trägt einen silbernen Reif um Knöchel

oder Handgelenk, und wer deren Dutzende besitzt, hängt sie zu Dutzenden um Nacken, Arme, Beine, Fusszehen, Finger, in die Ohrläppchen, Ohrmuschel und den Nasenknorpel. Ein Ring oder Knopf in der oberen Ohrmuschel ist beim Manne, ein Reif in der Nase und Spangen um die Fussgelenke sind bei den Weibern der unteren Klasse am gebräuchlichsten. In Agra haben die Nasenringe der Weiber sogar die ungeheuere Dimension von 10 bis 12 Cm. Durchmesser, so dass sie gewöhnlich bis ans Kinn herabhängen, und ihre Träger namentlich beim Essen recht unangenehm stören. Die Tamil-Weiber zieren sich auch mit aussergewöhlich viel Schmuck, aber nicht mit den gewöhnlichen Spangen, Ringen und Knöpfen, sondern mit emaillirten, steinbesetzten Gehängen und vielgliederigen perlbunten Metallkettchen, die rückwärts über dem Nacken von einem Ohr zum andern reichen. Hingegen sieht man bei den Bewohnerinnen des Himalaya wenig Edelmetallschmuck; sie ersetzen diesen durch Glasperlen, ähnlich wie die Allerärmsten der Ebene, die solchen aus feinem Strohgeflechte anlegen.

Während bei den Hindu jeder Mann, sowie er alt genug, auf das strengste von den Religionsthesen verpflichtet ist, sein eigenes Weib und jedes Weib seinen eigenen Mann zu haben und es für einen Mann als grosse Sünde gilt nicht oder gar ausser seiner Kaste zu heirathen, was mit schrecklichen Strafen im Jenseits belegt wird, finden wir bei den Bewohnern des Himalayagebirges, die wegen der ausserordentlich ungünstigen Bodenverhältnisse ihrer Gegend meistens arm sind, die „Polyandrie", Vielmännerei, sehr verbreitet, d. h. alle Brüder einer Familie haben nur eine einzige Frau. Und da es für die überschüssigen Mädchen nichts zu thun giebt, denn selbst die jungen Männer verlassen zur Sommerzeit ihre Wohnsitze, um in den europäischen Niederlassungen als Sessel- oder Lastträger Geld zu verdienen, so werden diese alljährlich, natürlich mit ihrer Einwilligung, schaarenweise auf der grossen „Seepeemesse" an mohameda-

nische Händler für die Harems wohlhabender Muselmänner in der Ebene verkauft. — Auch der uralte ostindische Brauch, die Leichen der Verstorbenen zu verbrennen und ihre Asche entweder aufzubewahren oder den Fluthen des heiligen Ganges zu übergeben, hat sich bis auf den heutigen Tag unter den verschiedenen Kasten und Klassen der Hindubevölkerung erhalten und bildet eine ausserordentlich wichtige Ceremonie, deren Unterlassung grosses Elend auf die entflohene Seele bringt. Die Leichenverbrennung geschieht auf offenen Holzstössen, ganz nach Art der alten Griechen und Römer. Die Holzstösse stehen entweder zwischen Schutzmauern, auf denen sich meistens zahlreiche Geier und andere Vögel aufhalten oder auch auf einem ganz offenen Platze. Die Verbrennung geschieht ohne alle religiöse Ceremonie nur unter der Leitung von berufsmässigen Arbeitern der niedrigen Kasten, die in diesem Geschäfte eine grosse Uebung besitzen. Die Knochen oder Schlackenreste werden dann den Verwandten eingehändigt und von einem Priester oder Brahmanen den Wellen des heiligen Stromes übergeben.

Die „Parias", die sogenannten „Out caste people", leben sowohl in den Städten wie auf dem platten Lande in einem entsetzlichen sittlichen und materiellen Elend, und haben häufig kaum etwas Menschliches mehr an sich. Die von den Brahmanen und Kschatriyas gegen sie geschmiedeten Gesetze, welche ihnen den Gebrauch des Feuers, den Genuss reinen Wassers und des Getreides, die Niederlassung in festen Wohnsitzen, ja selbst ein menschenwürdiges Begräbniss untersagen, sind das Scheusslichste, was je zur Unterdrückung und Verthierung von Menschen ausgesonnen wurde! Der Paria lebt von Zwiebeln und Aasfleisch, darf nur in der „Dschungel" ungesehen andere Nahrungsmittel zu sich nehmen und seine ganze Familie dient der abscheulichsten Prostitution, wozu seine Kinder systematisch erzogen werden!! — Die Hauptstämme der Parias in Südhindostan sind die

„Couroubarous“, Hausirer mit Salz, Matten, Körben, und Wahrsager; die „Kolla-Bantrous“, welche wie die Kanodjys und die gefürchteten Lambadys, von Diebstahl leben; die „Otters“ oder Brunnengräber; die „Pakanattys“, Pflanzensucher; die „Dombers“, Gaukler und Seiltänzer; die „Kahdous-Pourouvers“, zum Theil umherziehende Ackerbauer; die „Soliyourrous“, Medicinmänner; die „Malai-Condiairious“, Palmweinmacher; endlich die „Yerous-Varais“, die social am höchsten stehen und sich als Feldarbeiter den Bauern vermiethen. — Welch' furchtbar niedere Kulturstufe diese Out caste people in jeder Beziehung einnehmen, zeigt am besten ihr Familienleben. So veranlasst die Geburt eines Kindes in einer Pariafamilie keine religiöse Ceremonie, nicht einmal eine Freudenbezeugung; mehr als die Hälfte der Kinder stirbt in den ersten Monaten durch die Sorglosigkeit oder selbst durch die verbrecherische Hand der Eltern. Die Mutter macht in einem Winkel der Hütte ein Loch in die Erde, bekleidet es mit trockenem Grase und Blättern, legt das neugeborne Kind hinein und geht an ihre Arbeit, ohne sich um dessen Geschrei zu bekümmern, während es die Brust erst am folgenden Tage erhält. Muss sie ausgehen, so legt sie zum Schutze gegen Fliegen und Moskitos einen breiten Stein darüber; seitwärts bleibt nur eine kleine Oeffnung, um Luft einzulassen. — Liegt die elende Hütte mitten in der Dschungel, so ereignet es sich häufig, dass die Mutter bei ihrer Rückkehr den Stein beseitigt und das Loch leer findet, denn ein Schakal oder eine Hyäne, durch das Geschrei des Kindes herbeigelockt, hat dasselbe weggeschleppt. Die arme Frau ist trostlos, da selbst bei dieser heruntergekommenen Race das Muttergefühl noch nicht ganz ausgestorben ist, aber sie darf nicht zu laut klagen, sonst würde sie den Schlaf ihres Mannes stören und dafür Prügel erhalten! — Das Pariakind wird schon von der zweiten Woche an entwöhnt und mit Suppe aus Wurzeln und Kräutern ernährt. Zuweilen giebt eine Ziege ihre Milch her, aber der Mangel an

Lebensmitteln ist oft so gross in der Hütte, dass der Mann die Ziege tödten muss. Das Kind kriecht, sich selbst überlassen in und vor der Hütte, wie ein Vierfüssler oft bis zu dem Alter von vier Jahren herum und mit dem sechsten Jahre muss es bereits zum Lebensunterhalte der Familie beitragen. — Die Geburt des Paria ist also ein trauriger Moment, ganz entsprechend dem folgenden elenden Leben, doch sein Tod in der Dschungel ist noch viel schrecklicher, erfüllt das Herz jedes Menschenfreundes mit Grausen. Der Hindu aller Kasten stirbt angesichts eines heiligen Wassers und wird von seinen Angehörigen, wenn die Todesstunde gekommen, an den Ganges, den Godavery, den Cowery, die Khrischna oder auch, wenn er zu weit vom heiligen Flusse wohnt, an den nächsten Pagodenteich getragen, ist aber ein Paria dem Tode nahe oder aus Altersschwäche und Krankheit unfähig für seinen Unterhalt zu sorgen, dann schleppen ihn seine Söhne oder andere Angehörige in die Dschungel und setzen ihn als Frass den wilden Thieren aus. — Man legt den Greis zu diesem Zwecke auf eine Tragbahre von Zweigen, bedeckt ihn mit Blumen und bringt ihn so an den abgelegenen Ort, den man gewählt hat. Träger und Begleiter singen dabei abwechselnd die Strophen eines Liedes, dessen entsetzlicher Eindruck noch dadurch gesteigert wird, dass der älteste Sohn jedesmal der Vorsänger ist. Nichts schildert drastischer das Elend der Parias und die dadurch bewirkte Lockerung der heiligsten Familienbande als eben diese Gesänge, die der älteste Sohn folgendermassen anstimmt; „Heda schmeisst das alte, unnütze Gerippe da vom Strohlager!“ Worauf die Verwandten und Träger im Chor nachsingen: „Hoha! Heha! Die Schakale werden diesen Abend ein leckeres Mahl halten!“ — Dann singt wieder der älteste Sohn: „Er kann nicht mehr auf die Kokusnussbäume klettern und auf den Feldern der Vellayers (Bauern) die Früchte stehlen und wir können nicht mehr für ihn stehlen“. Dann antwortet wieder der Chor in derselben Weise, nur dass er statt Hyäne

Wolf, Würmer oder dergleichen setzt. — Schliesslich endet das Lied, indem der älteste Sohn noch singt „Heda! Schmeisst das alte, unnütze Gerippe hin! Der Bauch der Schakale ist der Kirchhof der Parias", worauf der Chor dann noch antwortet: „Hoha! Heha! Eilt alle herbei, ihr Bewohner der Dschungel, hier habt ihr ein gutes Mahl für diesen Abend!" Dann wird der Greis auf dem Blätter- und Blumenbette seinem Schicksal überlassen, und die Nacht ist noch nicht verstrichen, so ist schon nichts mehr von dem Unglücklichen übrig geblieben, denn die wilden Thiere haben sich auf seinen Körper gestürzt, bevor noch der Athem aus ihm entwichen war!! — Bis jetzt hat England, trotz seiner vielen philanthropischen Gesellschaften, verhältnissmässig fast gar nichts für die Parias gethan, und kann vor der Hand selbst beim besten Willen auch nichts thun. Um die Parias kulturell und materiell zu heben, muss man sie zu allererst fest ansiedeln und von ihnen die schmachvolle Ausnahmestellung hinwegnehmen, in der sie seit uralten Zeiten schmachten; dies wäre aber der heftigste Angriff gegen das ganze indische Kastenwesen und würde die furchtbarste Revolution herauf beschwören. — Einstweilen haben sich die Engländer nur darauf beschränkt, den Parias zu gestatten, in einigen Provinzen an abgelegenen Orten Dörfer zu bilden, jedoch mit dem Vorbehalte, dass sie kein Besitzrecht auf den von ihnen urbar gemachten und bebauten Boden haben, und derselbe ihnen von den Bewohnern der nächsten Ortschaften ganz nach Belieben wieder abgenommen werden kann! Ob diese Massnahme der Regierung aber vor der Hand schon etwas nützen wird, ist sehr fraglich, denn die vor einigen Jahren von den Franzosen angestellten Versuche, die Parias bleibend unter noch viel günstigeren Bedingungen anzusiedeln, scheiterten gänzlich an der entsetzlichen Verwilderung derselben. Es wird noch mehrere Generationen dauern, bis diese Menschen endlich nur auf den kultu-

rellen Standpunkt gelangen, welchen heutzutage die grosse Masse der Hindu einnimmt. Wir können daher nur mit Freude das unverdrossene eifrige Bestreben der Missionäre anerkennen, unter denen sich die katholischen Priester besonders lobenswerth bemerkbar machen, die Parias der christlichen Religion zuzuführen, ihre Sitten zu mildern, sie moralisch zu heben und ihre Kinder zu unterrichten.

Die „Birmanen" bekennen sich beinahe ohne Ausnahme zum „Buddhismus", jener schon über drittehalb Jahrtausend alten Religion des Gautama, die wir in den Büchern der „buddhistischen Bibel", Dhammagada, Sutta-Nipata und Mahaparinibbana-Sutta, deren Ursprung ungefähr in das Zeitalter Alexander des Grossen fällt, verzeichnet finden. Wie sittlich rein und erhebend aber diese Religion der Vernunft auch ursprünglich gewesen, so ist sie doch im Laufe der Zeit durch so viele Missbräuche verunstaltet worden, dass sie ihrem Ideal längst untreu geworden und bei manchen Völkern mit einem Wust von Aberglauben vermengt ist. Daher finden wir z. B. noch immer bei den Birmanen das „Lwuwai" oder Seilziehen, wenn die Reisfelder wegen langer Dürre und Trockenheit Gefahr laufen zu verdorren, denn sie glauben dadurch die Natur zu zwingen Regen zu spenden. Um die Ceremonie des Seilziehens auszuüben, wird ein Seil aus Rattan oder spanischem Rohre gedreht, in das man kreuzweise kurze Speichen von Holz einfügt, um einen festeren Halt beim Ziehen zu gewinnen. Die Bewohner der verschiedenen Dörfer einer Gegend oder verschiedener Quartiere einer Stadt theilen sich nun in zwei Haufen und beginnen an dem Seile um die Wette nach entgegengesetzter Richtung zu ziehen, wobei sie sich noch durch den Wirbel der „Tamtam" oder Trommeln und die schrillen Töne einer Art Rohrpfeife in Aufregung versetzen lassen. Aber nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber ziehen mit und alle diejenigen, welche nicht mitziehen können, betheiligen sich wenigstens in sofern an der Ceremonie, dass sie aus Leibeskräften brüllen, denn dieser ohren-

zerreissende Lärm muss nach ihren Begriffen unfehlbar zu den Ohren des birmanischen Jupiter pluvius dringen und ihn veranlassen, den segenbringenden Regen zu spenden! — Bei diesem Seilziehen ist es weder Ehre noch Verdienst, zu siegen, da das Lwuwai sowohl dem Gerechten wie Ungerechten, dem Starken wie Schwachen den ersehnten Regen bringt. — Die Jahreswende fällt bei den Birmanen nach unserem Kalender in den Monat April und wird durch das sogenannte „Wasserfest“ gefeiert, welches vier Tage lang dauert. Schon früh Morgens strömt alles Volk zu den Pagoden, besprengt sie mit Wasser, fleht Gott um ein glückliches, gesegnetes Neujahr, bringt den Priestern Krüge mit Wasser und bittet dabei um Vergebung aller im verflossenen Jahre begangenen Sünden! Nach dieser religiösen Feier beginnt nun eine Art Karneval, bei dem man sich aber nicht, wie in Italien, mit Confetti und Blumen bombardirt, sondern gegenseitig, wie dies auch in manchen südamerikanischen Ländern geschieht, mit Wasser, das häufig parfümirt ist, zu begiessen trachtet. Aus den Häusern schüttet man Wasser auf die Vorübergehenden und in den Strassen sammeln sich überall Gruppen junger Leute beiderlei Geschlechts, die sich unter Scherzen und Gelächter aus irdenen Krügen und Gefässen aller Art, sowie mit kleinen Spritzen möglichst nass zu machen suchen. Oft treffen auch mehrere solcher fröhlicher Gesellschaften auf einander und liefern sich dann unter allgemeinem Jubel förmliche Wassergefechte. Wer sich nur immer auf den Strassen erblicken lässt, wird bespritzt ohne Ansehen der Person oder des Ranges, so dass man während der Dauer des Festes kaum einen Menschen zu sehen bekommt, der nicht mehr oder weniger durchnässt wäre. Doch dem ganzen Scherze liegt ebenfalls eine tiefe religiöse Idee zu Grunde, man glaubt nämlich durch das Begiessen mit Wasser die unrein machenden Sünden des Vorjahres abzuwaschen! — Bei all' den verschiedenen birmanischen Festlichkeiten, deren wir eine stattliche Reihe

herzählen könnten, spielen die sogenannten „Puays", von denen es drei Arten giebt, nämlich „Yein", Tanzaufführungen, „Zat", dramatische Aufführungen, und endlich „Yote-Thay", von Marionetten dargestellte Schauspiele, eine Hauptrolle. Die birmanischen Tänzerinnen verdienen aber nach europäischem Geschmacke weniger Beifall, als ihnen ihre durch solche Aufführungen stets enthusiasmirten Landsleute zu spenden pflegen, und können sich weit aus nicht mit der bezaubernden Anmuth, Grazie und Schönheit der indischen „Nautch-girls", den weltbekannten Bajaderen, messen. Sie tragen schwere seidene Gewänder, allerlei Schmucksachen, sowie eine eigenthümlich geformte Kopfbedeckung. Ihre höchste Kunst besteht darin, den Oberkörper und die Arme hin und her zu drehen, ähnlich den arabischen „Ghawaczis" der Wüste. Während ein Theil der Mädchen tanzt, sitzen die anderen auf der Erde und ruhen sich aus, bis sie wieder an die Reihe kommen. Die hauptsächlichsten Instrumente des den Tanz begleitenden Orchesters sind je auf einen anderen Ton abgestimmte Metallbecken, sowie eine Art hölzerne Klarinette, an deren Ende ein kupfernes Horn lose befestigt ist. Gewöhnlich kommen auch noch ziemlich primitive Guitarren, Harfen und dreisaitige Geigen hinzu. Wenn man diese Musik zuerst hört, glaubt man, es sei ein misstönender Lärm, doch nach und nach merkt man, dass es eine Art Melodie ist, nach der sich die Tänzerinnen mit Gewandtheit und Ausdauer bewegen. — Eine eigenthümliche Erscheinung sind die beiden Juden-Kolonien in „Cochin". Wann diese Juden dort hinkamen, ob mit den Portugiesen, in deren erste indische Kolonie, oder später, weiss man nicht. Die eine Kolonie sind „weisse" Juden, welche ihre helle europäische Hautfarbe vollkommen bewahrt haben, die andere „dunkelfarbige", wie die Natives; bei beiden ist aber der indische Gesichtsschnitt ausgeprägt zu erkennen. Sie wohnen in einem besonderen Stadtviertel, das sich durch Reinlichkeit und schmucken Bau der Häuser vortheilhaft von dem Nativequartier unterscheidet,

doch leben hier die weissen wieder von den schwarzen getrennt. — Unter ihren Frauen findet man manche seltene Schönheit.

Die 86.000 Parsen in Indien sind ein schöner, kräftiger, gesunder, überaus energischer und intelligenter Menschenschlag. Die grösste Anzahl von ihnen, über 82.000, lebt in der Präsidentschaft Bombay, die übrigen sind im ganzen Reiche, besonders aber in Gujarat zerstreut, wo sie meistens als Kaufleute thätig sind, während man keinen einzigen von ihnen in den Reihen des Heeres findet, da sie von der Anschauung ausgehen, dass sie in einem anderen Berufe viel mehr verdienen können! — Im grossen Ganzen erfreuen sie sich einer recht guten Erziehung und Bildung; sie sprechen fast durchgehends perfekt Englisch, weil ihnen die Kenntniss dieser Sprache bedeutende geschäftliche Vortheile bringt und sie mit den Engländern, die sehr viel für die Hebung ihrer nationalen und materiellen Lage gethan haben, ausserordentlich sympathisiren. — In ihrer Gesammtheit gehören sie der Religion Zoroaster's an, sind aber nicht, wie man häufig irrthümlich glaubt, Feueranbeter, sondern Verehrer Gottes, die das Feuer nur als Symbol der Göttlichkeit betrachten; doch unterscheiden sie sich in zwei Sekten, nämlich in „Shehenshais", welche die weitaus zahlreicheren sind, und „Kadmis", die sich zu einander verhalten wie Protestanten und Katholiken in der christlichen, oder wie Schiiten und Sunniten in der mohamedanischen Kirche, nur mit dem grossen Unterschiede, dass sie auf das friedlichste neben einander leben. Auch existirt bei ihnen kein Kastensystem.

Die Kleidung der Parsen hat mehr europäischen als asiatischen Schnitt, entspricht aber vollkommen dem Klima und besteht aus einem dunkelfarbigen Gewande und einer hohen Ledermütze, nicht unähnlich einer Tiara. Die Weiber tragen lange, dunkel gemusterte Röcke und gestickte Käppchen. — Ihre Nahrung und sonstige Lebensweise ist halb europäisch, halb indisch. Die reichen Parsen führen sogar eine vollkommen

europäische Küche, geben sich zum Theil leider dem üppigen Leben der Engländer hin und fangen an, Spirituosen, wenn auch in sehr geringem Grade zu sich zu nehmen, lauter Dinge, die gegen ihre frühere ausserordentliche Mässigkeit im grellsten Widerspruche stehen und ihnen mit der Zeit verhängnissvoll werden dürften. — Die Frau nimmt bei ihnen eine viel geachtetere, freiere und unabhängigere Stelle ein, als bei den Hindu und Mohamedanern, und sie geben sich alle Mühe, scheuen keine Kosten, ihren Töchtern eine gute Erziehung nach modernen Begriffen angedeihen zu lassen. — Dem entsprechend zeichnet sich auch das Familienleben der Parsen durch Innigkeit und treue Pflichterfüllung von Seite der Gattin aus. Die Frauen sind sehr fleissig, legen überall selbst Hand an und baden täglich; sie sind nicht schwatzhaft, und ihr einziges Bestreben ist, eine gute Hausfrau und Gattin zu sein. Die Mutter ist die Seele der Familie und der Mittelpunkt alles häuslichen Glücks. — Auch mit den Hindu vertragen sich die Parsen vortrefflich, fast niemals wurden sie von ihnen verfolgt oder auch nur belästigt. — Die in Persien zurückgebliebenen Parsen stehen denen in Indien in Wohlstand und vielen anderen Dingen sehr bedeutend nach, weil sie das Unglück haben, unter einer schlechten Regierung zu leben; sie werden von ihren indischen Stammesgenossen, die zum grossen Theile im Wohlstand, ja häufig sogar im Reichthum leben, auf das eifrigste unterstützt und gefördert, denn nebst ihren vielen anderen guten Eigenschaften besitzen die Parsen Indiens ein sehr gutes, warmfühlendes Herz, was sich auch in ihren zahlreichen, musterhaft eingerichteten Wohlthätigkeitsanstalten zeigt. — Ihre Todten bestatten die Parsen im „Dakhmas", „Tower of Silence"; dieser befindet sich in Bombay, wo die Parsen am zahlreichsten beisammen leben, in einem Garten auf dem höchsten Punkte der Malabar-Hügel, einem schönen Flecke an der Nordseite der Back-Bay. Er ist für alle, ausser den Parsen, mit schweren eisernen Gittern verschlossen, die sich wie durch magische Gewalt öffnen.

Das Leben der Engländer und anderen Europäer in Indien passt sich so viel wie möglich dem dortigen heissen Klima an und hat viel Aehnlichkeit mit dem in den übrigen tropischen Ländern. Im Himalaya und in Bengalen haben sich die Engländer an allen Ecken und Enden „Cottages" erbaut; im Süden Indiens ist das Wohnhaus ein für europäischen Komfort verbesserter indischer Palast, welcher der Hauptsache nach aus einem umfangreichen, niedrigen, weissen Gebäude mit weit vorspringendem Dache und zahlreichen, durch riesige Jalousien geschützten Fenstern besteht, um den Bewohnern so viel wie möglich Schatten und kühle Luft zu bieten. Auf dem platten Lande aber ist die Wohnstätte, besonders der Regierungsbeamten, häufig nichts anderes als eine kleinere oder grössere Gruppe umfangreicher, luftiger Zelte, die theils als „Drawing-room", Speise-, Schlaf-, Bibliothek-, Bade-, Kinderzimmer u. s. w. eingerichtet sind, denn der Engländer versteht es, wie wohl keine andere Nation, sich unter allen Zonen auf das praktischeste, den gegebenen Verhältnissen entsprechend einzurichten und dabei doch noch so viel wie möglich alles dasj beizubehalten, was ihm in seiner Heimath lieb und theuer, woran er gewöhnt ist, und was er nur sehr ungern vermisst. — Diese zum grossen Theile aus Bambusstöcken, Eisenstäben, Hanfstrohmatten und dicken Wolldecken errichteten Zelte werden unter grossen, dicht belaubten Bäumen aufgeschlagen und zwar meistens unter Mango, Bananen, Pipal, Tim- und japanesischer Akazie, niemals aber unter einem Tamarindenbaume, weil die Ausdünstung desselben während der Nacht betäubt. Der Mango und Tim sind zu diesen Zwecken am beliebtesten! — Die Küche hat nur ein Schutzdach; das Essen wird auf einem Feuerherde gekocht, der aus einem Loch in der Erde besteht, über das zwei Ziegelsteine gelegt sind. — Die Stallung ist ganz offen, nur von den Zweigen und dem Laube der Bäume geschützt. — In einiger Entfernung rund um die Zelte weidet, gerade so vie in einem englischen Parke, das für den Haus-

bedarf nothwendige Vieh. — Das Mobiliar ist sehr einfach; gepolsterte Möbel werden wegen des Ungeziefers so viel wie möglich vermieden und die grossen Schaukelstühle mit Rohrgeflecht, sowie die „Punka“ spielen eine wichtige Rolle. — Die Betten haben eiserne Bettstellen, harte Matratzen, wollene Kissen und Mosquitovorhänge. — Als Beförderungsmittel, um in der Nachbarschaft Besuche zu machen oder Geschäfte zu besorgen, bedient man sich der Reitpferde, Kamele, Elephanten oder eines eigenthümlich kleinen, zweirädrigen Wagens, „Tonga, Tanga“, der gewöhnlich von zwei Ponys gezogen wird und über der Axe zwei rückwärtige Sitze hat. — Das ganze Hauswesen, in welchem man selten die vortrefflichsten europäischen Diners und Weine vermisst, bevölkert eine Schaar Diener in indischem Kostüm, die dem leisesten Winke der Herrschaft mit asiatischer Unterwürfigkeit Folge leisten. Ueberhaupt wird in keinem Lande der Welt ein solcher Luxus mit Dienern getrieben, wie in Indien und kein Europäer kann dort leben oder reisen, ohne sich nicht wenigstens einen „Boy“ zu halten. — Man steht früh auf und nimmt schon um 6 Uhr Morgens das „Chota haziri“ oder kleine Frühstück, bestehend aus heissem Thee, Eiern, Backwerk u. s. w., ein, um noch die Morgenluft zu geniessen. — Die Kleidung bilden meistens weisse, leichte, bequeme Gewänder, doch wird auch, gerade so wie in England, zu den verschiedenen Mahlzeiten sehr sorgfältig Toilette gemacht und die Herren erscheinen bei Einladungen nie anders als im „full dress“, d. h. im Frack, da aber die tropische Hitze Indiens ein längeres Anbehalten desselben zu einer förmlichen Tortur macht, so ist es Sitte, dass ihn die Herren, nachdem sie die Damen begrüsst haben, bevor sie sich zu Tische setzen, ihn mit einem leichten, weissen Jäckchen vertauschen.

Die Beziehungen der Europäer, besonders der Engländer, zu der grossen Masse der Bevölkerung Indiens, namentlich aber den unteren Kasten der Hindu lassen manches zu wünschen übrig, und es grollt und gährt unter der anscheinend ruhigen

Oberfläche, wie selbst die „Times“ neuester Zeit in einem längeren Artikel bestätigt, recht bedenklich im englisch-indischen Kaiserreiche. — Thatsächlich hält die britische Regierung auch nur dadurch ihre 82 Millionen Hindu im Zaume, dass sie die Brahmanenkaste schont und durch Verleihung von Stellen im Heere, in der Magistratur, im Finanzdepartement und in anderen Verwaltungszweigen für sich gewinnt. — Es bestehen aber auch, ganz abgesehen von all' den unzähligen Fehlgriffen, die man bei der Regierung des Landes schon von Anfang her machte und bis zur heutigen Stunde ohne Unterlass noch macht, zu grelle Kontraste zwischen beiden Nationen, als dass nicht eine tiefe, wohl für lange, lange Zeit kaum auszufüllende Kluft sie trennen müsste. Diese Kontraste fussen vielleicht weniger in der grundverschiedenen Race und Sprache, als vielmehr im altindischen Kastensystem mit all' seinen strengen Regeln und Gesetzen. So zwingen z. B. das Handschütteln, ja sogar das Berührtwerden von einem Europäer den Hindu zu einer ganzen Reihe peinlicher religiöser Bussübungen, um sich wieder zu reinigen! Selbst das Anschauen der Esswaaren macht diese unrein, daher reichen die Zuckerbäcker in den Bazars den Europäern, die vor ihrer Bude stehen bleiben, um die aufgethürmten Süssigkeiten zu betrachten, schleunigst einige kleine Proben gratis, nur, damit sie gleich wieder fortgehen und ihnen nicht die Kundschaft verderben. Auch die Häuser, Paläste und Pagoden sind dem Fremden im grossen Ganzen verschlossen und nie wird der Hindu ihn seiner Familie, der Rajah seinen Frauen, der Brahmane seinen Göttern, der Natuva den Devadassis zuführen. — Das Schlachten eines Thieres und der Genuss von Fleisch ist den Hindu aufs strengste verboten und der Europäer thut nicht nur beides, sondern geht auch auf die Jagd, d. h. tödtet zum Vergnügen. Der Europäer spricht und verkehrt mit Parias; er isst mit beiden Händen und seine Gattin hängt sich an den Arm eines anderen, ja tanzt sogar mit ihm. —

Der Hindu erweist seinen Respekt, indem er seinen Kopf bedeckt, der Europäer indem er ihn entblösst. Und so könnten wir noch unzählige grelle Unterschiede aufzählen. Ein grosser Theil all' der Dinge, gegen die der Europäer nach den Anschauungen der Hindu auf das gröbste verstösst, würden bei letzterem die Ausstossung aus seiner Kaste, ja sogar die Todesstrafe oder wenigstens eine unendliche Zahl entsetzlicher Seelenwanderungen nach sich ziehen! Daher geht denn auch die Abneigung der Inder gegen die Engländer in mancher Beziehung so weit, dass sie diese, wie überhaupt alle Christen, „Ulecchas", nennen, während ihnen die Mohamedaner den Ehrentitel „Kafirs", Ungläubige, geben, und ausspucken, wenn sie das Haus eines hohen englischen Beamten selbst nach einer Unterredung verlassen, in der die grössten Artigkeiten gegenseitig ausgetauscht wurden!

Die Engländer empfinden diese Antipathie der Inder auch auf das tiefste, fühlen sich gar nicht recht wohl im Lande, sind hier mehr Fremde und Pilger, ohne bleibenden Wohnsitz, als wie zu Hause, und verfolgen nur das eine Ziel, „möglichst schnell recht viel Geld in Indien zu verdienen", um dann den Rest ihres Lebens angenehm in der Heimath verbringen zu können. — Die verbesserten Verkehrsmittel haben nur noch dazu beigetragen, diese Spannung zu erhöhen, denn früher blieben die Offiziere und Beamten viele Jahre in Indien sitzen, ohne daran zu denken, nach England zu reisen, wodurch sie sich förmlich gezwungen sahen, mit den Eingeborenen Freundschaft zu schliessen. Jetzt aber, wenn sie nur drei Monate Urlaub erhalten können, thun sie nichts eiligeres, als nach England zu reisen. Von da kehren sie dann nach Ablauf dieser Zeit recht missvergnügt wieder in ihr sogenanntes „Exil" zurück. — Ausserdem verstehen es die Briten häufig auch gar nicht, mit den Indern umzugehen, sind brüsk, hochfahrend, halten sich für unfehlbar, stossen ihnen fast jeden Augenblick vor den Kopf und lassen bei jeder Gelegenheit

nur allzusehr fühlen, dass sie die Beherrscher des Landes sind! Man kann daher das Bestreben einer Anzahl anglo-indischer Gesellschaften und Vereine sowie einiger hochherziger Hindu und Engländer nicht hoch genug anschlagen, engere wissenschaftliche Beziehungen und brüderlichen Umgang zwischen Hindu und Europäern anzubahnen. Zum Theil ist ihnen dies auch gelungen, denn die Zahl der vornehmen Inder, die Englisch lernen, englische Sitten annehmen und ihre Kaste entweder ganz verlassen oder sich wenigstens über einen grossen Theil der peinlichen Regeln derselben, die den Verkehr erschweren und unbequem werden, hinweg setzen, wird immer grösser. Aber all' diese Inder thun dies hauptsächlich nur deshalb, um dadurch günstige Anstellungen im Dienste der Regierung zu erlangen und geschäftliche Vortheile daraus zu ziehen. Und selbst diejenigen, welche aus innerster Ueberzeugung für die Vorzüge europäischer Kultur ihrer heimathlichen Religion, ihren nationalen Sitten untreu werden, sind für die „britische Herrschaft in Indien", streng genommen kein Vortheil, sondern die Schlange, die sie an ihrem eigenen Busen nährt, denn dieses „Young India" strebt nach Selbständigkeit, will sein riesiges Heimathland selbst regieren, beklagt sich jetzt schon bitter, dass es nicht die höchsten Aemter in der dortigen Verwaltung erhält, dass es nicht seine Stimme in einem indischen Parlamente geltend machen kann und wird bei der ersten günstigen Gelegenheit nichts Eiligeres zu thun haben, als die Engländer aus dem Lande zu jagen und die Zügel des Regiments in die eigene Hand zu nehmen!

„Ceylons" Ureinwohner, die „Veddahs", gehören unstreitig zu den am wenigsten entwickelten Völkern der Erde, denn ihnen fehlt jeder Begriff eines menschlichen Wesens, und sie glauben nur an Geister und Kobolde, die in den Bergen, Felsen und Bäumen wohnen sollen. Von einem Leben nach dem Tode reden sie nicht, doch herrscht bei

ihnen die Anschauung, dass die Geister der Verstorbenen über ihr Wohl und Wehe entscheiden. Zeitbegriffe mangeln ihnen gänzlich, selbst die Bestimmung von Uebermorgen ist ihnen nicht klar zu machen. Nur mit grosser Mühe vermögen sie an den Fingern zu zählen; Schreiben und Lesen sind ihnen vollständig unbekannt. — Ihre Körperkraft ist verhältnissmässig bedeutend; die Männer sind von etwa 4 Fuss 9 Zoll durchschnittlicher Höhe, die Frauen etwas kleiner; der Schädel ist schmal und hoch, die Nase flach, jedoch wohl geformt, der Mund gross, die Lippen wulstig und der Bartwuchs nicht nur spärlich, sondern er fehlt auch häufig gänzlich; das Haar hängt schlaff hernieder. Die Kleidung besteht aus einem nicht sehr grossen Stücke Zeug, welches um den Leib geschlungen wird; Schmucksachen tragen sie nicht. Als Waffe dient hauptsächlich der Bogen, mit dem sie sehr geschickt umzugehen verstehen. — Hirsch-, Affen- und Wildschwein-Fleisch bildet ihre Hauptnahrung; Fische und Honig, von denen sie sich erstere dadurch verschaffen, dass sie das Wasser mit Pflanzensäften vergiften, gelten bei ihnen als Leckerbissen, doch essen sie den Honig dann am liebsten, wenn sich halb entwickelte Bienenbrut in den Waben befindet. — Im grossen Ganzen sind die Veddahs harmlose Leute, welche kühn in ihrem Gebiete sind, vor anderen Menschen aber grosse Furcht haben und sich nur durch Geschenke bewegen lassen, aus dem Verstecke, in das sie dann gewöhnlich flüchten, hervorzukommen. — Jede Familie besitzt meistens ihre eigene Steinhöhle als Wohnung, doch findet man auch bei ihnen Rindenhütten. Dieser merkwürdige Stamm, der so eng in sich abgeschlossen ist, dass kein einziges Mitglied ein Mädchen anderer Race heirathen würde, befindet sich auf dem Aussterbeetat; die Zahl der eigentlichen Veddahs, die im Distrikte von Nilgala und in den Wäldern von Bintenne wohnen, dürfte kaum auf mehr als 400 Köpfe zu schätzen sein.

Die Hauptmasse der Bevölkerung Ceylons bilden die vor-

herrschend der buddhistischen Religion angehörenden „Singhalesen.“ Die Männer sind häufig von bewundernswerther Schönheit und haben im allgemeinen feine, männlich edle Gesichter und lange, blauschwarze Haare, die sie in einen dichten Haarknoten am Hinterkopfe mit einem häufig höchst werthvollen Schildpattkamme befestigen. Als Kleidung dient ihnen nichts anderes als ein weisses Tuch, welches sie in den niederer gelegenen Gegenden um die Hüfte befestigen und das bis zu den Knöcheln herabhängt, während der Oberleib nackt bleibt. Doch kleiden sich die Reicheren zum Theile vollkommen und die Buddhapriester sind nicht nur glatt geschoren, sondern tragen auch ein schwefelgelbes Gewand. In „Nuvera Eliya“ ziehen sich die Eingeborenen wärmer als im Unterlande an; sie tragen Beintücher und Jäckchen und haben zuweilen sogar Schuhe, während Kämme in den Haaren bei ihnen nicht allgemein so gebräuchlich sind, wie in Kandy oder Kolombo. — Die „Singhalesinnen“ kann man im allgemeinen abschreckend hässlich nennen und wohl nirgends auf der Welt ist in dieser Beziehung zwischen Männern und Weibern der Gegensatz bedeutender! — Auf den Frauen lastet der grösste Theil aller Arbeit sowohl im Hause als wie im Felde; man sieht sie von Morgens bis Abends beschäftigt, während die Männer Tags über mit dem stereotypen umfangreichen chinesischen Sonnenschirm und dem Talipotfächer in den Händen, ohne den sie nicht existiren können, herumlungern. Auch haben die Frauen nicht nur einen Mann, sondern leben vorherrschend in Polyandrie! — Die Hauptursache dieser Vielmännerei liegt gerade so wie bei den Bewohnern des Himalayagebirges in der Armuth der Bevölkerung und in Folge dessen in der Vorsorge, die Zerstückelung des Eigenthums zu verhindern. Die Kokospalmen, so zahllos sie am Meeresstrande der südlichen und westlichen Küste stehen, sind alle vertheilt, jede hat ihren Eigenthümer, und eine Anzahl solcher Palmen ist ein sehr

wichtiger Faktor des Besitzstandes einer Familie. Der Vater vertheilt sie als erbliches Vermögen in gleichen Theilen unter seine Kinder. So kam es, dass bei zahlreichen und armen Familien oft zwölf Menschen nur eine Palme gehört und dass, um sie nicht noch weiter vertheilen zu müssen, alle Brüder einer Familie zusammen eine Frau heirathen. Natürlich führt diese Polyandrie bei den Kindern sehr oft zu Begriffsverwirrungen und komischen Gebräuchen, so sagen sie z. B. „ich will zu meinem Vater mit dem lahmen Bein gehen" oder „mein Vater mit der grossen Nase ist ausgegangen" etc. — Die Hütten der Eingeborenen sind bunt und malerisch, aber furchtbar schmutzig und es entströmen ihrem Innern gerade so die entsetzlichsten Miasmen, wie den Wohnstätten der breiten Volksmassen Indiens. Bei vielen reichen Natives finden wir aber auch geräumige Häuser; diese sind Gebäude nach europäisch-indischem Styl, haben jedoch noch ein oder mehrere Stockwerke aufgesetzt. Die weiten Fensterbogen sind mit Glas und dicken Vorhängen verschlossen, so dass die Wohnung für das dortige tropische Klima im höchsten Grade unpraktisch ist; der Eingang steht immer offen, das Innere verbirgt aber ein vorgesetzter grosser Wandschirm, meist aus ausgespanntem rothem Baumwollstoff, gegen neugierige Blicke.

Die Eingebornen Ceylons, Singhalesen, Hindu, Malayen und Mohamedaner leben sehr friedlich zusammen, sowohl im Familienkreise als wie in den verschiedenen Religions-Genossenschaften. Sie sind sehr tolerant gegen einander und ihre Glaubensübung ist frei von allem Fanatismus. Doch beobachten sie streng die rituellen Aeusserlichkeiten in der persönlichen Erscheinung, die sich aber vielfach mit den ethnographischen Merkmalen verschmelzen. So trägt jeder Singhalese einen Kamm im langen Haare, jeder Mohamedaner hat eine bunte Strohmütze, oft von hohem Werthe, auf dem Kopfe u. s. w.; andererseits gehen aber wieder die mohamedanischen Weiber

unverschleiert und die Malaiinnen unterscheiden sich kaum von den Singhalesinnen. — Die zum Christenthum übergetretenen Eingeborenen stehen, wie überall in Indien, auch in Ceylon im schlechten Rufe, denn sie gelten, und dass auch häufig nicht mit Unrecht, im allgemeinen als schlechte Arbeiter, Trunkenbolde oder gar als Spitzbuben. Auch hier haben sie mit dem Christenthum christliche Namen angenommen u. z. meistens die von Heiligen oder von grossen Familien ihrer Bekehrer, so dass man vielfach portugiesische Namen unter ihnen findet, wobei sie aber eigentlich gar keinen guten Tausch gemacht haben, denn die alten singhalesischen Namen sind, obgleich sehr lang, doch ausserordentlich wohlklingend. — Während die Eingeborenen gewöhnlich sehr phlegmatisch und faul sind und man höchst selten eine harmlos spielende Kinderschaar sieht, findet man dagegen merkwürdigerweise, dass Jünglinge und Männer täglich auf den Rasenplätzen „Cricket“ und „Lawn-tennis“ spielen und dabei eine Beweglichkeit und erstaunliche Geschicklichkeit entwickeln. — Obwohl die Natives im grossen Ganzen nur sehr mässig geistige Getränke zu sich nehmen und man selten Betrunkene sieht, so beginnen doch die zahlreichen Arakschenken, welche die Regierung unkluger Weise duldet, ihre höchst verderbliche Wirkung immer mehr auszuüben und das Laster der Trunkenheit einzubürgern. — Unter den alten religiösen Ceremonien der Bevölkerung Ceylons hat sich auch noch der sogenannte „Teufelstanz“ erhalten, den man ebenfalls in einigen Gegenden des ostindischen Festlandes wieder findet. Dieser Tanz entspringt der Furcht vor dem Bösen, die ebenso wie im Christenthum, Brahmanismus und Islam auch im Buddhismus eine bedeutende Rolle spielt und bei jeder Gelegenheit der Volksmenge entweder in Götzenbildern von möglichst furchtbarem Aussehen oder in gewissen religiösen Ceremonien vor Augen geführt wird. — Dieser Teufelstanz wirkt daher auch nachhaltig auf die

Einbildungskraft der Eingebornen und lockt stets eine grosse Menge Zuschauer heran, trotzdem die Singhalesen als Buddhisten sonst vom brahmanischen Dämonendienste absolut nichts wissen wollen. Der Schauplatz ist die Strasse oder die Umgegend eines Tempels, und die Akteure sind eine Anzahl abenteuerlich aufgeputzte Männer, die mit wilden Sprüngen, Körper-Verrenkungen und heftigen Bewegungen, zu denen Geschrei und Händeklatschen den Takt geben, herumtanzen.

Die 150.000 Bewohner der „Malediven", einer Kette von cirka 12.000—15.000 niedriger Koralleninseln und Korallenriffen im indischen Ocean, welche ein Areal von 6773 □Kilom. bedecken, sind zum grössten Theile Mohamedaner, wahrscheinlich Mischungen von Arabern und Singhalesen oder Tamulen. Ihre Haut ist olivenfarbig, ihr Körper kräftig gebaut; sie sind sehr thätige und gutmüthige Menschen, die den Ruf geniessen, vortreffliche Seefahrer und Fischer zu sein. — Die Reicheren leben in villenartigen grösseren Häusern. — Eigenthümlich sind bei ihnen die von den jungen Leuten häufig in einer Art Arena aufgeführten öffentlichen Spiele und Kämpfe mit Kampfstöcken. Als nationale Waffe führen sie eine ganz eigenartig konstruirte Axt mit zugespitztem Handgriffe.

Die „Car Nikobarenser" bilden ein Völkchen für sich, das in Sitten, Gebräuchen und in der Sprache sehr wesentlich von den Bewohnern der südlicheren Inseln abweicht, obwohl es zweifellos zur selben Race, die den Indo-Chinesen wahrscheinlich näher als den Malayen steht, gehört; vermuthlich sind sie ein Uebergangsglied zwischen beiden. — Die Car Nikobarenser zählen ungefähr 1000 Köpfe und leben in 14 Dörfern, von denen jedes höchstens 8—10 Hütten hat, meist an der dem Nordost-Monsum ausgesetzten Küste, denn sie sind mit der Kokospalme, auf welcher ihre ganze Existenz beruht, an die Küste gebunden. Das Innere ihrer Insel kennen sie fast gar nicht, so klein dieselbe auch ist, und nirgends führen Wege hinein, weil unter ihnen die Sage von wilden

Menschen mit einem Auge herrscht, die im Urwalde unter Schlangen und wilden Schweinen leben. Doch verkehren sie geschäftlich mit den Bewohnern der südlichen Inseln, wollen aber sonst nicht viel mit ihnen zu thun haben, da sie diese für böse Menschen halten.

Die Car Nikobarenser haben eine schöne athletische Gestalt, lichtkastanienbraune Hautfarbe, halblange, rabenschwarze Haare, die sie kurz abschneiden, niedere Stirn, keinen Bart, scharfe, glänzend schwarze intelligente Augen, platt gedrückte Nase, hervorstehende Backenknochen, mächtige Kiefer und schwarz gefärbte Zähne, die durch künstliche Mittel derartig zu einem Klumpen verwachsen sind, dass sich die dicken fleischigen Lippen nicht schliessen können, was bei ihnen für eine besondere Schönheit gilt. Ihr Kostüm besteht nur aus einer schmalen, rothen oder blauen Binde, die um die Hüfte gebunden und zwischen den Beinen durchgezogen ist. In den durchlöcherten Ohrläppchen tragen sie Cigarren oder kleine geschwärzte Bambusstöckchen, vorn mit Silber, am häufigsten aber mit den kleinen englischen Dreipence-Stückchen, die wegen des landesüblichen Schmuckes daher als „Rupien" die gesuchteste Geldsorte sind, aber nur paarweise einen Werth haben. Das Bild der Königin Victoria ist dabei immer nach vorn gekehrt. — Die Weiber, welche nur einen kurzen rothen Kittel anlegen, der von den Hüften bis über das Knie reicht, sind von ungewöhnlicher Hässlichkeit und sehen beinahe wie Männer aus, denn sie haben fast dieselbe Grösse und tragen ebenso die Haare kurz geschnitten. — Im allgemeinen sind die Car Nikobarenser redselig, mittheilsam, gastfreundlich, lachen viel, erwarten dass man ihnen Geschenke macht und nehmen diese, ohne zu danken, mit der grössten Gemüthsruhe an; auch kennen sie ausser der Rumflasche keine andere Leidenschaft. — Ihre Häuser sehen wie grosse Bienenkörbe aus und bestehen in einem Fussboden aus Bambusstäben, die mittelst Rotang verbunden sind, und der auf in den

Boden gerammten Pfählen ruht, so dass die Luft von unten zwischen den einzelnen Stäben frei durchzustreichen vermag. Ueber diesen Boden wölbt sich hoch und geräumig, meist ohne Seiten- oder innere Scheidewand, das niedliche symmetrische Flechtwerk der elipsoidischen Kuppel, durch einen eigenthümlich konstruirten Dachstuhl mit den Querbalken des Bodens sehr solid verbunden; darunter liegt eine dicke Strohbedachung, die jeden Sonnenstrahl und Regentropfen abhält. Die innere Einrichtung ist höchst einfach, im Hintergrunde findet man eine Art Heerd, ein niederer ausgehöhlter, mit Sand und Steinen gefüllter Holzpflock, auf welchem verschiedene russige thönerne Gefässe stehen, während darüber an der Dachwand im Vereine mit geflochtenen Körben und anderem Hausgeräth, das zum grossen Theile von gestrandeten Schiffen herrührt, geschwärzte Kokosnuss-Schalen paarweise zusammengebunden hängen, die als Wasserflaschen dienen. Zu beiden Seiten des Hütteneingangs, zu dem man auf einer Seite gelangt, stecken Säbelklingen, Wurfspiesse und Ruder. Ausserdem giebt es noch geflochtene Strohmatten, die zum Schlafen ausgebreitet werden, und kleine Holzschemel, welche als Kopfkissen dienen. Der gewöhnliche Platz zum Setzen ist der Boden. Die Hütten sind geräumig, die grössten von ihnen können sogar 30 Menschen aufnehmen. Der schattige Platz unter der Hütte ist der Arbeitsplatz; Schweine- und Hühnerställe sind abseits. — Die Nikobarenser nehmen mit Vorliebe hohe und andere europäische Namen an, wie Lord Nelson, Lord Byron, Captain John u. s. w. — Auch besitzen sie ein hervorragendes Sprachentalent und man findet hier und da unter ihnen sogar Männer, die fünf Sprachen mehr oder minder verständlich sprechen. Das Englische hat sich unter ihnen förmlich eingebürgert, doch sprechen sie nicht rein, sondern reden den ganz abscheulich klingenden eigenthümlichen nikobarisch-englischen Jargon, da aber Jeder, der Englisch kann, diesen Jargon bald versteht, so ist mit ihnen eine Verständigung möglich. Merkwürdig

ist jedoch dabei, dass im Nikobarisch-Englischen das Wort „Sir", welches bei den Singhalesen auf Ceylon schon der Säugling stammelt, ganz fehlt. — Religiöse Begriffe mangeln den Car Nikobarensen vollkommen; sie glauben nur an böse Geister, „Ivis", die Krankheiten, Gewitter und Stürme verursachen. — Eben so wenig haben sie entwickeltere sociale Verhältnisse, denn sie sind sich alle gleich und es giebt keine dienende, arbeitende Klasse; der Jüngere holt dem Aelteren die Kokosnüsse von dem Baume, schlägt sie ihm auf und wenn sie in Gesellschaft mit einander gehen, trägt einer für alle den Korb mit den nöthigen Requisiten zum Betelkauen. Der Häuptling ist kein absoluter Herrscher, er hat nur in soweit Einfluss, als er sich durch Intelligenz und besondere Eigenschaften Achtung und Respekt zu verschaffen vermag.

Die Bewohner der übrigen Nikobareninseln, Teressa, Bompoka, Kamorta, Nang, Kaury, Trinket u. s. w. mit Ausnahme der sehr industriellen Dschaurenser, haben den üblen Ruf, besonders die von Teressa und Kamorta, bei günstiger Gelegenheit mit grosser Vorliebe Seeräuberei zu treiben, und die civilisirenden Einflüsse der Kolonisationsversuche, die aufopfernden Bemühungen christlicher Missionäre sind an ihnen bis jetzt spurlos vorübergegangen. — Diese Leute sind nicht jene lachenden, heiteren, gemüthlichen Naturen wie die Car Nikobarenser, nur wenige von ihnen verstehen einige Worte Englisch, da sich bei ihnen mehr das Portugiesische eingebürgert hat. — Aber auch bei ihnen findet man, wie überhaupt bei allen Bewohnern der Nikobaren-Inseln, ausser der schon beschriebenen Nationaltracht und den bienenkorbartigen Wohnhäusern, die übrigens stellenweise auch noch solider gebaut sind und sogar Seiten- und Scheidewände haben, einen Gemeindearzt, „Doctor" genannt, der zugleich Teufelsbeschwörer ist. Zu seinen Heilkuren und Beschwörungen verwendet er stets nebst Terpentin sowie anderen verschiedenen radikalen Mittelchen besondere aus Holz geschnitzte, scheusslich hässliche

Figuren halb Mensch, halb Thier, abenteuerlich roth und schwarz bemalt, mitCigarren und Laubwerk behängt, einen alten schwarzen Hut auf dem Kopfe; ferner zahlreiche kleinere Figuren, Schweinskiefer, Fische und Schildkröten etc. Derartige Gegenstände haben übrigens viele der Eingebornen ebenfalls in ihren Hütten, um damit bei Krankheits- und Unglücksfällen gleich selbst die bösen Geister beschwören zu können. — Das Amt eines solchen „Doctors" ist aber bei den Nikobaresen keineswegs ein sehr angenehmes, denn sie machen mit ihm, wenn ein Kranker in Folge einer eclatant unglücklichen Kur stirbt, kurzen Procress und ermorden ihn meuchlings bei Gelegenheit eines grossen Festes! — Gerade so wie die Indianer bei Besuchen die Friedenspfeife rauchen, präsentiren die Nikobarenser eine nikobarische Cigarre aus chinesischem Tabak, der in einen Streifen getrocknetes Pandanusblatt gewickelt ist, und ein Gefäss mit Kokosnusswein, „Doa", der bei ihnen ein Lieblingsgetränk bildet. — Ihr Nationaltanz wird von 7 Männern und 7 Weibern ausgeführt, wobei die letzteren sich von Kopf bis zu Fuss in ein langes weisses Hemd hüllen. Tänzer und Tänzerinnen bilden einen Kreis, legen die Hände auf die Schulter der nächst Stehenden und beginnen sich im pathetischen Schritte herum zu drehen; dieses Drehen wird unter den Tönen eines einstimmigen Gesanges und des zeitweiligen Getrampels der Tänzer immer lebhafter und endet schliesslich ebenso wie es begonnen. Die Strophe wird unter abwechselnder Bewegung nach rechts im Kreise herum, dann nach links mehrmals wiederholt und hat eine in einem bestimmten Rhythmus sich bewegende Melodie, die mit richtigem musikalischen Gehör von den Tanzenden einstimmig gesungen wird und einen erotischen Inhalt besitzt. — Auch findet man bei den Nikobaresen eine Art „Fechtspiel", das von je zwei jungen Burschen ausgeführt wird und in nichts anderem besteht, als dass beide mit langen Bambusstöcken aufeinander einhauen und Jeder die Hiebe des Andern geschickt parirt.

An der Südspitze der Hinterindischen Halbinsel Malakka liegt, durch einen schmalen Kanal von derselben getrennt, die 206 engl. □ Meilen umfassende Insel „Singapore", auf deren Südküste die gleichnamige Stadt sich ausbreitet. So lange der Verkehr zwischen Europa und Asien nur durch Segelschiffe bewirkt wurde, hatte Singapore nur für die malayischen Seeräuber einen gewissen Werth, denn es diente ihnen als vortrefflicher Schlupfwinkel. Seitdem aber die Dampfschifffahrt zunahm und Singapore 1819 zum Freihafen erklärt wurde, erhob sich die Stadt allmählich zum bedeutendsten Handelsmittelpunkte zwischen Vorderindien und China, und bietet heutzutage den Besuchern das denkbar bunteste Bild eines kosmopolitischen Verkehrs. — Obwohl die Insel von einigen guten Strassen durchzogen ist, kann jedoch nur das Hügel- und Flachland in einem Umkreise von 4—5 englischen Meilen um die Stadt als kultivirt betrachtet werden. Auf der ganzen übrigen Insel wechseln Pfeffer- und Gambirpflanzungen mit Urwald, in denen armselige malayische und chinesische Kolonien, den mörderischen Angriffen des Königstigers ausgesetzt, zerstreut herumliegen. — Die Stadt Singapore besteht eigentlich aus drei verschiedenen Städten, der Chinesenstadt westlich am rechten Ufer des Flusses, der Europäerstadt östlich am linken Ufer, und den „Kamponys", Dörfern, der Malayen mit elenden, auf Pfählen ruhenden Hütten, ringsum in den Salzwassersümpfen. Die Bevölkerung besteht aus cirka 70.000 Chinesen, 9000 Malayen, 8000 Indiern, 400 Europäern und 1009 Mischlingen, farbige Abkömmlinge von Europäern. Merkwürdig ist hier, dass die Weiber nur ungefähr $^1/_7$ der Gesammtbevölkerung ausmachen, ja bei den dortigen Chinesen beträgt das Verhältniss sogar nur 1:18. Die Chinesen sind vorherrschend Ackerbauer, Handwerker und Händler; die Europäer Beamte und Kaufleute; die Indier Bediente und Kutscher; die Malayen Fischer, Bootsleute und Waldarbeiter. — Wie überall auf der Welt sind auch hier die

Chinesen ausserordentlich thätig, nüchtern, sparsam und von dem einzigen Gedanken beseelt, so viel wie möglich Geld zusammen zu scharren, um dann nach ihrer geliebten Heimath zurück zu kehren; aber die meisten kennen in dieser Beziehung kein Maas und wollen immer noch reicher werden! Daher kommen viele auch gar nicht dazu, mit ihren Schätzen sich nach China zurück zu ziehen, sondern sterben in Mitte ihrer Thätigkeit in Singapore. — Im grossen Ganzen sind die dortigen Chinesen wohlhabend und eine nicht unbeträchtliche Zahl derselben gehört zu den reichsten Leuten der Stadt. — Ebenso wie die Chinesen nach St. Franzisko, London und anderen Theilen der Welt ihre alten Sitten und Gebräuche aus der Heimath mitgebracht haben und daran mit einer unglaublichen Starrheit hängen, so haben sie auch nach Singapore all' dies verpflanzt, und wenn wir den chinesischen Stadttheil betreten, glauben wir vollkommen in China zu sein, denn nicht nur die Menschen, sondern auch die Häuser und das ganze Strassenleben ist ebenso wie dort, nur mit dem einzigen Unterschiede, dass hier viel mehr Ordnung und Reinlichkeit herrscht. — Besonders Abends macht das Chinesen-Viertel einen sehr freundlichen Eindruck, denn es ist dann von tausenden buntfarbigen Papierlämpchen beleuchtet. Die weiss getünchten Häuschen sehen sich sämmtlich gleich; ein zurück liegendes Erdgeschoss mit Arbeits- und Verkauf-shops, davor Pfeiler und Bogenzüge, welche das verspringende obere Stockwerk tragen, während ein grosses Jalousiefenster den Wohnräumen Licht spendet. — Durch diese Bogengänge vor dem Erdgeschoss entsteht eine Art gedeckten Trottoirs, ähnlich den „Lauben" der mittelalterlichen deutschen Städte. Trotzdem herrscht aber andererseits wieder die grösste Verschiedenheit in Folge der ungleichen Gruppirung der an Wänden, Pfeilern und Thüren angebrachten rothen, grünen oder gelben Aushängeschilder, sowie des wechselnden Hintergrundes der Buden. — Ein eigenthümliches Bild in Mitte des Singaporer Volkslebens bilden

die „Strassensänger“, welche den ganzen Tag, unter Begleitung des geräuschvollen Aufeinanderschlagens dreier Hölze, wobei sie fast immerwährend, um die Aufmerksamkeit des Publikums zu erwecken, auf einem Beine stehen, ihre nichts weniger als wohlklingenden Lieder erschallen lassen, in denen die Vorzüge und Herrlichkeiten des Reiches der blumigen Mitte angepriesen werden. Natürlich finden sich immer, trotz der enormen Geschäftigkeit, die in der Stadt herrscht, Leute aus dem Proletariat, die Zeit genug haben, sie anzuhören, denn ebenso wie die Spielhöllen, die Opiumkneipen, nimmt auch das Proletariat in erschreckendem Masse zu, da leider die Regierung weder zur Verminderung des Letzteren, noch zur Aufhebung der Opiumkneipen irgend eine Massnahme ergreift. Die Opiumkneipen geniessen sogar ein Privilegium und tragen dazu bei, das abscheuliche Opiumrauchen in immer breitere Volksmassen einzubürgern und zur furchtbarsten Leidenschaft zu machen. Bei den dortigen Malayen hat es ohnehin schon seit langer Zeit zur barbarischen Sitte des ‚Amoklaufens“ geführt. Dieses besteht darin, dass sich die Leute mit Opium bis zur Raserei berauschen, in diesem Zustande mit einem oder zwei „Kries“, Dolchen, bewaffnet auf die Strasse stürzen und in ihren rasenden Wuthanfällen Jeden niederstechen, der ihnen in den Weg kommt, bis sie selbst getödtet werden, was in der Regel sehr bald geschieht, denn ein Amokläufer wird ohne Weiteres wie ein toller Hund vom Voke erschlagen!

Die bergige Insel „Hongkong“ liegt an der östlichen Ecke der weiten Bucht, in deren Schosse sich die Stadt Kanton befindet und der mächtige Tschukjang oder der Perlflussmündet. Eigentlich heisst die Insel Hongkong, Hjang-kjang, Insel der duftenden Ströme; sie wurde im Jahre 1842 von China an die Engländer abgetreten, die dann hier die Stadt Hongkong oder Victoria erbauten. Obwohl die schnell erblühte Stadt zwar ganz nach

europäischem Muster, mit breiten Strassen, grossen schönen Häusern, eleganten Villen u. s. w. aufgeführt wurde, waren doch 1881 von den 160.402 Einwohnern, 130.168 Chinesen und nur cirka 2.630 geborne Engländer. — Eine grosse Rolle im dortigen Verkehr spielen die „Comprador“, Dolmetscher und Makler, deren sich die Ausländer beinahe zu allen Geschäften bedienen. Es sind gewandte, schlaue Leute, die viel Geld verdienen, sich nach chinesischer Sitte in weiten Röcken von gesteppten Seidenstoffen sehr elegant tragen und für die Civilisation der „westlichen Barbaren“ nicht unempfänglich sind. — Ebenso wie in China, Persien, Mittel- und Süd-Amerika und bei den Malayischen Völkern des indischen Archipels finden wir, dass auch in Hongkong die „Hahnenkämpfe“ eine sehr beliebte Volksbelustigung bilden. Sie finden stets in einem mit Segeltuch überspannten Hofraume statt und das sehr gemischte zahlreiche Publikum sieht ihnen mit lebhafter Spannung zu, debattirt über die Leistungsfähigkeit der Kämpfer und schliesst Wetten in der Höhe von meist 20 Rupien ab. Die Hähne kämpfen ohne künstliche Sporen, werden nach jedem Gange von ihrem Besitzer sorgsam abgewischt, gestreichelt, belobt und dann wieder von neuem gegen einander losgelassen, bis einer der Kämpen besiegt ist.

„Labuan“ und „Neuguinea“ werden von Malayen und Papua bewohnt. Letzterer aus dem malayischen Worte „papuwah“, kraushaarig, entstandene Name ist aber bei den Papua selbst, die ihren Hauptsitz auf Neuguinea haben, nicht in Anwendung, denn diese besitzen keinen allgemeinen Namen für ihr Land und für sich selbst, da jeder Stamm und Distrikt sich wieder anders benennt. — Die Papua haben eine dunkelbraune, mehr oder weniger ins Graulich-schwarze spielende Haut, die durch stark unter ihnen grassierende Hautkrankheiten sowie durch das übliche Einschmieren mit reizenden Oelen und erdigen Farbstoffen und das Tättowieren vermittelst Einschnitte mit nachfolgender Narbenbildung sehr ver-

unstaltet wird. Ihr Haar, das Männer und Frauen in voller Länge tragen, ist schwarz, zuweilen auch, namentlich in den Spitzen in's Fuchsrothe spielend, im Alter aber weiss, dabei kraus und grob. Die unangenehmen Gesichtszüge zeigen wenig regelmässige Formen, Arme und Beine sind unverhältnissmässig dünn und verleihen den meist sehr dickbäuchigen Kindern den Typ eines Orang-Utan. Ueberhaupt haben die Papua viele Aehnlichkeit mit den Afrikanern, in physischer wie intellektueller Beziehung, daher nennt man sie auch manchmal Australneger oder Negritos. — Ihre Sprache, das „Melanesische", zeichnet sich durch zahlreiche kräftige Konsonanten im An- und Auslaut aus und unterscheidet sich sehr bestimmt vom Malayischen und Polynesischen. In Bezug auf geistige Begabung nehmen die Papua unter der schwarzen Race eine hohe Stufe ein und können unter den dunklen Menschen der Südsee gewissermassen als die edelsten betrachtet werden. Doch sind ihre Zahlenbegriffe ebenso wie bei den Australiern ziemlich beschränkt. denn sie haben eigentlich nur für die Zahlen von eins bis fünf feststehende Ausdrücke, während sie von fünf bis zehn sich schon leicht irren und die Finger mit zu Hülfe nehmen müssen. Zwanzig drücken sie durch Zusammenhalten von Fingern und Zehen aus; weiter reichen aber ihre Zahlenbegriffe nicht. — Die Papua besitzen ein sanguinisches Temperament und drücken ihre Erregung, sowie ihre Leidenschaft durch Schreien, Heulen, unangenehm lautes Lachen und wilde Sprünge aus. Sonst verbinden sie mit Hinterlist, Blutdurst und Grausamkeit auch Muth, Kriegslust und, wenn ihre Leidenschaften nicht erregt werden, sogar Gutmüthigkeit, Elternliebe, Gastfreundschaft und Ehrlichkeit. Andererseits sind sie aber auch wieder grenzenlos abergläubisch, kindisch und furchtsam!

In ihren Berührungen mit den Europäern haben sie sich bisher häufig feindselig gezeigt, und es ist nur selten gelungen, einen dauernden Verkehr mit ihnen anzu-

knüpfen. Die Weiber müssen alle schweren Arbeiten verrichten, während die Männer nur die Yamswurzel anpflanzen, Häuser und Kähne bauen, und doch nehmen sie auch wieder sammt ihren Kindern an jeder Unterhaltung theil. — Die religiösen Vorstellungen der Papua sind keineswegs reich, schwankend und verworren. Sie glauben an eine Macht, die alles leitet, alles schuf. So hat „Mangundi“, den man in Neu-Guinea verehrt, aus nichts alle Dinge erschaffen, die Menschen gutes und nützliches gelehrt und sich dann selbst verbrannt, um als Jüngling aus dem Feuer wieder hervorzugehen! Daneben glauben sie, dass Donner und Blitz durch böse Geister hervorgebracht werden. Auch hat jeder seinen Schutzgeist oder „Korwar“, der mit einem grossen, spitzzahnigen Maule versehen ist, um die Seele fressen zu können. Mit diesen Schutzgeistern gehen sie aber nicht gerade sehr zart um, denn sie prügeln sie durch, wenn sie nicht ihre Wünsche in Erfüllung gehen lassen! Ebenso sind auch die Papua in ihren gesellschaftlichen Einrichtungen noch weit zurück. — Die Bevölkerung einer Insel zerfällt bei ihnen in eine Menge Stämme, die, statt irgendwie staatlich verbunden zu sein, einander feindlich gegenüber stehen. Die einzelnen Stämme haben meist einen Häuptling, dessen Macht jedoch fast immer unbedeutend ist, und zerfallen wieder nach Dörfern in zahlreiche kleinere Abtheilungen, die sich bei wichtigen Veranlassungen einigen und zuweilen einem gemeinschaftlichen Herrscher anerkennen. Ueberall steht aber das Volk dem Häuptlinge ungetheilt gegenüber und ein mittlerer Stand fehlt gänzlich. — Trotzdem sich die Papua im allgemeinen recht unregelmässig nähren, geniessen sie doch hinreichend Nahrung. Berauschende Getränke nehmen die Papua weniger zu sich, dafür kauen sie mit Leidenschaft Betel. Das Menschenfressen nimmt bei ihnen glücklicherweise immer mehr ab, es giebt aber heutzutage doch noch viele unter ihnen, die ein gebratenes Stück Menschenfleisch als be-

sondere Delikatesse betrachten und eine günstige Gelegenheit es zu erlangen nicht ungenützt vorüber gehen lassen.

Die „Timorlaut- oder „Tenimber-Inseln“, im Malayischen Archipel, sind nur schwach bevölkert, denn es kommen nur etwa 85 Einwohner auf die geographische Quadratmeile. Die Bewohner haben eine gut gebaute Gestalt, mongolischen Gesichtstypus, dunkle Haut und glattes, hartes Haar, das bei den Frauen glänzend ist. Alle Timorlaut sind wild, leicht erregbar und streitsüchtig, aber untereinander aufrichtig; ja die Treue der verheiratheten Frauen wird sogar gerühmt Im Kriege gehen auch die Frauen und Kinder mit zum Kampfe. Den Getödteten wird der Kopf abgeschnitten und ihr Fleisch als „Dena-dena“ (in der Sonne gedörrtes Fleisch) gegessen. Derjenige, welcher die Köpfe „schnellt“, trägt ein Band als Auszeichnung um die Wade! — Das Tättowieren ist bei ihnen gebräuchlich, ebenso machen sich häufig die Männer durch eine ätzende Flüssigkeit ein Brandzeichen auf die Haut. Das Feilen der Zähne findet bei dem Eintreten der Mannbarkeit statt und muss an Frauen, bei denen es etwa versäumt wurde, während der „ersten Schwangerschaft“ nachgeholt werden. Die Ohrläppchen durchbohrt man, um Verzierungen einzuhängen. — Der Hausrath und die Kleidungsstücke sind sehr primitiv; nur die Reicheren besitzen zum Theil Kisten von Holz oder Palmblättern. Die Kleidung besteht bei den Männern aus einem Gürtel, bei den Frauen aus einem groben Sarang, der von der Hüfte bis zu den Knieen reicht; ausserdem tragen beide Geschlechter etwas Schmuck. Die Haare werden mit einem Kamme aufgesteckt und mit Blumen und Federn verziert, auch schmücken sich die Frauen mit Pflästerchen und bestreichen die Lippen mit Farbe. — Der Gottesdienst besteht in der Verehrung der Naturkräfte sowie der Schutzgeister der Dörfer und Familien. Der Hauptgott hat seinen Sitz in der Sonne und repräsentirt

das männliche Prinzip, welches sich mit dem weiblichen, das die Erde ausdrückt, verbindet. Die Schutzgeister stammen von verstorbenen Helden und den Ahnen! — In den meisten Ortschaften findet man auf dem offenen Platze ein Bild des Schutzgeistes des Dorfes, welches man verehrt und dem man Opfer bringt. Die Bewohner vollbringen nichts, selbst keine Verrichtung des täglichen Lebens, ohne Gebet und Opfer. Bündnisse zwischen verschiedenen Ortschaften werden durch Schlachten und Verzehren eines Sklaven besiegelt. Freunde schliessen einen Bund, indem sie ihr Blut mit einander vermischen und trinken. — Ein kleiner Theil der Bevölkerung ist zum mohamedanischen Glauben übergetreten. Von dem durch die Engländer gepredigten Christenthum ist aber fast keine Spur mehr übrig geblieben!

Die Bevölkerung der Timorlaut-Inseln besteht aus drei Ständen, u. z. dem der Aeltesten und Grundbesitzer, welche die Regierung der Dörfer führen, dem eigentlichen Volke und den Sklaven, die sich aus Kriegsgefangenen, Schuldnern, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, und endlich aus den ausser der Ehe geborenen Kindern von Freien und Sklaven zusammensetzen. Die Sklaven können sich freikaufen; sie werden als Hausgenossen betrachtet und nicht schlecht behandelt. — Jede Ortschaft bildet eine selbständige Gemeinde, durch die Häuptlinge, Aeltesten und sogenannten „Umrufer" geleitet; diese Würden gehen durch Vererbung auf die nächsten Verwandten, einschliesslich der Frauen, über, und nur wenn eines der herrschenden Geschlechter erloschen ist, wird ein neues Regierungsmitglied erwählt. Die regierenden Personen erhalten bei feierlichen Gelegenheiten einen Theil der Geschenke, doch ist ihre Macht nicht gross und hängt ganz von ihrer Persönlichkeit ab, aber die Bevölkerung erweist ihnen äusserliche Ehren und redet sie mit „Herr" an. Diejenigen unter ihnen, welche etwas malayisch verstehen, dienen Fremden

als Dolmetscher. Die der Verwaltung als Richtschnur dienenden Gebräuche haben einen feudal-patriarchalischen Charakter. — Recht wird im offenen Felde neben geweihten Steinen gesprochen. — Die Gemeinde ist im Genuss der Felder, doch kann unbebautes Land durch jedes Mitglied auf eigene Rechnung und Gefahr bebaut werden. Ein Verkauf von Grundstücken findet aber nicht statt!

Die Bewohner des australischen Grossbritanniens.

Die „Viti-Inseln" bestehen aus über hundert Inseln sehr verschiedener Grösse mit circa 20.000 □Klmtr. Gesammtflächen-Inhalt, von denen jedoch kaum die Hälfte bewohnt werden. Die zwei Hauptinseln des Archipels sind „Viti Levu" und „Vana Levu", deren jede fast 400 Klmtr. Umfang hat. — Die Bevölkerung der gesammten Gruppe beläuft sich auf etwa 130.000 Köpfe, von denen aber nur 2000 der weissen Race angehören. — Die Viti sind schöne, schlanke, muskulöse, im Durchschnitt sogar längere, kräftigere und körperlich gleichmässiger entwickelte Menschen, als die Europäer. Ihre Gesichtszüge können im allgemeinen angenehm, ja zum Theile selbst edel genannt werden; die Nase ist breit, die Nüstern sind etwas weit geöffnet, die Jochbogen nur mässig, aber wenig vorspringend, der Mund ist sinnlich voll, ohne unschön zu sein; die horizontal gestellten Augen sind dunkelbraun, die Haare schwarz, in der Regel aber künstlich ins Röthliche gefärbt, die Haut braun, chokolade- bis rothbraun, bald heller, bald dunkler. Das krause Haar wird sehr kurz geschnitten; der Bartwuchs ist bei vielen, namentlich adeligen, reichlich; Greise haben weisse Haare und weissen Bart. — Unter den jüngeren Weibern giebt es hübsche, anmuthige, manchmal zu üppigen Formen hinneigende Gestalten mit

freundlichen Zügen; doch fehlt den nicht mehr in der ersten kurzen Blüte stehenden Frauen jene Grazie, die wir an der europäischen Weiblichkeit so sehr bewundern, denn sie nähern sich zu sehr dem männlichen Typus, was durch ihr kurz geschnittenes Haar noch mehr hervortritt; auch werden sie schnell alt und welk. — Die Viti tättowiren sich nicht, nur thaten dies früher die Weiber an den beiden Mundwinkeln. — Das Kostüm der Viti ist auserordentlich einfach, denn die Männer haben nichts als den „Malo" um die Lenden, und die Weiber tragen nur den „Liku", einen 20—80 Centimeter langen Rock aus schmalen Schilfblättern. Doch gelang es den Missionären, die zum Christenthum übergetretenen beiderlei Geschlechter zu veranlassen, den „Sulik", ein klafterlanges Stück Kaliko, um die Hüften zu binden, ferner Frauen und Mädchen zu überreden, ausserdem noch ein kurzes Busenhemdchen, „Pinnafore", zu tragen, was sie aber gewöhnlich nur in der Kirche thun. — Ihre mit grossem Geschick erbauten Häuser sind durchgehends länglich viereckige Hütten, die aus einem festen Pfahlwerke bestehen, über das sehr geschickt Laub, Palmblätter oder Schilfrohr geflochten wird; dabei ist der den oberen Abschluss bildende Giebelbaum meist schwarz angekohlt und ragt an beiden Enden etwa einen Meter über die Dachkammer. — Mit Ausnahme einiger Wenigen, welche die Gebirge des Innern bewohnen, sind gegenwärtig dem Namen nach alle Viti Christen, u. z. theils Wesleyaner, theils Katholiken. – Ihre sehr wohlklingende Sprache ist malayo-polynesisch.

Die „Urbewohner Australiens" gehören einer besonderen, durch bestimmte leicht erkennbare körperliche Merkmale abgegrenzten Race an. Sie sind weder Papua noch Neger, und dem Polynesier stehen sie noch weit ferner. — Im grossen Ganzen ist ihre Hautfarbe schwarzbraun, zuweilen auch heller und ins Röthliche spielend, das auch am Körper reichliche Haar tiefbraun, lang, fein und nur wenig gelockt, der Bart voll und

stark, wo er nicht auf künstlichem Wege entfernt wurde, der Schädel mit dem starken Knochengerüste lang gestreckt, die Stirn schmal, aber hochansteigend und vortretend. Die Augen, deren Sklerotika gelblich gefärbt erscheint, liegen tief in den Höhlen; die Backenknochen springen weit vor; die Nase ist oben eingedrückt, unten breit; der grosse Mund hat dicke Lippen; die Kiefer mit starken, guten Zähnen aber zurückweichendem Kinn sind vorragend. Im allgemeinen haben die Australier keine hohe Statur, obwohl Männer von sechs Fuss und darüber bei manchen Stämmen keine Seltenheit bilden; ebenso wenig zeichnen sie sich durch starke Muskulatur aus. Andererseits sind sie aber ausserordentlich geschmeidig und elastisch, so dass sie vermöge der Biegsamkeit ihrer Glieder den Europäern unmögliche Stellungen einzunehmen vermögen, denn sie benützen bei dem Ausbessern ihres Speers die Fusssohle als Arbeitstisch und halten mit den Zehen einen zu bearbeitenden Holzstab ebenso sicher, wie weniger geschmeidige Menschen mit der Hand. Auch leistet ihnen die Greiffähigkeit ihrer Fusszehen gute Dienste beim Erklettern hoher, starker Bäume, in deren Rinde sie mit einem spitzigen Stabe Vertiefungen schlagen, um an den glatten, säulenartigen Schäften wie auf einer Wendeltreppe bis zu 80 Fuss Höhe und darüber empor zu klimmen. Bei Ueberfällen schleppen sie ihre Speere, die sie zwischen den Zehen halten, im Grase einher; sehr gewandt stellen sie ebenfalls mit den Zehen die kleinsten Dinge auf und führen ihre Beute geschickt zu der auf dem Rücken gehaltenen Hand. Sie setzen beim Reiten den Fuss nicht in den Bügel, sondern fassen ihn fest zwischen die beiden grössten Zehen, und die Frauen stricken erstaunlich geschickt mit denselben Netze. — Doch sind sie auch zu momentan grossen Kraftanstrengungen sehr befähigt und erreichen im Sprunge enorme Höhen. Sie können vortrefflich zu Fuss marschiren und ausserordentlich schnell laufen, kommt es jedoch zu anhaltendem Kraft-

aufwande, dann bleiben sie weit hinter den Europäern zurück. — Ihre kleinen, ungemein zierlichen Hände zeigen, wie wenig sie an Arbeit gewöhnt sind. — Merkwürdig ist die Schärfe ihres Seh- und Hörvermögens, daher verfolgen sie mit Leichtigkeit Spuren, nach denen europäische Kolonisten selbst bei angespanntester Aufmerksamkeit vergeblich suchen. — Ihre Ausdünstung besitzt eine eigenthümlich widerliche Schärfe, hängt aber keineswegs mit dem ekelerregenden Schmutz zusammen, der an ihnen klebt, obwohl sie dadurch natürlich sehr bedeutend gesteigert wird. — Die Männer tragen als Zierrath in der durchbohrten Scheidewand der Nase einen geglätteten oder zugespitzten Knochen oder eine Federspule; die Weiber schmücken sich mit Halsbändern, Arm- und Knöchelringen. Ausserdem haben Männer und Weiber auf Brust, Oberarm, Rücken und Schultern Narbenwulste, die dadurch hergestellt werden, dass man mit scharfen Steinen tief in die Haut einschneidet und die Wunde mit Thon und anderen Substanzen anfüllt, so dass nach erfolgter Heilung eine erhabene Narbe zurückbleibt. — Einige Stämme entfernen den Bart theilweise andere tragen ihn wieder voll und verlängern oder spitzen ihn zuweilen mit einer Muschel oder einem Hundeschwanze zu, was bei ihnen als hohe Zierde gilt. Andere Stämme schlagen sich wieder als besonderes Merkmal ein oder zwei Zähne aus. Ueberdies dienen ihnen noch als Schmuck ein Gürtel aus Schnüren, den sie in vielfachen Windungen um den Leib wickeln; ferner die aus gleichem Material bestehenden Armbinden, sowie Federn, mit denen sie ihr Haupt aufputzen, das auch häufig durch Schnüre aus „Opossum-“ oder den hochgeschätzten Menschenhaaren zusammengehalten wird, und rothe sowie weisse Streifen, Kreuze und Kreise, die sie auf ihren Körper malen. — Auch schmieren sie ihre Glieder mit Fett, Kohle und farbiger Erde als Schutz gegen Kälte und Nässe ein.

Natürlich tragen alle diese Dinge gerade nicht dazu bei, den Australiern ein wohlgefälliges Aussehen zu verleihen, doch

kann ihre äussere Erscheinung keineswegs abschreckend hässlich genannt werden, denn ihre Brust ist hoch gewölbt, die Haltung des Körpers vorzüglich und auch das sonst wenig ansprechende Gesicht erhält bei freudiger Bewegung gewinnende Züge. — Uebrigens vermag man den Australier nur dann richtig zu beurtheilen, wenn man ihn dort aufsucht, wo europäische Halbkultur ihn noch nicht demoralisirt hat, da ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen jenen schmutzstarrenden, in Lumpen dürftig gehüllten, mit ekelhaften Krankheiten behafteten Menschen, die ihre armseligen Lagerstätten in der Nähe der Ansiedlungen aufschlagen, um auf irgend eine Weise zu Nahrung, Tabak, besonders aber zu Spirituosen zu gelangen, und den halb nackten, nur mit einem Fell bekleideten Jägern, die noch frei von importirten Lastern, im Vollbesitz ihrer eigenthümlichen Gaben auf den unabsehbaren Strichen des Inneren mit unfehlbarer Sicherheit die Spuren des Wildes verfolgen! — Die geistigen Anlagen der Australier sind durchaus nicht so gering, denn wie die offiziellen Berichte uns mittheilen, kommen die Kinder in den Missionsschulen denen der weissen Eltern nicht nur nahe, sondern übertreffen sie sogar im Rechnen, Zeichnen und einigen anderen Fächern bedeutend. Allein es fehlt ihnen später meistens an der Stetigkeit, und unüberwindliche Abneigung gegen alle feste Ordnung hindert die Erwachsenen, auf dem einmal glücklich betretenen Pfade kultureller Entwicklung fortzuschreiten! So giebt es manche junge Männer, die sich hinreichende Kenntnisse erworben hatten, um Zutritt zu den Regierungsämtern zu erlangen und dieselben auch eine Zeit lang zur Zufriedenheit ausgefüllt hatten, aber schliesslich doch wieder in ihre alten Gewohnheiten zurückfielen! — Andererseits finden wir aber wieder einzelne Australier, besonders im südlichen Theile des Landes, die Farmen und ein Bankkonto besitzen. — Im Essen können diese Ureinwohner ganz

Erstaunliches leisten, auch verschmähen sie keineswegs Menschen- oder Aasfleisch, und verschlingen, wenn sie gerade bei Appetit sind, in Ermangelung etwas besseren, die Haut des Pinguin oder Kängeruh, von der sie vorher am Feuer die Haare absengen. — Haben sie sich wie eine Boa-Konstriktor angeschlungen, dann legen sie sich behaglich neben ihr Lagerfeuer und schlafen so lange, bis sie ihr knurrender Magen wieder aus ihren Träumen weckt. Doch vermögen sie nach einer ausgiebigen Mahlzeit auch wieder tagelang ohne Nahrung selbst bedeutende Strapazen zu ertragen, wenn sie nichts Essbares erlangen können.

Ihre Waffen bestehen aus einer roh gearbeiteten Keule, „Nullah“ genannt, Speer, Schild und „Bomerang“. Letzterer ist ein aus hartem Holze, meist Baumwurzeln des Eukalyptus verfertigtes, zu einem stumpfen Winkel gebogenes, etwa zwei Fuss langes und bis zu $^1/_2$ Fuss flaches, an seinen beiden Enden spitz zulaufendes Holzstück. Er wird als Wurfwaffe benützt, kann bis zu einer Entfernung von 300—800 Fuss geschleudert werden und kehrt dann in einer Kurve wieder zu dem Werfer zurück, wobei sich die Waffe in der Luft fortwährend mit reissender Schnelligkeit um sich selbst dreht. Die Eingeborenen verfehlen mit diesem seltsamen Instrumente fast niemals den Vogel in der Luft und das flüchtig über den Boden dahinjagende Kängeruh. — Eine eigenthümliche Sitte bei den Australiern ist der Feuertanz, „Corroboree“; vor dem Beginn desselben bemalen sie sich jede Rippe mit einem breiten Farbenstreifen, die Arme, Beine and Gesichter mit Längsstreifen, dann tanzen sie, ihre Bomerangs schwingend, mit wildem Geheul um das flackernde Lagerfeuer. Der groteske Effekt, den dieser originelle Tanz hervorbringt, wird noch durch das seltsame Zittern der Beine erhöht, denen die Tänzer eine sehr schnell vibrirende Bewegung zu geben vermögen. Ueberhaupt haben sie für den Tanz eine leidenschaftliche Vorliebe, daher spielt derselbe auch bei allen ihren Festlichkeiten eine Hauptrolle.

— Bei einigen Stämmen von ihnen sehen wir ebenfalls das nur bei nächtlicher Weile stattfindende „Meke-Meke“; ferner den „Keulentanz“ und den höchst malerischen „Kriegstanz“. Letzteren tanzen sämmtliche Theilnehmer in kriegerischem Schmucke vierreihig mit einer ganz erstaunlichen Gleichförmigkeit in allen Bewegungen und Wendungen. Als Orchester figurirt dabei eine Anzahl Eingeborene, welche ausgehöhlte Bambusstäbe in bestimmtem Takte gegen den Boden stossen. — Die Australier sterben übrigens jetzt rapid aus! Man sieht ihrer immer weniger, obwohl sie wie die Zigeuner in Europa ein unstetes Wanderleben führen und selbst, besonders zur Weihnachtszeit, sowie am Geburtstage der Königin in die Metropolen kommen, wo sie dann von der Regierung mit Kleidern und allerlei nützlichen Gegenständen beschenkt werden.

Die „übrige Bevölkerung“ Australiens besteht vorherrschend aus eingewanderten Europäern und deren dort geborenen Kindern, doch ist es keineswegs so lange her, dass dieser Kontinent von Europäern besiedelt wurde, denn nach der Besitzergreifung Australiens im Namen der englischen Krone durch den Weltumsegler Cook im Jahre 1770 dauerte es fast 2 Jahrzehnte, bis sich die englische Regierung entschloss, diese okkupirten, unabsehbaren Gebiete zu kolonisiren. Die Veranlassung gab die Losreissung der Vereinigten Staaten von Amerika und die dadurch nothwendig gewordene Gründung neuer Verbrecherkolonien in einem anderen überseeischen Lande. — Am 13. Mai 1787 ging ein Geschwader von 11 Schiffen nach Neu-Süd-Wales in See, an deren Bord sich 212 Seesoldaten, sammt Frauen und Kindern, 770 zur Deportation verurtheilte Verbrecher, 570 freiwillige Auswanderer und die nöthigen Kleider, Werkzeuge und Provisionen für alle diese Leute auf 2 Jahre befanden. Das Geschwader landete am 18. Januar 1788 an der Küste von Neu-Süd-Wales, einer Meeresbucht, die von dem Begleiter Cook's, dem Naturforscher Banks, „Botany-Bay“

genannt worden war. Allein bei der Besichtigung ergab sich, dass der Boden, sowie die ungeschützte Lage des Hafens einer Ansiedlung ungünstig sei, daher wurde die Kolonie nach „Port Jackson" verlegt und der „Gouverneur Phillip" nannte die neue Ansiedlung „Sidney". — Den Deportirten gewährte man alle nur möglichen Freiheiten, um ihren Fleiss anzuspornen, bestrafte aber andererseits jede Ausschreitung auf das Unnachsichtlichste; zugleich wurden unablässig Streifabtheilungen abgesendet, um guten Boden zu suchen. — Die ersten 1 1/2 Jahre verflossen unter Kämpfen, Anstrengungen und Entbehrungen, und als sich die Aussichten etwas freundlicher gestalteten, trat im November 1789 im höchsten Grade Nahrungsmangel ein, der die Kolonie mit dem schrecklichsten Untergange bedrohte, denn von der ganzen Ansiedlung vermochte sich nur die Kolonie „Norfolk Island" selbst zu erhalten, während die übrigen Einwanderer einzig und allein auf den mitgebrachten Proviant angewiesen waren, der nunmehr zu Ende ging. — Als die Nothlage bereits den äussersten Höhepunkt erreicht hatte und der Ausbruch einer schrecklichen Anarchie nur durch die eiserne Energie des Gouverneurs Phillip zurückgehalten werden konnte, da langte endlich am 3. Juli 1790 ein Schiff mit Lebensmitteln und 222 weiblichen Gefangenen an, dem bald darauf noch ein zweites mit Proviant folgte. Jetzt war die Krisis überwunden, das Fortbestehen der Kolonie gesichert. Zwar ereigneten sich in den nächsten Jahren noch mehrmals ähnliche Kalamitäten, die aber, da die Ansiedler mittlerweile angefangen hatten, selbst zu produziren, nicht annähernd einen solchen Nothstand herbeiführten, wie im Jahre 1790. — Die Kolonie fing an, aufzublühen, trotzdem sie vorläufig noch nichts anderes, als ein grosses Zuchthaus war, aber jene Verbrecher, die das Mutterland ausgestossen, sind doch ein Segen für den jüngsten Welttheil geworden, denn sie haben einer besseren Generation vorgearbeitet, den schwersten Theil der

civilisatorischen Arbeit geleistet und es den später kommenden freien Ansiedlern erspart, ihre kostbaren Kräfte bei Ueberwältigung der rohen übermächtigen Natur nutzlos aufzureiben. Ausserdem sind auch viele der nicht ganz verstockten Verbrecher, da man ihnen Gelegenheit gab, sich ehrlich zu ernähren, zu arbeitsamen Pionieren der Civilisation geworden. — Das Gouvernement unterstützte nicht nur diejenigen, bei denen auf Besserung zu hoffen war, sondern gab auch jedem, der sich eine gewisse Zeit gut aufgeführt hatte und Lust zeigte, sich selbständig anzusiedeln, mit grosser Bereitwilligkeit ein Häuschen nebst einem Stücke Land und dem Anrechte, 18 Monate von der Regierung erhalten zu werden.

Die erste Freigebung eines Verbrechers fand im Jahre 1790 statt, ein Akt, der von den segensreichsten Folgen begleitet war! — Mit dem Anwachsen der Bevölkerung, die beständig durch neue Sträflingstransporte vermehrt wurde, dehnten sich auch die Grenzen der Ansiedlung immer weiter aus. — Die Ankunft freier Einwanderung wurde nun häufiger, immer grösser gestalteten sich nun aber auch die Schwierigkeiten der Regierung, die Verhältnisse zwischen Freigelassenen und Sträflingen zu regeln, denn Ausschreitungen und Verschwörungen waren nichts seltenes. Es trat daher die Nothwendigkeit ein, die brutalsten und hartnäckigsten Verbrecher von dem besseren Theile der Sträflinge zu trennen und dies führte zur Gründung neuer Kolonien, der sogenannten „Penal-Kolonien." Die erste derselben errichtete man 1803 auf der Insel Vandiemensland, seit 1855 „Tasmania" genannt. Diese wurde die wichtigste, weil sie später die Gründung „Victoria's", des jetzt blühendsten und reichsten Distrikts von Australien hervorrief!

Es hatten sich nämlich im Jahre 1835 einige Heerdenbesitzer von Tasmania, die seiner Zeit aus freiem Antriebe nach der Insel gekommen waren, entschlossen, nach „Port Philip" an der Südost-Küste Australiens, der späteren Kolonie

Victoria, überzusiedeln. Da sie dort für ihre Thiere vortreffliche Weide fanden, blieben sie in der neu erwählten Heimstätte und ihr Gedeihen lenkte bald die Blicke einiger spekulativer Köpfe auf den Port Philip-Distrikt. Ein Advokat, ein pensionirter Offizier, ein paar Kaufleute und mehrere Andere bildeten eine Kompagnie zur Kolonisirung des Port Philipp-Distriktes, indem sie vorgaben, 819.000 Acres Land von den Eingebornen durch feierlichen Kaufvertrag erworben zu haben. Obwohl die Regierung den vortheilhaften Kauf für ungültig erklärte, liessen sich die unternehmenden Herren doch nicht abschrecken und schon im Juli 1836 siedelten unter ihrer Anführung 200 „Squatter" mit 25.000 Schafen nach Port Philip über. — Jetzt entspann sich aber ein furchtbar erbitterter Kampf mit den Eingebornen, der schliesslich die Weissen zwang, von Sidney Hülfe zu erbitten; das Gouvernement in Neu-Südwales liess hierauf ein Detachement Soldaten und einige Hundert Sträflinge als Unterstützung in dem Distrikt einrücken. — Im Jahre 1841 hatte sich in dieser neuen Kolonie die Bevölkerung bereits derartig vermehrt, dass ein Versuch gemacht werden konnte, die Oberherrschaft von Neu-Südwales abzuschütteln, was aber noch nicht gelang, und erst 1844, als mehrere Schiffe mit Einwanderern von England fast gleichzeitig eintrafen, fühlten sich die Melbourner durch diesen Zuwachs so gekräftigt, dass sie eine grosse Demonstration in Scene setzen konnten; jedoch auch diesmal waren ihre Bemühungen vergebens. — Wie fähig aber gerade diese Kolonie war, sich selbst zu regieren und welch' tüchtige Männer in ihren Reihen standen, das bewies sie im Jahre 1847, denn trotz des Mangels an Arbeitskräften beschloss die dortige Bevölkerung in einem allgemeinen Meeting den schärfsten Protest gegen fernere Einführung von Sträflingen in die Kolonie. — Diese Anti-Deportations-Bewegung griff bald auch in den anderen Ansiedlungen Australiens um sich und nahm derartige Dimensionen an, dass die englische Regierung trotz ihres Streubens,

dem energischen Andrängen sowie der allgemeinen Entrüstung der freien Kolonisten weichen musste und im Jahre 1849 die Aufhebung der Deportation proklamirte! Von diesem Moment an datirt der eigentliche Aufschwung Australiens!

Im Jahre 1850 erhielten die Bewohner des Port Philip-Distriktes endlich die lang ersehnte Selbständigkeit und die Kolonie den Namen „Victoria", während West- und Süd-Australien, die jedoch geringere Wichtigkeit besitzen, bereits in den Jahren 1829 und 1836 als selbständige Kolonien begründet worden waren. — Australien blühte jetzt in Folge des vermehrten Zuströmens freier Einwanderer so schnell und kräftig empor, dass man sich 1859 veranlasst sah, die nördliche Hälfte von Neu-Südwales unter dem Namen „Queensland" zu einer selbständigen Kolonie zu machen. — Doch wäre der Aufschwung Australiens viel langsamer erfolgt, wenn nicht im Jahre 1851 bei Badhurst in Neu-Süd-Wales und in Victoria Gold entdeckt worden wäre, denn nun ergriff ein förmliches Fieber alle Auswanderungslustigen in Europa. Die Goldminen haben daher dem Lande ausser dem Anwachsen des Reichthums, einen unschätzbaren Vortheil dadurch gebracht, dass sie ihm Tausende neue Bürger zuführten!

Entsprechend dieser eben geschilderten Kolonisations-Geschichte ist das Volksleben in Australien im grossen Ganzen fast ganz europäisch, denn die meisten der Einwanderer, wie Engländer, Deutsche u. s. w. haben ihre alten Sitten und Gebräuche der Hauptsache nach beibehalten und nur den dortigen klimatischen und Erwerbsverhältnissen so viel wie möglich angepasst. Obwohl das englische Element sowie die englische Sprache dominirt, so bilden doch die zahlreichen Deutschen, von denen es nach dem Census 1880 42.203 in Australien giebt, ein sehr wichtiges, einflussreiches Element im Lande. Weit zahlreicher als in Neu-Südwales

leben sie in der Kolonie Victoria, und in Süd-Australien machen sie nahezu ein Siebentel der ganzen Bevölkerung aus; auch haben sie nach und nach die blühenden Kolonien Klemzig, Hahndorf, Lobethal, Bethanien, Grünberg u. s. w. begründet. — Aus dem in Australien gebornen Nachwuchs der europäischen Sträflinge und Einwanderer hat sich mit der Zeit ein Typ gebildet, welcher manche Aehnlichkeit mit dem „Young Amerika" hat, wie auch das ganze Stadt-, Land- und Geschäftsleben sich immer mehr dem in den Vereinigten Staaten nähert. — Wir finden ebenfalls in Australien das englische Familienhaus vorherrschend, doch ist es häufig mit Schindeln aus Eucalyptusrinde, die mit der Zeit eine graue Farbe erhält, oder mit einem Eisenblechdache eingedeckt und steht gewöhnlich in der Mitte eines netten Gärtchens, in denen Araucarien, Mimosen, Casuarinen etc. wachsen. Auf dem platten Lande, an Stellen wo erst die Ansiedlung beginnt, erblickt man hingegen jene in Amerika so charakterischen Blockhäuser oder Häuschen ganz aus Eucalyptusrinde; auch Zelte mit doppelter Neigung und rohen Gerüsten sind nicht selten. — Ebenso wie Amerika ist aber auch Australien von zahlreicher chinesischer Einwanderung nicht frei geblieben, denn es giebt bereits in Neu-Südwales über 15.000 und in der Kolonie Victoria mehr als 40.000 Chinesen, von denen viele nicht nur ihr Glück machen, sondern auch europäische Frauen, besonders Irländerinnen finden, ja es kommt selbst vor, dass sich deutsche Mädchen zu einer Heirath mit ihnen entschliessen!

Die „Ureinwohner Neu-Seelands", welche in körperlicher wie geistiger Beziehung als der Hauptstamm der polynesischen Race gelten, nennen sich selbst „Maori." Sie waren früher die wildesten und kriegerischsten Stämme der Südsee-Insulaner und es gelang den Engländern erst nach hartnäckigen Kämpfen, sie im Jahre 1840 zu bewältigen und einigermassen zu civilisiren, obwohl sie noch immer nicht ihre Sprache und Eigenart aufgegeben haben. — Noch vor 44 Jahren fuhren die Maori

in ihren langen, kunstvoll gezimmerten, mit 100—120 wilden Kriegern besetzten Kriegskanoes auf mehrmonatliche Beutezüge aus, um von den benachbarten Inseln Sklaven, Gefangene zum Verspeisen und sonstige andere Dinge mitzubringen. Jetzt aber sind in der Nähe von Auckland die Dörfer der Eingebornen mit den Pallisaden-Befestigungen abgebrochen und die kleinen Ortschaften, welche sie in der Nähe der Stadt bewohnen, reinlicher, daher auch gesünder. — In den Dörfern stehen die Hütten meist zerstreut. Die Behausungen, „Rampohütten", sind aus Baumstämmen oder Brettern gebaut und mit Blättern der Typha bedeckt; über der Thüre und am Giebel ist Schnitzwerk angebracht, darunter gewöhnlich recht obscön geschnitzte Darstellungen von Personen. — Die meisten Hütten haben nur einen Raum, in dessen Mitte sich auf dem Boden ein Feuerplatz ohne Kamin befindet, so dass der Rauch gezwungen ist, durch das Dach und alle anderen Oeffnungen der Hütte zu entweichen. Das Mobiliar und Hausgeräth besteht nur aus einer mit Eisen beschlagenen Kiste, in der die Kleidungsstücke und alle Werthgegenstände aufbewahrt werden, ferner aus zwei eisernen Töpfen, einem Kessel zum Aufhängen, einer Bratpfanne, einigen Kalabassen, mehreren Körben aus neuseeländischem Flachs, verschiedenen Tellern, einer Axt und einer Säge. Betten fehlen gänzlich, denn die Leute schlafen am Boden und decken sich mit ihren Kleidern oder mit Decken zu. Jedes Haus hat auch mehrere hässliche magere Hunde. — Die Nahrung der Maori besteht meistens aus am Feuer gerösteten Fischen und in einem Kessel gekochten Reis, den sie leidenschaftlich gern mit Melasse essen, was sie wahrscheinlich von den Walfischfahrern gelernt haben. — Doch bereiten sie sich auch noch häufig ihr Mahl nach alter Sitte; zu diesem Zwecke werden in eine Grube erhitzte Steine und auf diese Blätter gelegt, über die man dann, mit Laub und Erde sorgfältig zugedeckt, die Nahrungsmittel breitet. Hierauf besprengt man noch die Steine mit Wasser, wirft das Ganze mit Erde

zu und lässt nun die Speisen durch den heissen Dampf gar machen. Die essbaren Farrnwurzeln werden in der Asche gebraten und dann zwischen zwei Steinen geklopft; den Mais weicht man im Wasser ein bis zur beginnenden Fäulniss. Ueberhaupt sind die Eingebornen in Bezug auf das Alter der Nahrung nicht wählerisch, denn man versendet z. B. an der Luft ohne Salz getrocknete Fische in das Innere. Kochsalz wird in geringer Menge und von manchen gar nicht benutzt, was bei dem überhandnehmenden Genuss von Schweinefleisch und Kartoffeln einen Hauptgrund für die skrophulöse Disposition sein dürfte, an der fast alle leiden!

Im allgemeinen ergeben sich die Maori mit Vorliebe dem Nichtsthun, doch finden wir bei manchen nicht nur gut gehaltene Kartoffel- und Weizenfelder, sondern seit neuerer Zeit auch Gartenbau. — Einige tragen auch schon europäische Kleidung, doch sind die Halbcivilisirten, obwohl sie sich nicht wie früher mit Fett und Thran einreiben, im höchsten Grade schmutzig und wimmeln von Ungeziefer. — Ueberall, wo die Maori mit den Europäern in Berührung kommen, ahmen sie bald deren Gewohnheiten, nicht nur in Aeusserlichkeiten sondern auch häufig in Fleiss und Oekonomie nach. Sie treiben Küstenschifffahrt in eigenen grossen Booten; einige besitzen Sägemühlen und beschäftigen sich mit Holzhandel; manche haben Geld auf der Bank in Auckland oder Aktien. Viele können lesen und schreiben und die Bibel ist fast allgemein verbreitet nebst einigen populär geschriebenen Abhandlungen; auch eine Zeitschrift existirt u. z. alles in der Maorisprache. — Der grösste Theil von ihnen versteht Englisch, aber die Wenigsten können sich nur zur Noth verständlich machen. Mehrere haben auch englische Namen angenommen und besitzen grosse Intelligenz.

Die Hauptgottheiten der Maori sind „Rangi", ein Gott, der den Himmel, und „Papa", eine Göttin, welche die Erde bedeutet. Von ihnen stammt alle Welt, d. h. alle menschlichen

Wesen ab. Ausserdem giebt es eine Menge anderer Götter, Schöpfer von Allem, was sich in der Natur findet. — Ein einziges höchstes Wesen kennen sie nicht. Die christliche Religion, „Wakapono“, betrachten sie im allgemeinen als einen mehr pilzartig aufgeschossenen Kultus im Vergleich zu ihrem eigenen Glauben, dessen Anfänge sie ins graueste Alterthum versetzen. — Ueberdies bilden sie sich ein, dass die Geister ihrer verstorbenen Häuptlinge nach „Ringa“, dem „Sprung-Orte“, nämlich der Unterwelt, die am äussersten Nord-Ende ihrer Landesgrenze liegt, fahren. Dort gehen die dahingeschiedenen Häuptlinge in's Gewässer ein, indem sie sich an dem massenhaft vorhandenen Seetang am Ufer in die Unterwelt, ins Todtenreich hinablassen. — Auch glauben die Maori an einen bösen Geist, ähnlich dem christlichen Satan, den sie „Hine-Nui-te Po“ nennen. Der grosse Held ihrer Stammes-Sage ist aber „Mani“, der Neu-Seeland aus dem Meere aufgefischt haben soll und über dessen Thaten die Maori zu reden nie müde werden; daher nennen sie ihr Land „Te-Ika-a-Mani“, d. i. Mani's-Fisch. — Ausserdem beachten die Maori eine Menge Vorzeichen, so bilden sie sich ein, wenn ein Blitzstrahl über einen Berg zuckt, wo ein Stamm wohnt, dass sofort irgend einer von dem Stamme stirbt. — Endlich glauben sie noch an eigenthümliche Geschöpfe der Einbildungskraft wie z. B. an ein Wesen, genannt „Taniwha“, einem See-Ungethüme, das allerlei Fischgestalten annimmt, die Gewässer auf dem Meeresgrunde bewohnt und Einigen freundlich, Anderen feindlich gesinnt ist. Jeder Häuptling aber hat seinen eigenen Taniwha, der ihn schützt und an seinem Widersacher rächt. — Merkwürdig ist bei ihnen das „Tabu“, ein auf Alle anwendbares, von Allen gefürchtetes Gesetz, welches jedoch keineswegs in bedrückender Weise zur Geltung gebracht wird. Des Häuptlings Person ist nämlich geheiligt und unverletzlich, und so gross war die von ihm besessene Macht, dass alles von ihm Berührte der gleichen Eigenschaft

genoss. Nichts was die Eigenschaft der Heiligkeit erlangt hatte, durfte berührt werden, und das „Tabu" konnte man nur durch die strengste Beobachtung der dafür angeordneten Ceremonien entfernen.

Ein Lieblingstanz der Maori ist der „Hae Haka", wobei sich Männer und Weiber mit staunenswerther Genauigkeit nach einem von ihnen sowie den Zuschauern angestimmten Gesange bewegen und nicht eher aufhören, als bis sie gänzlich erschöpft zu Boden sinken. Ja bei besonders festlichen Gelegenheiten, wie bei Einweihung einer neuen Behausung oder bei einer grossen Zusammenkunft, bemächtigt sich der Tänzer eine so leidenschaftliche Aufregung, dass ihre Produktionen 3 Tage hindurch ohne zu enden fortgesetzt werden; doch finden sich dann immer gegen 300 Theilnehmer ein, während sonst die Zahl der ausführenden Männer und Weiber nur eine ziemlich beschränkte ist.

Trotz der Kulturfähigkeit und des wirklich sichtlichen Fortschrittes sind aber die Maori im Abnehmen begriffen, denn veränderte Nahrung und Kleidung, die sitzende Lebensweise, die Unfruchtbarkeit des Weibes, welche durch frühe Heirathen, Ausschweifungen und harte Arbeiten noch vermehrt wird, sowie eine bösartige Influenza, Gicht, Skropheln, Schwindsucht und Masern vermindern die Bevölkerung; es giebt ihrer gegenwärtig höchstens noch 44.000.

Die Zahl der Deutschen auf Neu-Seeland belief sich nach den letzten „Results of a census of the Colony of New-Zealand" auf 4819 Köpfe; sie bildeten ausser den Chinesen den grössten Theil der Fremdbürtigen u. z. waren es 3188 Männer, 1631 Weiber, von denen 1587 in den Städten und Flecken, 3232 auf dem platten Lande wohnten. Die bedeutendsten deutschen Gemeinden befanden sich in Dunidin, 185 Köpfe, Wellington, 174 Köpfe, Hokitika, 125 Köpfe oder etwa 5 Proc. der ortsanwesenden Bevölkerung und Auckland, 105 Köpfe; die deutsche Landbevölkerung vertheilte sich hauptsächlich

auf die Provinzen Wellington, Canterbury, Otago und Auckland, von denen die erste und letzte auf der nördlichen, die beiden andern auf der südlichen Insel liegen.

Die Bewohner des amerikanischen Grossbritanniens.

Die Falklandsinseln und Südgeorgia; britisch Guayana; britisch Honduras; die Inseln Virgin, St. Cristopher (Kitts), Anguilla, Nevis, Redonda, Antigua, Barbuda, Montserrat, Dominica, Lucia, Vincent, Barbadoes, Grenada und Grenadinen, Tabago, Trinidad und Cayman; die Bahama-, Turks- und Caicos-Inseln, Jamaica- und Bermudas-Inseln werden von Negern, Mischlingen, Chinesen, Kulis, Indianern u. Weissen bewohnt. Alle diese Kolonien haben als ehemalige Sklaven- oder Zwangsimmigrations-Kolonien, in denen die Karibische Urbevölkerung nicht nur vollständig ausgerottet worden ist, sondern auch das eingewanderte farbige Element an Zahl nach weit überwiegt, in Folge der plötzlichen Sklavenemancipation eine schwere wirthschaftliche Krisis durchgemacht und zum Theile liegt ihre reiche Produktionskraft in Tropenpflanzen und Tropenfrüchten, wegen der Arbeitsunlust der freien Farbigen und der geringen Zuwanderung von chinesischen und indischen Kulis, noch heute in einem hohen Maase brach. Nur in Guayana haben sich seit neuerer Zeit die Verhältnisse dadurch bedeutend gebessert, dass man zahlreiche freie Arbeiter aus Sierra Leone und Ostindien einführte und eine beträchtliche Einwanderung von Malta und Madeira stattfand. — Diesen ungünstigen wirthschfaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen in den beregten Kolonien ist es daher auch zuzuschreiben, dass man hier so wenig Weisse findet, trotzdem sie in den höher gelegenen Gegenden ganz gut leben könnten; selbst auf Barbadoes betragen sie nur zehn Procent und auf Jamaika sogar nur zwei Procent der Bevölkerung. — Da der

Indianer und Mischling den Aufenthalt in den Städten nicht liebt, sondern Isolirtheit und Zwanglosigkeit auf dem platten Lande vorzieht, so sind die Weissen die Träger des städtischen Lebens und Gemeinverbandes, zu ihnen gesellt sich nur der Neger, welcher die Geselligkeit liebt, an lautem und lärmendem Getriebe Gefallen findet. — Die Rothhäute sind jedoch auch von den Küstenstrichen fast vollständig verdrängt worden und selbst die civilisirten Stämme unter ihnen, „Indirs reducidos", d. h. die, welche sich der Sprache, Sitte, Kultur und Kirche des modernen Staates unterworfen haben, leben im Binnenlande, in den Gras- und Waldebenen und namentlich über das Hochgebirge zerstreut, wo sie friedlich und still Ackerbau und Viehzucht betreiben. Andere Stämme haben wieder ihre Stammessonderheiten und das Stammesgepräge unverändert beibehalten und sich unvermischt mit anderen Stämmen in einzelnen Ortschaften über einzelne Höhenplateaus zusammengezogen. — Wenn auch alle einer Race angehören, so tritt doch in der hellen und dunkeln Kupferfarbe, in dem Körperbau, dem Gesichtsausdrucke und dem abweichenden Temperamente ihre Stammesverschiedenheit deutlich hervor. Ihre Scheu und Gefügigkeit sowie ihr Stolz und ihre Zurückhaltung sind der frechen Zudringlichkeit, Halsstarrigkeit und dem stumpfen Ehrgefühl des Negers geradezu entgegengesetzt! Es wohnt in ihnen ein tiefes Gefühl für Heimath und Familienbande, aber sie sind andererseits misstrauisch und schüchtern gegen jeden Andersfarbigen, abergläubisch in Religion und Gebräuchen, phlegmatisch, und unzuverlässig in ihren Aussagen, jedem Zwange und der Unterwürfigkeit unter fremden Willen abgeneigt! Daher lassen sie sich selten und nur mit Ueberwindung zu Lohnarbeiten heranziehen, und sind keineswegs geeignet, aus eigener Kraft an dem Aufschwunge desjenigen Staates mitzuwirken, dessen Bürger sie sind. — Manche Stämme haben auch ihre ursprüngliche Sprache, ihre Sitten, Lebensgewohnheiten, Ueberlieferungen

und Wohnsitze gegen alle fremden Einflüsse behauptet und sind nur dem „Scheine nach“ Christen geworden, leben jedoch unter kirchlicher und staatlicher Beaufsichtigung.

Die drei Racen, Weisse, Rothe und Schwarze haben mit ihren drei Unter- oder Bastardracen, Mestizen, Mulatten und Zambos in den beregten Kolonien ein Volksgemenge gebildet, das in sich einen unhaltbaren Widerstreit von Interessen, Kräften, Begabungen, Bedürfnissen und Charakteren birgt! — Aus der Mischung der weissen und schwarzen Menschenrace ging der „Mulatte“ hervor; seine Hautfarbe ist heller oder dunkler geschwärzt, je nach dem mehr von der väterlichen oder mütterlichen Eigenart auf ihn übergegangen ist, sein Körperbau zeigt Kraft, Gesundheit und feste Muskulatur, der Schritt ist wuchtig und elastisch, die Gestalt verwegen aufgerichtet, der Kopf wohlgebildet, das Gesicht ausdrucksvoll, der Blick des dunklen Auges feurig, stechend und herausfordernd. — Die Mischung indianischer und kaukasischer Race, spanischer Nation, nennt man „Mestize“, seine Hautfarbe ist gelbbräunlich, ebenfalls bald heller, bald dunkler gebräunt, je nach der Hinneigung zur väterlichen oder mütterlichen Verwandtschaft, und nähert sich oft so sehr der Farbe der weissen Creolen, dass sie an den unbedeckten Körpertheilen, dem Gesichte und den Händen, kaum von denselben zu unterscheiden ist, da die entblösste Haut auch des weissen Creolen mehr oder minder von dem Klima gebräunt, gegelbt ist, und der Teint unter den Angehörigen einer und derselben Familie oft sehr verschiedene Schattirungen aufweist. Beim Mestizen vereint sich gewöhnlich das schwarze schlichte, straffe indianische und das volle, weiche, dunkle Haupthaar des Spaniers zu einer reichen, langen, krausgewellten Haarfülle. Der Mestize sympathisirt in jeder Beziehung mit dem Weissen und sucht seinen Stolz und Ehrgeiz darin, demselben so verwandt und gleich wie möglich zu erscheinen. Er ist wohlgebildet, aber von schmächtigem Wuchse, zu entner-

venden Ausschweifungen geneigt, dabei talentvoll, geistig aufgeweckt und sehr verschlagen. — Der „Zambo“ endlich, der Sprössling aus amerikanischer und afrikanischer Race hat eine schwarzbraune Hautfarbe und kurzes, völlig gekräuseltes Haupthaar; sein Körperwuchs ist sehr kräftig, stämmig, zäh und gesund; an geistiger Begabung bleibt er aber hinter dem Mulatten gerade so zurück wie dieser hinter dem Mestizen, er übertrifft aber beide in den Schattenseiten des Charakters und an physischer Stärke. — Die Nachkommen eines Weissen und einer Mestize heissen „Trigenitos“; die eines Weissen und einer Trigenita „Quadrogenitos“; die „Quintogenitos“ werden wieder als Weisse betrachtet. Die Abkömmlinge eines Weissen und einer Mulattin nennt man „Tercerone“, die eines Weissen und einer Tercerone „Qarterone“ u. s. w.; die „Sexterone“ sind von den Weissen wenig verschieden. — Die Mischungen dieser Unterracen unter sich und mit den Urracen zeugen ein übergangloses undefinirbares Racen- und Farbengemenge, bis es durch die Zwischenstufen der Tri- und Quadrogenitos einerseits und der Ter- und Quarteronen u. s. w. andererseits, in der fünften und sechsten Abstufung, den Quintogenitos und Sexteronen wieder in die Urfarbe zurückführt.

Die Bewohner des „Dominion of Canada“ bilden ebensolch ein buntes Völkergemisch wie die der Vereinigten Staaten von Amerika. — Die Ureinwohner waren im Süden „Indianer“ im Norden „Eskimos“, die letzteren bewohnen noch heute die weiten, bis in den Polarkreis hineinreichenden Gebiete, in denen nur vereinzelte Forts und kleine Ansiedlungen der Peljäger an die britische Herrschaft erinnern. In zahlreiche Stämme zerspalten, nomadisiren sie an den Küsten und Flussläufen und führen in stätem Kampfe mit dem eisigen Klima und den ungünstigsten Existenzbedingungen das kümmerliche Leben der Bewohner Grönlands. — Wesentlich höher entwickelt sind die „Indianer“, Rothhäute, deren Haut nicht nur oft eher

gelb- oder zimmtbraun, sondern auch sehr hell, weiss, wie bei den Menominies, oder sehr dunkel wie bei den Sious, Panis, Pottowatomies ist. — Ihre Grösse beträgt cirka 6 Fuss, hingegen ist ihre Körperkraft im allgemeinen geringer als bei den Europäern, die sie aber im schnellen und anhaltenden Laufen übertreffen. Nur die Frauen haben im grossen Ganzen eine kleine untersetzte Gestalt. — Die Indianer ertragen Beschwerden, Hunger und Durst leicht, Krankheit kennen sie fast gar nicht, und bis in's höchste Alter, das jedoch selten über 80 Jahre währt, behalten sie ihre Kräfte und scharfen Sinne. Bei Schmerzen und Qualen zeigen sie grossartige Ruhe und Selbstbeherrschung, ja selbst ihre Weiber gebären ohne Stöhnen und die Weissen werden von ihnen verachtet, weil sie schreiend sterben und dazu die Gesichter verzerren! — Dem Spiele sind sie leidenschaftlich ergeben, hingegen in der Liebe und gegen die Familie kalt; daher zeigten sich die Frauen auch gleich anfangs den Spaniern geneigt. — Nichts zu denken und zu thun halten die Indianer für das grösste irdische Glück, doch wechselt bei ihnen mit dieser gänzlichen Apathie sehr häufig auch wieder, hervorgerufen durch Hunger oder Rachsucht, die heftigste Aufregung und grösste Anspannung aller Seelenkräfte. — Gerade so wie die Australier können auch die Rothhäute ungeheuere Portionen auf einmal verzehren. — Sie sind gastfrei, tapfer, freigebig, ehrliebend, treu in der Freundschaft, liebreich gegen Unglückliche und Fremdlinge, aber auch roh und grausam. Doch besitzen sie im allgemeinen sehr viel Intelligenz und ihre Kinder stehen in den Schulen denen der Europäer nicht nach. Mit dieser Intelligenz verbinden sie eine unglaubliche Geschicklichkeit im Deuten und Verfolgen der Spuren des Menschen sowie der Thiere. — Zwar erkennen die Rothhäute moralische Verpflichtung an, deren Erfüllung Segen, deren Vernachlässigung Unglück zeugt, aber sie bringen das nicht in Beziehung zur Religion und viele

glauben, der grosse Geist gestatte dem Menschen volle Freiheit des Handelns. Daher giebt es besonders unter den Häuptlingen aufgeklärte und scharfsichtige Männer, die keineswegs blindlings mit dem grossen Haufen gehen und dessen religiöse Gebräuche und Possen nur deshalb mitmachen, um danach die Untergebenen besser leiten zu können! — Da unter den Indianerstämmen einer die Mundart des andern nicht versteht, so haben sie eine ganz eigenartige „Geberdensprache“, die in einem System von konventionellen, instinktiven und imitativen Zeichen besteht, um mit einander verkehren zu können. Ein Dolmetscher, der alle diese zahlreichen und komplicirten Zeichen im mühsamen Jahrelangen Studium erlernt hat, wird hochgeschätzt und selbst einem sprechenden Dolmetscher vorgezogen! — Das Gebiet dieser Zeichensprache ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich über viele Stämme, von denen einige, z. B. die Arapahos einen so ärmlichen Wortvorrath besitzen, dass sie im dunklen nur mit sehr grossen Schwierigkeiten unter sich selbst konversiren können. Damit solche, die ihrer Niederlassung nicht angehören, sie verstehen, müssen sie sich stets zum Lagerfeuer begeben, um sich mit Zeichen zu helfen. Letztere bestehen theils in Affektgeberden, um Gemüthsbewegungen auszudrücken, theils aber in sehr sinnreichen Geberden, welche Aehnlichkeit mit der Zeichensprache unserer Taubstummen haben, und nicht blos die Abstammung, Verwandtschaftsgrade, Gemüthsaffekte, Waffen, Thiere u. s. w., sondern alle Verhältnisse und Beziehungen des Lebens ausdrücken. Die Rothhäute können damit lang ausgesponnene, dramatisch lebendige Erzählungen berichten. — So drückt z. B. der Indianer die Drohung jemanden zu tödten, dadurch aus, dass er mit der rechten Faust gegen den Boden schlägt, wie etwa ein Europäer mit der Faust auf den Tisch. — Ihre Knaben werden schon früh zum Schiessen und Reiten, sowie zum Erlegen der Thiere angeleitet, und bei mehreren Stämmen müssen sich die Jünglinge

den verschiedensten Entbehrungen, Züchtigungen und Schmerzen unterziehen, ehe sie wehrhaft gemacht werden.

Die meisten Indianer begnügen sich mit einer Frau, um die sie beim Vater durch Geschenke werben; auch wird die Frau, „Squaw", selten verstossen, obschon der Mann, wenn er ihrer überdrüssig, nicht gebunden ist, sie zu behalten. — Untreue der Frauen bestrafen die Indianer Nordamerika's gerade so wie die Südamerika's mit Prügeln, Verstümmelung und Verstossung, doch misshandeln sie ihre Frauen nicht oft, weil sie dies unter ihrer Würde halten; hingegen lassen sie ihnen aber andererseits sehr wenig Theilnahme und Rücksicht angedeihen, obwohl sie bei einigen Stämmen Einfluss und eine Stimme im Rathe besitzen. Die Frauen müssen das getödtete Wild zerlegen und trocknen, die Felle gerben, die Hütte, „Wigwam", bauen und unterhalten, das Jagdhemd, die „Leggins", Gamaschen für Ober- und Unterschenkel, und die Mocassins, Schuhe nähen; Holz schleppen, kochen, die Kinder warten, auf dem Marsche das Gepäck tragen, während der Mann jagt und fischt, Waffen und Kähne fertigt. Manche Indianer-Weiber sind ausserordentlich geschickt in Bereitung von Abkochungen und Umschlägen von verschiedenen Bäumen und Sträuchen, deren arzneiliche Eigenschaften der Wissenschaft ebenfalls bekannt sind. So wird aus der Rinde einer Weidenart ein Mittel bereitet, das Blutungen stillt und Wunden schnell heilt. Ueber die Wirksamkeit dieser indianischen Mittel erzählt man auffallende Dinge; so hatte sich z. B. ein forschender Botaniker durch das zufällige Losgehen seines Gewehrs am Daumen verletzt und traf nach einigen Tagen, als die Wunde schon recht bösartig geworden, auf ein Lager von Siouxindianern, wo eine Frau seine Verletzung sah und ihm eine mulsige Flüssigkeit brachte, die er bei eintretenden Schmerzen aufstreichen sollte. Schon bei der ersten Anwendung wurde der Schmerz gehoben und in wenigen Tagen war die Wunde vollständig geheilt. An

einem anderen Orte wieder beobachtete ein Polizei-Sergeant einen Kranken, auf den alle Opiate und sonstigen Mittel keine Wirkung gehabt hatten und den eine indianische Heilkünstlerin nunmehr in die Kur nahm. Sie liess sich ein Gefäss reichen, in welches sie eine weisse Flüssigkeit goss, die sie zusammen gekocht hatte, dann bedeckte sie es mit einem Felle, bohrte Löcher in dieses, formte unter Beschwörungen aus Büffelhaaren einige Kügelchen und liess diese durch die Löcher im Felle in die Flüssigkeit fallen. Nachdem die Decke nach einer Weile abgenommen war, enthielt das Gefäss keine weisse, sondern eine rothe Flüssigkeit. Mit einem Vertrauen das man selten bei Patienten findet, trank der Kranke diese, fiel darauf sofort in einen tiefen Schlaf und genas.

Viele Indianer errichten ihre „Wigwams" oder Zelte aus Büffelhäuten, die namentlich bei den westlichen wandernden in wenigen Minuten aufgeschlagen und abgebrochen werden können; andere Stämme wieder bauen glockenförmige Hütten zum bleibenden Aufenthalte aus Baumstämmen und Erdwällen. — Die Jagdhemden, Leggins und Mocassins, werden aus fein gegerbten Hirschhäuten verfertigt und verschiedenartig ausgeschmückt. — Die vielen Federn um und auf dem Kopfe, denn auch die Tabakspfeifen sind mit solchen verziert, sowie die zahlreichen Fransen am Jagdhemd und an den Leggins geben einem Indianerhäuptling, besonders wenn noch sein Gesicht bemalt ist, ein phantastisches Ansehen, das durch Hinzukommen einer Büffel-, Adler- oder Bärenmaske, sowie der Federn des Kriegs- oder Calumetadlers, dem „Zeichen des Tapfersten aller Tapferen", oft noch mehr erhöht wird. Auch vergeuden sie viel Zeit sich mit Glasperlen, Metallplättchen, bunten Tuchlappen u. s. w. zu schmücken, und mit Ocker und Kreide zu bemalen, wobei sie fleissig die von den Weissen erhandelten Taschenspiegel zu Hülfe nehmen. — Historische Ereignisse werden bei ihnen auf Büffelfellen gezeichnet oder auch in Felsen eingeritzt. — Die Feste, selbst Tänze sind fast immer nur

für die Männer, meist mit Ausschluss der Frauen. Die Indianer haben den Kriegs-, Skalp-, Pfeifen-, Bettler-, Mais-, Hunde-, Adler-, Büffel-, Bären-, Sklaven-, Medizin-, Schneeschuhtanz und so weiter, die alle mehr in einem gleichzeitigen Springen mit beiden Füssen und plötzlichem Wiederaufschnellen bestehen. Der „Kriegstanz" wird um einen roth bemalten Pfahl in rasendem Tempo, unter wüthendem Schwingen der Waffen, begleitet von markdurchdringendem Kriegsgeschrei, ausgeführt; beim „Skalptanz" stehen die Weiber in der Mitte, die erbeuteten Skalpe schwingend, während die Krieger mit Geheul um sie herumtanzen. Beim „Medizintanz" umspringen die Verwandten und Freunde einen Kranken, an dessen Heilung die Beschwörer verzweifeln, unter dem abscheulichen Lärm von Trommeln, Klappern und Pfeifen, so dass er gewöhnlich, statt zu genesen, stirbt. — Der „Büffeltanz" findet in Zeiten der Noth als ein Opfer statt, damit der grosse Geist die Büffel wieder zurückführe. Die Musik oder den Takt zu diesem Tanze liefern einige rohe Trommeln; die Tänzer, welche mit Büffelkopfhäuten und Hörnern, die noch ein nach rückwärts herabhängender Büffelschwanz vervollständigt, maskirt sind, sehen höchst grotesk aus. Sie tragen in den Händen Stangen oder Speere, welche mit Büscheln von Federn des Prairiehuhnes verziert sind, und einer von ihnen hat ausserdem noch auf dem Rücken den getrockneten Balg einer Krähe und am Arme einen gelben Schild, worauf ebenfalls eine Krähe gemalt ist. Alle sind bis auf ihr Lendentuch ganz nackt, nur einige tragen Bänder, Glasperlen, Draht oder Federn um Hals, Hand- und Fussgelenke. Die Tänzer bewegen sich meist in einem unregelmässigen Kreise, ahmen durch Stampfen mit den Füssen, Hin- und Herschwenken des Kopfes, sowie durch gelegentliches Blöken und einen wie „Juhijuh" klingenden Schrei weidende Büffel nach, und tanzen, bis sie sich vor Hitze und Ermüdung kaum mehr bewegen können.

Ihre Todten behandeln die Rothhäute rücksichtsvoll, denn

sie legen die Leichen entweder in Decken gewickelt auf Stangen zwischen Baumäste, oder in Särge, wobei sie aber häufig den Deckel lockern, damit die Seele frei aus und ein kann; auch setzen sie für mehrere Tage Speise und Trank zum Grabe. Die Mandans betten sogar die Todten mit ihren Waffen und Trophäen, in die besten Kleider gehüllt, auf hohe, von den Wölfen nicht erreichbare Gestelle, geben auch für die grosse Reise in das Land der Geister Nahrung und die Pfeife, ja als Auszeichnung bei den Häuptlingen und Beschwörern Stücke rothen und blauen Tuches mit. — Da Vergeltung zu den Hauptprinzipien des Indianers gehört und er weder Wohlthat noch Beleidigung jemals vergisst, so ist die „Blutrache" und die Anschauung, dass Schande stets durch Blut gerächt werden müsse, leider immer noch nicht vollkommen bei ihnen verwischt. — Die Häuptlinge der Stämme versammeln sich stets in eigens hierfür bestimmten Häusern; bei diesen Versammlungen, die man im Namen des grossen Geistes eröffnet und schliesst, werden feierliche Reden gehalten und bestimmte Ceremonien beobachtet, worunter der aus Büffelleder und durchbohrten Muscheln gemachte „Wampumgürtel" und das „Calumet" eine wichtige Rolle spielen. — Gewisse Völker, z. B. die Delawaren, werden von anderen als „Grossväter" angeredet, andere als „Väter", was nicht auf Abstammung Bezug hat, sondern auf eine durch glückliche Kriege erlangte Würde. Ebenso tituliren die Rothhäute auch die Weissen, als die stärkeren, oft „ältere Brüder".

Unter den Indianern ist der Glaube an den grossen Geist, „den Herrn oder Geber des Lebens", sowie alles Guten allgemein verbreitet, und verschiedene Sagen berichten von einem Verkehre desselben mit den Menschen in früherer Zeit bei dem Pfeifensteinbruch von „Coteau des Prairies". — Der grosse Geist ist der Donner, der Himmelsgott, der bei sehr vielen Rothhäuten unter dem Bilde der Sonne oder des Feuers verehrt wurde. Bei manchen Stämmen findet sich eigentlicher

Sonnenkultus, bei anderen Bewahrung eines heiligen Feuers; auch das Rauchen hat eine religiöse Bedeutung, denn die Pfeife ist ein Geschenk der Sonne! Der grosse Geist wird in Menschenform oder als Riesenvogel, der mit der Schlange, dem bösen Prinzip, kämpft, die seine Eier fressen will, oder auch in anderen Thiergestalten und als Wassergott vorgestellt. — Ursprünglich war ausser dem Geiste nur Wasser und Himmel da. — Der Mensch wurde aus dem rothen Pfeifenstein geschaffen; der grosse Geist fliesst manchmal mit dem todten Menschen oder dem Heros eines Stammes zusammen! — Ausser dem grossen Geiste werden zahlreiche Naturwesen verehrt, wobei jeder seinem eigenen Sinne folgt. — Der persönliche „Schutzgeist" des Indianers ist meist ein Thier und die Thiere werden geistig hochgestellt, am höchsten wohl die Biber; ferner glauben sie an eine Menge unsichtbare Wesen, welche in die menschlichen Angelegenheiten hemmend oder fördernd eingreifen. — In früheren Zeiten hatten manche Indianer Tempel, die später mit dem Kultus, der in Gebeten, Gesängen, Brandopfern bestand, zusammenschrumpften, so dass oft nur eine Hütte oder das Häuschen des Zauberers übrig blieb. Zur Religionsübung gehören ferner noch Tänze, Feste, Askese verschiedener Art. — Die Indianer nennen alles, was ihnen wunderbar und überirdisch dünkt, „Medizin" und die grösste Medizin, die sie als schützendes Amulet mit sich herumtragen, besteht in der Regel aus einem ausgestopften Fell einer Otter, Schlange, Kröte, eines Wiesels, Vogels u. s. w., wobei einem Traume oder dem Zufall die Bestimmung überlassen bleibt; auch fasten und kasteien sich die mannbar gewordenen Indianer, bevor sie zur Annahme einer Medizin schreiten. — Von den „Medizinmännern", welche die Rothhäute gewissermassen für Heilige halten, glaubt man, dass sie die Kunst besitzen, Kranke zu heilen, den Ausgang der Kämpfe vorher zu wissen, Regen zu machen und das Wild anzulocken. Die Medizinmänner selbst erklären sich für inspirirt durch die Geister,

verstümmeln sich, fasten und leiten alle religiösen Ceremonien; aber es ist keineswegs so leicht, zu dieser hohen Würde zu gelangen, denn sie werden nur nach harten Proben, wie Schneiden, Aufhängen etc. aufgenommen, die sie ohne Zeichen von Schmerz ertragen müssen. — Ihre Heilkunde gründet sich auf einige Aufgüsse und Decocte, Räucherungen, Douchen, Reibungen, Knetung der Patienten unter heftigem Geschrei und Tanz, endlich auf magnetische Striche.

Die sogenannte „Withering theory", dass die Indianer trotz aller Gegenbemühungen und Anstrengungen des Christenthums vor der Civilisation dahinschwanden, ist nach neuesten Forschungen widerlegt worden. In Kanada, wo laut offiziellen Mittheilungen im Jahre 1883 133.137 lebten, schmelzen sie nicht zusammen, sondern amalgamiren sich vielmehr mit der weissen Bevölkerung und werden aller Wahrscheinlichkeit nach mit ihr bald ein Volk ausmachen. So haben sie sich schon vor Jahrzehnten mit Franzosen verbunden und mit diesen ein neues Geschlecht, die „Half-breeds", Mischlinge, gezeugt. — Es ist aber natürlich, dass die Einführung der übermächtigen europäischen Kultur nicht ohne tiefe Erschütterung des bisher unkultivirten Volkes geschehen konnte. — Die meisten Indianerstämme im Gebiete von Kanada und im vormaligen Territorium der Hudsonsbay-Kompagnie, namentlich aber diejenigen im Bezirke des Redriver des Nordens sind einigermassen civilisirt, haben ihre nomadische Lebensweise aufgegeben, bebauen im Sommer den Acker und liegen nur im Herbst und Winter der Jagd ob; auch beschäftigen sie sich vielfach mit der Anfertigung von Schneeschuhen, Spielsachen und einer wahrhaft ingeniösen Verarbeitung von Muscheln. — Ihre Dörfer bestehen gewöhnlich aus Bretterhäusern, „Farmehouses", von europäischer Bauart. Sie haben theilweise europäische Kleidung angenommen, sich sogar zum Christenthum bekehrt und sind friedliche Bürger geworden, welche auch die Rechte von solchen

geniessen und nicht wie die Indianer in den Vereinigten Staaten fortwährend zurückgedrängt und von allen Seiten beeinträchtigt werden. — Selbst die noch vorhandenen nomadischen Stämme sind friedlich und kommen im Frühjahr und Herbst, des Tauschverkehrs wegen, nach den Forts, wo man sie in ihrer Eigenart beobachten kann und wo sie gern ihre Tänze zum besten geben, auf welche sogar die bekehrten Indianer nicht ganz verzichten.

Die übrige Bevölkerung des „Dominion of Canada“ bestand ihrer Abstammung nach laut dem Census des Jahres 1881 aus 1,298.929 Franzosen, 881.301 Engländern, 957.403 Irländern, 669.863 Schotten, 254.319 Deutschen, 30.412 Holländern, 21.394 Afrikanern, 4383 Chinesen und der Rest vertheilte sich auf Dänen, Isländer, Italiener, Russen, Skandinavier, Schweizer, Spanier, Portugiesen und Israeliten. — Die Franzosen bewohnen vorherrschend die Provinz „Quebeck“, die Deutschen die Provinz „Ontario“, wo es sogar Orte mit den Namen Berlin, Breslau, Karlsruhe u. s. w. giebt. Aber die deutsche Sprache hat sich hier ebenso wenig ganz rein erhalten, wie die französische in Unter-Kanada, sie ist stark untermischt mit englischen Worten, gerade so wie in den Vereinigten Staaten. In diesen beiden Provinzen wohnt auch die grösste Zahl der angesiedelten Indianer. — Die übrigen Provinzen sind ziemlich gleichmässig von allen Völkern besiedelt, nur in „Manitoba“ dürfte in kurzer Zeit die deutsche Bevölkerung neben der englischen eine hervorragende Stelle einnehmen. — Die Franzosen im hoch kultivirten Quebeck haben den Charakter ihrer französischen Abstammung treu, in mancher Beziehung sogar treuer bewahrt, als die Franzosen in Frankreich selbst! Man fühlt sich in den Städten, besonders aber in den kleineren Ortschaften, in das Frankreich vor 2 Jahrhunderten zurückversetzt. Laute der damals üblichen Sprache, französischer heiterer Sinn, Geschmack und Ordnungsliebe treten auf Schritt und Tritt ent-

gegen. Herzliche Gastfreundschaft, heisst den Wanderer auch in der kleinsten Hütte willkommen, alte Gedichte, Volkslieder und Romanzen aus der Normandie und der Vendée, die heute in Frankreich längst verschollen und vergessen sind, werden von jungen Burschen und Mädchen auf der Dorfaue gesungen und die charakteristischen Tänze der Bretagne vereinen Alt und Jung in heiterem Reigen. — Auch die Deutschen haben ihre alten Sitten und Gebräuche aus der Heimath zum grossen Theile beibehalten, sie vermehren sich alljährlich durch Einwanderung bedeutend, wenn auch nicht in so hohem Grade wie in den Vereinigten Staaten; besonders sind deutsche Mennoniten aus Russland in den letzten Jahren zahlreich herübergekommen. — Neben den eingewanderten französischen, deutschen und englischen Elementen nimmt aber der eigentliche „Kanadier", der in Folge seiner Energie und Zähigkeit den kulturell am meisten fortschreitenden Theil der Bevölkerung bildet, einen hervorragenden Rang ein. Wenn er aus seinen alten angestammten südöstlichen Niederlassungen weiter nach Westen zieht, so thut er es meist nur als Pelzjäger oder Holzfäller; ihm folgt später der deutsche oder englische wandernde Ansiedler nach, um die Ernten einiger Jahre einzuheimsen und dann weiter gen Westen zu ziehen, wo er neue Gebiete gleichsam der Wildniss abringt, dann erst kommt der eigentliche dauernde Ansiedler, der sich eine Heimath gründen will, um den Grund und Boden, den er um billiges Geld von der Regierung erstanden hat, in Besitz zu nehmen und der Kultur zuzuführen.

Während in den übrigen amerikanischen Kolonien Grossbritanniens das Leben und die Wohnstätten der Bevölkerung in jeder Beziehung das Gepräge des Tropenklima's an sich tragen, findet man in Kanada vielfach dieselben Verhältnisse, wie in den Vereinigten Staaten. — In der Tracht unterscheidet sich die grosse Masse der Bewohner Kanada's nicht im mindesten von denen Europa's. Der Mann geht einfach, die Frau nach

der „neuesten Pariser Mode", selbst die gewöhnlichsten Arbeiterinnen und Dienstmädchen vergeuden, gerade so, wie in den Vereinigten Staaten, ihren sauer erworbenen Verdienst mit der Anschaffung seidener Kleider, sowie theuerer Hüte, Sonnenschirme, Handschuhe, Schuhwerk und allem möglichen anderen Toilettenluxus! — Um so einfacher leben aber dafür die „Trapper" Kanada's, deren Haupterwerb die Hirschjagd und der Fischfang bildet, denn sie bewohnen nur zu zweien oder dreien Blockhäuser, von wo aus sie dann ihre Jagdausflüge auf die Entfernungen von mehreren Tagereisen ausdehnen. Der Zurückbleibende sorgt für Feuerholz; das Fleisch wird so hoch aufgehängt, dass die Hunde, welche die einzigen Haus- und Zugthiere der Trapper sind, es nicht erreichen können. Ihre Schneeschuhe verfertigen sie sich selbst aus leichtem Holze. In der niedrigen Feuerstelle am Boden brennt das Feuer, welches zugleich zum Räuchern der Fische dient. Der Rauchfang ist trichterförmig aus Brettern oder Eisenblech hergestellt. — Möbel existiren nicht, dagegen sind sie mit Vorräthen wohl versorgt. Die Wände der Hütten sind mit geräucherten Fischen und gedörrtem Fleische behängt, während die Felle der erlegten werthvollen Pelzthiere zum Trocknen aufgespannt werden, um sie dann später dem nächsten Agenten der Kompagnie, welcher diese Einöde durchzieht, gegen Munition und andere Bedürfnisse zu verkaufen. — Im Winter, besonders bei viel Schnee und Eis ruht die Jagd; im Sommer und Frühjahr dagegen, hauptsächlich aber im Herbst, blüht des Trappers Weizen und auf alle mögliche Art, mit Fallen, auf der Pürsch, auf dem Anstand, im leichten Kahn, stellt er dann seiner Beute nach.

Die Bewohner des afrikanischen Grossbritanniens.

Die Bewohner der „Cape-Colony" bestehen laut des letzten Census im Jahre 1875 aus 236.783 Weissen, 10.817 Ma-

layen, 98.561 Hottentotten, 73.506 Fingo, 214.133 Kafir und Betschuana, 87.184 Mischlingen und anderen. Die Majorität der Weissen bilden Holländer, Deutsche und Franzosen, die zum grössten Theile Abkömmlinge der ursprünglichen Einwanderer sind. — Die Holländer, „Boern", leben zum grössten Theile als Farmer auf dem platten Lande entweder in sehr hübschen Dörfern beisammen oder in weit von einander entfernten, über die ausgedehnten Gebiete verstreuten Gehöften. — Es sind grosse stattliche Männer in dunkler Düffeljacke, Lederhose und behaarten Moccasins gekleidet; auf ihrem Kopfe sitzt, tief in die Stirn gedrückt, ein breiträndiger, mit einer Straussenfeder geschmückter „Sombrero". — Steigen sie zu Pferde, dann sind sie gewöhnlich bis an die Zähne bewaffnet; über die Schulter wird der „Papianspoot", ein 6 Fuss langes, schweres Gewehr, geschnallt, das wie ein Kanonenschlag knallt, wenn man es auf dem Boden abdrückt, und am Gürtel befestigen sie ein paar Revolver, das lange Jagdmesser, die Patronentasche oder das lange Ochsenhorn mit Pulver, während auf dem Sattel der graue oder rothe Mantel, eine kleine „Calabasse", Kürbis, mit Wasser, sowie ein Ledersäckchen mit etwas getrocknetem Fleische und gedörrtem Brode angebracht ist. — Die meist korpulenten Boerinnen sind stets ausserordentlich nett gekleidet und vorzügliche Hausfrauen. — Die Gehöfte der Boern bestehen aus dem ansehnlichen „Herrenhause", vor dem sich eine trottoirartige Erhöhung, „Stoop", erhebt, ferner aus dem „Kraale", Wohnungen der schwarzen Dienstboten, die wie grosse Bienenkörbe aussehen, den Stallungen und den übrigen Wirthschaftsgebäuden. Das Ganze ist aber rund herum mit einer hohen Mauer aus Düngerziegeln umgeben, diese dienen, da viele Strecken des westlichen Landes von allem Holze entblösst sind, als Brennmaterial. Man erzeugt sie aus Rinder- und Schafmist, doch verursachen sie einen unangenehmen urinösen Geruch, der sich auch den Speisen mittheilt, trotzdem sind sie aber hochgeschätzt und man bezahlt in den Dörfern die Scholle,

von der Grösse einer mässigen Fensterscheibe und 2" Stärke, mit ca. 12 Pfennigen. — Das Innere des Herrenhauses, vor dem einige „Bastard-Tigerhunde" träge umherliegen, die mit breiten haarlosen Narben von Wunden bedeckt sind, welche sie im Kampfe mit Affen erhielten, erinnert vielfach an Holland. Nie fehlt der bequeme Grossvaterstuhl, der mächtige Ofen, die schweren Holzstühle und Tische, die umfangreichen Betten und die Schwarzwälder Uhr an der Wand. — Auch ihre Mahlzeiten halten die Boern ähnlich wie in Holland. Als Universalmittel für jedes Unwohlsein geniessen sie einen Kräuterschnaps, „Bucho-zoopie"; lässt sich aber dadurch das Uebelbefinden nicht gleich heben, „Zakte de naarheid niet af", und sind es die „Zinken", rheumatische Schmerzen, an denen sie vielfach leiden, dann lassen sie diese weg frottiren, „Naarheid af te drukken". Zu diesem Zwecke muss der „Leibjunge", ein farbiger Diener, mit seinen nackten Füssen den Rücken des Boers besteigen, der sich der ganzen Länge nach auf dem Bauche ausstreckt, und auf ihn in einer Art herumtrampeln, wie man in Europa noch hie und da zu keltern pflegt, während der Boer von Zeit zu Zeit ein behagliches Ach und Oh ausstösst. Hierauf steigt der Junge wieder herab, bearbeitet den Boer mit den Fäusten und knetet ihn, als ob er einen Klumpen Teig machen wolle. ist auch dies vollendet, dann erhebt sich der Boer und sagt, „die Naarheid sei afgezakt". — Die Boern reden eine Art Holländisch und haben ganz eigenartige Ausdrücke für gewisse Dinge, steht z. B. ein Schwarzer vor der Thüre, so sagen sie: „Es ist ein Volk vor der Thüre," denn sie nennen die Farbigen „Volk", zum Unterschiede von „Menschen" (die Weissen), während erstere sie wieder „Baas", Herr, tituliren und mit „Tap Baas" begrüssen, aber unter sich, wie überhaupt jeden Weissen „Duitchmann" nennen. — Einen grellen Gegensatz zum behaglichen, fast peinlich rein gehaltenen, von solidem Wohlstande zeugenden Herrenhause bilden die Hütten, „Bontokke", der farbigen Dienstboten auf dem Gehöfte. Schwarze kleine Busch-

männer, gelbe magere Hottentotten und braune fette Betschuanas, halb nackt, nur mit einem Felle oder wenigen Lumpen bekleidet, lungern hier in Gemeinschaft von ein paar Dutzend halb verhungerten, hässlichen Hunden vor den Eingängen herum, während im Inneren der Hütte kleine nackte Kinder umher kriechen und alte runzelige Weiber, aus hohlen Knochen Tabak, „Tacha“, rauchend, auf schmutzigen Fellen umher liegen. — Diese farbigen Arbeiter, ohne welche die Boern ihre ausgedehnten Wirthschaften gar nicht zu betreiben vermöchten, denn aus Europa importirte weisse Arbeiter vermögen bei den eigenartigen afrikanischen Verhältnissen wenig oder gar nichts zu nützen, sind ihnen nur anscheinend ergeben, in Wirklichkeit hängen sie aber mit ihren auswärtigen Stammesgenossen auf das Innigste zusammen und lauern nur auf einen günstigen Moment, um in Gemeinschaft mit diesen über ihre Herren herzufallen. Derartige Gelegenheiten finden sich aber leider nur zu oft! Werden die diebischen Farbigen für ihre Vieh- und Felddiebstähle von den Boeren gezüchtigt, dann morden sie und ihre Rachsucht erstreckt sich sodann auf alle Weissen ohne Unterschied, was natürlich letztere wieder veranlasst, zum Gewehr zu greifen und eine Strecke Landes von allen Buschmännern und anderem räuberischen farbigen Gesindel gründlichst zu säubern. Männer, Weiber und Kinder, alles wird in solchen Fällen nieder gemacht, und wenn man gelegentlich Barmherzigkeit gegen Kinder übt, geschieht es nur, um sie als Sklaven aufzuziehen, anstatt sie in die Flammen des brennenden Kraals zu schleudern! — Eine kurze Friedenspause folgt dann, bis andere Stämme sich wieder über die entvölkerten Oeden verbreiteten und die alten Gräuelscenen von neuem beginnen — So spielt der Guerillakrieg fast Jahr ein Jahr aus zwischen den weissen Grenzbewohnern und den Farbigen und verbittert den ersteren nicht nur auf das Aeusserste das Leben, sondern bereitet ihnen auch beträchtlichen materiellen Schaden.

Das armselige Völkchen der „Buschmänner“, die ältesten Bewohner Süd-Afrika's, sind jetzt die Parias unter den eingebornen Stämmen Afrika's, denn Kaffern und Hottentotten haben sie aus ihren alten Weidegründen in die Berge und Höhlen gejagt, haben sie gehetzt wie das Wild, zu Sklaven gemacht, gemordet und zum Thiere erniedrigt. Trotz all' dieser furchtbaren Drangsale seit Generationen steckt aber doch noch immer in diesen abgemagerten Gestalten mit den aufgetriebenen Bäuchen, den eckigen hässlichen Gesichtszügen und dem unförmigen Kopfe ein Geist, der in vielen Beziehungen dieses Volk über die stammverwandten Hottentotten erhebt. — In den schmal geschlitzten Augen lauert List, die Züge verrathen Entschlossenheit und Muth, auch besitzen sie ein staunenswerthes Nachahmungstalent, so vermögen sie mit ihrer biegsamen Stimme die Laute der Vögel täuschend wieder zu geben und die Bewegungen von Personen oder Thieren zu kopiren oder auch bildlich darzustellen. Die Felsengrotten und Höhlen, in denen sie hausen, sind mit geschickt ausgeführten Skizzen von lebenden Wesen bedeckt, welche richtiger aufgefasst und korrekter gezeichnet sind, als manche altegyptischen und indischen Malereien. — Der Stamm der Buschmänner ist jedoch nur in der Kalahari-Wüste bis zu einem zwerghaften Wuchse verkümmert, während man weiter nördlich beim Ngami-See unter ihnen hochgewachsene, schöne Menschen mit jenem selbstbewussten Auftreten findet, welches allen in ungschmälerter Freiheit lebenden Stämmen eigen ist. — Den Namen „Buschmänner“ führen diese Farbigen ganz mit Unrecht, denn die Gebiete, in denen sie jetzt wohnen, sind die ödesten, laublosesten Theile des Namaqua- und Hererolandes sowie der Steppen, welche die Kalahari-Wüste unterbrechen und nach Westen begrenzen. Der Buschmann verkriecht sich daher in die Klüfte der Berge, in das hohe Steppengras, in das dornige Gestrüpp der Haide. — Sein Kostüm besteht nur aus einem über der Schulter hängenden Felle und einer um den Hals ge-

tragenen Kette von winzigen Landschildkröten als Schutz gegen die Angriffe wilder Thiere. — Bogen, Pfeile und der Schleuderstock, „Kirie", mit dem er Vögel und kleinere Thiere jagt, bilden seine Bewaffnung, während der Wald und Fluss ihm Nahrung liefern. Bei Fleischüberfluss isst er so lange, als er kann, d. h. er verschlingt Unmassen von Speisen, wozu ihm sein aufgetriebener Bauch, der auf eine entsprechende Erweiterung des Magens schliessen lässt, vollkommen befähigt. Aber auch den Hunger erträgt er mit erstaunlicher Geduld und das einzige, was er bei solchen Gelegenheiten thut, ist, dass er seinen Leibriemen enger schnallt und schläft.

Viel fruchtbarere Ländereien als die Hottentotten, Hereros und Buschmänner bewohnen die „Kaffern" (der Name stammt von den Arabern, die „Kafir", Ungläubige, sämmtliche heidnische Bewohner der ganzen afrikanischen Ostküste südlich vom Aequator nannten) und ihre Verwandten, deren Sitze sich von der Ostgrenze der Kap-Kolonie bis zum Zambesi erstrecken. Sie durchziehen mit ihren Heerden weite Steppengebiete und sogar binnenwärts auf der wüsten Hochebene sitzen Stämme von ihnen, doch die meisten Kaffervölker haben sich die wasserreichen Terrassen und Thäler des südlichen Afrika's zum Wohnplätze auserwählt und hier stehen ihre runden Hütten zu Kraalen vereinigt. — Der Kaffer ist Viehzüchter, er weidet sein Vieh in der Nähe seines Dorfes auf den herrlichen saftigen Weiden und raucht dazu, während seine Frauen die Gartenarbeiten verrichten, Bier brauen und den Hirsebrei bereiten. — Es ist ein stolzes, intelligentes, für afrikanische Begriffe sogar schönes Volk, dessen Geschichte eine fast ununterbrochene Reihe grosser, ehrenvoller Kriege aufweist. Von Norden kommend, verdrängte es die Hottentotten und Buschmänner, um dann selbst von den Briten in die Enge getrieben zu werden! — Die Holländer hatten mit den Kaffern im Frieden gelebt, weil sie ihre Schwäche einsahen, als aber die Engländer in den Besitz des Kaplandes kamen, da begann

der Kampf in den Dornhecken am Fischflusse, so dass unser Jahrhundert ausser zahllosen kleinen Ueberfällen und blutigen Grenzstreitigkeiten „10“ Kaffernkriege zählt. — Obwohl aber diese Farbigen in all' jenen Kämpfen schliesslich den Kürzeren zogen, haben sie sich doch noch immer ihr Selbstbewusstsein, ihren Stammesstolz zu bewahren gewusst und anfangs von der modernen Kultur nichts anderes angenommen als die Feuerwaffen, um damit die Civilisation, die man ihnen aufzwingen wollte, zu bekämpfen. Ja selbst die bunten Kleider legten sie nicht an, die ihnen die Engländer schenkten! — Heut zu Tage ist es glücklicherweise anders geworden, denn jetzt zeigen sich die Kaffern schon so civilisationsfähig und bedürftig, dass sie bereits eine eigene Zeitung „Ifigi dimi“ in Port Elisabeth erscheinen lassen, doch haben sie noch immer viele ihrer alten Eigenthümlichkeiten in Tracht und Sitten beibehalten. So finden wir z. B. bei ihnen, gerade so wie bei vielen anderen Negervölkern Afrika's, dass sie eine ganz besondere Sorgfalt auf ihren Kopfputz verwenden, dessen Herstellung oft mehrere Jahre erfordert. Um eine solch' groteske Frisur hervorzubringen, wird das Haar mit Akaziengummi steif gemacht und so allmählig in eine Form gebracht, welche dem Geschmack sowie der Laune des Trägers entspricht und meist recht wunderlich aussieht. — Ausserdem tragen sie schon in früher Jugend in den durchbohrten Ohren Elfenbeinstücke sowie andere Zierrathen und sowohl im Haar wie in den Ohren hohle Rohrstücke, die ihnen als Schnupftabaksdosen dienen.

Während das südliche Dreieck Afrika's von Völkern bewohnt wird, die mit Ausnahme der Hottentotten und Buschmänner unter sich verwandt sind und vom Kongo bis zur Strasse von Mosambique nicht nur die Sprachen der Eingebornen auf eine von den Neger-Dialekten streng zu scheidende gemeinsame Ursprache zurückweisen, sondern auch in Gesichtstypen, wie im Charakter wesentlich von den Negern ab-

weichen, bilden die „Hottentotten“ und „Buschmänner“ eine gemeinsame Race, denn sie sind Geschwister einer Mutter. — Der Name Hottentotte bedeutet „Stotterer“ und wurde diesem Volke zur Verspottung ihrer Schnalzlaute von den Holländern gegeben, während sie sich selbst „Koi-koin“, d. h. „Menschen der Menschen“ oder Urmenschen nennen. — Sprachlich haben Koi-koin und Buschmänner nur die „Schnalzlaute“ gemein, welche durch ein Anlegen der Zunge an die Zähne oder an verschiedene Stellen des Gaumens und durch ein rasches Zurückschnellen hervorgebracht werden. Einen dieser Schnalzlaute gebrauchen die Europäer, um ihren Verdruss auszudrücken, einen andern hören wir bei den Fuhrleuten, um die Pferde anzutreiben. Ausser den Schnalzlauten besteht zwischen den Sprachen der „San“ (Plural „Sab“), so nennen die Hottentotten die Buschmänner, und der Koi-koin, abgesehen von wenigen Worten, die beiderseits ausgetauscht worden sind, keine Aehnlichkeit; jedenfalls ist aber die Sprache der Koi-koin eine grosse Merkwürdigkeit für die Völkerkunde. Sie hat Aehnlichkeit mit der altegyptischen sowie koptischen und besitzt Anklänge an semitische Formen, woraus hervorgeht, dass die Mundarten der Koi-koin eine sehr hohe Entwicklung haben müssen. — Das „Nomna“ und die anderen Mundarten der Koi-koin befestigen die stark abgeschliffenen Formlaute am Ende der Wurzel, so ward z. B. aus Mensch koi-b Mann, koi-s Weib, koi-gu Männer, koi-ti Weiber, koi-i Person, koi-n Leute, und aus diesen wieder koi-si freundlich, koi-si-b Menschenfreund und koi-si-s Menschlichkeit.

Die eigentlichen Hottentotten bewohnen gegenwärtig den westlichen Theil der Südspitze Afrika's bis etwa zum neunzehnten Grade südlicher Breite. Ehemals waren sie sammt den Buschmännern die Ureinwohner des ganzen südwestlichen Afrika, südlich von den beiden Flüssen Zambesi und Kunene, wie sich einerseits aus dem im Innern dieses Kontinents erhaltenen Spuren, andererseits aus der Verbreitung derselben

und ihrem Einflusse auf die Kaffervölker darthun lässt. Die Wanderung der Hottentotten-Race, welche durch das Drängen der Kaffervölker aus ihren Sitzen vertrieben wurde, ging von Norden nach Süden vor sich, bis sie an der Südspitze Afrika's ihren Halt fand und dann längs der Westküste von Süden nach Norden sich wenden musste. Dass die Hottentotten im Westen und Süden nicht seit langer Zeit heimisch sind, dies beweisen sowohl ihre Traditionen, als auch der geringe Einfluss, den sie auf die dort wohnenden Kaffervölker geübt haben. Der letztere ist jedoch an der Ostküste sehr bedeutend; nicht nur einzelne Sitten und Gebräuche sowie Einrichtungen, sondern auch Worte und Laute sind von den Hottentotten auf die dort wohnenden Kafferstämme übergegangen. Gegenwärtig sind die Hottentotten sowohl eine Boden- wie Völker-Race. — Damals, als die europäischen Kolonisten das Kap der guten Hoffnung besetzten, waren sie ziemlich zahlreich und zerfielen in eine Reihe von Völkern, welche durch Sprache und Sitten von einander verschieden waren und sich eigene Namen beilegten. Man unterscheidet drei Gruppen von Hottentotten, von denen die erste, „eigentliche oder koloniale Hottentotten", als unabhängige nationale Vereinigung schon seit etwa zwei Jahrhunderten der Geschichte angehört; die zu derselben zählenden Stämme wohnten am Kap und von da weiter östlich bis heran an die Grenzen des Kafferlandes. Die Gegend des Gariep-River scheint die Scheide zwischen dem östlichen und westlichen Dialekte gewesen zu sein. Einen Gesammtnamen haben die zur ersten Gruppe gehörigen Stämme nicht besessen. Die zweite, von welcher sich noch heutigen Tages einzelne Abtheilungen einer verhältnissmässigen Unabhängigkeit erfreuen, sind die „Koraner", deren Niederlassungen grösstentheils auf dem rechten Ufer des Orange-Flusses gelegen haben und noch liegen.

Die „Basutos", ein Zweig des grossen Betschuana-Stammes, bewohnen ein fruchtbares und dicht bevölkertes, 360 geogr.

□ Meilen umfassendes Bergland, das sich zwischen dem 27. und 29.° östl. Länge und dem 28. und 30.° südl. Breite erstreckt. Im Süden wird es zum Theile vom Orangefluss begrenzt, der es von der englischen Kapkolonie trennt, im Osten scheidet es das Drachengebirge von Natal, während es der Orange-Freistaat im Norden und Westen schliesst. Das ganze Volk der Basutos zerfällt in zahllose Stämme, deren jeder unter einem Häuptlinge steht. — 1830 bildete aber der energische Häuptling „Moschesch" eine Art Föderation unter ihnen, an deren Spitze er sich selbst als König stellte. Seitdem haben die vorher jeder Kultur entbehrenden Basutos mancherlei Fortschritte gemacht. Doch währte sein Regiment nur bis zum Jahre 1866, um welche Zeit die Briten das ganze Basutoland annektirten, die Bewohner als Unterthanen der englischen Krone erklärten und einen Agenten der Regierung in die Hauptstadt „Monria" setzten. — Der Basutokrieger ist in voller Ausrüstung mit dem „Assagai", einem theilweise mit Fell umwickelten Wurfspeere, und einem ledernen Schilde bewaffnet. Als einzige Kleidung tragen sie ein Stück Fell und als Zierrath Ohrgehänge, aufrecht stehende Federn in dem kurz gehaltenen krausen Haar und ein dreieckig zu- und ausgeschnittenes Stück Leder um den Hals. — Das Kostüm der Weiber besteht hingegen aus einem um die Schulter geworfenen Ochsenfell, ferner aus einem Lederbande um den Leib mit einem vorn herniederhängenden viereckigen Streifen. Als Ausputz dienen ihnen breite messingene Reifen, die oft vom Ellbogen bis zur Schulter, und von den Füssen bis zu den Kniegelenken reichen. — Die Säuglinge, welche diese wohlgebauten kräftigen Frauen selbst nicht bei der Arbeit ablegen, tragen sie auf den Rücken gebunden. — „Thaba-Bossigo", die Hauptstadt der Basutos, liegt am Fusse eines steilen Tafelberges im Caledon-Thale. Die Niederlassungen bilden mehrere nebeneinander liegende kreisrunde Kraals, in deren Mitte sich ein mit Hürden eingezäunter Platz für das Vieh befindet

während links auf einem Hügel die villenartige Besitzung des Häuptlings sich ausbreitet. Der schwer zugängliche Tafelberg ist mit vertheidigungsfähigen Baulichkeiten gekrönt, in die sich der ganze Stamm im Momente der Gefahr mit seinen Habseligkeiten zurückzuziehen vermag.

Die „Neger" an der „Goldküste" sind ein kräftiges Volk, unter dem man sogar einige recht hübsche weibliche Gesichter mit auffallend kleinem Munde, blendend weissen Zähnen und vollen Lippen findet. — Doch wirkt auch auf diese Eingebornen das mörderische Klima der Goldküste verhängnissvoll, denn sowohl Erwachsene wie Kinder leiden am „Krakra", einer schauderhaften, ansteckenden Hautkrankheit, deren Entstehen man bis jetzt noch nicht kennt, jedoch glaubt, dass dürftige Nahrung, Schmutz und schlechte Lüftung viel zu ihrer Entwicklung beiträgt. Andere Hautkrankheiten sind die sogenannten „Jaws" und in Cape-Coast-Castle der „Aussatz in seiner widerwärtigsten Gestalt" sowie eine sehr gefährliche Drüsengeschwulst. Daher hat auch fast jeder Neger ein Geschwür am Beine oder doch die Narben eines solchen! — Im allgemeinen sind die Bewohner nicht nur schrecklich faul, sondern auch ausgesprochene Säufer und alle ihre Festlichkeiten können nicht anders als Zechgelage genannt werden. — Da die Weiber für die trägen Männer alle schwere Arbeit verrichten müssen und dazu noch schlecht genährt werden, sind sie häufig unfruchtbar oder bringen höchstens 2—3 Kinder auf die Welt. Ja diese empörende Ausnutzung der Arbeitskraft der Weiber geht sogar so weit, dass sie, gleich nach dem sie geboren haben, wieder arbeiten müssen. Ueberhaupt schont der Neger auch seine eigene Gesundheit fast gar nicht und verkürzt dadurch unendlich sein Leben. Die Todten begräbt der Neger in seiner Hütte und giebt ihnen allerlei Habseligkeiten, bei Reichen auch Gold, mit in den Sarg, und ihre Leiche wird mit Goldstaub bestreut. Ueber dem Leichnam be-

finden sich die Sitze der Familie, und manchmal öffnet man auch das Grab, um Geld heraus zu holen! — Originell sind bei den Weibern die Haartrachten, welche theils fusshoch aufgethürmt und aus zahlreichen Zöpfen oder Puffen bestehen, die ohne jegliche Unterlage über den ganzen Kopf hinwegreichen und häufig von 4—6 neben einander liegenden oder vom Hinterkopfe diametral auseinander laufenden Scheiteln getrennt werden. — Die Dörfer sehen von Weitem nett, einladend aus, und die sie umgebende Natur verleiht ihnen einen ganz eigenthümlichen Reiz. Versteckter noch als die Ortschaften, und zum Theile weit entfernt, liegen in der Einsamkeit die dazu gehörigen Plantagen. Einige kleine Hütten dienen hier zu kürzerem oder längerem Aufenthalte des Besitzers und seiner Familie sowie zur Wohnung der Feldarbeiter. Von einem Dorfe zum andern schlängeln sich bergauf und bergab die schmalen holperigen „Negerpfade", welche mächtige, dicht belaubte Bäume umsäumen, so dass der Wanderer selbst während des stechendsten Sonnenbrandes im Schatten gehen kann. — Die Hütten in den Dörfern sind grösser als in manchen andern Neger-Ortschaften Afrika's, aus Lehm gebaut und mit langem harten Grase bedeckt. Sie würden verhältnissmässig ganz gut ihren Zweck erfüllen, wenn die beispielslos faulen Neger sie nicht vollkommen verfallen liessen, denn hier ist eine Wand, dort das Dach eingestürzt, hier fehlen der Thüre die Angeln, dort hat der Regen das ganze Gebäude bereits bis auf einen kleinen, schmalen Theil der Wände weg gewaschen, ohne dass der Hauswirth sich zu irgend einer Reparatur veranlasst fühlt, selbst wenn die Gefahr des Einsturzes unmittelbar droht, auch denkt man keineswegs daran, eine gänzlich zusammengefallene Behausung wieder herzustellen, sondern lässt die Trümmer ganz einfach liegen und baut sich an einer andern Stelle ein neues Heim.

Die „Krumänner", welche überall im äquatorialen Afrika eingeführt werden und alle Arbeiten in Gebieten verrichten,

wo die Einwohner selbst die geringste Arbeit als entwürdigend betrachten, sind die Eingebornen der nominell noch zu Liberia gehörenden Goldküste. — Im Gegensatze zu den meisten Negervölkern, weche schlank sind, schwache Muskeln und weiche Hände haben, sind die Krumänner stark und von herkulischer Gestalt. — Südlich vom Kongo vertritt der Stamm der „Kabinda" ihre Stelle, doch sind diese Leute nicht so gut und willig als die Krus. Der Kru-Neger ist gerade so auf dem Wasser zu Hause wie auf dem Lande, dabei besitzt er Treue, hat gute Sitten und ist ein tüchtiger Arbeiter, wenn er nicht zu gut behandelt wird, denn sonst entfaltet er seine ganze thierische Natur, wird faul und übermüthig. — Die Krus besitzen auch eine zärtliche Liebe zu ihrer schönen Heimath und zu ihren Müttern, wie sie selten unter Negern zu finden ist, und die Sklavenhändler kauften sie früher nie, weil sie bald vor Heimweh starben. — Eine ihrer Lieblingsspeisen ist das Fleisch fetter Hunde. Die Häuptlinge heben den halb verfaulten Schädel ihres Vaters in einem dunkeln Raume auf und lassen die aus demselben herausquellende Flüssigkeit auf darunter gebreiteten grauen Lehm tropfen, mit welchem sie sich dann die Stirne einschmieren! — Wenn der Kru-Neger reich wird, kauft er sich einige Weiber, zieht sich von der Arbeit zurück und lebt als Privatmann auf seinen Besitzungen, die er von seinen Weibern bebauen lässt. Doch vermag er sich nicht in der Heimath immer ruhig seiner Wohlhabenheit zu erfreuen, denn obwohl er bei seiner Ankunft mit Ehrensalven empfangen wird und tanzende Weiber sein Lob singen, so halten doch auch schon gleichzeitig die nächsten Verwandten unter beispiellosem Gezänke grossen Rath, wie sie sein Vermögen noch bei seinen Lebzeiten am besten vertheilen könnten, und manche sind noch so eitel, eher zu erlauben, dass ihnen Alles genommen wird, als dass sie für geizig gehalten werden!

Viel dichter als Britisch Süd-Afrika (Kapkolonie, Kaffraria, Basutoland, West-Griqualand, Transkei-Distrikte, Natal) und Sierra-Leone, Gambia, Gold- und Guinea-Küste (Lagos), sind die von Negern und nur wenigen Europäern bewohnten Inseln „Tristan dá Cunha", „St. Helena" und „Ascension" bevölkert, denn in Süd-Afrika leben 2·5, in Sierra-Leone etc. 13 und auf den drei beregten Inseln 17 Einwohner per □ Kilom. — Die Insel „Mauritius" hatte nach dem Census des Jahres 1881, einschliesslich der 438 Mann zählenden Garnison, 360.360 Einwohner, von diesen waren 247.625 Inder, während der Rest, worunter sich 20.000 Weisse befanden, vorherrschend französischer Abstammung ist, wie denn überhaupt diese Insel verhältnissmässig die grösste Anzahl weisser Ansiedler unter allen andern tropischen Kolonien besitzt. — Ebenfalls noch zur Bootmässigkeit des Gouverneurs von Mauritius gehören die kleinen Inseln Rodrigues, Diego, Garcia und die Seychellen mit zusammen 16.000 Einw., bestehend aus Indern, Negern, Chinesen, Europäern, Kreolen, Madagassen u. s. w.

II. Die Land- und Forstwirthschaft.

Die Bodenbeschaffenheit. — Anzahl der Agrararbeiter und Bodenbesitzer. — Agrarverfassung und Pachtsystem. — Der produktive Boden und die Produktion. — Die Viehzucht. — Die Forstkultur. — Die englischen Parks. — Die landwirthschaftlichen Vereine und die „Seeds- and Nurserymen".

Die Land- und Forstwirthschaft im Stammlande.

Die insulare Lage des Vereinigten Königreichs, der theilweise vorzügliche Boden, der ungeheuere, sich hier koncentrirende Weltverkehr, die ausserordentlich hochentwickelte, vielen tausend Menschen lohnenden Erwerb gebende Industrie und die grosse Vorliebe der Engländer für das Landleben, musste natürlich auch die Landwirthschaft zur höchsten Entfaltung ihrer Leistungsfähigkeit anspornen, sie in gewissen Zweigen sogar ausserordentlich lohnend gestalten! Und da der Engländer alles, was er ergreift, mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit und Gründlichkeit betreibt, bis er es zu einem möglichst hohen Grade der Vollendung gebracht hat, so ist es sehr begreiflich, dass die Landwirthschaft Englands, Wales und Schottlands, ja zum Theil auch Irlands, obwohl letzteres wie in allen andern Dingen auch in dieser Beziehung noch zurückgeblieben ist, einen Standpunkt der Entwicklung er-

reicht hat, der nicht nur für Europa, sondern für die ganze übrige Welt in jeder Beziehung als mustergültig angesehen werden kann. — Nach officiellen Berichten beschäftigte die Agrikultur im Jahre 1881 in England und Wales 1,318.344 Männer und 64.840 Frauen, also in Summa 1.383.184; in Schottland 215.215 Männer, 54.322 Frauen, zusammen 269.537; und in Irland 902.010 Männer, 95.946 Frauen, in Summa 997.956 Personen. Doch ist von diesen Leuten nur ein sehr geringer Procentsatz selbständige Bodenbesitzer, denn in keinem andern Lande Europas befindet sich der Grundbesitz in so wenigen Händen, wie im Vereinigten Königreich. Es betrug im Jahre 1881 die:

	Anzahl der Eigenthümer unter einem Acre	Anzahl der Eigenthümer über einem Acre	Gesammtzahl der Eigenthümer
England u. Wales mit Ausschluss Londons	703.289	269.547	972.836
Schottland	113.005	19.225	132.230
Irland	36.114	32.614	68.758
Summa:	852.408	321.386	1,173.824

Das macht im Verhältnisse zur Bevölkerung:

	Procent der Besitzer unter einem Acre	Verhältniss der Besitzer zur Bevölkerung	Verhältniss der Eigenthümer zu den bewohnten Häusern
England und Wales .	72·3	1:20	1: 4
Schottland . . .	85·5	1:25	1: 3
Irland	52·6	1:79	1:14
Summa:	72·6	1:24	1: 4

Für diesen Grundbesitz betrug die Rente im Durchschnitte:

	Durchschnittl. Rente per Acre £.	S.	D.	Durchschnittl. Landbesitz Acr.	R.	P.	Durchschnittl. Rente jed. Eigenth. £.	S.	D.
England und Wales .	3	0	2	33	3	30	102	3	0
Schottland	0	19	9	143	1	6	141	8	0
Irland	0	13	4	293	0	32	195	3	0
Summa:	1	16	5	61	1	30	112	0	0

Die Ursache dieses grellen Missverhältnisses im Bodenbesitze liegt weniger in der Agrargesetzgebung — denn schon frühzeitig hatte man in Grossbritannien mit der Beseitigung des Feudalzustandes und der Entwicklung einer freien Agrarverfassung begonnen, so wurde z. B. durch die Magna Charta vom Jahre 1215 die Freiheit des kleinen und grossen Grundeigenthums gerade so wie die persönliche Freiheit garantirt, und die Gutspolizei nebst der Patrimonial-Gerichtsbarkeit im Laufe des 14. Jahrhunderts aufgehoben — sondern sie ist zumeist in wirthschaftlichen Verhältnissen zu suchen, wodurch im Laufe der Zeit ein selbständiger kleiner Grundbesitzerstand sich in eine zahlreiche Klasse Pächter verwandelte. — Man unterscheidet heutzutage 3 Arten von Besitzern, u. z. entweder erhält der Grundbesitzer sein Land von der Krone als Freisasse, „Freeholder", oder er zahlt einen Erbzins als „Copyholder", oder er ist nur Pächter, „Leaseholder". Aber auch das frühere Rechtsverhältniss zwischen dem Gutsherrn und seinem Hintersassen war kein persönliches, sondern haftete nur am Gute. Die Frohnen wurden mit der Zeit in Geldabgaben, die Bauerngüter der Copyholder in freie Güter verwandelt. Alle bezüglich der letzteren bestandenen alten gutsherrlichen Rechte hob ein Parlamentsbeschluss unter der Regierung der Königin Victorin, gegen die Verpflichtung einer bestimmten Ablösung, auf, und die Naturalzehnten wurden im Jahre 1836 in Goldrenten umgewandelt. — Die Verpachtung des Landes erfolgt auf 7, 14, 21, häufig auch auf 99 und 100 Jahre, wobei der Pächter entweder eine Kaufsumme bei Antritt der Pacht oder eine jährliche Miethe bezahlt. — Noch um vieles ungünstiger sind, wie wir vorher gesehen haben, die Grundbesitzverhältnisse in Irland, denn der kleine bäuerliche Grundbesitz fehlt hier fast gänzlich und die Masse der ackerbauenden Bevölkerung lebt im Pachtverhältnisse. — Doch durch die „Irish Land Act" vom Jahre 1881 ward den Pächtern die Umwandlung ihrer

Pachtungen in freies Eigenthum erleichtert. Zu diesem Zwecke leistet die für die Regelung der Agrarverhältnisse eingesetzte „Landcommission“, von welcher der Pächter, aber auch der Grundherr, die Feststellung eines gerechten Pachtzinses auf 15 Jahre verlangen kann, dem ersteren für den Ankauf des Grundes drei Viertheile des Kaufpreises als Vorschuss, wofür Annuitäten zu bezahlen sind; das andere Viertel kann vom Grundherrn als Hypothekschuld belassen werden. — Als Irland von den Engländern erobert wurde, muss übrigens die allgemeine Entwicklung und insbesondere die des Grundbesitzes noch sehr gering gewesen sein. Dass es noch kein Privateigenthum an Grund und Boden gab, steht in Uebereinstimmung mit dem ursprünglichen Zustande allenthalben auch in Deutschland, aber es scheint, dass der Boden noch nicht einmal Gesammteigenthum der Gemeinde, sondern nur etwa des Stammes war, und dass Jeder, der ihn nutzen wollte, nahm, was er wollte und konnte, wo er es fand. — Als daher die Engländer das Land unter sich vertheilten, verletzten sie zwar kein Eigenthumsrecht eines Einzelnen, aber sie verübten einen ungeheuren Raub an der Nation! Das war freilich auf dem Kontinente auch nicht viel anders, als der Lehensstaat sich aus Eroberungen erbaute; aber der Unterschied ist, dass es in Irland dabei blieb, weil die erobernde feudale Aristokratie die Herrschaft festhielt und in der Monarchie keine Macht über sich fand, durch welche sie auf den Standpunkt der Unterthanschaft herabgedrückt worden wäre, während auf dem Kontinente und namentlich in Deutschland der Absolutismus den Adel beugte und dafür dem Volke gerecht wurde, so dass es, wenn auch in langem und schwerem Entwicklungsprocesse, unter hundertjährigem Druck und Noth und unter Strömen von Blut doch endlich wieder, wenn auch in veränderter Form und Verfassung, wurde, was es gewesen war, nämlich freier Eigenthümer seines natürlichen, mütterlichen Bodens. — Daher ist denn auch jetzt der grösste Theil des irischen Areals Eigen-

thum der mit Gewalt eingedrungenen englischen Familien, von denen beinahe einer jeden noch das Datum ihrer gewaltsamen Besitzergreifung nachgewiesen werden kann. — Doch viele gelangten auch zu ihrem Besitze durch Erschleichung, Verrätherei, Betrug und Konfiskationen, was kein Wunder ist, denn es war in Irland lange Zeit Gesetz, dass ein jüngerer Bruder den älteren, ein Sohn den Vater durch seinen Uebertritt zum Protestantismus von seinen Gütern vertreiben konnte!

Aber all' die Ruinen, all' der Verfall, all' die Lumpen und Bettler, sowie all' das Elend, die wir überall in Irland nicht nur in den Gegenden von Clare, Donegal, Mayo und Kerry, wo sie freilich den äussersten, wildesten Grad erreichen, sondern auch in den schönsten und fruchtbarsten Gefilden finden, haben ihren Ursprung in der Vertheilung des Pachtlandes in unzählige Parcellen! Die Irländer sind nämlich gegen ihre Kinder zu gutmüthig, können sich nicht entschliessen, das eine vor dem anderen zu begünstigen, und vertheilen immer, wenn es nur halbwegs möglich ist, ihre Farm, welche sie auf einige Zeit ihres Lebens oder, dem „Tenant's right" gemäss, auf immer gepachtet haben, unter ihren Söhnen in gleiche Theile. Eine Folge dieser beständigen Theilung ist natürlich, dass Jeder zuletzt einen so geringen Acker besitzt, dass er darauf mit seiner Familie fast immer zwischen Leben und Hungertod schwebt. Wären die Farms in festen Grenzen gehalten und untheilbar, würden die jüngeren Söhne davon verwiesen, so hätten gewiss die älteren mehr Interesse an der Verbesserung sowie sorgfältigen Bebauung des sie gut nährenden Ackers, und unter den Jüngeren, welche dadurch gezwungen wären, in die Welt zu gehen und sich wo anders Erwerb zu suchen, würde sich mehr Industrie, mehr Spekulation entfalten. — Mit dieser fortschreitenden Verkleinerung und Zersplitterung des Pachtgrundes in kleinere und immer kleinere Kartoffelgärtchen bei den armen

Bauern steht andererseits die Konservirung der Gehöfte und Ausdehnung der Güter im ärgsten Kontraste. Denn bei den ihre Liegenschaften nicht nach irischer Sitte, sondern nach den alten normännischen Feudal-Gesetzen vererbenden Gutsherren kommt die ganze grosse Gütermasse immer wieder in eine Hand. Hätte auch hier das Gesetz der Theilung gegolten, dann wären gewiss die kleineren Gutsbesitzer den kleineren Farmers näher gerückt und die Theilung von oben herab hätte sicher der Theilung in den unteren Regionen Schranken gesetzt! So aber giebt es Grundherrschaften, die gross wie ein deutsches Herzogthum sind, und Bauerngüter, wenn man diesen Ausdruck von einem Kartoffelgarten gebrauchen darf, welche kaum den Umfang besitzen, den ein englischer Herr seinen „Rabbits", Kaninchen, in einem Winkel seines Parkes zuweist! — Ein weiterer grosser Uebelstand in Irland war die Vergebung des Landes an den höchst Bietenden, „The highest penny"; ferner die Gepflogenheit vieler Herren ihr zu verpachtendes Land nur deshalb in die möglichst kleinsten Theile, „Lats", zu vertheilen, um recht viele Personen zu haben, die ihre Stimme bei vorkommenden Gelegenheiten für sie geben. Weiter die Sitte des „Setting the land in partnership", d. h. das Ausgeben der Ländereien an Gemeinschaften von Pächtern, ja oft an ganze Dörfer, deren Mitglieder in corpore und einzeln für die Bezahlung der Rente verantwortlich sind. Bei derartigen Pachtungen überstellen die Bauern dann nicht nur das Weideland mit Vieh, sondern sie gerathen auch bei der Vertheilung des ackerbaren Landes unter sich in Streit und Processe, weil sie auf jeden Zollstreifen, selbst des armseligsten Landes auf das Eigensinnigste bestehen, und stets in Furcht leben, gegenseitig von einander betrogen zu werden. Schliesslich war noch eins der grössten Uebel, unter denen das irische Agrarwesen unendlich in seiner Entwicklung gehemmt wurde, das System der sogenannten „Middlemen",

Mittelsmänner. Um es nicht immer mit vielen kleinen Tenants zu thun zu haben, oder um die Einkünfte ihres Landgutes, auf dem sie gar nicht wohnten, auf einmal in einer grossen Summe zu beziehen, hatten viele Gutsbesitzer den Gebrauch eingeführt, grosse Areale auf ein Mal an Leute zu verpachten, die mit einigem Kapital versehen waren und das Land dann wieder stückweise an andere vermietheten, u. z. entweder direkt an die eigentlichen kleinen Bebauer, oder an andere Mittelsmänner, die nicht so viel Kapital besassen und das Land dann erst an die eigentlichen Bauern austheilten. Auf diese Art standen zwischen dem eigentlichen Grundherrn und dem Bebauer oft eine Reihe Mittelsmänner, die alle kein lebhaftes Interesse an dem Boden und dessen Verbesserung hatten, und nur darauf bedacht waren, den Bauer auf eine so hohe Rente als nur immer möglich zu treiben, um dann ihren mässigen Pacht an ihre Vermiether viel leichter bezahlen zu können. Das Schändlichste, Ungerechteste und Schädlichste bei diesem Verfahren war aber, dass wenn einer der Mittelsmänner Bankerott machte, mit dem Gelde durchging, oder sonst den Grundherrn nicht befriedigte, dieser sich an den Bauer hielt und ihn die Rente, die er schon einmal an den Mittelsmann bezahlt hatte, noch einmal bezahlen liess! Durch eine Parlamentsakte „The subletting act" (die Unterpachts-Akte), vom Jahre 1830 ist zwar das „Subletting", Unterpachten, ganz verboten, aber dies hatte nur für Pachtverträge Geltung, welche nach jenen Gesetzen abgeschlossen wurden, während es in Irland Gegenden gab, wo die Ländereien nicht nur auf 20—30 Jahre, sondern schon auf ewig an Pächter, Unterpächter, sowie Unterunterpächter vergeben waren, auf welche jenes Gesetz also nur eine langsame oder gar keine Wirkung hatte; ausserdem lassen sich derartige Gesetze immer wieder umgehen! — Eine abscheuliche Einrichtung sind auch die „Driver"; es giebt nämlich auf den meisten irischen Gütern einen „Driver" oder

Treiber, dessen Geschäft darin besteht, das Vieh der Pächter, die Renten schuldig sind, in Beschlag zu nehmen und zusammen zu treiben. Diese Treiber, welche oft schlecht gewählt werden und Personen von dem gemeinsten Charakter sind, da sich anständige Menschen nicht dazu hergeben, missbrauchen häufig ihre Autorität, und sind nicht selten ihrem Herrn ebenso untreu als sie hart gegen den Pächter verfahren, denn sie verkaufen das Interesse ihres Herrn für Whisky und gehen oft mit dem Gelde durch, welches sie von den Bauern erpresst haben. — Die Tyrannei und das Elend, in denen die armen „Undertenants", Unterpächter, durch die Driver und das Mittelsmännersystem schmachteten, ist kaum zu schildern. Es ereignet sich oft, dass, wenn der Mittelsmann aus Betrügerei, Verschwendung oder sonst einer Ursache seinen Zahlungs-Verpflichtungen nicht nachkam, der Grundherr dann, um zu seinen Renten zu gelangen, seinen Driver mit dem Auftrage aussendete, das Vieh oder die Produkte, welche irgendwo auf dem Pacht gefunden werden konnten, zu pfänden, zu nehmen und zur Bezahlung der Renten zu verkaufen! Wenn nun der Mittelsmann keine Vorräthe besass, oder sie rechtzeitig bei Seite geschafft hatte, dann fiel der Schaden auf die armen Bauern, welche letzterem oft schon ihre Rente bezahlt hatten, aber nichts destoweniger verpflichtet wurden, sie dem Grundherrn nochmals zu entrichten!! — Der Gebrauch machte eben das grösste Unrecht zum Recht; auch bestand früher die Einrichtung, dass die Pächter nur „Tenants at will" waren, d. h. sie hatten ihren Pacht nur so lange, als es dem Herrn beliebte, ihnen denselben zu lassen; diese Leute interessirten sich natürlich sehr wenig für die Verbesserung ihres Grund und Bodens.

Doch andererseits finden wir wieder, dass beinahe alle Massregeln, die ein irischer Grundherr zum Besten der Tenants ergreift, bei diesen entweder auf eine stillschweigende oder

eine ausdrücklich verabredete Opposition stossen. Will z. B. der Gutsbesitzer einen Torfmoor fruchtbar machen, der vielleicht den armen benachbarten Tenants ein dürftiges Feuermaterial liefert, so zerstören dieselben alle Werke, die der Herr darauf errichten liess, graben seine Anlagen wieder um, zerstreuen und verschleppen seinen Kalk oder Dünger, und necken ihn so lange, bis ihm die Lust zur Fortsetzung seines Werkes vergeht. — Hat sich aber ein Grundbesitzer durch Steigerung des Pachtzinses den Hass der Bauern zugezogen, dann entsteht sehr häufig eine Verschwörung unter dem benachbarten Landvolke, das sich unter einander das Versprechen giebt, in Zukunft dem Herrn keinen höheren oder überhaupt gar keinen Pachtzins zu bieten und auch nicht zu dulden, dass dies ein anderer thut. Der Herr geräth dadurch natürlich in Verlegenheit. Findet sich endlich doch ein Pächter, dann leisten ihm die Verschwörer keine nachbarliche Hülfe, zeigen sich bei jeder Gelegenheit feindlich, überhäufen ihn mit den verschiedensten Plackereien, ja fangen Händel mit ihm an, prügeln oder morden ihn, so dass er nicht lange in seiner neuen Pacht existiren kann und der Herr sich gezwungen sieht, dem Wunsche seiner ursprünglichen Pächter nachzugeben. — Beim Erlöschen von Pachtungen wird es dem Herrn oft recht schwer, die Pächter von seinem Gute zu vertreiben, wenn er die Absicht hat, über dasselbe auf andere Weise zu disponiren, denn letztere wollen natürlich das, was sie lange in Händen hatten, auch noch ferner behalten, „to overhold", und widersetzen sich dann häufig gewaltsam, „to hold forcible possession". Ruht überdies noch auf dem Gutsbesitzer, wenn er auch vollkommenes Recht zur Vertreibung des Pächters hat, ein Schein von Unbilligkeit, und besitzt der Pächter viele ihn bemitleidende Freunde, so entsteht ebenfalls gegen ihn eine geheime Meuterei! Dem Herrn werden Drohungen gemacht, wenn er es wagen sollte, den Pächter durch Gewalt oder einen Process zu vertreiben, lässt

er sich aber dadurch nicht abhalten, schlägt er trotz aller Nachstellungen, aller Kugeln, die ihm meuchlings nachgesendet werden, doch den Rechtsweg ein, und gewinnt er den Process, dann erhält er meistens seinen Pachthof in sehr traurigem Zustande wieder, denn der Pächter hat sich gewiss bemüht, den Boden so viel wie möglich auszunutzen, „to wear out the ground, and to break it up". Oft gehen diese Verschwörungen sogar auf die Ermordung eines Herrn oder eines seiner grossen Mittelsmänner aus, und in der Regel ist es dann sehr schwierig den Mörder zu entdecken, weil alle Verschworenen auf das Aeusserste das Geheimniss wahren.

Jetzt ist es freilich in mancher Beziehung besser in Irland geworden, denn die englische Aristokratie hat hie und da Augenblicke, in welchen sie ihre gewöhnliche Selbstsucht abstreift und wirklich gross und bewunderswerth dasteht, wenn es gilt, das Vaterland — freilich dabei in erster Linie sich selbst — vor grossen, allgemeinen Uebeln zu schützen. Ein solcher Zeitpunkt war es, als die Kornsperre aufgehoben und die Einkommensteuer eingeführt wurde, und jetzt wieder, da sie einen Theil ihrer Rechte und Einkünfte zu Gunsten der nothleidenden irischen Pächter hingegeben hat. — Irland soll also jetzt, da die Zustände dort bis zur äussersten Gefährlichkeit gediehen sind, anfangen, sich wirthschaftlich und kulturell in jeder Beziehung unter dem aufrichtigen, wohlbemessenen Entgegenkommen der bisherigen Eigenthümer und Machthaber entwickeln, und man findet in den ganzen Massnahmen einen bewunderungswerthen konservativen, historischen Sinn und Takt; nicht radikal, nicht doktrinär, sondern vorsichtig, unter Festhaltung alles dessen, was in den bisherigen Gesetzen und Zuständen haltbar und nützlich war, wurde vorgegangen. — Aus den beiden in neuer Zeit gehaltenen Reden des Schatzkanzlers ist zu ersehen, wie lange schon die irische Frage auf der Tagesordnung der englischen Gesetzgebung steht. Schon im Jahre 1870 war ein Gesetz erlassen worden, welches

die irischen Agrarzustände heilen sollte; aber es war wirkungslos oder wenigstens ungenügend, und hatte nur in sofern genügt, dass in Irland in den Jahren 1870—1878 durchschnittlich nur 467 Austreibungen von Pächtern erfolgten, während 1854 bis 1868 cirka 932 vorkamen. Es wurden daher Kommissionen ernannt, um der Sache auf den Grund zu gehen, was denn auch in eingehendster Weise geschah, und eine ganze Anzahl von Berichten, „Reports", mit Majoritäts-, Minoritäts- und Einzelgutachten, war die nächste Frucht derselben. Man legte dieselben jedoch nicht als schätzbares Material ins Achiv, wie es so häufig in andern Ländern geschieht, sondern studierte sie, bildete sich Urtheile über die in denselben widerstreitenden Ansichten und Standpunkte und berücksichtigte bei dem Entwurfe des Gesetzes in der gründlichsten Weise, was sie Uebereinstimmendes oder sonst Anerkennenswerthes enthielten. — Im Parlament fehlte es freilich nicht an Opposition, denn in England wie anderwärts gilt der Satz: Opposition muss sein! Aber der Schatzkanzler hatte wohl nicht Unrecht, wenn er sagte, „dass, sollte das Gesetz jetzt nicht zu Stande kommen, später noch weitergehende Zugeständnisse gemacht werden müssen". Und das Gesetz kam zu Stande.

Uebrigens ist man auch in Grossbritannien mit den dort herrschenden Agrarverhältnissen keineswegs zufrieden und die „Verstaatlichung des Grundeigenthums" wurde mittlerweile mehr und mehr die Losung einer Anzahl Bewegungsmänner, man verweist dabei stets auf das mehrerwähnte Buch des Amerikaners „Henry George", vergisst aber dabei vollkommen, dass die chartistische Partei in England schon vor mehr als dreissig Jahren dieselbe Sache mit derselben Bezeichnung erstrebte — ein Umstand, der in dem Buche von Henry George freilich mit keiner Silbe erwähnt wird! Das „Agitationsprogramm der chartistischen Parteiversammlung" von März und April 1851 enthielt nämlich folgendes: „Diese Versamm-

lung glaubt, dass das Land ein unveräusserliches Erbgut der Menschheit ist, und dass das gegenwärtige Monopol an dem Boden und seinen mineralischen Schätzen den Gesetzen Gottes und der Natur widerspricht. Die Verstaatlichung des Landes, »Nationalisation of the Land«, ist die einzige wahre Grundlage des Nationalwohlstandes"! — Um zu diesem Endziele zu gelangen, schlägt das Programm dem Parlamente vor: „Die Errichtung eines Ackerbau-Ministeriums; die Rückgabe von Armen-, Gemeinde-, Kirchen- und Kronländereien an das Volk, um in entsprechendem Verhältnisse an die Armen vertheilt zu werden, während die als Pächter Eingesetzten Grundzins an den Staat zahlen. Ferner soll für die abtretenden Pächter Entschädigung für angebrachte Verbesserungen bezahlt werden, oder es sind die Verbesserungen durch den Grundherrn selbst zu bewerkstelligen. Pächter sind nicht an alte Verträge über Wechselbewirthschaftung der Felder gebunden. Die Jagdgesetze sind abzuschaffen. Alle Zinsen sind in Kornzinsen umzuwandeln. Weiter ist der Staat bevollmächtigt, jährlich Land anzukaufen, um die überschüssige Bevölkerung als Einzel- oder Genossenschaftspächter gegen Grundzins an den Staat darauf zu setzen. Die Mittel sind aus den von Gemeinde-, Kirchen- und Kronländereien sich ergebenden Grundzinsen und aus anderen, später zu bestimmenden Quellen zu nehmen. Ferner soll die Regierung, welche solches Land ankauft, nicht zum Wiederverkaufe berechtigt sein, es vielmehr auf immer als Nationaleigenthum bewahren, und es unter Bedingungen, welche dem Pächter Freiheit, dem Staate Sicherheit gewähren, pachtweise ablassen. Auch soll der Staat das Vorkaufsrecht zu laufenden Preisen haben. Und schliesslich, um die Nationalisirung des Landes zu beschleunigen, soll der Staat von dem durch gesetzliche Proceduren, durch Todesfälle u. s. w. frei werdenden Lande so rasch wie möglich, unter Wahrung der Gerechtigkeit und unter edelmüthiger Behandlung aller Stände, Besitz ergreifen".

Im grossen Ganzen besitzt das Stammland, besonders England, viel fruchtbaren Boden, aber andererseits ist Schottland, Wales und Irland mit vielen schroffen Felspartien, Mooren, Sümpfen und Seen überfüllt, die jede Kultur zur Unmöglichkeit machen. Der produktive Boden betrug im Jahre 1884 in England 80%, in Wales 60%, in Schottland nur 28·8% und in Irland 74%; also durchschnittlich im Stammlande 64·8% des gesammten Areals. — In Irland ist, wie wir schon früher erzählt haben, in Folge der Zerstücklung des Bodens, dem zähen Festhalten an dem Veralteten und vielen anderen Ursachen, die Bewirthschaftung zurückgeblieben. In Wales herrscht die Viehzucht vor; in Schottland wird der Ackerbau nur in den südlicheren Gegenden in ausgedehntem Masse durchgeführt, doch übertrifft hier im allgemeinen der rationelle Betrieb denjenigen in England, während letzteres wieder in der Viehzucht voraus ist. — Die Hauptgebiete für den „Getreidebau" liegen in den östlichen und südöstlichen Theilen England-Schottlands, sowie in den nördlichen und südlichen Gegenden Irlands. Am wichtigsten ist der Weizenbau in England, der Haferbau in Schottland-Wales und der Kartoffelbau in Irland, denn hier gedeihen des feuchten Klima's wegen Weizen und Gerste weniger gut als Hafer und Kartoffeln. — In England und Schottland ist $^1/_4$ des produktiven Bodens, in Wales $^1/_6$ und in Irland ein klein wenig mehr als $^1/_9$ mit Getreide bebaut, da hier $^2/_3$ beständige Weide, während in Schottland mehr als $^3/_4$ des gesammten Bodens vollkommen unfruchtbar genannt werden kann. Ueberdies bebaute man im Jahre 1884 in Grossbritannien 133.900, in Irland 79.062 Acres weniger mit Getreide als im Jahre 1883; doch finden wir andererseits wieder, dass im selben Jahre im Stammlande eine Zunahme des kultivirten Areals um 173.703 Acres gegen das Jahr 1883 stattfand. Nachfolgende Tabelle zeigt uns die Art der Bebauung des Bodens im Vereinigten Königreiche in Acres:

	England	Wales	Schottland	Irland	Verein. Königreich mit der Insel Man und Kanal-Inseln
Korn	6,645.139	463.651	1,375.940	1,599.629	10,113.264
Gemüse . . .	2,687.504	125.382	674.817	1,221.413	4,733.860
Klee u. Gras	2,544.805	310.157	1,526.442	1,962.730	5,392.402
Weide . . .	12,197.566	1,886.235	1,207.019	10,346.308	25,667.206
Flachs . . .	2.165	27	55	89.197	91.444
Hopfen . . .	69.258	—	—	—	69.259
Brachland .	698.053	24.106	27.540	23.560	773.542
Gesammter kultivb. Boden	24,844.490	2,809.558	4,811.813	15,242.837	47,840.977
Wald	1,466.038	162.786	829.476	328.999	2,787.299
Wüst. Land Sumpf, Moor, Wasser, Gebirge u s. w.	6,286.870	1,749.479	13,825.689	5,248.111	27,171.517
Gesammtsumme des Areals . .	32,597.398	4,721.823	19,466.978	20,819.947	77,799.793

Aber sowohl in Grossbritannien wie in Irland sind die ergiebigsten Getreideernten bei der äusserst starken Bevölkerung, der hochentwickelten Industrie und dem kolossalen Hafenverkehr keineswegs hinreichend, daher betrug der Import in Tausenden von metr. Centnern:

	Weizen	Mais	Gerste	Hafer	Bohnen u. Erbsen
Im Jahre 1877 . .	27.101	15.583	6.583	6.537	3.104
» » 1878 . .	24.919	21.015	7.156	6.446	1 869
» » 1879 . .	30.018	17.982	5.847	6.823	2.108
» » 1880 . .	26.583	18.846	5.938	7.010	2.311
» » 1881 . .	28.627	16.925	4.963	5.219	1.999

dem folgende jährliche Mittelernte in Hektolitern gegenüberstand:

Fruchtgattungen	Grossbritannien	Irland	Inseln in d. brit. Seen	Zusamm.
Weizen	31,616.000	1,240.000	60.000	32,916.000
Roggen	686.000	57.300	500	743.800
Gerste	31,030.000	2,400.000	115.000	33,545.000
Hafer	45,840.000	18,600.000	190.000	64,630.000
Bohnen und Erbsen	7,450.000	108.000	10.000	7,568.000
Kartoffeln	31,530.000	41,500.000	520.000	73,550.000

Davon hat nur der Export von Weizen einige Bedeutung, denn dieser betrug im Jahre 1877 106, 1878 356, 1879 354, 1880 343 und 1881 238 metr. Ctr.

Trotzdem aber die englische Landwirthschaft auf so hoher Stufe steht und einen so leichten Absatz ihrer Produkte findet, auch mit den besten Maschinen arbeitet, ist sie doch, seitdem der Export Nordamerika's und Australiens an Agrarprodukten der mannigfachsten Art so enorm zunimmt, in verschiedenen Zweigen, besonders in der Cerealienerzeugung, nicht mehr lohnend und steht an der Schwelle einer gänzlichen Umgestaltung ihres Wirthschaftssystems, d. h. sie ist gezwungen, den Getreidebau, da sie mit den genannten gewaltigen überseeischen Exportländern nicht mehr konkurriren kann, aufzugeben und sich hauptsächlich auf die Fleisch- und Milchproduktion zu werfen. Dadurch werden natürlich eine Menge ländlicher Arbeitskräfte, die ohnehin durch den intensiven Maschinenbetrieb auf das äusserste Mass reduzirt sind, überflüssig, und die kleineren Pächter, welche hierbei nicht ihre Rechnung finden, gerathen in immer grösseres Elend!

Während der Engländer und Schotte mit ausserordentlichem Fleisse, Ausdauer und praktischem Sinne für alle modernen technischen Fortschritte seinen Acker bestellt, Drainagen anlegt und alle nur denkbaren Mittel anwendet, um so viel wie möglich aus seiner Wirthschaft herauszuschlagen, erblickt man in Irland auf dem Felde und den Höfen Bauern, die sich gar

nicht wie solche, sondern wie vom Schicksal grausam behandelte Tanzmeister ausnehmen, denn Paddy macht einen höchst komischen Eindruck! Noch vor 40 Jahren, hie und da in abgelegenen Gegenden auch noch heute, draschen die Irländer auf folgende Weise: Sie hatten einen grossen Haufen Getreide neben sich liegen, auf diesen hieben sie so lange ein, bis sie eine kleine Partie davon losgebracht und näher zu sich auf den Dreschplatz herabgeprügelt hatten; darauf schlugen sie dann wieder eine Zeit lang herum, bis sie dieselbe schliesslich glücklich aus dem Felde geprügelt hatten. Bei dieser ganzen Prozedur benützen sie aber weder eine Harke, noch eine Gabel, nahmen sich auch gar nicht die Mühe, das Getreide ordentlich und symmetrisch auszubreiten, wie es in anderen Ländern geschieht, und ihre Dreschflegel bestanden aus nichts anderem, als langen Stöcken. — Ebenso waren die irischen Ackerbauwagen oder Karren vor einem halben Menschenalter noch im höchsten Grade primitiv. Ihre Konstruktion hat auch heute noch viel Aehnlichkeit mit den „Jaunting cars", einspännige Karren, d. h. sie sind meist zweirädrig, aber früher war die Deichsel nicht an den Achsen der Räder befestigt, sondern an dem Wagenkasten, auch hatte sie kein Gelenk, konnte daher nicht abgenommen werden, und die Räder liefen nicht zur Seite, sondern unter dem enorm grossen Wagenkasten. Lauter Dinge, die man in ganz Europa nicht wieder findet! — Trotz all' ihrer Wunderlichkeiten, ihren Schrullen und ihrem zähen Festhalten an Althergebrachtem, finden die irischen Agrararbeiter aber doch vielfach lohnenden Verdienst in England, denn jedes Jahr wandern viele Schnitter und Arbeitsleute, „Irish harvesters", irische Schnitter, vom Juni bis Oktober über den Kanal. Sie haben zu Hause in Donegal, Clare, Mayo, Connemara, oder in irgend einer anderen dieser Felsen-, Berg- und Morastprovinzen ein kleines Stückchen Land, und sowie ihr eigener Acker bestellt, ihre Saat gesäet ist, machen sie sich in kleinen Partien auf den Weg zu den „Eastern ports", den östlichen Häfen, Dublin,

Belfast, Dundalk u. s. w. und setzen von hier nach England und Schottland über, während ihre Familie zurückbleibt. Die kleine Ernte auf ihrem eigenen Acker besorgen unterdessen die Weiber; übrigens können sie auch, da alles in dem temperirten irischen Klima, besonders aber in den Bergen des westlichen Connaught, nur langsam reift, noch rechtzeitig zur Ernte zurückkommen. — Während der Getreide- und Heuernte in England und Schottland sind die Dienste dieser irischen Schnitter derart wichtig, dass es in manchen Distrikten ohne ihre Hülfe fast unmöglich wäre, die Ernte hereinzubringen. — In der Regel sind es nüchterne, wohlgesittete, friedliche, schwer arbeitende und hart lebende Leute, die meistens Jahr ein, Jahr aus zu denselben Distrikten zurückkommen, in denen sie einmal bekannt sind. Gewöhnlich engagirt auch der englische Pächter die Arbeiter, welche er in dem einen Jahre hatte, gleich wieder für das nächste, so dass die Aecker in gewissen Distrikten Englands auch immer wieder von Leuten aus einem bestimmten, mit ihnen ein für alle mal in Verbindung stehenden Distrikte Irlands bearbeitet und abgemäht werden. — Bleibt das „Harvest-money", Erntegeld, das Paddy zur Zahlung der Rente und zur Deckung einiger nothwendiger Bedürfnisse braucht, einmal aus, dann macht der sonst so Sorglose nicht nur ein furchtbar betrübtes Gesicht, sondern er ist auch dann manchmal dem „Starvation", Hungertode, ziemlich nahe.

Während man in Irland die Ländereien häufig mit Mauern umgiebt, welche in kürzester Zeit dicht mit Epheu umrankt sind, oder mit Hecken aus „Furze", Stechginster, einsäumt, die im Herbste mit ihren zahllosen gelben Blüthen einen reizenden Anblick gewähren, und man im übrigen Europa entweder grosse Steinumwallungen, die von gewaltigen Felssteinen gebildet sind, oder mächtige Holzpalisaden, Dornenmauern, tiefe Gräben, umfangreiche Erdwälle u. s. w. in Anwendung bringt, die viel Raum und Material erfordern, um Mensch und Thier abzuhalten,

hat man in England die Idee einer Hecke und Einzäunung mit der zerlegenden Kritik des Verstandes aufgefasst und für die verchiedenen Zwecke die verschiedensten Arten von „Fences" erdacht. Die meisten echt englischen Umzäunungen sind aus lebendigen Dornensträuchern verschiedener Art oder von Eisen; letztere nehmen den geringsten Raum ein, sind die dauerhaftesten, stärksten und der grössten Zierlichkeit fähig. Für ihre Fabrikation giebt es grosse, weitläufige Etablissements in London und anderen englischen Städten, welche kleine, schwache „Hare"- und „Rabbit-fences" gegen Hasen und Kaninchen, „Scheep-fences" gegen Schafe, „Cattle-" und „Horse-fences" gegen Rinder und Pferde, und „Invisible-fences", unsichtbare Zäune, aus grün angestrichenem Eisendraht produziren, die man in den Parks gar nicht bemerkt, und die doch sehr stark sind und ausserordentlich gute Dienste leisten. — Diese unsichtbaren Zäune kommen in Deutschland noch sehr wenig in Anwendung, denn man umgiebt sich noch immer lieber mit Mauern und grossen Gittern, welche die Gärten zu einem Gefängnisse oder Klosterhofe machen und die Aussicht in die freie Natur versperren.

Das irische Klima bringt weder die Blüthen zu raschem Triebe, noch führt es die Früchte zu schneller Reife, es grünt und blüht eben auf der schönen Smaragd-Insel das ganze Jahr immer so ein wenig fort, und das Getreide wächst so langsam, dass die Ernte beinahe sechs Wochen später als in den europäischen Kontinentalländern, welche mit ihm unter gleichem Breitengrade liegen, reift, obgleich man das Sommergetreide sechs Wochen früher, u. z. im Februar säen kann, während das Wintergetreide im November angebaut wird. Ja bei nassem und kühlem Sommer fällt die Weizenernte nicht nur in Mitte September, sondern sogar Mitte Oktober, und die Hafersernte zieht sich oft bis in den November hinaus. Dem entgegengesetzt finden wir in Kurland und Lithauen, Länder, die mit

Irland ungefähr unter einem Breitengrade liegen, denn der fünfundfünfzigste geht durch das nördliche Irland und durch Lithauen, dass man gewöhnlich zu Ende Juli oder Anfang August erntet und erst im April das Sommergetreide säet, da um diese Zeit erst die Winterschneedecke den Boden verlässt. Während daher auf demselben 55. Breitengrade in Lithauen die heisse Sommersonne das Getreide in dem kurzen Zeitraume von 3 bis 4 Monaten wachsen und reifen lässt, zieht sich in dem kühlen, nie heissen und nie kalten Klima Irlands unter demselben Breitengrade jenes Wachsthum durch 7 bis 8 Monate hin. Einen schlagenderen Beweis der Verschiedenheiten zweier Klimate unter demselben Breitengrade giebt es wohl nicht! — Die Seepflanze „Seawrack", Seetang, welche die Irländer weder essen, noch zu „Kelp" verbrennen, benützen sie als Dünger, und zwar wird hierzu vorherrschend „Laminaria digitata" verwendet. Doch ist dieser Gebrauch hier seltener als an der deutschen Ostseeküste, deren sandigen Ufergebieten diese Art von Dünger heilsamer ist, als den feuchten irischen Morastländern, denen mehr mit Kalk, Seesand und Muscheln, welch' letztere hie und da an der Küste von Irland, wie im Lough Foyle, in grossen Haufen, ja in ganzen Bergen zusammengeführt sind, geholfen werden kann. — Sehr bedeutend ist in Irland auch die Flachskultur, obwohl sie seit den letzten Jahren stark abgenommen hat, denn im Jahre 1882 waren noch 113.502 Acres, 1883 95.943 und 1884 nur noch 89.197 Acres mit dieser Pflanze bebaut. — Gegen Norden von Irland zu wird der Flachs immer besser; der von Drogheda ist feiner, wie der von Newry, und noch weiter nördlich giebt es Gespinnste, die noch zarter sind; als der beste gilt aber jener der Grafschaft „Down" in der Nähe von Belfast. — Unter allen europäischen Staaten produzirt Grossbritannien am meisten Hopfen, doch betheiligen sich am Exporthandel nur Deutschland, Belgien und Oesterreich. Die jährliche Hopfen-Mittelernte betrug in metr. Centr. in:

Grossbritannien . .	400.000	Russland	10.000
Deutsches Reich . .	230.000	Dänemark	5300
Oesterreich-Ungarn .	75.000	Schweden	3500
Belgien	50.000	Niederlande	2600
Frankreich	44.000	Norwegen	2000

Grossbritanniens Hopfengebiete liegen in 14 englischen Grafschaften, unter denen „Kentshire" den ersten Rang einnimmt, indem auf diese Grafschaft über 63 % der gesammten Hopfenfläche des Landes entfallen.

Auf selten hoher Stufe steht im Vereinigten Königreiche auch der Anbau von „Futterkräutern" sowie die „Wiesenkultur"; die Wiesen und Weiden bedecken fast die Hälfte des produktiven Bodens, und selbst an den Bergabhängen Irlands erzeugt das erschöpfteste Brachland die herrlichsten üppigsten Futterkräuter. Als Beweis, welch' hohen Werth man in England, wo die Rasenflächen ganz besonders zur Verschönerung der Parks dienen, auf die Wiesenkultur legt, mag dienen, dass man in jedem botanischen Garten Englands auch einen „British Garden" findet, in welchem ganz besonders auf die Gräser ein grosser Werth gelegt wird. Man kultivirt hier mehr als 400 Grasspecies, die alle in England einheimisch sind. — In den grösseren englischen Städten giebt es auch Gärtner, welche nur Gräser kultiviren und aus der Verbesserung derselben sowie aus dem Handel mit ihrem Samen ein eigenes Geschäft machen; hauptsächlich pflegen sie aber die „Festuca ovina", die „Poa trivialis" und die „Poa nemoralis", da dies diejenigen Gräser sind, welche einen besonders guten, dichten, frischen, niedrigen Rasen geben und daher für die „Lawns", freien Grasplätze, ausserordentlich gesucht sind.

Auch der „Obstzucht" wendet man in Grossbritannien speciell aber in den südlichen und südwestlichen Grafschaften Englands viel Sorgfalt zu. — Wie systematisch und erfolgreich die Engländer auch in dieser Beziehung arbeiten, sieht man

wieder einmal so recht im „Kalkot-Garten“ bei Reading; die hier angebauten Haselnüsse liefern bei der steigenden Nachfrage ihrem Besitzer nicht nur einen ausserordentlichen Ertrag, sondern zeigen ebenfalls, dass der Obstbau, wenn er sachgemäss betrieben wird, weit mehr Gewinn einbringt als der Anbau jeder andern Kulturpflanze. Auf einem englischen Acre Landes befinden sich in diesem Garten 640 Haselsträucher in der Weise, dass zwei Reihen von ihnen mit einer Reihe Fruchtbäume abwechseln. Jeder dieser 640 Haselsträucher hat in sieben Jahren durchschnittlich 6 Ernten gegeben, wobei die geringste Einnahme von einem Strauche 1 S., daher von einem vollen Acre 32 £. in einem Jahre betrug. Doch erzielte man nicht selten von einem Strauch das Zehnfache, d. i. 10 S., also von einem Acre 320 £. Diese Nüsse des Kalkot-Gartens werden in Kisten von 100 Pfund auf den Markt gebracht, wo sie rasch ihre Käufer finden. — Alle diejenigen in früheren Jahren aus England nach Deutschland importirten Haselnusssträuche, die man hier, wie z. B. die „FrizzledFilbert“, noch immer kultivirt und für gut erklärt, sind jenseits des Kanals kaum mehr zu sehen und durch weit bessere Sorten ersetzt worden. Durch richtigen Schnitt kann man nach englischer Methode die Fruchtbarkeit der Haselnusssträucher bedeutend erhöhen, indem man die langen glatten Ruthen zurückschneidet, und zwar die starken bis zur Hälfte, die schwachen auf ein Drittel ihrer Länge. Dadurch werden die unteren Augen zum Austreiben gezwungen doch darf man die Seitenzweige nicht beschneiden.

Hoch entwickelt ist in Grossbritannien sowie in Irland ebenfalls die Viehzucht, und die Viehbestände sind, wie wir aus nachfolgender Tabelle ersehen, sehr bedeutend:

	England u. Wales		Schottland		Irland		Vereinigt. Königreich.	
	1883	1884	1883	1884	1883	1884	1883	1884
Pferde	1,222.398	1,226.574	188.198	187.803	478.912	480.846	1,898.745	1,904.515
Rinder	4,868.462	5,132.537	1,094.317	1,136.604	4,076.021	4,112.267	10,097.943	10,422.762
Schafe	18,175.910	19,085.081	6,892.361	6,983.293	3,219.098	3,243.572	28,347.560	29,376.787
Schweine	2,461.159	2,424.831	156.598	159.560	1,351.990	1,306.195	3,986.427	3,906.205

Es kommen daher beiläufig auf 1000 Einwohner in Irland 783, in Schottland 286, in England und Wales 180 Stück Rindvieh.

Bei der besonderen Vorliebe der Engländer für „Pferde" wurde natürlich der Zucht dieser Thiere seit jeher eine eminente Sorgfalt zugewendet. Hauptsächlich geschah dies aber in England, wo man die Pferdezucht bereits seit der Regierungszeit der Königin Elisabeth in grossartiger Weise betrieb. — In den Gebirgen findet man einen ganz anderen Pferdeschlag als in der Ebene, so sind z. B. die schottischen Highland-Ponies kleine, kurzbeinige, zottige, dickmäulige Schimmel; noch winzigere Pferdchen giebt es auf der Insel Rathlin, diese Thiere sind eben so klein, wie die auf den schottischen Inseln oder auf der Insel Gothland, besitzen aber sehr viel Ausdauer, ein vortreffliches Temperament und werden im Handel gut bezahlt. — Eben so rationell wie die Pferdezucht betreibt man in Grossbritannien und Irland die „Rindviehzucht." Unter den von der Kunst nicht veränderten Viehracen gehören die „Westhighlands" zu den ältesten; sie besitzen die ausgesuchtesten Eigenschaften, und wenn sie von der mageren und morastigen Weide in Argyleshire zu den fetten Wiesen der Lowlands hernieder steigen, dann geben sie die schönsten Rostbeafs von ganz England! — Doch ist das schottische Rindvieh im allgemeinen sehr klein und man findet darunter zuweilen auch hörnerlose Thiere, ja das sogenannte schottische „Black cattle", schwarze Vieh (so nennt man nämlich das gewöhnliche Rindvieh in den Hochlanden), ist sogar noch kleiner als das walesische Rindvieh, welches schon merklich kleiner ist als das englische Ebenenvieh. Ueberhaupt werden die Thiere gegen Norden zu immer winziger und die in den nördlichsten Gegenden Schottlands sowie auf den Orkney- und Shettland-Inseln vorkommenden sind die kleinsten in ganz Grossbritannien. Klein, zierlich und hübsch, dabei schwarz und weiss gefleckt ist auch das

Rindvieh in den Gebirgsgegenden Irlands. — Trotz der grossen Rindviehbestände im Vereinigten Königreiche und der Vortrefflichkeit der Thiere, die nicht allein gewaltige Arbeitskraft besitzen, sondern auch vorzügliches Fleisch, reichhaltige Milch und sehr guten, äusserst haltbaren und nahrhaften Käse liefern, wird weder der Bedarf an letzterem Produkt, noch an Butter und Fleisch gedeckt. — Die bedeutendsten Quantitäten Butter, Käse, Speck, Schinken und Fleisch werden in „Cork“ koncentrirt, weil sich die grössten „Dairies“, Schweizereien, Irlands in der Umgebung befinden und „Kerry“ sowie einige andere Viehzuchttreibende Gegenden nicht weit entfernt sind. — In Schottland hingegen ist wieder in dieser Beziehung „Ayrshire“ hervorragend, ja der dortige Käse gilt sogar als der beste im ganzen Lande. Die Landwirthe von Ayrshire sehen ganz besonders darauf in ihren Schweizereien, lauter Kühe zu haben, welche eine und dieselbe Milch geben, d. h. solche von demselben Geschmacke, von derselben Fettigkeit, Farbe und Qualität, weil ihrer Anschauung nach die verschiedenartige Milch weder eine gute Butter noch einen guten Käse giebt. — Alljährlich senden die Thäler und Hügel der Highlands die Rinder, welche sie für die Märkte von England aufziehen. über den Norden Englands und die südlichen Ebenen Schottlands aus. Am beliebtesten sind hier die „Galloways“ und „Argyles“, welche die besten Varietäten des schottischen Hochlands-Viehes sind und sich auf den fetten Weiden sowie in den guten Stallungen Englands am leichtesten und besten fett machen lassen, denn diese mageren Hochländer müssen in England gerade so noch tüchtig gemästet werden, wie die irischen Rinder, mit deren Zustande die Engländer ebenfalls nicht zufrieden sind. — Die Rinder, welche den Trieb, „The drove“, bilden, werden an einem festgesetzten Tage an dem Fusse eines Gebirgszugs, den Ufern eines Sees oder in der Nachbarschaft eines grossen Dorfes u. s. w. versammelt. Auch hat man Hirten, „Herdsmen“, ausgewählt, um die verschiedenen

Partien, in welche der ganze Drove getheilt ist, anzuführen, während über das Ganze eine Art von Hauptanführer „Topsman", gestellt wird. Letzterer leitet alle Bewegungen des Triebes, schliesst alle Geschäfte ab und ist den Eigenthümern der Rinder für den Gewinn verantwortlich. Er giebt die Befehle und die verabredeten Signale, wann die Züge halten oder aufbrechen sollen; er ist immer rührig und geschäftig, reitet auf seinem kleinen Highland-Pony bald an der Spitze aller Züge, bald zum Nachtrab, und seine Untergebenen ziehen ihn bei allen Schwierigkeiten zu Rathe. Auch kennt er die sichersten Wege, selbst in den wildesten Bergpartien, doch wählt er gewöhnlich Nebenwege, da die staubigen und harten öffentlichen Heerstrassen die Hufe des Viehes beschädigen. — Sowohl in Schottland wie in England und Wales giebt es noch immer in den Parks jene ursprünglich „wilde" Rindvieh-Race, die Grossbritanniens Wälder vor Cäsars Zeiten erfüllte! Sie unterscheiden sich von der jetzt zahmen Viehrace durch milchgraue Farbe, schwarze Ohren, schwarzes Maul, lange Beine und aufwärts stehende Hörner. Diese Thiere sind so sehr an die wilde Freiheit, die man ihnen in den Parks gestattet, gewöhnt, dass man sie in Stallungen nicht halten kann.

Grossbritannien betrieb schon im Mittelalter mit Vorliebe und in bedeutendem Umfange die „Schafzucht", doch wird gegenwärtig, bei der gewaltigen Produktion ausgezeichneter Wolle in den Kolonien, häufig mehr auf die Erzeugung von gutem Fleische der Schwerpunkt gelegt. Den grössten Schafbestand hat Irland mit 783 auf 1000 Einwohner; in England und Wales kommen hingegen nur 180, in Schottland 286 Schafe auf diese Bevölkerungsziffer. — In Schottland hat die Einführung der Schafzucht in Mitte des 18. Jahrhunderts sehr viel zum Siege des Englischen beigetragen. Früher lebten nämlich überall in den Glens der Berge viele kleine Hüttenbewohner zerstreut, die mitten zwischen Morast und Fels, wie in Irland ein kleines Aeckerchen Land für ihr Haferbrod bebauten und

ein Fleckchen schlechten Grasbodens mit magerem Vieh beweideten. Seit einigen Decennien hat man aber aus wirthschaftlichen Rücksichten eine Menge dieser entlegenen Glens oft mit Gewalt von ihren Bewohnern gereinigt, „cleared.“ Ehemals, beim Bestehen der Clans schätzte man nämlich den Reichthum eines Herrn nach seinen Trabanten „Followers“, „Retainers“, und selbst der kleinste Hüttenbewohner, der sich nur ernähren konnte, war seinem Herrn werthvoll; als die Clans aber aufgelöst wurden, mussten sich die Herren nach anderen Einnahmen umsehen. Sie schoben also diese kleinen Hüttenbewohner, die ihnen nichts einbrachten und die ihnen auch mit ihrer Person nicht mehr dienen konnten, auf die Seite, vertrieben sie von ihren elenden kleinen Farms und verwandelten diese und die benachbarten, von dem Rindvieh der kleinen „Cottiers“ wenig oder schlecht benutzten kleinen Bergtrakte in Schafweiden. Unterdessen hatte sich aber auch die Industrie in den schottischen Städten sowie der Handel in den Hafenplätzen belebt und selbst in den grösseren Ackerbau-Dörfern war ein verbessertes System der Bewirthschaftung zur Geltung gekommen, so dass alle diese Vertriebenen wieder Arbeit und zum grossen Theile eine bessere Existenz fanden, als sie früher gehabt hatten. — Die schottischen Schafe sind gross und schwarzköpfig; diejenigen der Insel Rathlin, die „Rachries“, erfreuen sich in Irland grosser Berühmtheit, da die dortigen Felsenwiesen ihnen ein vortreffliches Futter liefern. Ueberhaupt sind die meisten der an der schottischen und nördlichen Küste Irlands, bis hinauf zu den Faröer gelegenen kleinen Inseln der Schafzucht ausserordentlich günstig, ja einzelne derselben dienen sogar nur diesem Zwecke und werden „Sheep-Islands“, Schaf-Inseln, genannt. Die frischen grünen Rasenkuppeln dieser kleinen Inseln kontrastiren reizend gegen die schwarzen Basaltsäulen ihrer Spitzen. Auf den „Sheep-Islands‘ finden die Schafe sogar während des Winters im Freien frische Nahrung, während ihnen Höhlen und Basaltsäulen Schutz gegen

die Unbill des Wetters bieten. — Merkwürdig sind die Hunde, „Colly“ genannt, der „Shepherds“, Schäfer Schottlands. Sie haben langes Haar, buschigen Schwanz, spitzes Gesicht, grauliche Farbe und besitzen neben vielen anderen guten Eigenschaften seltene Schlauheit. — Eine eigenthümliche Sitte in Schottland ist das „Theeren“ der Schafe, u. z. thut man dies, damit die Thiere im Winter weniger frieren und um sie vor dem Ungeziefer zu schützen. Die Landleute vermischen zu diesem Zwecke den Theer mit etwas Butter und kochen dieses Gemenge so lange, bis es sich vollkommen vermischt hat, dann nehmen sie die einjährigen Lämmer, denn nur mit diesen macht man die Procedur, und schmieren ihnen diesen Theer dadurch ein, dass sie mit dem Finger vorher einen Streifen auf den Rücken ziehen und in diese Rille eine kleine Portion Theer giessen, die sie tüchtig verreiben, dann machen sie eben solche Streifen auf der Seite und den Beinen, worauf sie die Procedur erneuern. — Der grösste Theil der schottischen Gebirgs-Schafe wird im Winter in die „Lowlands“ hinabgeschickt, wo sie besser überwintern, mehr Futter finden und namentlich auch mit Wurzeln, Rüben und solchen Früchten, die man daselbst zu diesem Zwecke reichlich baut, gefüttert werden. Die übrigen begrasen dagegen auch im Winter die mageren Weiden der Highlands. Die Zeit des Hinabgehens fällt meistens Mitte November; Mitte März werden sie dann wieder in die Gebirge zurückgetrieben.

Da der Schafzucht des Stammlandes durch Australien gewaltige Konkurrenz gemacht wird, so kommt auch die „Ziegenzucht“ etwas mehr in Aufschwung, welche man übrigens in einigen unfruchtbaren Gebirgsgegenden Irlands schon seit alter Zeit betreibt, denn die Macgillicuddy-Reeks in Kerry, das bedeutendste Gebirge Irlands, dessen Spitze 3404 englische Fuss hoch ist, wird hauptsächlich nur von Ziegen und ihren Hirten bewohnt. Es ist sehr kluftreich und seine Felsen steigen bis zu 1500 Fuss empor. Die Höhen all’ dieser Berge sind mit Torfmorast bedeckt und derselbe liegt nicht nur auf den in

grösseren Massen zusammenhängenden Plateaus, sondern auf jedem Vorgebirge, auf jeder schmalen oder breiten Berghöhe, auf jeder Felsenspitze und Steinbank. Die Ziegen bleiben hier in einem halbwilden Zustande Winter und Sommer draussen und die „Herdsmen“, Herdenmänner (auf Irisch „Ersemen“), haben dabei nicht viel zu thun, denn sie weiden sie nicht, wie wo anders die Schafe, sondern wandern nur zuweilen durchs Gebirge und sehen nach ihren Heerden. Nur einmal im Jahre fangen sie die Thiere ein, um diejenigen, welche tauglich sind, abzuschlachten; den anderen geben sie dann wieder die Freiheit. Doch ist die Ausbeute keineswegs sehr gross, da sie von 50 Ziegen, die sie in's Gebirge entlassen, höchstens 40 wieder einfangen, weil die anderen von den Adlern und Füchsen zerrissen werden, krepiren oder sonst auf andere Weise zwischen den Felsen umkommen.

Grossbritannien besitzt auch ausgezeichnete „Schweine-Racen“; der Hauptsitz dieser Zucht befindet sich aber in Irland, wo circa 281 Schweine auf 1000 Einwohner kommen. — Nichts bildet mit diesen zerlumpten, ärmlichen und mageren irischen Menschen einen grösseren Kontrast als das Schwein, welches ihr gewöhnlicher Hausgenosse und Lebensgefährte ist! Dieses Thier begegnet einem dort überall auf Schritt und Tritt, so wohl genährt, so fett, rund und dickbäuchig, wie man es sonst nirgends sieht. Auch giebt es eine Sage bei den Irländern: „dass, als die ersten fremden Eroberer sich der Insel näherten, die Zauberer, Magier und Priester der Eingebornen das ganze Land in ein grosses Schwein verwandelten, um mit dieser Figur die Fremdlinge vom Landen abzuschrecken!“ Jedenfalls scheint diese Sage darauf hin zu deuten, dass das Schwein schon seit sehr alten Zeiten in Irland ein hochgeschätztes Thier war. Auch heut zu Tage noch wird es buchstäblich wie ein Hausgenosse mit den Familienmitgliedern zugleich erzogen, denn wie der Araber sein Pferd, der Grönländer seinen Hund, so hat der Irländer sein Schwein

Er füttert es ebenso gut wie seine Kinder und es lebt im Wohnzimmer entweder frei oder hat dort seinen kleinen Winkel für sich, wie die Kinder. — Paddy theilt mit ihm seine besten Kartoffeln, seine Milch und, wenn er es hat, selbst sein Brod, da er weiss, dass er dies Alles auf indirektem Wege doppelt durch sein Schwein wieder erlangt. Auf diesem Thiere beruht auch gewöhnlich der beste Theil seiner Hoffnung, denn es befreit ihn von seiner grössten Last und Plage, der Rente. „The hog pays the rent", oder wie die Irländer sprechen „The rint", (das Schwein bezahlt die Rente) ist eine alte irische Redensart, die täglich hundert Mal wiederholt wird!

Unter allen europäischen Ländern besitzt Grossbritannien und Irland das geringste Waldareal, da die früher sehr ausgedehnten Forsten im Laufe der Zeit zum grössten Theile ausgerodet wurden. Daher ist auch die Holzproduktion nur gering, obgleich sehr viele Bäume auf den Feldern und Wiesen sowie längs der Wege angepflanzt sind. — Am wenigsten Wald hat Irland, während in England die westlichen und südlichen Grafschaften im grossen Ganzen besser beholzt sind als die östlichen und nördlichen. — Schottlands grösste Wälder liegen in den Grafschaften Perth, Aberdeen, Ross und Inverness. Die „Lärche" ist hier, wie überhaupt in ganz Schottland, der meist verbreitete Baum, doch wuchs sie nicht seit altersher in diesem Lande, sondern wurde erst im Jahre 1737 aus Tyrol, u. z. aus dem „Etschthal" importirt, wie überhaupt die meisten Bäume Schottlands von auswärts eingeführt wurden, denn einheimische gab es ursprünglich nur sehr wenige. — In Irland sind die Thäler, Bergkuppen und Felswände in den Glens der Ostküste mit schönem und natürlichem Holzwuchse bedeckt; man sieht hier Stechpalmen, Haselnussstauden, Eschen, Eichen und Weissdornbäume von besonderer Grösse. Doch giebt es auch wieder Gegenden, in denen der ehemalige Baum- und Wälderreichthum bis zu wenigen Hagedornbüschen herabgesunken ist, denn von all' den Ländern

Europa's, die im Verlaufe des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte durch eine schlechte Waldwirthschaft holzarm gemacht wurden, nimmt Irland mit den ersten Rang ein. Gerade so wie in England und Schottland hat man aber in den letzten Decennien auch in Irland angefangen, neue Waldungen wieder anzupflanzen, u. z. wurde hier ebenfalls auf die „Lärche" ein ganz besonderes Augenmerk gerichtet. — Ausserordentlich gepriesen wegen ihrer schönen Belaubung sind in Irland das Thal „Avoca", sowie die von Flüssen durchzogenen Thäler des Wicklow'schen Gebirgslandes; herrliche Eichen und Buchen, dicht mit Epheu umrankt, vereinen sich hier zu den schönsten Gruppen. — Die irische Eiche hat einen ganz eigenthümlichen Bau, den man nicht überall wiederfindet und der sie vor der englischen auszeichnet; denn ihre Zweige sind weniger gewunden und knorrig, gehen auch nicht so breit aus einander, und es liegt überhaupt mehr Länge als Breite in ihr. Ebenso besitzt ihr hartes Holz eine bedeutend grössere Dauerhaftigkeit, daher verfertigt man aus demselben viele Schnitzarbeiten für englische Gebäude. — Der Schmuck aller Eichen des Thales von Avoca, sowie all' der Glens der Grafschaften Wicklow, ist aber der rankende „Epheu" und es giebt fast keinen Baum in dieser Gegend, der nicht damit auf das Malerischste umschlungen wäre.

Besondere Pflege erfahren die Waldbestände in den einzig in ihrer Art dastehenden „englischen Parks", denn jeder Castle-, Cottage- oder House-Besitzer strebt danach, so viel wie möglich ein guter Schüler Ruisdaels oder Hobbemas zu sein und Baumgruppen in Wirklichkeit so zu schaffen, wie sie diese auf der Leinwand dargestellt haben. Dabei beobachten aber die Engländer das höchst lobenswerthe Princip, der Natur nur in sofern möglichst nachzuhelfen, als es nicht gesehen wird. Die meisten Bäume im Parke werden gepflanzt und vom Gärtner gepflegt, und doch scheint es, als hätte sie

die Natur absichtslos und geschmackvoll hie und da zufällig verstreut. Viele Bäume sind wie Orangenbäume zugestutzt und andere, wie z. B. Stechpalmen, werden in pyramidaler Form wie Cypressen gezogen. Die Hauptblumen des Gartens sind meistens Rosen, von denen es eine herrliche Fülle giebt, die man aber gewöhnlich baumartig, wie das überhaupt in ganz Grossbritannien Sitte ist, kultivirt. Die schönsten und meisten Rosen werden in der Regel aus Frankreich, die Astern und Levkojen aus Deutschland und die Zwiebelblumen aus Holland durch die Londoner „Nurserymen", Handelsgärtner, importirt. — Die verschiedenen Haidearten bringt man in den Parks nicht nur zu einer erstaunlichen Entwicklung, sondern säumt auch damit die Hauptwege des Gartens ein, welche nicht wie wo anders mit Schotter gefüllt, sondern mit einem äusserst kurzen sammtartigen Rasen überzogen sind, denn die Briten lieben in ihren Gärten ganz besonders einen weichen Boden zum Spazierengehen. Daher haben sie auch die schönen Rasenplätze bereitet, auf denen das Gras so kurz und dicht gehalten wird, das ses fast der Wolle eines Brüsseler Teppichs gleicht! — Während in anderen Ländern die Rasenplätze meist als verbotenes Terrain gelten, sind sie in den englischen Gärten gewöhnlich mit Spaziergängern bedeckt und alle Steinwege bleiben leer; nur wenn das Gras zu nass ist, benutzt man die letzteren. Wo anders rottet man auch in den Grandwegen das Gras aus, in den englischen lässt man es hingegen häufig wachsen und pflegt es sorgfältig. — Wundervoll nehmen sich in diesen Parks die Tannen aus, bei denen die unteren Zweige immer schön erhalten sind und mit grossem Reichthume an Nadeln und Zweigen auf den Rasen herabfallen; die Pyramide der Tanne ist auf diese Weise vollständig, und die ganze Baumgestalt scheint sich gewissermassen aus dem Rasen zu erheben. — Ausser den vielen Arbutus, Holly-Gebüschen und Cypressen, sowie noch einer Menge anderer Bäume und Gebüsche, bildet auch das Immergrün, „Evergreen",

von dem man über 36 Gattungen nebst unzähligen Species kultivirt, einen ganz besonderen Hauptreiz der englischen Parks. — Das „Glen“, die wilde Partie, in einem englischen Parke ist der Gegensatz zum Garten; ein Theil derselben, welcher schöne Wiesen enthält, wird den Rehen zugewiesen, während auf den anderen Grasflächen prachtvolles Vieh weidet. In einer dritten Abtheilung hausen die Kaninchen, welche ebenfalls selten in einem englischen Parke fehlen. Auf dem Spiegel der Seen schwimmen zwischen den graciösen, langsamen und zahmen Schwänen wilde Enten, Bekassinen und andere Wasservögel. Gegenüber dem Glen liegt die Kulturseite, nämlich das hübsche Wohnhaus mit seinen „Pleasure grounds“, Vergnügungsplätzen, während sich weiterhin nebeneinander der Obst-, Gemüse- und Blumengarten anschliesst, von denen letzterer die schönste Blumenfülle auf verschiedenen Terrassen entfaltet und sich bis hart an den See hinanzieht, wobei er durch seine bunten Farben zu dem einfachen Grün der Gegenseite einen reizenden Kontrast bildet.

Sehr fördernd auf die Entwicklung der Landwirthschaft wirken im Vereinigten Königreiche 108 „Landes- und Centralvereine“, sowie 38 andere Vereine, also im Ganzen 146 „Horticultural- and Agricultural Societies“, die mit ihren Filialen das ganze Reich überspannen. Eine der hervorragendsten darunter ist die „Highland- and Agricultural Society of Scottland“, Hochland- und Ackerbaugesellschaft von Schottland, an deren Spitze die ersten Edelleute und besten Landwirthe stehen. — Ueberdies wirken noch ausserordentlich fördernd die grossen „Seedsmen and Nurserymen“, Saathändler und Baumschulenbesitzer in Schottland. Sie haben bedeutende Pflanzengärten, in denen sie eine Menge verschiedener Gewächse kultiviren, um mit den Sprösslingen und Sämereien Handel zu treiben. Auch besitzen sie in der Stadt umfangreiche Etablissements, worin nicht nur ihre Produkte en detail und en gros verkauft werden, sondern wo sie auch ein permanentes

Ackerbau-Museum unterhalten, in welchem den Landwirthen Proben von allen Produkten der Gärten, der Aecker und des Waldes, sowie Modelle von sämmtlichen zum Ackerbau nöthigen Geräthschaften und den darin gemachten neuesten Verbesserungen und Erfindungen nicht nur zur Schau, sondern auch zum Ankauf vorliegen. Sie bieten darin eine wirklich ganz erstaunliche Mannigfaltigkeit! Zuerst sieht man hier Proben von all' den verschiedenen Arten des ackerbaren Bodens des Landes, u. z. von der Haide und dem Torfmoor der Berge bis zu den fetten und schweren Lehmen der Ebene sowie dem Sande der Küsten. Dabei hat man Gelegenheit, den rohen Naturboden mit dem künstlich geschaffenen zu vergleichen, um zu sehen, welche Veränderungen eine längere Bebauung, eine sorgfältigere Austrocknung durch Drains, eine tiefere Bepflügung u. s. w. hervorgebracht haben, und die denkenden Landwirthe versehen diese Museen oft mit ganzen Reihenfolgen der Bodensorten von demselben Felde, um zu zeigen, wie sich dieselben in den verschiedenen Jahren unter verschiedenen Behandlungsweisen darstellten. Wie wichtig eine solche Belehrung für den Pächter oder Grundbesitzer ist, der nicht von Acker zu Acker herumreisen kann, um sich von dem Erfolge gewisser Bearbeitungsweisen durch eigene Anschauung zu überzeugen, liegt auf der Hand! — Ferner findet man in diesen Museen, vortrefflich arrangirt, alle möglichen Düngerarten, besonders aber eine Menge neuer Sorten, welche wenig bekannt sind, und von deren Wirksamkeit sich der Oekonom hier sogleich überzeugen kann, da nicht nur die todten Quantitäten des Düngers daliegen, sondern auch die Resultate kleiner Experimente, die damit gemacht wurden, beigegeben sind. Weiter erblickt man eine grosse Sammlung Ackerbaupflanzen, Gemüse, Obst etc., welche an Vollständigkeit ihres Gleichen sucht. Wo es sich thun liess, sind diese Gewächse lebend in Töpfe gepflanzt und geschmackvoll zur Schau aufgestellt, sonst aber in getrocknetem oder

frischem Zustande ausgelegt. Ueberdies unterhält man eine beständige Ausstellung verschiedener Mehl-, Sago-, Graupen-, Malz- und Käsearten sowie noch einer Menge anderer Industrie-Produkte, die häufig Hand in Hand mit der Landwirthschaft erzeugt werden. Ebenso interessant sind jene Abtheilungen der Sammlungen, welche die verschiedenen Ackerbau-Geräthe und Maschinen, deren Zahl und Mannigfaltigkeit wirklich erstaunlich ist, vor Augen führen. Man findet hier auch zahlreiche Modelle von verschiedenartig konstruirten Drains, sowie eine Menge Werkzeuge, wie Hacken, Spaten, Schaufeln, die bei deren Konstruktion nöthig sind. Sehr gross ist ebenfalls die Kollektion von Pfropfmessern und Garten-Schmied-Instrumenten aller Art, sowie von kleinen zierlichen Messern, Haken an langen Armen, „to take out weeds for Gentlemen walking about with“ (um Unkraut auszustechen, für Herren, die im Garten herum gehen), von zweckmässig eingerichteten Grashacken, um den Rasen der Lawns und der Parks zu reinigen, namentlich aber um den kleinen „Daisies“, Maasliebchen, die Köpfe abzureissen, damit sie die Einfarbigkeit des grünen Teppichs nicht stören. — Weiter sieht man hier noch die verschiedenen Wagen und Karren der Landwirthschaft, und schliesslich die Kleidung, welche der Landmann bei der Arbeit tragen sollte. — Diese Handelsmuseen stehen nicht nur mit allen Theilen des Mutterlandes, sondern mit der ganzen Welt in Verbindung, und alljährlich versenden sie grosse Quantitäten ihrer zahllosen Artikel in die überseeischen Kolonien.

Die Land- und Forstwirthschaft in den Kolonien.

In „Malta“ und „Cypern“ finden wir hauptsächlich nur Obst- und Olivenpflanzungen, doch produzirt ersteres auch jährlich ca. 25.000 metr. Centner Baumwolle, überhaupt steht die Bebauung des Bodens hier auf einer unendlich höheren Stufe der Kultur, als auf Cypern, welches ausserordentlich zurückgeblieben war und seit einer Reihe Jahre überdies noch von den Heuschrecken auf das Furchtbarste verwüstet wurde. — Da diese Thiere sich in einer ganz erstaunlichen Weise vermehren, denn man hat berechnet, dass ein einziges Paar nach fünf Jahren durch mehr als 65.000 lebendiger Nachkommen vertreten wird, so sah sich schon die türkische Regierung veranlasst, diese Landplage zu bekämpfen, welche die Cyprioten an den Bettelstab bringt und sie schliesslich von der Insel hinwegtreiben musste. Man war im Jahre 1878 auch wirklich dahin gelangt, das Uebel merklich zu verringern, hatte es aber später an der nöthigen Wachsamkeit fehlen lassen, so dass das Unheil wieder begonnen hatte. Als dann die Engländer Besitz von der Insel ergriffen, setzten sie die Bemühungen fort und man vernichtete vom Jahre 1879 an cirka 40.000 Kilogramm Heuschreckeneier, ohne jedoch auch dadurch einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen, da 1881 die Insekten zahlreicher denn je waren. Darauf begannen im Jahre 1883 die methodischen Unternehmungen, u. z. ward der verüstete Theil der Insel in Bezirke und Unterabtheilungen eingetheilt und jede Unterabtheilung unter die Obhut eines verantwortlichen Aufsehers gestellt. Man griff nicht nur die Eier sondern auch die jungen Insekten an; man stellte durchbrochene Gitter auf, um sie am Fliegen zu hindern, erfand Fallen und Gräben, in die sie fielen und sich zu Tausenden anhäuften und verwendete zu dieser Jagd mehr als 2000 Arbeiter. Diese umfassenden Bestrebungen wurden denn auch schliesslich mit Erfolg gekrönt, denn man hatte im Jahre 1883 195.000 Millionen

Heuschrecken getödtet. Doch war man auch jetzt noch nicht ganz Herr der Landplage geworden und sah sich gezwungen, die Vertilgung fortzusetzen, welche in neuester Zeit zur Vernichtung weiterer cirka 56.000 Millionen Heuschrecken führte. Auf diese Art gewinnt man alle Jahre an Gebiet und kann hoffen, endlich zur gänzlichen Ausrottung zu gelangen. Der mit der Arbeit beauftragte Ingenieur erklärt, dass die gewonnenen Ergebnisse alle seine Hoffnungen übertroffen haben, und meint, dass die Heuschrecken, welche entkommen sind und dieses Jahr haben Eier legen können, nicht ein Prozent von der Zahl derjenigen betragen, die in dem früheren Feldzuge getödtet wurden, auch hätten die Ernten in den letzten Jahren keinen Schaden mehr genommen. — Zu den wichtigsten Kulturen der Insel Cypern gehört der „Weinbau", welcher die mannigfachsten Sorten liefert, unter denen der weisse „Commendaria", ein angenehmer Wein mit vorzüglicher Blume, als der beste gilt. Die gereiften Commendariatrauben werden nach der Ernte, bevor man sie presst, auf den flachen, schmutzbedeckten Dächern der Häuser ausgebreitet und dort so lange liegen gelassen, bis die Haut anfängt einzuschrumpfen und die Stengel vollständig getrocknet sind. Durch diese rohe Behandlung werden nicht nur viele Trauben beschädigt und gehen in Gährung über, sondern auch der Staub und Schmutz des flachen Daches bleibt an ihnen, mit Fliegen und anderen Insekten gemischt, hängen und macht das Ganze zu einem höchst unsauberen Haufen. — Diese Methode, die Trauben auf die flachen Dächer zu legen, geschieht nur deshalb, weil die Weinberge nicht eingezäunt sind und die Trauben massenweise gestohlen oder von herumlaufenden Kindern, Ziegen, Maulthieren u. s. w. vernichtet werden würden, ehe sie reif genug für die Kelter geworden. — Das Auspressen der Beeren geschieht, indem die Männer mit grossen Stiefeln darauf zuerst herumtreten, dann wird der Saft in Krüge gefüllt, welche 200—400 Liter enthalten. In diesen Krügen vollzieht sich die

Gährung, welche der Eigenthümer nach seiner persönlichen Anschauung regelt; hält er sie für genügend vorgeschritten, so hemmt er sie durch Beifügung von pulverisirtem Gyps. — Um die porösen, weiss glasirten Weinkrüge, in denen der Traubensaft gährt, wasserdicht zu machen, werden sie von innen dick mit Theer angestrichen. Viele Krüge sind hundert oder noch mehr Jahre alt und haben dadurch nicht nur allen Theer verloren, sondern wurden auch wasserdicht, weil sich in den Poren eine Weinsteinkruste gesetzt hat; solche Krüge werden natürlich hoch geschätzt. — In den Wein produzirenden Gebirgsdistrikten Cyperns giebt es keine Strassen, deshalb müssen alle Erzeugnisse des Weinbaues auf dem Rücken der Maulthiere die steilsten und gefährlichsten Bergpfade hinauf und hinab geschleppt werden, doch können diese Thiere in solchen Fällen kaum mehr als 250 Pfd. tragen. Diese grosse Schwierigkeit des Transportes macht es denn auch erklärlich, dass man noch immer nach alter roher Weise den Wein in Ziegenfellschläuchen fortschafft, die auch mit Theer behandelt werden müssen, damit die Trauben nicht verfaulen. In Folge dessen behält der Wein aber nicht nur den unangenehmen Geschmack des Felles, sondern die Beimischung von Theer macht ihn auch für alle diejenigen völlig ungeniessbar, welche denselben nicht gewohnt sind. — Da trotz aller dieser schlechten Behandlung Cyperns Weine immer noch einen sehr bedeutenden Handelsartikel bilden, der nicht wenig zu den Einkünften des Landes beiträgt, so ist das ein eklatanter Beweis, wie vorzüglich sich diese Insel zum Weinbau eignet, und dass durch ein rationelles Verfahren, worauf die Briten jetzt auf das Energischte hinarbeiten, wirklich Ausserordentliches geleistet werden kann. — Uebrigens haben sich die Engländer nicht nur seit neuerer Zeit der Weinbereitung in Cypern angelegentlichst angenommen, sondern auch in „Xeres“ (Süd-Spanien) ruht schon seit Jahren so ziemlich die ganze Weinbereitung in ihren Händen.

Wie bedeutend das englische Geschäft in Xeres ist, beweist, dass der englische Name „Sherry" viel mehr gebraucht wird, als der spanische Name Xeres. — Auch bei einem anderen Südweine, dem „Marsala", steht der Brite Gevatter, denn er kauft vom sicilianischen Winzer die Trauben und bereitet daraus den bekannten Handelswein. Die Bereitung des Marsala-Weines war zwar schon früher bei den sicilianischen Winzern bekannt und geübt, doch merkantile Bedeutung gewann sie erst, als die Engländer Faktoreien auf Sicilien anlegten. Diese machen den Winzern Lieferungskontrakte, gewähren Baarvorschüsse, welche später mit Trauben oder Most zurückgezahlt werden und bestimmen den Zeitpunkt der Lese. Bei einer guten Ernte acceptiren die Faktoreien alles Wachsende, auch über das kontrahirte Quantum hinaus; ist die Ernte dagegen gering, so fordern sie in höchst lobenswerther Weise nicht das festgesetzte Quantum, sondern geben Frist bis zum nächsten Jahre, in welchem das Defizit gedeckt werden kann. Nach der Lese beginnt die Thätigkeit der Faktorei mit der eigentlichen Weinbereitung, wozu man den Most in Fässern von etwa 12 Hektoliter laufen lässt. Sobald der neue Wein probirbar ist, stellt man für jedes einzelne Fass fest, ob es den an Marsala gestellten Anforderungen genügt, und rangirt alles nicht geeignete aus, welches dann der Destillation übergeben wird; hierauf kommen die Frühjahrsabstiche, und da man in englischen Faktoreien mit Pumpen und Schlauchgeschirr zu arbeiten nicht liebt, so wird mit der Hand abgestützt. Nachdem der Wein wiederum abgestochen, geklärt und geschönt ist, setzt man ihm, wo nöthig, noch Alkohol zu. Nach weiterem Lager von 1 1/2—2 Monaten wird nochmals gründlich probirt, um jeder zweifelhaften Waare zu begegnen, dann bringt man den Wein auf kolossale Egalisirfässer und nachdem man abermals, je nach den Anforderungen, Alkohol zugesetzt hat, exportirt man ihn.

„Indien" ist ausgesprochen Agrarland, und von der Be-

völkerung sind 69,952.817 Personen, darunter etwa 19 Millionen Frauen, mit der Landwirthschaft beschäftigt. Der Staat zieht aus den Ländereien ein sehr bedeutendes Einkommen, welches im Jahre 1883 allein an „Landrevenue“ 21,876.067 £, also ungefähr $^1/_3$ der gesammten dortigen Staatseinnahmen, betrug. Doch ist diese indische Landrevenue weniger eine Besteuerung des Landwirthes, sondern mehr die Konsequenz einer Art Miteigenthum des Staates an Grund und Boden, woran die Inder schon seit undenklichen Zeiten gewöhnt sind, da sie demselben alljährlich stets einen gewissen Theil ihrer Ernte abgaben. Die mongolischen Kaiser waren die ersten, welche die Naturalleistung in ein festes Abgabensystem brachten, das der Centralregierung zu zahlen war. — Die Mohamedaner hatten Steuerkollektoren eingeführt und unter britischer Herrschaft wurde dieses ganze System modifizirt und je nach den verschiedenen Provinzen auch wieder anders geregelt. So schuf man 1793 in Bengalen dadurch einen festen Besitzstand, dass man „Revenue-Collectors“ zu Grossgrundbesitzern machte, welche für die Bodensteuer aufkommen mussten. — In Madras besteht das „Ryotwari-System“, nach welchem der Staat nach bestimmten Prinzipien nur denjenigen besteuert, der das kultivirte Land okkupirt. Einen derartigen Modus nennt man „Settlement“; es besteht aus einer Untersuchung des gesammten bebauten Landes, einer Abschätzung der Produktion und genauen Feststellung des dem Staate gehörenden Areals. — Bombay hat eine ähnliche Besteuerungsart wie Madras, die aber nicht so allgemein über die ganze Provinz verbreitet ist, auch gilt das „Settlement“ nur für 30 Jahre, nach dieser Zeit wird es wieder revidirt. — In den nordwestlichen Provinzen, dem Punjab und den Centralprovinzen bildet das „Dorf“ und nicht das Lehngut oder Feld das Steuerobjekt, d. h. die Besteuerung lastet auf den Eigenthümern des Dorfes, gleichgiltig, ob sie nach englischem Sinne „Landlords“ oder bäuerliche Besitzer mit getrennten Rechten,

oder eine Dorfkommunion sind. Bei diesem Modus werden alle Rechte über das Gemeindeland auf das genaueste protokollirt, auch bleibt das getroffene Abkommen nur immer 30 Jahre in Kraft. — Die „Talukdars“ oder lokalen Potentaten und Besitzer grosser Areale haben hier fast grössere Macht, als die „Zemindars“ in Bengalen. — In Assam und Britisch-Birma gilt ebenfalls ein, wenn auch viel einfacheres, „Ryotwari-System“ mit sehr niedriger Einschätzung, denn in beiden Provinzen ist die landwirthschaftliche Kultur noch sehr weit zurück. — Bei den alle 30 Jahre stattfindenden Revisionen sind nur von der Regierung vorgenommene Verbesserungen oder ein allgemeiner Preiswechsel Ursache der Besteuerungserhöhung, niemals aber die von den „Ryots“, Lehnsmänner, selbst vorgenommenen Verbesserungen; auch ist der Besitz dauernd, vorausgesetzt, dass der Ryot die Steuer bezahlt. Die wichtige Frage der gänzlichen Landablösung durch eine einmalige Abschlagszahlung an die Krone wurde in den letzten Jahren von der indischen Regierung wieder vielfach erörtert, denn man hatte schon lange für die Ablösung plaidirt, um dadurch die Ansiedlung europäischer Kolonisten zu fördern, aber man ist schliesslich doch wieder zu dem Resultate gelangt, dass ein solches Gesetz wenig nützen würde, weil eine derartige Kapitalsanlage bei den herrschenden Verhältnissen keine Vortheile zu bringen vermag. —

Indien zeigt in Bezug auf die Beschaffenheit seines Bodens und Klima's ungeheure Kontraste, denn z. B. die Fruchtebenen am Ganges sind wieder ganz anders, als die Wüsten am Indus, die Gebirgswildnisse des Himalaya oder die Plateaulandschaften des Dekhan. — In den angebauten Gegenden Hindostans gedeihen je nach dem Grade der Bodenerhebung europäische Getreidearten und feine Obstsorten neben Baumwolle, Zucker, Kaffee, Indigo und anderen tropischen Kulturpflanzen, während der Reis, das verbreitetste Nahrungsmittel Ostindiens, vorherrschend in allen niederen Gegenden zum An-

bau gelangt. — Im Gegensatze zu den Niederungen verliert die Vegetation ihr tropisches Gepräge, je höher man in die Gebirge steigt. Die Kokospalme hört schon bei 300—500 Meter, die Banane bei 1000 Meter auf, dagegen finden sich dichte, hochstämmige, meist immergrüne Waldungen. — Von den wichtigsten Agrar-Rohprodukten wurden im Jahre 1883/1884 aus Indien exportirt: Baumwolle für 14,361.321, Opium für 11,294.460, Sämereien für 10,090.198, Weizen für 8,879.831, Reis für 8,363.280, Indigo für 4,640.990, Jute für 4,592.635, Thee für 4,083.880, Kaffee für 1,438.863, Zucker für 943.218, Wolle für 755.840, Seide und Kokons für 637.611 £. — Der eigentlichen Brodfruchtkultur hatte man bis in neuerer Zeit in Indien nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und die ganze Thätigkeit konzentrirte sich hauptsächlich auf den Anbau von Reis. Noch in den sechziger Jahren wurde indischer Weizen nur in geringer Quantität und auch nur nach den Küsten des persischen Golfes, den Straits Settlements, Ceylon, Mauritius und anderen nahe gelegenen Ländern exportirt. Seit dem Jahre 1873 wird derselbe aber in rasch steigenden Mengen auf die britischen Märkte gebracht, und nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit kann kein Zweifel mehr obwalten, dass Ostindien regelmässig mit Weizen auf den Weltmärkten auftreten wird. Die im Jahre 1873 erfolgte Aufhebung des früher bestandenen Getreide-Ausfuhrzolles, die Aneiferung der Produktion durch die Kolonialregierung, die Entwicklung des Verkehrswesens im Innern und die Herabsetzung der Seefrachten haben hauptsächlich diesen rapiden Aufschwung bewirkt. — Gegenwärtig ist Ostindien im Stande, 30—35 Millionen Quarters, d. i. 87—101 Millionen Hektoliter Weizen, also ebenso viel wie die Vereinigten Staaten von Amerika jährlich zu produziren, auch hat die mit Weizen angebaute Fläche gleiche Grösse, und das Erträgniss von 13 Bushel per Acre stimmt überein, dazu kommt aber noch der ungeheure Vortheil für Indien, dass die dortigen Arbeitslöhne um vieles

niedriger sind, wodurch es mit seinen Brodfrüchten sehr günstig auf den europäischen Märkten zu konkurriren vermag. — Von den cirka 85—90 Millionen Hektolitern der durchschnittlichen jährlichen Weizenernte Indiens kann bei dem geringen eigenen Bedarfe der Bevölkerung, auch ohne wesentliche Ausdehnung des Weizenbaues, das Doppelte der gegenwärtigen normalen Ausfuhrmenge, die 13 Millionen Hektoliter (20 Million. Cwts.) beträgt, in den Ausfuhrhandel gebracht werden. — Die nachfolgenden Handelsausweise zeigen uns jedoch, dass der indische Weizenexport in den Jahren 1872—1882 immer sehr beträchtlichen Schwankungen ausgesetzt war:

Weizen-Ausfuhr

im Jahre	engl. Centr.	Werth £
1872/73	394.010	167.690
1873/74	1,755.954	827.606
1874/75	1,069.076	491.451
1875/76	2,498.185	906.331
1276/77	5,583.336	1,957.640
1877/78	6,340.150	2,856.990
1878/79	1,044.709	513.778
1879/80	2,195.550	840.300
1880/81	7,444.375	3,277.941
1881/82	19,863.520	8,604.081
1882/83	14,151.765	6,071.317

Die Ursache dieser bedeutenden Sprünge in den Exportmengen des abgelaufenen Decenniums liegt nach britischen Berichten ausschliesslich in den Konkurrenzverhältnissen zwischen Ostindien und Nordamerika, indem der amerikanische Weizen in guten Erntejahren billiger nach Liverpool gelangt, als der ostindische, weil sich die Transportkosten viel günstiger gestalten. Man braucht daher nur noch in Ostindien die Transportmittel zu verbessern und die Frachtsätze zu reduziren, um auch diesen Uebelstand zu heben.

Der „Reis" dient in Indien nicht nur vorherrschend zur Ernährung der breiten Volksmasse anstatt der Brodfrüchte, sondern er bildet auch einen ausserordentlich wichtigen Ausfuhr-Artikel! Nach einem zur Zeit der Hungersnoth 1873/74 aufgestellten und seither wiederholt bewährten Erfahrungssatze müsste ganz Britisch Indien in denjenigen Jahren, in welchen seine Bevölkerung, einschliesslich der Vasallen-Staaten, sich selbst versorgen soll, mindestens 1200—1300 Millionen Centner Reis liefern. Zwar ist diese Ziffer zu hoch gegriffen, da auch die anderen Cerealien, besonders Hirse, Weizen, Roggen, Gerste sowie Hülsenfrüchte und Kartoffeln immer ausgedehnter kultivirt werden und die Reisnahrung ersetzen, aber sie giebt einen beiläufigen Anhaltspunkt zur Beurtheilung der grossen Ausdehnung des Reisbaues, der so enorm ist, dass nach drei auf einander folgenden günstigen Erntejahren der Export desselben in der jüngsten Zeit einen Umfang genommen hat, wie nie vorher! Daher hat auch die Anhäufung der Vorräthe an den europäischen Plätzen zu einer sehr bedeutenden Preis-Erniedrigung geführt, wie wir aus dieser Tabelle ersehen:

Reis-Export aus Indien:

Jahre	Englische Centner	Werth in Mill. £
1873—74	19,805.184	5·465
1874—75	16,940.642	4·673
1875—76	20,090.348	5·241
1876—77	19,548.741	5·742
1877—78	18,211.388	6·889
1878—79	20,633.672	8·815
1879—80	21,908.750	8·342
1880—81	26,769.344	8·972
1881—82	28,519.422	8·750
1882—83	31,031.287	8·440

Der „Baumwolle-Bau" Indiens betrug:

Im Jahre	Bestellte Fläche in Acres	Mittlerer Ertrag per Acre £.	Gesammt-Ernte engl. Ctr.
1874/75	11,581.835	111	4,862.456
1875/76	11,848.769	65	4,970.851
1876/77	9,650.994	70	4,399.657
1877/78	9,055.630	57	3,777.868
1878/79	10,163.835	60	4,160.810
1879/80	10,707.649	58	5,033,004
1880/81	11,188.787	60	5,103.969

wovon an Rohwaare exportirt wurde:

Im Jahre	Englische Ctr.	Werth in Mill. Rupien
1874/75	5,600.086	152·6
1875/76	5,009.788	132·8
1876/77	4,557.914	117·5
1877/78	3,459.077	93·8
1878/79	2,966.570	79·1
1879/80	3,948.476	111·4
1880/81	4,541.539	132·4
1881/82	5,657.453	149·4
1882/83	6,168.630	160·5

Von diesen Ausfuhrmengen verschiffte man im Jahre 1883 ungefähr die Hälfte nach England, während das Uebrige nach Italien, Oesterreich, Frankreich, Deutschland und anderen Staaten befördert wurde.

Die im grossen Ganzen sehr bedeutende Fruchtbarkeit Indiens wird jedoch leider häufig durch Missernten beeinträchtigt, die dann, wie im Jahre 1878, eine furchtbare Hungersnoth herauf beschwören, welche Millionen Menschen dahinrafft. Es kann dies um so weniger Wunder nehmen, da schon im gewöhnlichen Leben, nach den Angaben des Direktors der britisch-indischen Statistik, alljährlich 40 Mill. Menschen in diesem Reiche durch das Leben gehen, ohne sich satt essen zu können, und überhaupt das Gros der indischen Bevölkerung ein blutarmes Ackerbau-Proletariat ist, trotz aller

Genügsamkeit der Inder, denn in Orissa lebt eine Bauernamilie von 6 Personen nach dortigen Anschauungen in „guten Verhältnissen", z. B. wenn sie nur monatlich 16 Schillinge für ihre Ernährung auszugeben vermag. — Die „Balgaum", „indische Akrot" oder indische Wallnuss der Anglo-Indier, wird im westlichen Indien kultivirt, ihre Heimath sind jedoch die Molukken und die Inseln des südlichen Stillen Oceans; sie erreicht eine Höhe von 30—40 Fuss und wird wegen ihrer Nüsse auch vielfach in Tropenländern gezogen. Die Blätter sind 4—8 Zoll lang, gestielt, ohne Afterblättchen, entweder oval zugespitzt und ungetheilt oder drei- bis vierlappig und wie alle jungen Theile von einem weissen sternigen Flaumhaar bedeckt; die kleinen weissen Blüthen stehen in Büscheln, männliche und weibliche zusammen, an den Axen der Zweige, u. z. die ersteren zahlreicher als die letzteren. Die Frucht ist zweizellig, fleischig, rundlich, wenn reif von Olivenfarbe, im grössten Durchmesser etwa 2 1/2 Zoll. Jede Zelle enthält eine eiförmige, etwas abgeplattete Nuss mit sehr harter und dicker Schale; der gleichförmig wie die Nuss gestaltete Kern ist weiss und ölig. — Die getrockneten, auf ein Rohr gesteckten Kerne dienen den polynesischen Insulanern als Substitut der Kerzen, in Neu-Georgien als Nahrungsmittel, da sie wie Wallnüsse schmecken; gepresst geben sie ein reines schmackhaftes Oel, das den Malern als ein trocknendes Oel dient und als „Country walnut oil" und „Artist's oil" bekannt ist. Auf Ceylon wird es „Kekune-Oel", auf den Sandwich-Inseln, wo es als Mordant für vegetabilische Farben Verwendung findet, „Kakin-Oel" genannt; man producirt davon jährlich allein auf diesen Inseln ungefähr 10.000 Gallonen, auch gelangt es in beträchtlichen Mengen nach England, wo es per Imperialtonne mit 20 £ bezahlt wird. — Der rückständige Oelkuchen ist nicht nur ein geschätztes Futter für Rinder, sondern wird auch als Dünger angewendet. — Die Wurzel des Baumes liefert eine braune

Farbe, mit welcher die Sandwich-Insulaner ihre heimischen Gewänder färben.

Eigenartig ist die „Dschungel", Jungles, so nennt man nämlich in Indien die zahlreichen an dem Fusse der Gebirge sich hinziehenden Ebenen, deren Boden aus Schwemmland und dem Grus, Kies, Sand und Trümmer-Gestein der Gebirge besteht, welche durch die Tag-Wasser und Quellenläufe hinuntergespült wurden. Hier hat meist das Wasser noch keinen regelmässigen Ablauf gefunden, bildet daher zum Theil sehr ausgedehnte sumpfige Stellen, auf welchen sich durch das Zusammenwirken tropischer Hitze und Feuchtigkeit ein wuchernder Pflanzenwuchs entfaltet. — Von der ungeheuren Ueppigkeit des Pflanzenlebens in dieser Dschungel vermag man sich kaum einen Begriff zu machen. Vor allem finden wir hier die Gräser in einer unbeschreiblichen Fülle und Mannigfaltigkeit, von der Binse und dem Schilf bis zum gewaltigen Bambus und dem eigenthümlich gewundenen „Rotang", spanischem Rohr; zu ihnen gesellen sich die herrlichsten Palmen, Eichen, Magnolien, Schraubenbäume etc., die in Mitte von Rosen, Lorbeeren, feigenartigen Gewächsen, den verschiedensten, schön blühenden Konvolvulus-Arten und einer Menge immer grüner, theils dorniger, stachliger oder glatter Sträucher emporragen, welche in ihrer Gesammtheit ein für den Fussgänger beinahe undurchdringliches Dickicht bilden. In dem Dunkel desselben hausen Wildschweine, Rehe, Büffel, Buckel-Ochsen, Tiger, Leoparden, Nashorne, Elephanten, Krokodile u. s. w. während auf den weit zerstreut stehenden, hochstämmigen Bäumen der weisse und bunte Pfau, sowie verschiedene Fasanen und Waldhühner sich aufhalten, Eichhörnchen umherklettern und grosse Fledermäuse in ganzen Klumpen beisammen hängen, die Abenddämmerung erwartend, um auf die hier vorkommenden Milliarden Insekten Jagd zu machen. Durch das dickere Röhricht huschen aber Gazellen und Antilopen,

verfolgt vom Schakal. Im sporadisch vorkommenden Waldesdickicht vermischt sich das Geschrei der verschiedenen kleineren und grösseren Affenarten mit dem der zahllosen Papageien, Loris, Kakadus, Kurukus, Malcohas, Sporn-Kukuks, sowie zahlloser anderer Vögel vom herrlichsten Gefieder, und am Boden kriechen die verschiedensten Schildkröten, Eidechsen, Frösche, Kröten und Schlangenarten, verfolgt von der behenden, schlanken Manguste (Schleichkatze), welche die giftigen Reptilien massenhaft vertilgt, sowie von den schlangenfressenden Adlern, Geiern und Riesenstörchen, die auch noch alles Aas und alle thierischen Ueberreste aufzehren. Den Sumpf und angrenzenden Rasen beleben aber zahllose springende Land-Blutegel und die Gebüsche erfüllen Schaaren von Bremsen und Stechfliegen. — Obwohl die Dschungel den Bewohnern der unabsehbaren, baumlosen Ebenen Indiens das erforderliche Brennmaterial liefert, so werden sie doch wegen ihrer anderen vielen Nachtheile auf Andrängen der Regierung in neuerer Zeit immer mehr trocken gelegt und kultivirt, wodurch das übervölkerte Reich neue ausgedehnte fruchtbare Acker-Ländereien erhält.

Auf allen britisch „asiatischen" und „oceanischen Inseln" finden wir die ausgesprochenste Tropenkultur, welche aber leider von den Natives noch immer im höchsten Grade primitiv ausgebeutet wird, trotzdem die dort angelegten europäischen Faktoreien im grossen Ganzen sehr rationell arbeiten und sich alle erdenkliche Mühe geben, die Eingebornen landwirthschaftlich auf eine höhere Stufe zu heben. — In „Singapore" wird besonders der „Pfeffer" in den ausgedehnten Plantagen kultivirt und stark ausgeführt. Man zieht den Pfefferstrauch, ähnlich wie die Weinrebe in Deutschland, an Stangen empor und hält ihn niedrig, während er in der Freiheit 10 Met. hoch emporklettert. Die in unreifem Zustande geernteten Früchte werden dann entweder in der Sonne getrocknet oder unter grossen, essenähnlichen Dächern bei mächtigen Feuern

gedörrt. — Der „Kaffe", welcher nur innerhalb der Tropen u. z. in Gegenden gedeiht, deren mittlere Jahrestemperatur 20—22° Cel. beträgt und in denen im Winter das Thermometer nicht unter 12° Cel. sinkt, wird ausser in Ost-Indien ebenfalls in einigen Gegenden dieser beregten Inseln auf den Plantagen mit sehr günstigem Erfolge gebaut, u. z. stehen die Bäume in gleicher Entfernung von einander auf regelmässigen und gleich grossen Vierecken; auch sucht man sie durch Ausbrechen des Mittelschosses so ziemlich in einer Höhe zu halten, damit sie einen niederen buschigen Wuchs behalten, wodurch die Ernte erleichtert wird. Zur Vermehrung kommen Setzlinge in Anwendung, die man aus dem Samen einer dicht beschatteten Pflanzenschule gewinnt. — Den reichsten Ertrag geben die Bäume im Alter von 5—10 Jahren, denn sie treiben dann jährlich während 8 Monaten beständig Blüthen und sind fast das ganze Jahr mit mehr oder weniger reifen Früchten bedeckt. Doch werden nur 2 Haupternten gehalten, nämlich eine im Mai und Juni, die andere im November und December, wobei dann die noch nicht ganz reifen Beeren von den Plantagenarbeitern sorgsam gepflückt und in flachen Körben gesammelt werden. Anfangs sind die länglichen, kirschenähnlichen Beeren grün, dann werden sie weiss und zur Zeit der nahenden Reife roth; jede derselben enthält, eingebettet im weichen Fruchtfleische, 2 Samenkörner, die sogenannten Kaffeebohnen, welche noch von einer dünnen, pergamentartigen Haut umschlossen sind. — Die gesammelten Früchte werden zuerst auf besonders dazu eingerichteten Tennen ausgebreitet und häufig gewendet, bis sie in 3—4 Tagen an der Sonne eingetrocknet sind. Eintretendes Regenwetter wirkt hierbei natürlich sehr ungünstig, denn es erzeugt eine Gährung der Beeren und macht die Bohnen gelblich während diese bei normaler Trocknung durch die Sonne hellgraugrün, wie mit einem silbernen Häutchen umgeben, aussehen, und in diesem Zustande selbstredend auch besser

bezahlt werden. Besondere Walzmühlen bringen nun das eingetrocknete Fleisch der Beeren, welches die Natives daran lassen, zum Abspringen, und nachdem die Bohnen schliesslich noch durch Rotationsmaschinen polirt werden, gelangen sie zum Export. — Der Segen der Eingebornen und ihre Haupteinnahmequelle ist aber die „Kokospalme!" Man verschiffte die ungeöffnete Nuss oder vertauschte bei den Eingebornen das Oel gegen europäische Waaren, welches man dann von den oceanischen Inseln in Fässern nach Australien brachte, wobei aber oft ein starker Oelverlust eintrat, weil es in die Poren der Fässer drang und diese leck machte; auch war das Verladen der ungeöffneten, mit grossem Hohlraume versehenen Nüsse recht unvortheilhaft. Um all' diesen beregten Uebelständen abzuhelfen, kam das „Haus Godeffroy" auf die ausserordentlich praktische Idee, von den Eingebornen nicht mehr das Oel, sondern den zerschnittenen und getrockneten Kern der Nüsse einzutauschen, welchen man „Kopra" nennt, wodurch denselben auch noch ein Theil der Arbeit abgenommen wurde. Das Oel bleibt in Folge dessen im Fleische, kann in einem Kulturlande durch geeignete Pressen in weit grösserer Quantität gewonnen werden, und man vermag die Ueberreste der ausgepressten Kerne als Oelkuchen zu einem vortrefflichen Viehfutter zu verwerthen; überdies ersparte man bei der Verschickung der Kopra auch die bisherige kostspielige Verpackung. Dieser Fortschritt gab dem Südseehandel einen erheblichen Aufschwung, denn man konnte nunmehr direkt nach Europa exportiren, hatte also Rückladung für Schiffe, welche europäische Tauschwaaren hinausbrachten. Der Gewinn war derartig, dass er dazu aufforderte, das Geschäft auf breiterer Grundlage zu etabliren; es lohnte auch jetzt, Land anzukaufen, und ausgedehnte Kokospflanzungen anzulegen, was wieder zur Folge hatte, dass man mit Vortheil auf den Plantagen auch andere Handelspflanzen zu kultiviren vermochte. — Als Arbeitskräfte werden

Melanesier oder Mikronesier verwendet, die man kontraktlich anwirbt, weil die Polynesier viel zu arbeitsscheu sind. Auf den Fidjis legte man auch Baumwollpflanzungen mit recht befriedigendem Erfolge an. — Die höchst werthvolle sogenannte Sea-Island-Cotton gedeiht in ausgezeichneter Feinheit, ist im Stande auf dem englischen Markte mit den amerikanischen Marken vollkommen zu konkurriren und wirft beträchtlichen Gewinn ab, denn sowohl Baumwolle wie Kokospalme liefern in der Südsee einen Reinertrag von 30—40 Procent des veranlagten Kapitals. Ferner wurde auf den Fidji- und neuerdings auch auf den Samoa-Inseln neben der Baumwolle mit günstigen Resultaten Zuckerrohr angebaut. — Ebenso finden wir in Viti-Levu an den Ufern des Rewaflusses ausgedehnte Plantagen, die theils der britischen Regierung, theils europäischen Kolonisten gehören, welche hier „Zuckerrohr" und „Baumwolle" ziehen. Die Qualität des ersteren, das Viti's Stapelartikel geworden, ist eine mannigfach verschiedene; an vielen Stellen erreicht es eine Höhe von 8 Meter, an anderen nicht mehr als 5 Meter, in beiden Fällen strotzt es aber von Zuckerstoff.

„Australien" erfreut sich zum grossen Theile einer sehr bedeutenden landwirthschaftlichen Kulturfähigkeit, doch wird es wohl niemals in dieser Beziehung ein Europa oder Nord-Amerika werden, denn es fehlt ihm vor allem das persistente fliessende Wasser; was sind der Murray und Darling gegen die Donau, gegen den Mississippi und Lorenzo, und wie klein erscheinen die Gebirgsbäche der „Blauen Berge" gegen die Gletscherbäche der Alpen. Doch finden wir andererseits fast dieselbe Wasserarmuth wie in Australien in den sehr hoch entwickelten Kulturländern Spanien und Italien, und auch in vielen anderen Beziehungen hält ersteres den Vergleich mit Süd-Europa vollkommen aus, denn sein Boden zeigt überall da, wo er von Natur genügend bewässert ist oder künstlich bewässert werden kann, eine ganz ähnliche intensive Kultur, wie derjenige der spanischen Huerten oder der italienischen

Bergterrassen, ebenso gedeihen auf ihm, ganz ähnlich wie bei jenen, Orangen, Citronen, Oliven, Wein und Getreide vortrefflich. Wie ausserordentlich haben nicht auch die Anlagen von artesischen Brunnen, Wasserreservoiren und Zuleitungskanälen in den verschiedenen Theilen des Landes gewirkt! — In Folge dieser äusserst günstigen Resultate glauben natürlich einige sanguinische Australier, das ganze Land werde sich mit der Zeit selbst dort in einen grossen prächtigen Garten verwandeln lassen, wo es gegenwärtig wüst daliegt. Das sind aber nur süsse Träume, denn so weit lässt sich die widerspenstige Natur des Bodens doch nicht besiegen, und ein guter Theil seiner Sterilität wird den australischen Gebieten immer anhaften bleiben. Aber auch wenn das der Fall ist, und der grösste Theil des Raumes, der westlich von dem sogenannten Ueberland-Telegraphen liegt, in alle Zukunft eine öde Shrub- und Spinifexwüste bleibt, so ist die Kulturfähigkeit des Landes doch noch immer bedeutend genug. — Nimmt man die natürliche anbaufähige Bodenfläche Australiens nur zu 25 Procent der Gesammtfläche an, so beläuft sich dieselbe immer noch auf 2 Millionen □ Kilometer, was bei einer durchschnittlichen Tragfähigkeit von 50 Kulturmenschen per □ Kilom. immerhin ermöglicht, dass Australien 100 Millionen Menschen ernährt. Doch muss eben noch ausserordentlich viel zur Bekämpfung des Sonnenbrandes geschehen, denn wie furchtbar dieser sich geltend macht, das konnte man wieder so recht im Jahre 1884 sehen, denn in Neu-Südwales waren ungeheure Gebiete nichts als eine Wildniss ohne alles Grün, ohne nennenswerthe Wassermengen mit steinharten Feldern und entweder todtem oder dem Verenden nahem Vieh, während die Blätter der Bäume nicht ein Lüftchen regte. Derselbe Zustand herrschte in anderen Landestheilen, auch hier waren Tausende von Quadratmeilen von der Hitze rissig geworden, das trockne braune Gras flog in Staub auf; keine Spur zeigte sich irgendwo von Grün oder von Wasser. — Die

Mittel, zu denen man in dieser furchtbaren Lage griff, trugen bisweilen einen verzweifelten Charakter! Einige Landwirthe versuchten ihr Vieh zu den Küsten oder in die Städte zu schicken, es starb aber unterwegs und die Eigenthümer hatten nicht nur den Verlust der Thiere, sondern auch die Transportkosten zu tragen. Diese doppelte Einbusse verhinderte andere daran, ihrem Beispiele zu folgen, und in Verzweiflung sahen sie ihrem Untergange entgegen. Einer verlor 20.000, ein anderer 50.000, ein dritter 150.000 Schafe, ohne dass er auch nur eins retten konnte. Millionen von Schafen verendeten auf diese Weise und Hunderte, ja Tausende von Ansiedlern, die sich im vorigen Jahre noch einer bedeutenden Wohlhabenheit erfreuten, wurden dadurch vollkommen zu Grunde gerichtet; ja selbst in Sydney war die Dürre so gross, dass die Einwohner in dem Verbrauche des Wassers beschränkt werden mussten. — In „Neu-Süd-Wales" umfassten im Jahre 1883 die für Weidezwecke verpachteten Ländereien 229.320 engl. □ Meilen, während die Pachtgüter eine Ausdehnung von 33,352.998 Acres und das kultivirte Land von 789.082 Acres hatte. Mit Weizen waren bebaut 289.757 Acres, welche 1884 4,345.437 Bushel lieferten; mit Mais 123.634 Acres, mit einem Erträgniss von 4,538.604 Bushel; mit Zuckerrohr im Jahre 1884 7.583 Acres, die 35,220.640 Lbs. Zucker ergaben; auch producirte man im selben Jahre 589.604 Gallonen Wein, denn man kultivirt hier seit ein paar Decennien sehr eifrig und mit grossem Erfolge den Weinstock. — Im Jahre 1884 hatte Neu-Süd-Wales 34 Millionen Schafe, 1,646.753 Rinder, 326.964 Pferde und 189.050 Schweine. — Auf „Neu-Seeland" sind Agrikultur und Viehzucht ebenfalls die wichtigsten Erwerbszweige der Bevölkerung. Die Gesammtausdehnung der okkupirten Farms über einen Acre betrug hier im Jahre 1881 26,845.466; davon waren 10,309.170 Acres Freilehen und 11,638.569 Acres von der Krone gepachtetes Weideland, u. z. vertheilten sich dieselben wie folgt:

	Anzahl der Besitzungen	Freilehen Acres	Pachtland Acres
Ueber 1 bis 10 Acres	7680	19.949	14.774
„ 10 „ 50 „	6498	128.430	68.477
„ 50 „ 100 „	4462	237.768	108.734
„ 100 „ 200 „	5066	520.035	264.984
„ 200 „ 320 „	2453	435.524	107.190
„ 320 „ 640 „	2258	734.565	280.813
„ 640 „ 1000 „	828	462.158	209.963
„ 1000 „ 5000 „	1097	1,698.787	608.620
„ 5000 „ 10.000 „	185	1,048.404	351.429
„ 10.000 „ 20.000 „	169	1,754.822	613.626
„ 20.000 „ 50.000 „	111	2,153.658	1,130.629
„ 50.000 „ 100.000 „	18	831.609	462.134
„ 100.000 Acres	7	283.461	606.107
Total	30.832	10,309.170	4,827.727

Die Gesammtanzahl der kultivirten Acres einschliesslich, gesäetes Gras und 184.198 Acres aufgebrochenes, aber nicht angepflanztes Land, betrug in Neuseeland im Jahre 1884 6,072.949 Acres, von welchen 673.567 Acres mit Getreide, Weizen und Hafer bebaut waren. Die Produktion von Weizen bezifferte sich im selben Jahre auf 9,827.136 und von Hafer auf 9,231.339 Bushel. Der Viehbestand der Kolonie zählte im April 1881 161.736 Pferde, 698.637 Rinder, 12,985.085 Schafe (13,834.075 im Jahre 1883), 200.083 Schweine und 1,563.216 Stück Geflügel! Die grösste Vermehrung an lebenden Hausthieren finden wir aber in den letzten Decennien bei den Schafen, denn 1858 gab es nur 1,523.324; 1861 aber schon 2,761.383; 1864 4,937.273; 1867 8,418.579; 1871 9,700.629 und März 1874 11,704.853. — In „Queensland" ist beinahe die Hälfte des gesammten Areals Wald, da man bisher sehr wenig gethan hatte, um diese Gebiete zu kultiviren, doch waren im Jahre 1883 486.763 engl. □ Meilen oder 311,528.320 Acres

in 9243 verpachtete „Squatting-runs", Weideflächen, eingetheilt, die 238.057 £ Pachtgelder einbrachten. Der Viehbestand dieser Kolonie belief sich 1883 auf 236.154 Pferde, 4,246.141 Rinder, 11,507.475 Schafe und 51.009 Schweine, während das gesammte kultivirte Land im selben Jahre 167.476 Acres betrug, von denen 157,243 Acres angebaut waren. Das wichtigste Getreide ist hier Mais, doch kultivirte man in den letzten Jahren auch mit vielem Erfolge Zuckerrohr, womit 1883 47.897 Acres bepflanzt waren, von denen 26.667 Acres 36.767 Tons Zucker im Werthe von 997.029 £ ergaben; im selben Jahre hatte man auch 316 Acres mit Baumwolle bepflanzt, welche 70020 Lbs. reine Baumwolle im Werthe von 2.976 £ lieferten. — In „Süd-Australien" waren von 578,361.600 Acres Gesammtareal Ende des Jahres 1883 10,601.900 Acres verkauft. Das gesammte eingezäunte Land betrug 51,774.450 Acres, wovon 2,754.560 Acres 1883/84 unter Kultur standen, u. z. hatte man 1,846.151 Acres mit Weizen bebaut, während 366.934 Heuland, 5172 Obstgärten, 4280 Weingärten und 453.637 Acres Brachland waren. Diese ergaben 1879/80 14,260.964 Bushels und 1883/84 1,4,649.230 Bushels Weizen; ferner im Jahre 1883 430.520 Gallons Wein, von denen 90.242 Gallons exportirt wurden. — Der Viehbestand bezifferte sich im Jahre 1884 auf 164.360 Pferde, 319.620 Rinder und 6,677.067 Schafe. Vom gesammten Areal wurden 223.092 engl. □Meilen, die in 1.742 „Squatting-runs" eingetheilt waren, als Viehweide verpachtet. — Auf „Tasmania" waren im Jahre 1884 393.993 Acres kultivirt, ferner wurden vom Gesammtareal 4,292.757 Acres von der Krone an Kolonisten, „Settlers", überlassen, während man 1,902.414 Acres als Schaf-Runs verpachtet hatte. — Die hauptsächlichsten Getreidearten sind hier Weizen, Hafer und Gerste, doch finden wir beträchtliche Areale mit Hopfen und Obst angebaut, von welch' letzterem vieles eingemacht exportirt wird. Der Viehbestand betrug am 31. December 1883 26.840 Pferde, 130.525 Rinder, 1,831.069 Schafe und Lämmer, und 55.774 Schweine. — Von dem Gesammt-

areal „Victoria's“ sind cirka 22 Millionen Acres entweder verkauft oder im Verkaufsstadium, vom Reste können nur etwa 8 Millionen Acres gegenwärtig noch für den Ackerbau als verwendbar bezeichnet werden, auch sind 12 Millionen Acres mit Gebirgen und Waldungen erfüllt. Im März 1884 standen 2,215.923 Acres unter Kultur, davon waren 1,104.392 mit Weizen, 188.161 mit Hafer, 46.832 mit Gerste, 40.195 mit Kartoffeln bepflanzt und 302.957 bildeten Heuland. Ferner hatte man noch 286.866 Acres mit Gemüsen und Kunstgewächsen, und 7.326 mit Wein bepflanzt; die Gärten sowie Obstgärten umfassen ein Areal von über 20.000 Acres. Die Weizenproduktion betrug 15,570.245 Bushels oder 14 Bushels per Acre, die des Hafers 4,717.624 oder 25 Bushels per Acre, die der Gerste 1,069.803 oder 23 Bushels auf den Acre; die der Kartoffeln 161.088 Tons oder 4 Tons auf den Acre, und die des Heus 433.143 Tons oder 1 ½ Tons auf den Acre. — In den letzten 10 Jahren hat sich die gesammte kutivirte Fläche mehr als verdoppelt und die des Weizens beinahe verdreifacht. Ende März 1884 gab es in der Kolonie 286.779 Pferde, 1,297.546 Rinder, 10,739.021 Schafe und 233.525 Schweine. — In „West-Australien“ waren 1883 24.768 Acres Weizen-, 5547 Gerste-, 1917 Hafer- und 20.295 Heuland. Ende 1883 betrug hier das gesammte verkaufte Areal 1,719.500 Acres. Auch entdeckte man in diesem Territorium im Jahre 1879 20 Millionen Acres gut bewässertes Land längs den Flussläufen des Nordens und des Nordostens, welche nicht nur als Weiden, sondern auch zum Anbau von Zucker, Kaffee und Reis vorzüglich geeignet sind und bereits soviel wie möglich exploitirt werden.

Wir sehen also, dass Australien trotz der eigenartigen Gestalt seiner Ländermasse sowie anderen vielfach höchst ungünstigen Verhältnissen, doch in seiner landwirthschaftlichen Kultur ganz erstaunliche Fortschritte aufweist. Besonders hat aber Neuseeland, seitdem man es zu einer britischen Kolonie

erklärt und die Maori niedergeworfen wurden, sich kolossal gehoben, denn dort, wo vor 45 Jahren noch schweigsame Wildniss herrschte, dehnen sich nunmehr blühende Gefilde mit behaglichen Gehöften aus. — Im australischen Urwalde, der häufig an Dürftigkeit seines gleichen sucht und kaum so viel Wild und Früchte bringt, um die halb thierischen Eingebornen auf das Armseligste zu ernähren, finden wir doch in wasserreichen Gegenden, besonders am Strande des Paramattaflusses, in Victoria etc., nicht nur eine herrliche Vegetation, sondern auch Rieseneukalypten, die bis zu einer Höhe von 160 Metern aufsteigen und einen Umfang von 26 Metern erreichen, so dass sie zu den gewaltigsten Bäumen der ganzen Erde gehören, doch machen dieselben andererseits wieder häufig einen sehr trostlosen Eindruck, weil man sie ihrer Rinde entblösst, um damit Häuser zu bauen. Ebenso gedeihen vortrefflich eine Art Thuja und Pinie, Mangroven, Mimosen, Myrthen mit stacheligem Blatt, deren Rinde sich papierartig abschält, „Grass-Trees“ mit grossen Blumen, tief grüne Sassafras u. s. w. — Alle Grundkomplexe, selbst die Wiesen, sind fast überall in Australien gerade so wie in Amerika, mit gespaltenem Holze, manchmal aber auch mit rohen Stämmen sorgfältig eingezäunt. — Unter der Weinkultur nehmen die einige Meilen von Melbourne gelegenen „Murray-Hill-Weinberge“, den ersten Rang ein. Der Wein, worunter es auch Tokayersorten giebt, wird hier nach niederösterreichischer Art an Stöcken gezogen, und die von den Weinbergen gebrachten prächtigen Trauben legt man auf ein Drahtnetz, durch welches die Beeren herabfallen, um sie von ihren Stengeln zu befreien, die man als Dünger benutzt. Hierauf gelangen die Beeren in die Weinpresse; den Most bringt man in grosse, oben offene Gährbottiche; der fertige Wein wird dann in grossen Fässern zur Stadt geschafft, wo sich die riesigen Keller des „Mr. Fallon“, die grössten Australiens, stattliche, segmentgewölbte, mit Eisenblech eingedeckte Gebäude befinden.

Ebenso wie im asiatischen und zum Theil auch im australischen Grossbritannien finden wir auch im „süd- und central-amerikanischen“ die ausgesprochenste Tropenkultur mit ihren an Kautschuk, Kampfer und Nutzholz so überaus reichen Urwäldern, und den mit Sago-, Areka- und Kokospalmen, Bananen, Orangen, Tabak, Zucker, Kaffee, Zimmet, Vanille, Ananas, Thee, Reis und Baumwolle so üppig bedeckten Plantagen. Eine jede dieser Kolonien hat ihre besonderen Specialitäten, die es hauptsächlich exportirt, u. z. Jamaika: Zucker, Rum und Kaffee; Honduras: Mahagoni und Cedernholz; Trinidad: Zucker und Kakao; Guyana: Zucker und Reis u. s. w.

Das „Dominion of Canada“ erstreckt sich zwar zwischen demselben Breitengrade mit Sibirien und in seinem äussersten Norden verlegt das Eismeer den Seeschiffen die Zufahrt, aber sonst eignet es sich in mancher Beziehung viel besser für die landwirthschaftliche Kultur als die Vereinigten Staaten und Australien, denn im Innern fehlt es keineswegs an günstigen Grundlagen für eine bedeutende Acker-, Garten-, Forst- und Viehproduktion. Sind auch die „Barren-Grounds“ mit ihrem kühlen Sommer und ihren nackten Gneisfelsen, wie sie sich hauptsächlich in einer breiten Zone ringsum die Hudsonsbai erstrecken, noch unwirthlicher als die norwegischen Fjelde, so sind doch andererseits wieder die weiten Strecken zwischen dem Winipeg und grossem Sklavensee, sowie dem Felsengebirge im hohen Grade bebauungsfähiges Land, auf welchem der Weizen bis zum 60° nördl. Br. gedeiht. Ja man kann sogar bei einer vorsichtigen Schätzung annehmen, dass 40 % der Bodenfläche Kanada's Kulturland werden könnten. Setzt man für diese Fläche die Möglichkeit der mässigen Volksverdichtung eines russischen Ackerbaudistriktes, also etwa 30 pro □ Kilometer voraus, so finden wir, dass Kanada sehr gut einer Bevölkerung von weit über 100 Millionen als Heimstätte zu dienen vermag. — Während die südöstliche

Gegend Kanada's, also das Land am Nordrande der fünf grossen kanadischen Seen und am Lorenzstrome, gegenwärtig unstreitig zu den blühendsten Kolonien Englands gehört, finden wir jedoch bis heute in den übrigen Theilen dieses riesigen Territoriums, u. z. auf der Halbinsel Labrador mit den Küstengegenden am pacifischen Ocean und den Landschaften entlang der Hudsonsbai, noch immer ganz andere Verhältnisse. — Hier hatte sich die „Hudsonsbai-Kompagnie“ schon seit vielen Jahren alle erdenkliche Mühe gegeben, die Ländereien als unfruchtbar und wegen des eisigen Klima's als kaum bewohnbar zu schildern, um so lange wie möglich das Pelzhandelsmonopol zu geniessen, was ihr auch bis in die neuere Zeit vortrefflich gelungen ist, obwohl man ganz gut wusste, dass der felsige, im Osten vorwiegend aus älteren, im Westen aber aus jüngeren geologischen Formationen zusammengesetzte Untergrund des Bodens auf ausgedehnten Gebieten mit lockeren Erdschichten alluvialen und diluvialen Ursprungs überdeckt war, sowie dass in diesen Bodenschichten neben den Gramineen und Steppenblumen der „rollenden Prärie“ auch die stattlichen Stämme der amerikanischen Weisstanne, und in der Nähe der Flussläufe und Seen selbst Pappeln, Erlen, Weiden, Eichen sowie andere Baumarten genügende Nahrung fanden. — Als aber im Jahre 1859 das britische Parlament der Hudsonsbai-Kompagnie die Erneuerung ihrer Privilegien versagte, ja sogar 1869 das ganze ungeheure Gebiet derselben unter das kanadische Kolonialregiment gestellt wurde, und 1873 die russischen „Mennoniten“ in den Steppengebieten des Winnipegsees, längs den Flussläufen, ihre kleinen freundlichen Dörfer bauten, und sich durch ihren eisernen Fleiss die Prairie an vielen Stellen wie mit Zaubermacht in eine fruchtbare Acker- und Gartenfläche verwandelte, da schwanden endlich all' die nachtheiligen Anschauungen und die ganze Welt richtete nunmehr mit grossem Interesse ihr Augenmerk dorthin. Unter den Händen dieser Leute gedieh an den Uferländern des Manitobasees Weizen und Mais

ebenso vorzüglich, wie in den gerühmtesten Gegenden von Minnesota und Wisconsin, und sogar die Baum- und Buschkultur entwickelte sich hier ebenso gut, wie in den Steppen Südrusslands. — Andererseits hatte man auch am unteren Mackenzie, bei dem Fort Good Hope, also unter dem 67°. nördl. Br., versucht, Getreidegräser zu kultiviren, doch war das misslungen, während an allen südlicher gelegenen Punkten des Binnenlandes die Gerste vortrefflich weiter kommt, ja der Mais scheint sogar in den südlichen Hudsonsbai-Territorien weit günstigere Lebensbedingungen zu finden, als in Europa, denn er reift bis zum 53. Grade nördl. Br. Bei Fort Edmonton, am oberen Saskatschewan, 53° 32' nördl. Br., baut man auch noch Weizen mit Vortheil, und die Rinder weiden den ganzen Winter hindurch im Freien. Da aber die Gerste noch unter dem 65.° nördl. Br., nämlich bei Fort Norman am Mackenzie, gute Ernte giebt, so ist es selbstredend, dass Kartoffeln, Rüben und andere Gemüsearten, welche an die Sommerwärme keine so hohen Anforderungen stellen als die Getreidegräser, in noch höheren Breiten gedeihen. — Die Hudsonsbai-Länder legen also bezüglich des Ackerbaues, wie der Viehzucht weit höhere Fruchtbarkeit an den Tag, als man früher geahnt hatte. — Unter derartigen Verhältnissen kann man daher mit Bestimmtheit voraussetzen, dass sich die Ländereien an dem Winipegsee und seinen Zuflüssen, sowie vielleicht auch an dem oberen Mississippi, also einer Fläche von mehr als einer Million □Kilom., unter den Händen fleissiger Kolonisten in eine Getreidegegend ersten Ranges verwandeln wird. Einen weit bescheideneren Ertrag dürften dagegen die Niederungen am Athabasca, am Friedensflusse, am Sklavensee und an dem Mackenziestrome dem Ackerbauer bieten. Im Nordosten aber würde diese zukünftige Agrikulturregion des britischen Nordamerika's, die einen grossen Theil der gegenwärtigen Wald- und Steppenregion umfasst, von einer Zone begrenzt sein, in welcher der Sommer in Folge der schmelzenden

Eismassen der Hudsonsbai zum Getreidebau nicht warm genug ist, und in welcher der granitische Boden nur hie und da von einer dünnen Verwitterungsschicht überzogen ist. Eine ganz ähnliche pflanzenarme und im allgemeinen kulturunfähige Zone würde natürlich auch im Norden der Agrikulturregion liegen, und der Getreidebau im Westen sich nur bis an das Felsengebirge ausdehnen. Doch wäre es möglich, in einzelnen, besonders günstig gestalteten Thälern der drei Randzonen ebenso einige Nutzgewächse zu kultiviren, wie in den nördlichsten Thälern Norwegens; auch wird man hier mit Vortheil Vieh-, besonders Schaf- und Rennthierzucht, betreiben können, denn wie in den südlich vom Athabaskasee gelegenen Prairielandschaften zahlreiche Büffelheerden umherschweifen, so weiden auch noch in den unwirthlichen Gegenden des äussersten Nordens und Nordostens Tausende amerikanische Rennthiere. — Wohl oder übel, früher oder später muss sich also der wilde und halbwilde Pelzthierjäger entschliessen, dem Ackerbauer und Viehzüchter einen beträchtlichen Theil seines bisherigen Jagd-Reviers zu höheren Zwecken einzuräumen, der grösste Theil des gewaltigen Gebiets wird ihm jedoch, so weit menschliche Vorausberechnung reicht, nach wie vor bleiben, denn in diesen Gegenden vermag der Pflug nicht vorzudringen. Der Betrieb des Ackerbaues wird aber an den meisten Punkten dieser Territorien noch weit weniger mühelos sein, als in den Vereinigten Staaten, und in verschiedenen Strichen des Landes werden durch rauheres Klima und Regenmangel auch wahrscheinlich häufigere Missernten eintreten. Schwerlich werden auch in diese Regionen die europäischen Kolonisten so zahlreich zuströmen, wie dies einst nach den Vereinigten Staaten geschah, wodurch die Besiedlung nur sehr langsam vor sich gehen kann.

Vom Gesammt-Areal Kanada's waren im Jahre 1881 45,358.141 Acres, also beiläufig ein Fünfzigstel des gesammten

Areals, in festen Händen, und diese okkupirten Ländereien vermehren sich von Tag zu Tag. 1883 betrug die Kornproduktion 150 Millionen Bushel Hafer, Weizen, Roggen, Gerste, Mais und Hülsenfrüchte. — In demselben Jahre zählte man 3,382.396 Ochsen und Kühe, 3,048.678 Schafe und 1,207.619 Schweine; die Wälder Kanada's lieferten zur selben Zeit 110 Millionen Kubikfuss Nutzholz. — Die Landwirthschaft betreibt man im „Dominion of Canada" im allgemeinen nach denselben Prinzipien wie in den Vereinigten Staaten, d. h. da der jungfräuliche Boden noch kein so rationelles Verfahren erfordert, so wird er, ohne dass man vorher düngt, aufgebrochen und besäet. Erst wenn der Ertrag schwächer wird, pflügt der Farmer etwas tiefer oder säet rothen Klee an, dies ist aber für gewöhnlich erst nach 10—20 Jahren nothwendig, ja es giebt Aecker, die sogar „hundert Jahre" lang erfolgreich mit derselben Frucht angebaut werden, ohne dass es erforderlich ist, ihnen Düngstoff zuzuführen. Andererseits finden wir aber wieder, dass in den Provinzen „Quebeck" und „Ontario" der Ackerbau jetzt ebenso rationell betrieben wird, wie z. B. in Deutschland, doch sind die dort verwendeten Instrumente, trotz ihrer verhältnissmässigen Billigkeit, viel praktischer, einfacher und vor allem schnellarbeitender, als im letzteren Reiche, auch wird vieles ausschliesslich durch Maschinen verrichtet, wozu man in Europa Menschenhände verwendet. — Dieser gegenwärtige hohe Kulturzustand in der Bewirthschaftung entwickelte sich aber keineswegs so schnell, ja, es bedurfte sogar lange Zeit, bis die dortigen Landwirthe sich an ein bestimmtes Bearbeitungssystem gewöhnten und ihre frühere Raubwirthschaft, die übrigens noch immer in manchen Gegenden des Dominion üblich ist, aufgaben. — In „Manitoba" nimmt man sich jedoch das erste Jahr nicht einmal die Zeit zu pflügen oder zu eggen, sondern man reinigt ganz einfach den Boden, streut dann Samen darüber und überkratzt diesen ein wenig, so dass er locker in der Erde liegt, trotzdem aber liefert dieser erste

Anbau aber doch schon einen derartig hohen Ertrag, wie er in Deutschland erst nach Jahren erzielt werden kann! — Obwohl es noch immer grosse, höchst fruchtbare unbesiedelte Areale in Kanada giebt, so braucht man doch, um sich eine Farm zu gründen, wenigstens 4000 Mark baares Geld, denn der Ansiedler muss sich das Land kaufen, ein Gehöft erbauen und alle zum Betriebe der Wirthschaft, zum ersten Anbau erforderlichen Dinge, nebst dem allernothwendigsten Vieh beschaffen und auch überdies noch Geld genug haben, um wenigstens 2 Jahre leben und einige Arbeiter bezahlen zu können.

In Manitoba werden durchschnittlich per 1 Acre 26 Bushel Weizen eingeheimst, die dort einen Werth von cirka 1 Dollar per Bushel repräsentiren, während die Unkosten eines Acre's, einschliesslich Saat und Arbeit, ungefähr 10 Dollars betragen. Ausserdem belaufen sich die Transportspesen eines Bushel Weizen nach Europa: Lieferung 1 Bushel Weizen (60 Pfd.) an das Lokaldepot, sammt den Produktionskosten 50 Cts.; Fracht nach Chicago (von Manitoba) 16, Fracht nach New-York 16, Fracht nach Liverpool, oder deutsche Häfen 24 Cts., Lagergeld, Spesen etc. 9.5 Cts.; Summa 1 Dollar 15·5 Cts. Natürlich wird sich dieser Transport um vieles billiger gestalten, wenn einmal die kanadische Pacific Eisenbahn ganz ausgebaut ist. — Betrachten wir die Ertragsfähigkeit eines Acre in Manitoba im Verhältnisse zu einem in den nächst gelegenen Unionsstaaten, so finden wir: Kanadischer Nordwesten (Manitoba) 26, Minnesota 17, Massachusetts 16, Pennsylvania 15, Wisconsin 13, Jowa 10, Ohio 10, Illinois 8 Bushel pro Acre. Daraus ersieht man, wie Kanada alle hauptsächlich Weizen produzirenden Unionsstaaten weit überragt. — Das Gewicht des kanadischen Weizens ist ebenfalls ein höheres pro Bushel als in folgenden Theilen der Vereinigten Staaten: Manitoba 66, Minnesota 65, Wisconsin 60, Ohio 60, Pennsylvania 60, Illinois 58 Pfund (engl.) pro Bushel. Auch Hafer liefert einen erstaunlichen Ertrag. Aus einer Ver-

gleichstabelle, nach Berichten von in Manitoba lebenden Farmern, die im kanadischen Ackerbauministerium zusammengestellt wurden, geht hervor, dass 70 Bushel pro Acre keineswegs zu den Seltenheiten gehören, ja selbst 100 und mehr Bushel wurden von einzelnen Landleuten erzielt. Durchschnittlich kann man aber 57 Bushel per Acre annehmen, was im Vergleich zu den Vereinigten Staaten folgendes Resultat ergiebt: Kanadischer Nordwesten 57 Bushel pro Acre, Minnesota 37, Jowa 28 und Ohio 23. Ziemlich gleich bleibt sich auch das Erträgniss bei der Gerste, deren Qualität vorzüglich genannt werden kann; das Durchschnittserträgniss eines Acre's beziffert sich auf 41 Bushel, das ergiebt wieder im Vergleich mit den Vereinigten Staaten: Kanadischer Nordwesten 41 Bushel pro Acre, Minnesota 25, Jowa 22, Wisconsin 20, Ohio 19, Indiana 19, Illinois 17. — Erbsen liefern einen Ertrag von 38 1/2 Bushel pro Acre, und Roggen ca. 40 Bushel im Gewichte von 60 Pfd. — Nach dem Weizen ist jedoch das Hauptprodukt des kanadischen Nordwestens die Kartoffel, deren Güte überall anerkannt wird; es giebt manche darunter, die ein Gewicht von 3—5 Pfund haben und dabei doch noch immer mehlig sind, denn nicht nur der Boden, sondern auch das Klima befördern ausserordentlich das Gedeihen derselben; pro Acre erntet man durchschnittlich 318 Bushel à 60 Pfund. — Ausserdem gedeihen in Manitoba nebst Preisselbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren, auch Pflaumen, Haselnüsse, Trauben, Melonen, Tomaten und Kürbisse vorzüglich im Freien. — Ebenso ist der Obstbau in Ontario und in einem Theile von Quebeck im steten Aufblühen, und feines Tafelobst wird dort in beträchtlichen Quantitäten gezogen, hingegen ist diese Kultur in Manitoba noch stark in der Kindheit, woran allerdings die klimatischen Verhältnisse zum Theile schuld sind, doch hat man in neuerer Zeit einige vorzügliche Apfelsorten mit gutem Erfolge aus dem Osten eingeführt, die man aber auch im

Winter vor Kälte schützen muss. — Flachs und Hanf wachsen recht gut in Manitoba, man hatte aber längere Zeit diese Kultur vollkommen vernachlässigt, weil man keinen rechten Absatz für diese Produkte hatte und es auch nicht verstand, dieselben vortheilhaft zu verarbeiten, und erst seitdem die Mennoniten in's Land gekommen sind, ist auch in dieser Beziehung ein bedeutender Aufschwung eingetreten, so dass in nicht allzuferner Zeit Flachs und Hanf zu den Hauptstapelartikeln Kanada's gehören werden. Ferner erfreut sich die Runkelrübe seit einigen Jahren einer besonderen Berücksichtigung von Seiten der dortigen Farmer, und wenn dieselbe gegenwärtig noch nicht in dem wünschenswerthen Masse angebaut wurde, so ist daran einzig und allein nur der geringe Sinn der Bewohner für industrielle Unternehmungen schuld.

Die „Viehzucht" des Dominion of Canada war vor 20 Jahren nur auf den eigenen Bedarf beschränkt, der übrigens verhältnissmässig sehr gering genannt werden konnte, da Feldfrüchte die Hauptnahrung der Bevölkerung bildeten, aber seit Anfang der 60er Jahre erkannte man endlich die Vortheile einer rationellen Viehzucht und heut zu Tage ist sie nicht nur im beständigen Aufblühen begriffen, sondern ernährt schon eine beträchtliche Anzahl Menschen und ihre Produkte werden von Jahr zu Jahr immer mehr nach England, sowie anderen Ländern exportirt. — Im Nordwesten ist noch auf viele Jahre genug natürliches Weideland vorhanden, hier wird das Hausvieh auf der Prairie gehalten, wo es die ausgiebigste Nahrung findet, denn das Prairiegras wächst hier in solcher Menge, dass es noch mehr zum Feuern als zum Füttern dient, und nur wenige Farmer sich veranlasst sehen, Klee anzupflanzen. In den östlichen Provinzen hingegen ist es anders, hier wird, wie in Europa, Weideland kultivirt, und hier blüht jene hoch entwickelte Viehzucht, die Kanada einen so bedeutenden Export ermöglicht. — Ontario und Quebeck vermögen schon einen beträchtlichen Milch- und

Zuchtviehbestand aufzuweisen, u. z. findet man in diesen Gegenden hauptsächlich englische neben heimischen und Kreuzungsracen; am meisten verbreitet ist die Shorthornrace, dann kommen die Herfordshire-, Ayreshire- und Gallowayracen. Die kanadischen Mastochsen erfreuen sich des besten Rufes sowohl in der Union, wie in England; auch haben die Züchter ihr Hauptaugenmerk auf junge Bullen gerichtet und schrecken keineswegs vor dem Import der theuersten Thiere zurück, um ihren Stamm mit frischem Blute zu versehen. Daher können sie auch stets gute, junge Stiere in jeder beliebigen Anzahl nach der Union, besonders aber nach Chicago ausführen. — Die Fleischthiere nehmen ihren Weg hingegen meistens nach England, wo man sie in der Regel nach dem Gewichte verkauft, während nur Prachtexemplare, die nach Old-England als Kreuzungsthiere gehen, nach dem höchsten Angebote abgesetzt werden und manchmal ganz enorme Preise erzielen; so bezahlte man z. B. vor nicht langer Zeit für einen dreijährigen kanadischen Bullen in Liverpool gleich bei der Landung das hübsche Sümmchen von 3600 £! — Natürlich ist auch die Nähe Chicago's mit seinem kolossalen Ochsenfleischverbrauche zur Bereitung des überall bekannten „Corned Beef" u. s. w. für Ontario und später wohl auch für Manitoba vom günstigsten Einflusse. — Bei der Viehzucht verzinst sich in Kanada das Kapital mit 30—40%, während bei der Landwirthschaft 10 bis 20% erzielt werden. — Junge Ansiedler benützen die Ochsen vor der Mastung zum Zuge und bezahlen für ein Paar derartiger Thiere gewöhnlich 120—150 Dollars, während ein gutes Ackerpferd fast immer 350—500 Dollars kostet; überhaupt ist ein gutes Pferd in Kanada viel theurer als in der Union, und die kleinen kanadischen Pferdchen sind wohl tüchtige Schnellläufer, aber untauglich zur schweren Arbeit. — Die „Schafzucht" und „Wollproduktion" Kanada's hebt sich von Jahr zu Jahr und wenn auch keine so kolossalen Heerden, wie in Australien oder Europa gehalten werden, so

gehören dieselben doch den Southdown-, Cotswold-, Oxford- und anderen vorzüglichen Racen an. — Ein gutes Schaf kostet 7—8 Dollars, und ein langwolliges Thier liefert 6—7 Pfund gewaschene Wolle. — Die „Schweinezucht" wird viel intensiver betrieben, als der Export von lebendem Borstenvieh, der gegenwärtig noch sehr unbedeutend ist, denn überall auf den Farmen und Wiesen, im Sumpf und auf der Prairie, findet man Schweine, die meistens sich vollkommen selbst überlassen sind, da man sie auch im Winter kaum einstallt. Natürlich erreichen sie durch diese eigene Ernährung nicht denselben Mästungsgrad, als wenn sie künstlich aufgefüttert werden. Daher sind auch die Preise bedeutend niederer, als wo anders, und man kann ein sehr gutes Schwein für ca. 10 Dollars, ein Ferkel für 2—3 Dollars kaufen. — Die „Geflügelzucht" Kanada's geniesst einen sehr guten Ruf weit über die Union hinaus. Fast ausschliesslich finden wir auf den Farmen Kanada's Prachtexemplare der besten englischen Racen doch werden Gänse und Enten weniger zahlreich gehalten, auch sind erstere lange nicht so schmackhaft als z. B. die böhmischen. Hingegen bilden die kanadischen „Truthühner" einen Hauptexportartikel nach der Union, besonders in der zweiten Hälfte des November, denn dann giebt es in den Vereinigten Staaten wohl kaum eine Familie, die nicht am letzten Donnerstage, dem „Thanksgiving-day", Danksagungstage, ihre „Turkey" Mittags auf der Tafel hätte. — Auch der „Eierexport" ist enorm, da bereits im Jahre 1878 47 Millionen Stück im Werthe von 1/2 Million Dollars ausgeführt wurden. — Die „Milchwirthschaft" hat, seitdem der kanadische Käse den ersten Preis auf der Newyorker Ausstellung 1879 erhielt, einen ganz kolossalen Aufschwung genommen, und gegenwärtig beträgt allein die Ausfuhr an Butter und Käse cirka 8 Millionen Dollars. Molkereien befinden sich hauptsächlich in Ontario, das überhaupt fast durchweg Musterwirthschaften besitzt. Hier treffen wir Kühler von 300—400 Ltr.

am häufigsten und die Käsefabriken wuchsen in kürzester Zeit wie Pilze aus dem Boden, während die Molken mit Erbswurst und Kleie vermengt, von den Schweinezüchtern als ein vorzügliches Mastmittel benützt wird.

In der „Kapkolonie" standen im Jahre 1883 56,582.710 Acres in Benützung und 26,580.987 Acres waren verkauft. Unter Kultur befanden sich 1875 nur 580.000 Acres, wobei Weizen, Hafer, Mais, Roggen und Gerste die Hauptanbaufrüchte bildeten. — Die Weingärten hatten eine Ausdehnung von 18.000 Acres und lieferten 4,484.665 Gallonen Wein. — Ausserdem gab es Ende des Jahres 1875 in der Kolonie 1,111.713 Stück Rinder, 10,976.663 Schafe und 3,065.202 Ziegen. — Die Schaf-Farmen haben oft die enorme Ausdehnung von 3.000—15.000 Acres und darüber, während die Ackerbau-Farmen meistens klein sind, auch gehören den „Graziers", Viehzüchtern, gewöhnlich die von ihnen zu Weidezwecken benützten Ländereien. — Nach dem Census des Jahres 1883 gab es in der Kap-Kolonie im Ganzen 16.166 Farmen mit zusammen 83,900.000 Acres, von diesen wurden 10.766 mit 60 Millionen Acres Land auf „Erbzins" gehalten. — In „Natal" sind von dem Gesammtareal 2 Millionen Acres ausschliesslich für die Kaffern-Ansiedlung bestimmt, 8 Millionen Acres waren von Europäern besiedelt und 2 Millionen Acres Kronländereien verblieben im Jahre 1883 noch unveräussert. Von dem Gesammtareal hatten die europäischen Ansiedler im Jahre 1880 80.991 Acres bebaut, u. z. bestanden die Hauptanpflanzungen aus Zucker, grossen Quantitäten Mais, Weizen, Hafer, sowie anderen Cerealien und Futtergräsern. Diese Kolonisten besassen 1882 einen Viehbestand von 160.453 Rindern, 78.848 Angora-Ziegen, 428.535 Schafen und 18.395 Pferden.

Während die unmittelbare Umgebung der Kapstadt, begünstigt durch ihre geographische Lage Jahr ein, Jahr aus einem tropischen Paradiese gleicht, das köstlich duftende Blumen und Obstgärten erfüllen, sieht es im Innern der Kapkolonie

und Natals in all' denjenigen Gegenden, welche nicht an Gewässern liegen, viel ungünstiger aus, denn es herrscht 6—8 Monate Dürre in Folge der stechenden Sonne und des gänzlichen Regenmangels. Dann erst ziehen sich furchtbare Gewitter zusammen, und vom Westwinde gepeitscht stürzt der Regen wolkenbruchartig hernieder, wobei er häufig dem Landwirthe bedeutenden Schaden verursacht. Diese Regenperiode dauert vom December bis April, doch vergehen manchmal Wochen, ja Monate, bis weiterer Regen nachfolgt, auch fallen starke Winterregen nur nach einem gewitterreichen Sommer. — Die Folgen der ersten Regen erkennt man in dem sogenannten „Opslag", einem kurzen saftigen Frühgrase; die kahlen kaum mit einer griffeldicken Humuskruste bedeckten Ländereien, auf der das Auge vorher kein Grashälmchen entdecken konnte, verwandeln sich dann nach wenigen Tagen in einen bunten Teppich. Folgt innerhalb 14 Tagen aber kein weiterer Regen, dann verwelkt alles wieder sehr schnell. Jedenfalls ist es aber erstaunlich, wie grau gebrannte Stoppeln, deren zarte Wurzeln fast ganz vom Erdreich entblösst sind, nach starken Güssen sich jedes Jahr wieder verjüngen und neue Grasbüschel emportreiben. — Zu den nahrhaftesten Gräsern gehören die „Foa" und „!ga"; aber auch saure wie „*/ kuru*" und strohähnliche, bilden noch ein gutes Viehfutter. Kraftlos ist hingegen „*// gari*" und die Quecke, „*/ gari*". Nirgends findet man aber Moos, Pilze und Schwämme, jedoch kommen Zwiebelgewächse nächst den Gräsern am häufigsten vor, ihre dicken Blätter liegen strahlenförmig auf dem Boden und aus ihrer Mitte schiessen Tulpen und lilienartige Blüthenstengel empor, unter denen die ziegelfarbene Aloe und weisse Calla am meisten hervortreten, während ihnen die essbare kleine Zwiebel „!han" an Massenhaftigkeit nicht gleich kommt. — Auf sterilem Boden gedeihen auch allerlei Arten von Euphorbien und Cacteen, deren ersteren die Ricinusstaude angehört. Giftigen Saft enthalten die sogenannten „Melk-

bosschen" und der hellgrüne „*/ gi-tama-// o*"; hingegen finden wir Bärenklau, Disteln, Weberkarden u. d. gl. meistens nur seewärts in grosser Anzahl. — In der Nähe des Meeres gedeiht auch ein harzhaltiges, wohlriechendes Gewächs, das man unter dem Namen „Bisxu" in den Handel bringt. — Auf den Feldern wachsen aber Melonen, „Tsamab", bittere und süsse, die für Menschen und Thiere als Nahrung und Trank gleich werthvoll sind; ferner wilde Gurken sowie allerlei den Bataten ähnliche essbare Wurzeln und Knollen. Auch werden an den Flussufern Tabak, Melonen und Kürbisse gebaut und in Gärten, die sich bewässern lassen, gedeihen die meisten europäischen Gemüse; ebenso ist die Kultur des Feigenbaumes und Weinstockes, der Granaten, Pfirsiche, Datteln, Mandeln u. dgl. recht lohnend.

Wälder findet man aber fast nirgends, doch ist Niederholz und Gebüsch in mehr wie 40 Arten vertreten. Als wilder Obstbaum kann nur die „*/ gowes*", wilder Feigenbaum, gelten andere tragen essbare Steinfrüchte, die den Beeren des Weissdorns ähnlich sind, doch füllen diese nur den Magen, wenn man die Steine mitschluckt. Ein anderer Strauch bringt Schoten, deren Kerne im Nothfalle die Kaffeebohnen ersetzen müssen, die „*/ koutabes*" liefert Medicin für Augenkrankheiten, und aus Brackbüschen wird Asche zur Seifenbereitung gebrannt; ohne diese Brackbüsche wäre überhaupt die Viehzucht im Lande kaum möglich, denn sie ersetzen das so nöthige Salz. Auf kalksteinhaltigem Boden steht der Dornstrauch „*// khanu*" mit feingefiederten, erbsengrossen, gelben Blüthen; ihm verwandt sind die rothen und weissen Hakjesdörner, „!noë, wacht een beetje". Der Geruch des „*/ huni*" in seiner Blüthe ist ein höchst widerlicher, und einen eigenthümlichen Wuchs hat die Baumlilie, die wir meistens an hohen Bergwänden finden; sie hat eine braune, glänzend glatte Rinde, hinter der ein loses, faseriges Harz steckt, so dass sie im grünen Zustande brennt und dem Schmiede zum Erhitzen geschweisster Wagenreife

dient. — All' dies Gehölz, soweit es ohne einheitlichen Stamm am Boden in die Breite wächst, ist dem Sprachgebrauch der Einwohner gemäss ein Femininum; zu den Maskulinis gehören der stämmige „*// yanab*", die Giraffen-Akazie, deren Stamm und Aeste eine rauhe Rinde haben, hinter welcher sich gelbes Holz und ein kupferbraunes, steinhartes Harz befindet, doch hat das Holz, besonders wenn es nasss wird, einen scharfen Geruch. Der Baum liefert, obwohl die meist kurzen Stämme selten gerade sind, ein treffliches Bauholz und aus seinen Wurzeln verfertigen die Eingebornen Waffen; seine Schoten gleichen einer zerschnittenen Hammelsniere, die zarte Blätterkrone bietet aber wenig Schatten. Ihm verwandt ist der „*// khub*", die Dorn-Akazie, welche nur auf angeschwemmtem Uferboden wächst, während erstere nur auf Sanddünen mit Untergrund gedeiht; ihr Geäst ist weniger massig; auch steht es als Nutzholz dem „*// yanab*" nach, wird leicht krumm und vom Wurme angefressen. Aus der angebohrten Rinde fliesst das Gummi, welches von armen und hungrigen Menschen gegessen wird, auch schält man oft die Rinde junger Bäume ab, um sie als Gerbstoffe zu verwenden oder aus dem Bast Seile zu drehen, wodurch natürlich eine Menge Stämme zu Grunde gehen. — Nebst diesen beiden wichtigsten Baumarten giebt es noch „Tsawib", Schwarzebenholzbaum, der fast nur in krüppelhafter Gestalt vorkommt, aber selbst im Hochsommer stets grün ist; ferner der „# *arob*", welcher dem Stellmacher gutes Nutzholz liefert; der „Arub" und „Gorodab", aus denen Ess- und Trinkgeräthe geschnitzt werden; und der graue „Daweb", eine Art Cypresse, die als Reiserbesen dient.

Das eingeborne „Rindvieh" dieser Kolonien ist hochbeiniger und vierschrötiger, wie die deutschen Racen, und die langen Hörner stehen einen Meter weit auseinander. Zwei- und dreijährige Ochsen dressirt man für das Joch, welches sie auf dem Nacken tragen, während eine Stroppe unter der

Kehlhaut die 2 Scheite, welche oben im Joche stecken und am Kopfe rechts und links herabstehen, verbindet. Das hornlose oder schlapphornige Rind wird auch als Reit- und Tragthier abgerichtet. — Die Kühe liefern sehr wenig Milch, weil das Weidefeld nur 3 Monate grün ist und das Kalb ein Jahr hindurch vor jedem Melken sich erst halb satt trinkt. — Das ganze Rindvieh, mit Ausnahme der zarten Kälber sucht sein Futter Jahr aus, Jahr ein im Felde und kommt nur zu Werft und Wasser, um den Durst zu löschen oder die Milch los zu werden. — Der Viehbestand könnte viel grösser sein, wenn nicht die Seuche so furchtbar unter den Thieren grassiren würde, welche so ansteckend wirkt, dass sie gesunde Rinder augenblicklich erfasst, wenn sie Fluren durchstreifen, die von kranken schon beweidet waren. — Die afrikanischen „Ziegen" haben lange Schlappohren und werfen alljährlich zweimal mehrere Lämmer, von denen aber nur die kräftigsten am Leben gelassen werden. — Das kurzhaarige, einheimische „Schaf" ist schöner als die importirten, besonders gut sehen aber die fünfjährigen Hammel mit glänzend weissen Haaren, statt Wolle, und dem bis auf den Boden herabhängenden Fettschwanze aus. Die Spitze dieses Schwanzes giebt ausgebraten ein klares brennbares Oel, daher bezahlt man für solch' einen Fettschwanz in Kapstadt cirka ½ £., also ebensoviel wie im Inneren für das ganze Schaf. — Die Lieblingsnahrung all' dieser Ziegen und Schafe sind die zarten Blättchen der Akazien und Mimosen. — Das „Pferd", welches ursprünglich in diesen Kolonien nicht heimisch war, soll aus Südamerika in die Kapkolonie importirt und dessen Dauerhaftigkeit durch Kreuzung mit echten Arabern und englischen Racen herbeigeführt sein; es dient fast nur zum Reiten und trägt unbeschlagen die gewandten Eingebornen tagelang über Felsboden, durch tiefen Sand und wildes Gestrüpp, ohne dass es je ein Körnchen Hafer bekommt; doch trotz der ausserordentlichen Zähigkeit droht diesen vortrefflichen Thieren jedes Jahr vom Januar bis Mai der Tod, wenn sie nicht

zeitig auf hohes Gebirgsland oder besser an den kühlen Seestrand auf Weide gesandt werden. Die Ursache dieser Krankheit soll der nach gefallenem Regen auf dem Grase liegende Thau sein, denn die Erfahrung hat gezeigt, dass Pferde, welche eine Stunde nach Sonnenaufgang hinausgelassen und vor Untergang wieder eingebracht werden, verschont bleiben. — Als vortrefflicher Schutz der Heerden gelten bei den Eingebornen die Paviane, weil überall, wo sie sich tummeln, Panther und Leoparden fern bleiben; sie nähren sich von Gras und haben auf felsigen Bergwänden sowie höheren Flussufern ihre unzugänglichen Behausungen.

Seit ungefähr zwei Decennien hat man in der Kapkolonie und in Natal auf den Farmen auch die „Straussenzucht“ eingeführt, welche recht lohnend ist, da die Nachfrage nach den Federn dieses Riesenvogels immer grösser wird, während andererseits die wild lebenden Thiere durch die schonungslose Verfolgung der Eingebornen und weissen Jäger fast ausgerottet sind. Gegenwärtig zählt man schon mehrere Dutzend derartige „Straussengehöfte“, auf welchen diese Vögel heerdenweise rationell gezüchtet werden. Ein derartiges Gehöft umfasst gewöhnlich 1200 Acres, die einst als Schafweide gedient haben und wegen Verschlechterung der Grasnarbe aufgegeben werden mussten, was der Straussenzucht gar nichts schadet, weil diese Thiere überall dort noch gedeihen, wo das Schaf nicht mehr existiren kann. Auf einem solchen Areal werden ungefähr 300 Strausse gehalten, von denen jedes Stück, gleichgültig ob alt oder jung, im Durchschnitt 30 £. werth ist. — Jeder Vogel, der zum Rupfen alt genug ist, giebt jährlich zwei Schmuckfeder-Ernten, welche cirka 15 £. per Vogel einbringen. — Die Strausse sind ausserordentlich zähe, harte Thiere, könne grosse Extreme von Hitze und Kälte ertragen für längere Perioden sogar des Wassers entbehren, bedürfen gar kein zartes oder schwer zu beschaffendes Futter, und ver-

mehren sich ziemlich stark. — Da auch der Strauss-Hahn mit brütet, so verlieren diese Vögel Zeit, brüten nicht alle Eier aus, verderben sich dabei die Schmuckfedern und die ausgeschlüpften Straussenküchlein sind dadurch sehr vielen Gefahren ausgesetzt. All' diesen, auf die Straussenzucht äusserst schädigend einwirkenden Uebelständen hat „Mr. Douglas" durch Erfindung einer „Brutmaschine" abgeholfen! — Bemerkt man jetzt, dass sich eine Straussenhenne von der Heerde absondert und irgendwo ein stilles Plätzchen im Gestrüpp aufsucht, um ihre Eier zu legen, so merkt man sich diesen Ort, besucht denselben nach einigen Tagen, verscheucht die Henne vom Gelege, sammelt die Eier und bringt sie nach der Brutmaschine, worauf die Henne sogleich in der Nachbarschaft wieder ein neues Gelege macht. Auch legt man an geeigneten Stellen sogenannte „Nesteier", nämlich ausgeblasene und mit Sand gefüllte Straussenеier nieder, damit die Hennen die übrigen darauf legen. — Die gesammelten Eier werden 6 Wochen in den Schubladen der Brütemaschine untergebracht, welche durch Wasserheizung die zur Ausbrütung erforderliche, sorgfältigst geregelte Hitze erhält, und die Eier müssen hier nicht nur täglich dreimal umgewendet, sondern auch im rechten Augenblicke, geöffnet werden, ferner ist es nothwendige die ausgeschlüpften Thierchen gleich anfangs auf das Sorgfältigste zu pflegen. Später werden dann die letzteren in Heerden oder Trieben von 30—40 Stück gross gezogen, während man diejenigen, welche auf dem Gehöfte überflüssig sind, verkauft, wobei man für ein Junges von 3 Monaten 2—3 £., für ein Halb- bis Einjähriges 5—6 £. und für ein Zweijähriges 10 £. erhält, u. s. w., denn der Werth des Vogels steigert sich von Tag zu Tag. — Rückt die Jahreszeit zum Ausrupfen der Schmuckfedern heran, dann lockt man die Thiere durch ausgestreute Maiskörner in ein Gehege, in welchem sich ein umzäunter Gang befindet, worin sie so dicht stehen, dass sie weder die Schwingen entfalten, noch mit den Beinen ausschlagen

können; hier werden ihnen die Schmuckfedern entweder abgeschnitten oder ausgerupft. Auf letztere Art gewonnene nennt man „lebendige Federn", mit ihnen erzielt man auf dem Markte einen viel höheren Preis als wie mit den anderen, weil sie nicht durch Blut, Fett etc. verunreinigt sind. — Als Arbeiter und Wärter verwendet man auf den Straussengehöften indische Kulis, welche, wenn sie die weidenden Vögel beaufsichtigen oder in die Gehege treiben, stets zu Pferde sitzen und mit dornigen Zweigen bewaffnet sind, da die Strausse oft wild werden und recht gefährlich mit den Füssen ausschlagen.

Die wichtigsten Agrarprodukte der Insel „Mauritius" sind Zucker, wovon im Jahre 1883 unraffinirte Waare im Betrage von 3,457.251 £. exportirt wurde, ferner Kaffee, Kokosnussöl, Rum, Vanille, Aloesaft und Melasse. — Ebenso finden wir auch eine vollkommen tropische Vegetation in Lagos, an der Goldküste, in Gambia, Sierra Leone, St. Helena und auf Ascension. Besonders aber an der Goldküste am Fusse der Höhen sowie in den Vertiefungen und Thälern, die das Gebirge durchschneiden, gedeiht der unbeschreiblich üppigste tropische Pflanzenwuchs; hier erhebt sich die afrikanische Eiche bis zu 25 Meter und der mächtige Wollenbaum, „Bombax", aus dem der Eingeborne sein Boot zimmert, in die tief blauen Lüfte. Doch inmitten des Urwaldes, halb versteckt, erblicken wir auch zahlreiche Plantagen der Neger, auf denen sie ausser „Yams", ein Knollengewächs ähnlich der Kartoffel, Kassaven, eine Rübenart, süsse Kartoffeln, Erdnüsse, Tigernüsse, verschiedene Bohnenarten, welche theils an Stangen emporwachsen, theils an der Erde kriechen, die mehlige wurstartige süsse Banane und endlich die Baumwolle anpflanzen. Ferner kultiviren sie noch die Fächerpalme, „Borassus flabelliformis", wegen ihres Holzes, die Kokospalme, die Oel- oder Weinpalme, „Raphia viniferas", letztere wegen ihres Fruchtöls zur Fabrikation

von Stearinkerzen sowie dem Stamme abgezapften Saftes, der den Palmenwein liefert. Dieser Saft sieht im frischen Zustande wie Milch aus und schmeckt angenehm süss, nach zweitägiger Gährung wirkt er aber stark berauschend und bildet das Lieblingsgetränk der Eingebornen. Der Schibutterbaum, „Bassia Parkii", gleicht einer amerikanischen Eiche; die Frucht, aus der man durch Trocknen in der Sonne und Kochen im Wasser die Pflanzenbutter bereitet, hat etwas Aehnlichkeit mit der Olive, während den Kern ein Fleisch von süssem Geschmacke umschliesst, das von einer dünnen grünen Schale bedeckt wird. Die Schibutter besitzt nicht nur den Vorzug, sich ein ganzes Jahr ohne Salz zu halten, sondern ist auch fester, weisser und angenehmer als Milchbutter, die Eingebornen begnügen sich aber nicht allein damit, sie zu essen, sondern reiben sich auch den Körper damit ein, um die vom Sonnenbrande entzündete Haut zu heilen. Die Butter wird in vielen Orten gewerbsmässig producirt und bildet einen der wichtigsten Handelsartikel des westafrikanischen Binnenlandes.

Aber für den weissen Agrararbeiter sind diese Gegenden mehr ein herrliches Paradies, das er von weitem mit neidischen Blicken anstaunen, aber nicht dauernd besiedeln kann denn überall lauert der Tod nicht nur in Gestalt unzähliger Schlangen, Insekten und Giftpflanzen, sondern die prachtvollen Palmgründe und üppigen Bergthäler, ja selbst die Küstenstriche sind auch geschwängert von zahlreichen Fiebern. Ihre Wirkung ist so furchtbar, dass sie selbst den stärksten Mann unter heftigem Erbrechen und Frost abwechselnd mit Gluthhitze, schütteln, wie ein Kind niederwerfen und in wenigen Stunden tödten. Das Chinin, welches man dagegen anwendet, verträgt entweder der Magen nicht oder es ist vollkommen wirkungslos, ja selbst Akklimatisation bietet keine Sicherheit, und wen es in spätern Jahren er-

fasst, den tödtet es oft um so schneller, und nur Wenige können sich glücklich schätzen, davon verschont zu bleiben. — Am stärksten wüthet aber diese furchtbare Krankheit, wenn die heisse Jahreszeit ihrem Ende naht, sich furchtbare Gewitter auf das von den Sonnenstrahlen durchglühte Land entladen und feuchte heisse Dünste dem Boden entsteigen.

III. Die Jagd und der Fischfang.

Der Hoch- und Rothwildbestand im Stammlande ist verhältnissmässig bedeutend, denn die Thiere werden in den Parks nicht nur sehr gut gehalten, sondern der vornehme Brite schont gewöhnlich auch ausserordentlich seinen Wildbestand, trotzdem er die Jagd leidenschaftlich liebt und häufig nach Indien, Afrika, Kanada und anderen Ländern reist, um diesem Vergnügen nachzugehen. — Wie praktisch alles zur Erhaltung des Wildes in den englischen Parks eingerichtet ist, sieht man so recht bei den „Fasanen", deren es in England-Schottland eine Menge giebt, die aber viel wilder als in Deutschland gehalten werden, denn sie bleiben häufig Sommer und Winter im Freien und man hat für sie keine Fasanerien, wohl aber ganz eigenthümlich konstruirte Futterkästen, die man in den Park oder Wald stellt, weil die Nahrung, die sie im Freien finden, nicht immer hinreicht. Diese Futterkasten sind von Eisen, grün angestrichen und haben 2 Abtheilungen, eine verschlossene, die als kleines Magazin dient, aus welchem der Fasanen-Aufseher das Futter nimmt, und eine, nur durch eine lose bewegliche Klappe verdeckte, welche die für die Fasanen bestimmte Futterportion enthält. Vor dieser Abtheilung sind eiserne, durch eine einfache Maschinerie ver-

bundene Stäbe angebracht, so dass jene Klappe sich sofort öffnet, wenn der Fasan auf den Stab hüpft und ihn durch sein Gewicht niederdrückt, während sie sich sogleich wieder von selbst schliesst, sowie der Fasan davon fliegt, wodurch das Futter immer trocken gehalten wird. — Wie überhaupt alle Schottland und Irland nördlich umgebenden kleinen Inseln der Jagd auf die, dort zu Tausenden wild lebenden „Seevögel“ sehr günstig sind, so ist es auch die steile schroffe Küste der schottischen Grafschaft Southerland, die zwar nicht zu den schönsten, wohl aber zu den imposantesten Gegenden der Highlands gehört, denn in wilder Grossartigkeit ragen die beinahe senkrecht abstürzenden und vielfach zerklüfteten Klippen 120—300 Meter hoch aus den brandenden Fluthen der Nordsee, umtobt von rauhen Stürmen, empor und machen mit ihren grauen kahlen Felsen, die weder Strauch noch Grashalm freundlich umkleidet, einen düsteren Eindruck. Sie sind auch den grössten Theil des Jahres von Mensch und Thier fast ganz verlassen, nur hin und wieder kommt ein Seeadlerpaar, um in einer Felsenspalte seinen unzugänglichen Horst zu erbauen, doch vom Monat Mai bis zum Juli, in der Leg- und Brütezeit der nordischen Meeresvögel, sind auch diese rauhen Klippen von unzähligen Möven, Lummen, Tauchern, Sturmvögeln, Larventauchern, Scheermesserschnäblern und andern Seevögeln belebt, denn zu jener Zeit kommen die Weibchen all' dieser Thiere herangeflogen und besetzen jede Leiste, Felsenritze und Spalte, tragen auch ein flaches Nest von Tang und Flechten zusammen, füttern es mit den Flaumen ihres eigenen Brutgefieders, legen ihre Eier hinein und sitzen wochenlang brütend auf demselben, während ihnen die Männchen Nahrung herbeibringen. Dann kommen aber auch die Küstenbewohner, besonders die von „Dornoch“, ein zähes, tüchtiges, intelligentes Völkchen, mit ihren Booten heran und erklimmen mit Lebensgefahr die Felsen oder lassen sich an Tauen über den Rand der senkrecht abstürzenden Klippen auf die Leisten und Klüfte

herab, um zuerst die Eier und den Flaumen aus den Nestern, später aber die ausgebrüteten Vögel zu holen, welche sie zum Winterproviant einsalzen und räuchern, oder, um Thran daraus zu bereiten, auskochen.

Während in England, Schottland und Irland die Raubthiere fast ganz ausgerottet sind, wimmelt es in „Indien" förmlich von solchen und giftigen Schlangen, die alljährlich viele Menschen und Thiere um das Leben bringen, so sterben allein jedes Jahr nach officiellen Ausweisen circa 20.000 Menschen durch Schlangenbiss, was um so überraschender erscheint, da die angestellten Schlangentödter alle Jahre ungefähr 330.000 solch' giftige Reptilien, die sich gewöhnlich in Hecken von Aloe, Kaktus und Dornsträuchen, sowie in unbewohnten oder halb zerstörten Häusern in der Nähe der Dörfer aufhalten, vertilgen, wovon allein mehr als 260.000 auf die Präsidentschaft Bombay kommen. — Auch die Wölfe nehmen in Indien furchtbar überhand und werden mit jedem Jahre kühner; allein in der Nähe von Agra haben sie in neuerer Zeit über 65 Kinder im Alter von einigen Monaten bis 4 Jahren während der heissen Witterung und Regenzeit weggeschleppt! — Im Ganzen verloren im Jahre 1883 durch Wölfe 298, durch Tiger 985 und durch Leoparden 217 Menschen das Leben, während 1882 allein in der Präsidentschaft Madras 2055, gegen 1420 im Vorjahre, wilde Thiere erlegt wurden, u. z. 3 Elephanten, 278 Tiger, 1205 Panther und Leoparden, 215 Bären, 24 Wölfe, 289 Hyänen und 41 nicht genannte Thiere. — Elephanten dürfen jedoch jetzt ausser unter besonderen Umständen nicht mehr getödtet werden, hingegen ist für jeden erlegten Tiger von der Regierung eine Prämie von 100 Rupien ausgesetzt, was man aber im Verhältnisse zu dem Schaden, den diese Thiere den Heerden zufügen, noch viel zu gering findet. — Den Tigern wird nicht allein von den gewöhnlichen Natives, sondern auch zeitweise von den eingebornen Fürsten und reichen Engländern mit Vorliebe nachgestellt, doch unter-

nimmt man dann stets grössere Treibjagden mit Elephanten, gefolgt von einer Schaar gemietheter Leute. — Jeder der sorgfältig dressirten Jagdelephanten trägt auf seinem Rücken einen von Rohrgeflecht umgebenen bequemen Sitz, „How dah", für einen Schützen und hinter diesem einen kleineren für einen Diener, welcher 2—3 Büchsen für seinen Herrn schussfertig hält. Um auf diesen „How dah" zu gelangen, klettert man, während der Elephant sich niederkauert, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Thieres sitzt der „Mahut", Lenker, über dessen Kopf die Schützen weg feuern. — Die Jagd beginnt damit, dass die zahlreiche Gesellschaft am Rande der Dschungel eine lange Linie bildet, wobei zwischen je 2 Jagdelephanten immer 2 oder 3, nur zum Treiben bestimmte Elephanten schreiten, auf denen ausser dem Lenker stets noch einige Eingeborne hocken; hierauf wird in einem weitem Halbkreise vorgerückt, um die Tiger in ihren Lagern aufzuspüren, die sie gewöhnlich ungern verlassen und aus denen sie oft weder der Lärm der Treiber, noch die geschleuderten Steine aufzuscheuchen vermögen. Zum Zeichen, dass Tiger in der Nähe sind, erheben die Elephanten ihren Rüssel und stossen wiederholt jenen trompetenartigen Laut aus, den sie stets hören lassen, wenn sie erregt sind; dann gilt es für den in der Nähe des Tigers sich befindenden Schützen auf der Hut zu sein und mit möglichster Sicherheit zu schiessen, denn wenn er ihn nicht auf den ersten Schuss niederstreckt, so hängt er, meistens auch schon nach wenigen Augenblicken an dem Rüssel des Elephanten, der aber unbeweglich stehen bleibt und dem Jäger zum sicheren Zielen Gelegenheit giebt. Doch kommt es hier und da auch vor, dass ein Tiger sich mit gewaltigem Satze bis auf den Rücken des Elephanten schwingt und einen Jäger oder Eingebornen herabreisst, um ihn zur zerfleischen. — Wird der Lärm stärker, das Feuer der Schützen schneller, dann versuchen die Tiger häufig entweder aus dem Dschungel zu entweichen, wobei ihnen das 5—6 Meter

hohe Gras zu statten kommt, oder sie flüchten verwirrt längs der ganzen Schützenkette, bis ein glücklicher Schuss aus einem der How dahs sie tödtet.

Auch auf den grossbritannischen „Inseln im Indischen und Grossen Ocean" finden wir ein mehr oder minder reiches Thierleben, denn hier giebt es Elephanten, Leoparden, Bären, Affen, Axishirsche, Wildschweine, Stachelschweine, fliegende Hunde, zierliche graue Eichhörnchen, Papageien, wilde Taubenarten, Junglehühner, Kolibris, Webervögel, Bienenfresser, Honigvögel, Krokodile, grosse Eidechsen, Laubfrösche mit glockenartigen Stimmen, unzählige Schlangen, darunter 8 giftige Arten, von denen die berüchtigte „Cobra" die gefürchtetste ist, Ameisen von oft riesiger Grösse und Termiten, welche alles vernichten, was nicht aus Metall oder Stein ist; ungeheure Spinnen und wegen ihres gefährlichen Bisses gefürchtete Tausendfüsse, die unter Büschen und Stämmen lauern, während in den Sümpfen Millionen eine wahre Landplage bildende Blutegel hausen. — Wir sehen daher, dass auch hier sich dem Jäger vielfach Gelegenheit bietet, dem edlen Waidwerk obzuliegen. — Zu den interessantesten Unternehmungen dieser Art gehören die Jagdzüge auf wilde Elephanten, welche meistens im Innern des Landes heerdenweise leben; doch erlegt man sie nicht nur, sondern zieht noch viel häufiger aus, um sie einzufangen, wobei man sie in einen mit starken Baumstämmen umzäunten Platz „Corral", treibt, wo sie dann im Schutze dressirter zahmer Elephanten mit Seilen gefesselt werden, um später gezähmt auf den Plantagen als Arbeitsthiere zum Tragen schwerer Lasten, Pflügen des harten Bodens und anderen Verrichtungen Verwendung zu finden, wozu sie ausserordentlich geschickt und nützlich sind.

Während in „Australien" die ursprünglich ohnehin wenig mannigfaltige wilde Thierwelt fast ganz ausgerottet ist, finden wir einen um so bedeutenderen Wildbestand in den Hudsonsbailändereien. des „Dominion of Canada", ja dieses Jagdgebiet kann als das bedeutendste nicht nur des gesammten

riesigen britischen Reiches, sondern auch der ganzen Welt gelten. Welch' enorme Beute man hier erzielt, sieht man am besten in den kolossalen Hauptniederlagen der „Hudsonsbai-Kompagnie", denn dort wurden in der Frühjahrs-Kampagne 1879, die allerdings mit zu den günstigsten der neueren Zeit gehört, die Felle von: 109.000 Bibern, 420.000 Bisams, 4.200 Bären, 443 Silber- und 12.300 weissen Füchsen, 189.000 Zobeln und 41.000 Nerzen eingeliefert. — Ausser dem europäischen Hoch- und Rothwild, sowie den soeben beregten erlegten Thieren findet man auf der Prairie auch noch Büffel, Dachse, Moschusratten, Stinkkatzen, Marder, Ottern, Adler, Geier, Eulen, Prairiehühner, wilde Enten und Gänse, Waldschnepfen, Bekassinen, Brachvögel, Rebhühner, Wachteln u. a. Doch auch in den kultivirten Provinzen, wo das Hochwild im grossen Ganzen vollkommen verdrängt wurde, giebt es noch immer genug zu jagen, denn wenn der Winter seine weisse Decke über die Landschaft gebreitet hat, dann zeigen sich überall Hochwild und Büffel in grösserer Anzahl in der Nähe menschlicher Wohnungen. — Das gesammte Wild im Dominion of Canada ist Gemeingut und kann von Jedermann geschossen werden, nur wer das Schonzeit-Gesetz verletzt, wird hart bestraft.

Im Innern der „Kap-Kolonie" und „Natals" giebt es ebenfalls noch immer genug Beute für den Jäger, zwar kommt der Elephant seit 60 Jahren nur sehr selten in diesen Gegenden vor, und die Eingebornen sind gezwungen, ihn Wochenreisen weit hinter dem NGamisee aufzusuchen, ebenso selten werden Nashörner angetroffen, dafür haust aber noch immer im Oranjefluss die Seekuh und thut Nachts den Gärten und Fruchtfeldern Schaden; ferner jagt man Elenn und Giraffen, deren Haut vortreffliches Sohlenleder, Reitgerten, Ochsenriemen und Ziehstränge liefert, während das Knochenmark der Giraffe als Salbe für allerlei Kuren gebraucht wird; ferner den Büffel, „Bubalus Caffer". Dieser ist der grösste, stärkste, plumpste und wildeste

unter allen Büffelarten; sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich vom Kaplande bis nach Kordofan, während sein Standort gewöhnlich die Urwälder, sowie die busch- und waldreichen Niederungen längs der Flüsse und Seen sind. Hier lebt er, wie die meisten Wiederkäuer, in grösseren oder kleineren Heerden gesellig zusammen und vertheidigt seinen Aufenthaltsort auf das wildeste nicht nur gegen andere Thiere, sondern auch gegen den Menschen; zuweilen unternimmt er aber auch grössere Wanderungen und erscheint dann plötzlich zum Schrecken der Natives in der Nähe der Dörfer, wo nichts seiner Zerstörungswuth entgeht, ja er legt sich sogar in den Hinterhalt und fällt ungereizt, mit unbeschreiblicher Wuth Menschen an, die dann meist unter seinen Hörnern und Füssen ihren Tod finden. Noch erbitterter ist er aber, wenn er durch Schiessen oder Verfolgung gereizt wird, denn dann fürchtet er sich selbst nicht vor Uebermacht, vertheidigt sein zähes Leben bis aufs Aeusserste und ist durch eine einzige, wenn auch noch so wohlgezielte Kugel nicht vollkommen unschädlich zu machen, daher fürchten ihn denn auch die Eingebornen weit mehr als den Löwen, das Nashorn und den wilden Elephanten. — Wird eine Büffelheerde angegriffen, dann bilden die alten Thiere schleunigst einen Kreis um Kälber und Kühe und stehen in Form eines Carré's mit gesenktem Kopfe stossbereit da, wobei sie keine Wunde achten und so überraschend heftige Ausfälle machen, dass sich die Angreifer ihrer um so weniger erwehren können, da auch die Pferde in ihrer Nähe im höchsten Grade beunruhigt werden. — Die Jagd auf diese Büffel, welche in den Wäldern meist dem Wildpfade der Elephanten und Nashorne folgen, hat beinahe nur den Zweck der Ausrottung, denn das Wildpret der alten Thiere ist hart und zähe, das der Bullen aber von einem starken widerlichen Geruche, so dass nur das Fleisch der Kälber gegessen werden kann; letztere lassen sich übrigens auch leicht zähmen, wenn man sie jung einfängt. —

Obwohl es bis jetzt immer noch Büffelheerden von 600—800 Stück giebt, so nehmen sie doch zum grossen Glücke immer mehr ab, denn die Buschmänner und anderen Eingebornen, welche sie mit vergifteten Pfeilen und Wurfspeeren erlegen, räumen tüchtig unter ihnen auf. — Ausser dem Büffel leben in diesen grossbritannischen Kolonien auch noch das Gnu und Hartebeest, sowie die Kuddu-Antilope und der Gemsbock, von denen das erstere abschreckend hässlich ist, aber nur seltener vorkommt, während die drei anderen anmuthiger von Form und Gestalt, häufiger angetroffen werden. Besonders gesucht ist aber das Kuddu, welches auf bergigem Terrain meistens allein grast und leicht überrascht wird; die dortigen Fuhrleute erzielen mit einer aus seiner gewalkten Haut geschnittenen Schnur beim Schwingen der langen Ochsenpeitsche den Knalleffekt. — Ausser den genannten Thieren giebt es noch wenigstens zehn Antilopen- und Gazellenarten, am zahlreichsten tauchen aber die Springböcke auf, wenn die Regenteiche der Kalahariwüste ausgetrocknet sind, und sie in die Flussgebiete des „*Ouob*“ und „*Houb*“ zu Tausenden herüberwandern, ja dann werden sie sogar zur Landplage. Die Einhufer, wie Zebra, Quagga und das buntfarbige Zebra, vermindern sich hingegen ungeheuer, da sie Jahr ein, Jahr aus eine förmliche Raubjagd über sich ergehen lassen müssen.

Glücklicherweise sind die „Fleischfresser“ nicht ebenso zahlreich vertreten, wie die bisher genannten, denn die Einwohner rotten auch diese nach besten Kräften aus. An der Spitze dieser Thiere steht der Löwe, der sich nur dort aufhält, wo es für ihn gute Jagd giebt, doch ist er den Menschen und Hausthieren weniger gefährlich, wie andere katzenartige Räuber, die, wie z. B. Tiger, Leoparde und Panther. alles niederwürgen, was ihnen in den Weg kommt. Auch die graue und rothe Wildkatze stellen den Lämmern nach, liefern aber prächtige Pelze, wenn der Wurfspiess oder die Keule sie getroffen, oder der Hund sie getödtet hat. —

Zahlreicher sind zwei Hyänenarten und der Wolf; sie schleppen alles fort, was nur im geringsten animalisch ist; auch zeigen sich wilde Hunde truppweise, während die Gold- und Silberschakale einzeln auf Beute ausgehen. — Den Hasen schenkt man hingegen wenig Beachtung, denn das Essen von Hasenfleisch war den Eingebornen zu Zeiten des Heidenthums von ihrem Kultus strengstens verboten. — Das Erd-, Busch- und Stachelschwein wird im Nordosten des Landes häufiger gesehen, wie im Süden, während man hier wieder Springhasen, Muishunde und Eichhörnchen in schwarzer, rother oder weisser Zeichnung sieht; ausserdem giebt es Meerkatzen, Hamster, Dachse, Fledermäuse, Fischottern u. s. w. — Die Vogelwelt ist entschieden reicher an Arten, als man erwarten sollte; an der Spitze steht der Strauss, der eine Höhe von 8 Fuss erreicht und bei kühlem Wetter den besten Reiter hinter sich lässt, weshalb man ihn auch nur an gewitterschwülen Tagen jagt. Hat man ihn endlich erreicht, dann haut man ihn so lange mit der Reitgerte über den Kopf, bis er keuchend, halb todt am Boden liegt; andere Jäger wieder lauern ihm an Regenseen auf oder treiben ihm Kleinvieh entgegen, zwischen welchem sie sich heranschleichen, ja sie stecken sich sogar in eine Straussenmaske, um ihn auf diese Art zu überlisten. Hingegen sind die Singvögel nur wenig zahlreich und ihr Gefieder ist, mit Ausnahme der Sittiche, die in baumreichen, tiefen Schluchten hausen, lange nicht so farbenprächtig, wie das der ost- oder westindischen Vögel. Von den Sperlingen giebt es allein ungefähr 20 Arten, von denen die Webervögel die interessantesten sind, denn sie bewohnen zu Hunderten ein gemeinsames Nest, so gross, wie ein Bienenkorb, das an Aesten alter Bäume hängt, und ihr Gezwitscher ist so geräuschvoll, dass man in deren Nähe sein eigenes Wort nicht hört. — Raben leben hier dreierlei Arten, während es unter den Raubvögeln Falken, Lämmergeier und Habichte giebt. In den Flussgebieten nisten gern Wildtauben,

Reb-, Feld-, Perl-, Wasserhühner, auch fehlen nicht Nachteulen, Fasanen, Enten und wilde Gänse, welche schöne Braten liefern. Kraniche und den Sekretär findet man aber seltener; Pinguin und Alken leben nur an der Küste. — Amphibien sind in wenig Arten, doch zahlreich vertreten in Land- und Wasserschildkröten, von denen eine Gattung sogar einen Umfang von 150 Ctm. erreicht; noch mannigfaltiger erscheinen Eidechsen in mindestens 15 Arten, die zuweilen einen wandelnden Schmuck der Stubenwände bilden, und zum Theil auch giftig sind. Das Krokodil trifft man hingegen höchst selten an der Mündung des Oranjeflusses; dagegen beherbergt das Land eine Menge Schlangen, Nattern und Vipern, worunter es manche giebt, die so lang und dick sind, dass Bäume unter ihrer Last entzweibersten, während andere so kleine Dimensionen haben, dass ein rollender Erdball ihnen zur Wohnung dient, wodurch sie dem Weidevieh ganz besonders gefährlich werden.

Viel bedeutender als das Erträgniss der britischen Jagdreviere ist das der „Fischerei“, welches man durchschnittlich jährlich auf 10 Millionen £ schätzt, denn allein der Häringsfang bringt 2 Millionen £, die Lachsfischerei 800.000 £, die Drave- und Line-Fischerei 4 Millionen £, der Austern- und Muschelfang 2 Millionen £. — Der Gesammtwerth des Fisch-Exports bezifferte sich im Jahre 1882 auf 1,816.702 £, während der Import 2,079.181 £ ausmachte; ja das Ergebniss der schottischen Fischerei betrug schon im Juli 1884 3,286.242 £, und das der Härings-Fischerei 2,053.551 £. — Bei einer derartig enormen Ausbeute kann es daher auch kein Wunder nehmen, dass die Fischerei im Stammlande cirka 200.000 Menschen zur See, sowie auf dem Lande beschäftigt, die dazu im Ganzen 37.000 Boote verwenden. — Besonders zahlreich wird der Lachs an der ganzen nördlichen Küste Irlands gefangen, denn er kommt im Frühjahre aus der See zum Festlande, um seine Eier im Süsswasser der Flussmündungen und Baien zu legen. — Die „Makrele“, ein delikater, fetter Fisch von $2^1/_2$—$2^3/_4$ Pfd.

Gewicht, der hauptsächlich im tiefen Meeresgrunde lebt und meistens nur zur Laichzeit massenweise vom März bis Juni an den Südküsten England-Irlands erscheint und sich dann Wochen, ja Monate lang dort aufhält, bringt die ganze Bevölkerung der dortigen Fischerdörfer in Thätigkeit. Zu diesem, oft ausserordentlich reiche Ernten ergebenden Fange bedienen sich die Briten sogenannter Grundnetze von 20 Fuss Breite und 120 Fuss Länge, von denen je ein Boot 12—15 mitführt, die an einander gebunden, senkrecht im Wasser hängen, vorn offen sind und, da man mit dem Winde segelt, nachgeschleppt werden, während die französischen Fischer an den Küsten der Bretagne oder Normandie kleinere Netze verwenden, die sie in Gestalt eines offenen Dreiecks Abends aussetzen, mit Anker befestigen und durch einen im Winkel des gestellten Netzes angebrachten Schwimmer, an dessen Pfahl eine brennende Laterne hängt, kennzeichnen. Diese vor Tagesanbruch eingeholten Netze liefern zwar keinen so reichen, aber um so sicherern Ertrag als die grossen Grundnetze der englischen Fischer. — Da die Makrelen sehr schnell verderben, so werden sie an den nördlichen Küsten Europa's nur frisch gegessen, geräuchert, eingesalzen, oder in hermetisch verschlossenen Blechbüchsen in den Handel gebracht.

Reich an Fluss- und Seefischen sind ebenfalls die Gewässer vieler „Kolonien" Grossbritanniens; überdies hat man dort überall, wo es zulässig war, auch noch künstliche Fischbrutanstalten, sowie Austern- und Korallenbänke angelegt; am bedeutendsten unter all' diesen Ländern ist aber das Dominion of Canada, denn allein der Export in diesem Artikel betrug hier im Jahre 1883 416.683 £. — Für den Stockfischfang sind in Kanada am günstigsten Nova Scotia und Newfoundland, denn nicht selten findet man dort die Häfen und Baien mit Häringen, Makrelen, Stockfischen, Schollen, Rostangen, Alsen, Stinten, Barschen, Aalen überfüllt, und Hummern giebt es in solchem Ueberflusse,

dass die Fänger oft froh sind, das Dutzend für 25 Cents an den Mann zu bringen. Ebenso sind Krebse, Austern, Muscheln u. s. w. an den Gestaden in riesiger Menge in den verschiedensten Arten vorhanden. Auch sämmtliche in den Atlantischen oder Stillen Ocean mündende kanadische Flüsse bevölkern Legionen herrlicher Lachse. — Diese ausserordentlich günstigen Verhältnisse werden noch dadurch sehr erhöht, dass die Regierung von Jahr zu Jahr mehr zum Schutze und zur Hebung der Fischerei in Kanada thut, so hat sie z. B., da es bis zum Jahre 1873 dort fast gar keine „Fischbrutanstalten" gab, in neuerer Zeit viele derartige Etablissements in verschiedenen Theilen des Reiches gegründet und im Jahre 1877/78 die Gewässer mit $27\frac{1}{2}$ Millionen jungen Lachsen, Forellen und Weissfischen frisch bevölkert. — Der Ertrag der kanadischen Fischerei, welcher sich 1876 noch auf cirka 7 Millionen Dollar belief, hatte sich im Jahre 1878 bereits auf ungefähr 13 Millionen Dollar, also beinahe das Doppelte, gesteigert, und über 1500 Fischerboote sind mit dem Fange des Kabeljau und Härings im Lorenzstrome, sowie auf den Newfoundlandbänken beschäftigt. — Sehr bedeutend ist auch in Kanada der „Robbenfang", denn alljährlich läuft aus dem Hafen von St. Johns, der Hauptstadt der Insel Newfoundland, ein ganzes Geschwader stattlicher Schiffe gemeinsam zu diesem Zwecke aus. Dieser Robbenfang ist so ergiebig, dass man in manchen Jahren ca. 400.000 Robben erlegt, von denen nicht nur jedes Fell durchschnittlich mit 1 Dollar bezahlt wird, sondern auch noch der gewonnene Thran und die Zähne ein lohnendes Erträgniss abwerfen, in Folge dessen sich denn auch die Robbenflotte von St. Johns mit jedem Jahre vergrössert. Das Auslaufen derselben erfolgt in der Regel Mitte März, sowie die für den Robbenfang bestimmte gesetzliche Schonzeit vorüber, also zu einer Jahreszeit, wo der Hafen noch mit dickem Eise überzogen ist. — Um die zu dieser Zeit in ungeheuren Schaaren zur Paarung an die Küste kommenden Robben zu erlegen, steigen, mit schweren

Stöcken ausgerüstet, die Matrosen von den Schiffen auf das Eis und suchen den darauf lagernden Thieren den Weg nach dem Wasser abzuschneiden, um sie dann durch einen Schlag auf die Nase zu betäuben und später durch Messerstiche zu tödten. Von den erbeuteten Robben entfernt man Haut und Zähne und schält die dichte Fettlage ab, welche sich zwischen Fell und Muskeln befindet, um sie später auf dem Schiffe in viereckige kleine Stücke zu zerschneiden, aus denen man dann Thran kocht. — Auch gehen von dem Hafen Dundee alljährlich 15 Dampfer und von Peterhead 4 Dampfer, sowie 1 Segelschiff in See, um bei Grönland, in der Davisstrasse und den Gewässern von Neufoundland Walfische zu erlegen.

IV. Das Handwerk, die Haus- und Fabrik-Industrie; das Montanwesen.

Die Schilderungen des technischen Betriebes des Handwerks, der Haus- und Fabrikindustrie sowie des Montanwesens. (Anzahl der Etablissements; Betriebsmittel; Leistungsfähigkeit; hervorragende Firmen und deren Etablissements.) — Die Arbeiter (Sociale Lage; Lohnverhältnisse; Arbeitsmarkt; Genossenschaftswesen; Gewerbe- und Fabriksordnung; Unfallversicherungsgesetz.) — Grosse Arbeiterbewegungen und Strikes. — Die Produkte.

Das Handwerk, die Haus- und Fabrikindustrie; das Montanwesen im Stammlande.

Die Industrie im Stammlande befindet sich auf einer so enormen Höhe technischer Leistungsfähigkeit, wie wir es nirgends auf der Welt wiederfinden. Hier wird der grösste Theil all' jener von den britischen Kolonien jährlich producirten Rohstoffe verarbeitet, die dann der riesig entwickelte englische Handel nach den verschiedensten Punkten des Erdballs versendet. Das Stammland ist daher die gewaltige Werkstatt des kolossalen britischen Reichs, während die Kolonie mit ihren unabsehbaren Territorien gewissermassen die Aecker, Viehweiden und Plantagen im

grössten Style bilden. Diesem eigenartigen Systeme dankt auch das Mutterland zum Theil seinen immensen Reichthum, während die Kolonien, in denen die Engländer höchst egoistischer Weise für die Entwicklung der Industrie wenig oder gar nichts thun, in demselben Masse zurückbleiben, sich zu keinem vollkommen gesunden wirthschaftlichen Leben emporzuschwingen vermögen. — Die beste Illustration des eben Gesagten liefern die nachfolgenden Ausweise, denn nach diesen bezifferte sich der deklarirte Werth des Im- und Exports im „Stammlande" während der Jahre 1874—1883:

Jahre	Gesammt-Export	Export britischer Produkte	Export von ausländischen und Colonial-Produkt.	Gesammt-Ex- und Import
	£	£	£	£
1874	370,082.701	239,558.121	58,092.343	667,733.165
1875	373,939.577	223,465.963	58,146.360	655,551.900
1876	375,154.703	200,639.204	56,137.398	631,931.305
1877	394,419.682	198,893.065	53,452.955	646,765.702
1878	368,770.742	192,848.914	52,634.944	614,254.600
1879	362,991.875	191,531.758	57,251.606	611,775.239
1880	411,229.565	223,060.446	63,345.020	697,634.031
1881	397,022.489	234,022.678	63,060.097	694,105.264
1882	413,019.608	241,467.162	65,193.552	719,608.322
1883	426,891.579	239,799.473	63,637.597	732.328.649

Der Gesammtwerth der Waareneinfuhr im Jahre 1884 betrug 389,774.549 £, der des Exports von inländischen Produkten 232,927.575 £, und von ausländischen und Kolonial-Produkten 62,443.715 £. — Somit entfielen in den Jahren 1874—1883 auf den Kopf der Bevölkerung an Ex- und Import-Werthen:

Jahre	Import			Export der Stammland-Produkte			Gesammter Import und Export		
	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.
1874	11	8	3	7	7	9	20	10	11
1875	11	8	5	6	16	6	20	0	4

Jahre	Import			Export der Stammland-Produkte			Gesammter Import und Export		
	£	s.	d.	£	s.	d.	£	s.	d.
1876	11	6	8	6	1	3	19	1	11
1877	11	15	10	5	18	11	19	6	9
1878	10	18	3	5	14	1	18	3	6
1879	10	12	7	5	12	2	17	18	3
1880	11	18	7	6	9	5	20	4	10
1881	11	7	4	6	14	0	19	7	5
1882	11	14	1	6	16	10	20	7	10
1883	11	19	9	6	14	8	20	11	3

Die nachfolgende Tabelle giebt den Gesammt-Werth des Imports von ausländischen und Kolonial-Waaren, sowie vom Export der Produkte und Manufaktur-Waaren des Stammlandes nach dem Auslande und den britischen Kolonien im Jahre 1883 im durchschnittlichen Handelswerthe:

Länder	Import 1883	Export der Produkte des Stammlandes im Jahre 1883 nach:	Gesammt-Import und Export der Produkte des Stammlandes im Jahre 1883
Britische Kolonien:	£	£	£
Indien	38,882.829	31,874.084	70,756.913
Australien	25,936.201	24,216.452	50,152.653
Dominion of Canada	12,283.727	9,155.927	21,439.654
Süd-Afrika	5,895.909	4,556.784	10,452.693
Straits Settlements .	4,643.016	2,624.001	7,267.017
Britisch Westindien	3,172.415	2,383.182	5,555.597
Hong Kong . . .	1,171.986	2,891.477	4,063.463
Ceylon	2,172.736	725.047	2,897.783
Britisch Guayana .	1,715.173	1,017.414	2,732.587
West-Afrika . . .	730.972	873.532	1,604.504
Kanal-Inseln . . .	806.423	562.868	1,369.291
Malta	151.578	988.028	1,139.606
Mauritius	414.953	506.423	921.376

Länder	Import 1883	Export der Produkte des Stammlandes im Jahre 1883 nach:	Gesammt-Import und Export der Produkte des Stammlandes im Jahre 1883
Alle anderen Besitzungen . . .	703.587	1,102.333	1,805.920
Gesammte britische Besitzungen . .	98,681.505	83,477.552	182,159.057
Ausland:			
Vereinigte Staaten .	99,238.960	27,372.968	126,611.928
Frankreich	38,636.022	17,567.512	56,203.534
Deutschland . . .	27,907.626	18,787.835	46,695.261
Holland	25,115.586	9,506.246	34,621.832
Russland	20,976.182	5,036.614	26,021.796
Belgien	16,178.345	8,327.941	24,506.286
Spanien	11,623.663	3,785.034	15,408.697
China	10,137.739	4,224.854	14,362.593
Egypten	10,008.659	3,367.300	13,375.959
Brasilien	6,138.521	6,648.470	12,786.991
Türkei	5,465.299	6,689.775	12,155.074
Schweden	8,836.242	2,455.486	11,291.728
Italien	3,392.446	7,121.948	10,514.394
Dänemark	6,254.998	2,265.959	8,520.957
Java	4,090.593	2,133.407	6,224.000
Argentin. Republik .	945.708	4,904.082	5,849.790
Chili	3,429.755	2,059.889	5,489,644
Portugal	3,463.500	1,962.184	5,425.684
Rumänien	4,516.442	1,342.619	4,859.061
Norwegen	2,988.072	1,413.336	4,411.408
Ausl. West-Afrika .	1,987.292	1,924.098	3,911.390
Spanisch West-Indien	1,079.494	2,246.305	3,325.799
Oesterreich-Ungarn .	2,337.896	967.529	3,305.425
Griechenland . . .	1,905.635	1,288.876	3,194.511

Länder	Import 1883	Export der Produkte des Stammlandes im Jahre 1883 nach:	Gesammt-Import und Export der Produkte des Stammlandes im Jahre 1883
Peru	2,250.476	734.577	2,985.053
Japan	663.092	2,276 573	2,939.665
Philippinen	1,670.076	1,216.904	2,886.980
Mexico	728.755	1,552.321	2,281.076
Colombia.	782.862	1,196.317	1,979.179
Central-Amerika . .	1,117.414	839.191	1,956.605
Uruguay	638.878	1,286.769	1,925.647
Algier	879.793	350.839	1,230.632
Venezuela	327.071	639.041	966.112
Ost-Afrika	404.617	371.032	775.649
Tunis und Tripolis .	572.587	171.457	744.044
Serbien, Bulgarien, Montenegro . . .	490.651	98.357	589.008
Marocco	275.054	258.479	533.533
Bolivia.	363.018	83.047	446.065
Ecuador	259.186	169.937	429.123
Hayti	121.237	301.026	422.263
Persien	160.072	256.667	416.739
Madagascar	87.865	38.480	126.345
Siam	53.939	34.235	88.174
Cochin China und Tonkin.	7631	25.297	32.928
Alle anderen auswärtigen Länder .	691.125	1,021.308	1,712.433
Das gesammte Ausland.	328,210.074	156,321.921	484,531.995
Hauptsumme .	426,891.579	239,799.473	666,691.052

Folgende Tabelle zeigt uns den Werth der wichtigsten Import- und Export-Artikel des Stammlandes in den Jahren 1881, 1882 und 1883:

Import:

Wichtigste Import-Artikel	1881 £	1882 £	1883 £
Getreide und Mehl . . .	60,856.768	63,559.315	67,622.367
Rohe Baumwolle . . .	43,834.647	46,654.570	45,042.296
Schaf- und andere Wolle	26,011.024	24,995.674	24,953.132
Roher u. raffinirter Zucker	24,288.797	25,001.317	24,941.854
Brenn- und Nutzholz . .	14,957.335	17,146.209	17,161.545
Metalle	13,419.712	14,665.052	15,287.946
Speck und Beef	10,729.945	7,772.063	12,930.723
Thiere	8,442.339	9,214.417	11,850.624
Butter und Butterine . .	10,866.151	11,350.909	11,773.933
Thee	11,208.601	11,043.884	11,542.931
Seidenwaaren	11,727.397	11,174.573	10,523.920
Flachs, Hanf und Jute . .	9,573.040	10,167.609	9,908.782

Export:

Wichtigste Export-Artikel	1881 £	1882 £	1883 £
Baumwollwaaren:			
Stückgüter, weiss od. ungemustert	37,167.517	33,469.672	34,151.333
Stückgüter, gedr. od. gef.	21,234.695	21,006.457	20,831.161
„ v. anderer Art	7,520.266	8,455.465	7,953.531
Baumwollgarn	13,165.053	12,864.711	13,509.732
Summe der Baumwollwaaren	79,087.531	75,796.205	76,445.757
Eisen und Stahl:			
Block- und Puddeleisen .	4,104.776	4,962.185	4,077.456
Stangen-, Winkel-, Bolzen- und Stabeisen . . .	2,013.133	2,298.533	2,034.667
Schienen aller Sorten . .	5,666.446	6,387.219	6,014.264
Eisendraht	1,000.844	1,330.554	926.797
Verzinnte Eisenplatten . .	4,163.132	4,642.125	4,705.403
Eisenreife und Eisenplatten	3,404.790	3,943.806	3,899.774
Verschiedene Erzeugnisse .	3,964.268	4,549.860	4,616.660

Wichtigste Export-Artikel	1881 £	1882 £	1883 £
Altes Eisen z. Umarbeitung	488.047	507.161	337.995
Bearbeiteter u. roher Stahl	1,785.472	2,976.873	1,976.200
Gesammtsumme d. Eisenwaaren	26,590.908	31,598.316	28,589.216
Wolle u. Kammwollgarnwaaren:			
Tuchwaaren	7,522.654	7,708.798	7,351.483
Flanelle, wollene Decken u. wollene Zeuge	972.459	1,091.718	837.824
Kammgarnstoffe	7,237.504	7,332.099	7,687.834
Teppiche und Droguett	1,164.438	1,326.975	1,258.892
Alle anderen Sorten	1,201.701	1,309.044	1,179.542
Wolle u. Kammwollgarne	3,225.696	3,398.645	3,266.488
Gesammte Summe dieser Waaren	21,324.452	22,167.279	21,582.063
Maschinen	9,960.210	11,932.247	13,433.081
Kohle, Schmiedkohle und Feuerungsmaterial	8,785.950	9,564.616	10,645.919
Gesammtsumme der Maschinen etc.	18,746.160	21,496.863	24,079.000
Leinen- und Jutewaaren:			
Weisse oder ungemusterte	4,838.664	4,761.271	4,408.454
Gedruckte, bunte od. farbige	161.023	234.948	213.616
Von anderen Sorten	846.674	972.387	817.499
Jute-Waaren	2,362.913	2,390.653	2,501.590
Leinen- und Jute-Garn	1,302.172	1,319.636	1,326.787
Summe der Leinenwaaren	9,511.446	9,678.895	9,267.946

Bei der britischen Industrie zeigt sich so recht die ganze eiserne Zähigkeit im Verfolgen des einmal vorgesteckten Zieles, der unendliche Fleiss, der kluge, praktische Sinn und der Hang zur möglichsten Solidität der Engländer! Man blicke nur auf jedes einzelne Stück besserer Waare, das aus den Händen eines britischen Hand-

werkers oder aus den Werkstätten einer englischen Fabrik hervorgegangen ist, und man wird diese Thatsache an jedem Stich, jeder Niete bis in's kleinste Detail bestätigt finden, denn das Ganze ist mit einem Worte aus vortrefflichem Material auf das Dauerhafteste hergestellt. — Diese Tugenden sind es auch, die gepaart mit hellem Blicke für das Zukünftige, kühnem Unternehmungsgeiste, jahrelangem geduldigen Ausharren, elastischem Hoffen und weiser Vorsicht Grossbritanniens berühmte Industriefürsten beseelt und sie meist von kleinen Anfängen, von Nichts zu solch' staunenswerthen Erfolgen und Reichthümern emporklimmen liessen! — Doch auch die Regierung war schon seit Jahrhunderten eifrigst bestrebt, das gewerbliche Leben im Reiche so viel wie möglich zu heben und den seit altersher im Volke wahrscheinlich durch auswärtige Einflüsse erweckten Sinn für gewerbliche Thätigkeit, durch Heranziehung kunstgeübter Arbeitskräfte aus den berühmtesten Industriebezirken europäischer Kontinentalstaaten sowie durch andere Massnahmen so viel wie möglich zu entwickeln. So erliess schon „König Athelstan" in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die Verordnung, „dass jeder britische Kaufmann, der mit eigenem Schiffe und Ladung drei Fahrten über See nach fremden Gestaden unternommen, zum Range eines „Thane", Edelmann, erhoben werden sollte! Auch sicherte die „Charta mercatoria" des Königs Eduard I. vom Jahre 1303, die später freilich manchmal verletzt und gebrochen wurde, den Kaufleuten aus Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Navarra, Lombardei, Florenz, der Provence, Katalonien, Flandern sowie anderer Länder den freien Grossverkehr in allen Hafenplätzen und Städten Englands, was auch von diesen vielfach benutzt wurde. Ausser den deutschen Hanseaten waren es hauptsächlich Niederländer, Venetianer, Lombarden, und andere Italiener, die neben kaufmännischen Faktoreien industrielle Etablissements gründeten, welch' letztere die eigentlichen

Pflanzstätten und Musterschulen für die später verhältnissmässig äusserst langsam sich entfaltende Fabrikthätigkeit Englands bildeten. — Ferner ist es der Regierung zu verdanken, dass Grossbritannien schon viel früher „Gewerbefreiheit" genoss als alle übrigen Staaten Europas, denn bereits im Jahre 1601 wurde die Beschränkung der freien Betriebsthätigkeit abgestellt, und nachdem man 1835 auch die noch in einigen Orten bestehenden, mit besonderen Privilegien ausgestatteten Zünfte aufhob, schliesslich ganz aufhörte. Umfangreich sind jedoch die Bestimmungen der britischen Gewerbegesetzgebung über die Vorkehrungen zum Schutze der Gesundheit und körperlichen Sicherheit der Arbeiter, sowie über die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken, welche in dem Fabriks- und Werkstättengesetze vom 27. Mai 1878 zum Ausdrucke gelangten. — Doch ist die britische Gewerbefreiheit andererseits auch wieder gewissen, in vielen zerstreuten Gesetzen normirten Beschränkungen unterworfen, die theils aus Steuerinteressen erlassen wurden, theils polizeiliche Massnahmen zur Sicherung des Publikums gegen Betrug, theils besondere Konzessionen von Seiten der Polizei oder selbständigen Korporationen zum Schutze der gewerblichen Missbräuche oder anderen Schäden anordnen. Das heisst, die selbständigen Korporationen ertheilen jenen Gewerben die Konzession, zu denen eine technische oder wissenschaftliche Bildung erforderlich ist, wie z. B. bei Aerzten, Apothekern und Lootsen, während die eigentlichen Polizeikonzessionen sich auf die Schankstellen, Theater, Privat-Irrenhäuser, Leihbibliotheken, den Betrieb des Wildhandels, Abdeckereien, Auswanderungsagenten, Trödler und Hausirer, sowie auf die Errichtung gemeinschädlicher und störender Betriebsanlagen oder Fabriken an öffentlichen Strassen und in der Nähe von Wohnungen beziehen.

Doch trotz aller dieser soeben beregten ausserordentlich günstigen Verhältnisse, gepaart mit der vorzüglichen geographischen Lage des Inselreichs, wäre die Industrie des Stamm-

landes jedenfalls nicht auf diesen hohen Standpunkt der Entwicklung gelangt, wenn nicht Old Englands Schoos beinahe unerschöpfliche Eisen- und Kohlenlager bergen würde. Diese Kohlenvorräthe sind so enorm, dass sie trotz der bisherigen starken Ausbeute noch immer, nach den neuesten Berechnungen englischer Montan-Ingenieure „146 Milliarden Tons" betragen, die innerhalb einer Tiefe von 4000 Fuss lagern, sich auf einem Gebiete von 9000 englischen □Meilen bis weit unter das Meer erstrecken und von denen man 90 Milliarden Tons bereits aufgeschlossen hat. Dieser Vorrath würde bei der jetzigen Verbrauchsmenge „940 Jahre ausreichen", zieht man aber die Verbrauchszunahme nach dem Durchschnitte der letzten 20 Jahre, also mit jährlich 3,335.000 Tons in das Kalkül, so finden wir, dass sie nur „250 Jahre" den Bedarf zu decken vermögen, so dass dann die unermesslichen Kohlenvorräthe Nord-Amerika's, Ost-Asiens und Australiens herangezogen werden müssen. — Die „Kohlenproduktion" im Stammlande, worunter wir Schwarz- und Braunkohlen, also Anthracite, bituminöse Kohlen, Lignite u. s. w. zählen, hat seit den letzten 180 Jahren kolossale Fortschritte gemacht, denn während Anfang des 18. Jahrhunderts nur etwa 2½ Millionen Tons zu Tage geschafft wurden, hob man zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits 10 Millionen Tons, im Jahre 1845, als das britische Eisenbahnnetz noch wenig entwickelt war, 35 Millionen Tons, in den folgenden Jahren aber schon Mill. Tons: 1860 85·4, 1866 103·1, 1872 125·5, 1873 129·0, 1874 127·1, 1875 133·9, 1876 135·4, 1877 136·8, 1878 134·8, 1879 135·8, 1880 149·3, 1881 156·6, 1882 159·0, wobei zu berücksichtigen ist, dass in den Jahren 1875—77 auch in den Haushaltungen von der Holz- zur Kohlenfeuerung übergegangen wurde. — Doch hatte der äusserst lebhafte Geschäftsverkehr in den Jahren 1871—73 eine Menge kleine Unternehmungen in's Leben gerufen, so dass die Zahl der damals im Betriebe stehenden Gruben sich von 3100 auf 4500

bis Ende 1875 steigerte und viele Millionen £ auf leichtsinnige Weise vergeudet wurden! Man wühlte den Boden an hunderten Stellen auf, um „schwarze Diamanten" zu finden, und Arbeiter waren so stark gesucht, dass die Lohnpreise horrend emporschnellten! — Natürlich blieb der empfindlichste Rückschlag nicht aus, und seit 1876 vermochten 270 jener ungesunden Unternehmungen nicht weiter zu bestehen. Jedenfalls hat aber auch die Kohlenindustrie einen schweren, mit jedem Jahre sich steigernden Verlust durch die veränderte Richtung der Eisenproduktion erfahren, indem das Eisen beim Schiffsbau, auf Eisenbahnen, bei Dampfkesseln u. s. w. immer mehr vom Stahl verdrängt wird, und der Bessemerprocess den Verbrauch der Kohle auf ein Minimum beschränkt. Auch leidet die natürliche Kohlenausbeute grossen Schaden durch die Fabrikation der „Briquettes" aus Kleinstücken und Staub, welche früher als ganz werthlos bei Seite geschafft wurden. — Die wichtigsten Kohlenlager des Stammlandes bilden grosse Gruppen, in den englischen Grafschaften Durham und Northumberland mit den reichsten Lagern in Cumberland und Schottland; im Centrum, besonders in den Grafschaften York, Derby, Lancaster und Stafford; in Südwales, sowie im Westen Englands; und schliesslich, jedoch nur in geringeren Mengen, an verschiedenen Punkten Irlands. Und zwar förderte man in diesen Hauptrevieren 1883 an Kohle zu Tage: in Durham 29,878.435 Tons, Lancashire 20,485.317 Tons, Derbyshire 8,787.967 Tons, Staffordshire 14,030.656 Tons, Monmouthshire 6,345.503 Tons, Glamorganshire 17,708.740 Tons, Schottland 21,225.797 Tons und Irland 126.114 Tons, wobei im Ganzen 565.168 Personen beschäftigt waren, während 447.188 in den Schächten arbeiteten.

Von diesen im Stammlande gewonnenen riesigen Kohlenmengen werden auch alljährlich sehr bedeutende Quantitäten exportirt, denn seit dem Jahre 1851 bezifferte sich die Ausfuhr von Kohle, Koke und Staubkohle auf:

Jahr	Menge Tons	Werth £	Jahr	Menge Tons	Werth £
1851	3,347.607	1,280.341	1881	19,587.063	8,785.950
1861	7,934.832	3,652.164	1882	20,934.448	9,564.616
1871	12,747.989	6,246.133	1883	22,775.634	10,645.919

wovon im Jahre 1883 4,481.426 Tons im Werthe von 1,919.498 £ nach Frankreich, 2,424.573 Tons im Werthe von 947.575 £ nach Deutschland, 2,212.111 Tons im Werthe von 962.531 £ nach Oesterreich-Ungarn, und beiläufig je eine Million Tons nach Russland, Schweden, Dänemark und Spanien gingen. Während der Rest sich meistens in Quantitäten von cirka 500.000 Tons auf ungefähr 40 auswärtige Länder und britische Kolonien vertheilt, wird der grösste Theil im Stammlande selbst verbraucht, denn dieses übertrifft darin alle Länder der Welt und nur Belgien kann annähernd einen Vergleich aushalten. Dieser „absolute Kohlenverbrauch" betrug, wenn man auf die Schwankungen in den Vorräthen der einzelnen Jahre keine Rücksicht nimmt, in „Tausend" metr. Tonnen im Jahre:

1865	1874	1877	1879	1880	1881	1882
90.404	112.919	121.307	119.517	130.698	136.758	138.070.

Hingegen bezifferte sich der „relative Kohlenverbrauch" per Kopf der Bevölkerung in „Tausend" metr. Tonnen:

1865	1874	1877	1879	1880	1881	1882
3·092	3·558	3·626	3·415	3·713	3·888	3·911

Von diesem Gesammtkonsum entfiel in England in den Jahren 1869—1872 ungefähr ein Drittel, also 132·4%, auf die Eisenindustrie, denn allein in den Hochöfen wurden von 1870—1880 durchschnittlich je 17 Millionen Tonnen gebraucht; ferner über ein Fünftel, 21·8%, auf die übrigen Grossindustrien; mehr als ein Sechstel, 16·4%, auf die Haushaltungen, und der Rest schliesslich auf Gas- und Wasserwerke 6·5%, Bergwerke 6·4%, Dampfschiffe und Eisenbahnen etc. zusammen 4·6%. — Bei den „Kohlenpreisen" finden wir die eigenartige Erscheinung, dass diese gerade in den Jahren 1872/73, der Periode

grösster Ueberproduktion, emporschnellten, was sich aber dadurch erklärt, dass der britische Kohlenbergbau damals unter dem Einflusse unzähliger Strikes und erzwungener Lohnerhöhungen stand. — Vom Jahre 1873 machte sich jedoch die entgegengesetzte Bewegung geltend und in der zweiten Hälfte des Jahres 1874 begannen die Kohlenpreise in England rapid zu sinken, was sich dann auch allmählig auf die kontinentalen Länder erstreckte; so notirten z. B. während der letzten Jahre auf dem Londoner Kohlenmarkte die beste „Newcastle-Wallsend-Kohle“ pro Ton:

im Jahre	1872	25 Sh. 5 D.
„ „	1873	46 „ 7 „
Ende	1874	31 „ 2 „
„	1875	25 „ 11 „
im Jahre	1876	18—24 „ — „
„ „	1877	17–22 „ 6 „
im Jahre	1878	16 Sh. 6 D. bis 19 Sh. 6 D.
„ „	1879	15 „ 6 „ „ 22 „ 6 „
„ „	1880	14 „ — „ „ 19 „ — „
„ „	1881	16 „ — „ „ 17 „ — „
„ „	1882	13 „ 9 „ „ 20 „ — „

Während wir in den englischen Handelsausweisen den aktuellen Ausfuhrwerth der Kohle pro 1000 Tons im Jahre 1876 mit 592, 1877 mit 525, 1878 mit 497, 1879 mit 432, 1880 mit 438, 1881 mit 442, und 1882 mit 449 £ bezeichnet sehen.

Die Arbeitslöhne beim Kohlenbergbau veranschlagt man im Stammlande jährlich auf cirka 40 Millionen £, doch hat die Anzahl der Arbeiter viel langsamer, als die Produktion zugenommen, weil die relative Leistung der Arbeiter während der letzten Jahre bedeutend grösser war; so produzirte dieses Land im Jahre 1876 mit 514.500 Arbeitern nur 134 Millionen Tons Kohle, hingegen 1880 mit 485.000 Arbeitern 147 Millionen Tons, und 1882 mit 503.987 Arbeitern 171 Millionen Tons. Demnach betrug die Leistung eines Arbeiters:

im Jahre 1873	278 Tons	im Jahre 1879	305 Tons
„ „ 1875	276 „	„ „ 1881	341 „
„ „ 1877	301 „	„ „ 1882	342 „

Dabei ist es eine höchst traurige Thatsache, dass in den englischen Bergwerken unverhältnissmässig viele Arbeiter durch Unglücksfälle zu Grunde gehen, ja man hat berechnet, dass die zu Tage Förderung von je 110.000 Tons Kohle „Ein Menschenleben" kostet, was auch durch die neueren strengeren gesetzlichen Anordnungen und häufigen behördlichen Inspektionen der Grubenwerke nicht herabgemindert worden ist. So bezifferten sich beispielsweise die durch Gasexplosionen, Gerüst- oder Wandeinstürze, Seilbrüche und dergl. in den Kohlengruben herbeigeführten Unglücke:

im Jahre 1873	auf 1069	Todesfälle
„ „ 1874	„ 1056	„
„ „ 1875	„ 1224	„

Der „Bergbau auf Eisenerze" wird in allen Hauptheilen des Stammlandes betrieben, am bedeutendsten aber in den englischen Grafschaften York, Stafford und Cumberland, hingegen die Verhüttung hauptsächlich in den genannten Grafschaften, ferner in Durhamshire und Lancastershire, in Wales, besonders in den Grafschaften Glamorgan und Monmouth, und in Schottland, meistens in Lanarkshire, doch entwickelte sich die Roheisenproduktion in letzterem Lande erst seit dem Jahre 1825 und auch in dem ganzen „Forest of Dean-Bezirke" waren noch in den Jahren 1720—1730 nicht mehr als 10 Hochöfen in Thätigkeit, welche meist nur die wieder ausgegrabenen römischen „Cinders" verarbeiteten. Erst die Verbesserungen des „Reverbirofens", des Puddlingverfahrens und andere Erfindungen brachten in diese Industrie höhere Thätigkeit, und 1767 wurden bereits in „Coalbrookdale" die ersten Eisenbahnschienen gegossen, welche an Stelle der leicht abgenützten hölzernen Geleise für den Kohlen- und Erzverkehr innerhalb der Fabriketablissements Verwendung

fanden. Zehn Jahre später, 1777, warf Abraham Darby schon die erste Eisenbrücke über den „Severn". Doch waren diese Erfolge lange nicht hinreichend, und die englische Eisenproduktion hatte bis zu ihrer heutigen Vollendung noch vielfache Stadien durchzumachen, denn noch im Jahre 1791 machte es die britische Regierung in allen Lieferungskontrakten zur Bedingung, dass kein englisches Eisen, dessen Qualität damals viel schlechter als das ausländische war, zur Verwendung gelange. Damals, 1791, gab es auch nur:

	Kokesöfen	Produktion	Holzkohlen-öfen	Produktion
In England .	73	67.600 Tons Eisen,	20	8500 Tons Eisen
„ Schottland	12	12.500 „ „	2	1000 „ „
Zusammen .	85	80.100 Tons Eisen,	22	9500 Tons Eisen

und jährlich wurden von Schweden 20.000, von Russland 50.000 Tons Roheisen importirt. — Ueberhaupt datirt die gewaltige Vermehrung der britischen Eisenproduktion erst seit den letzten 30 Jahren, denn während 1788 nur ungefähr 140.000 Tons produzirt wurden, erzeugte man 1873 schon fast 13 Millionen Tons Roheisen und in den darauf folgenden Jahren:

	Eisenerz	
	Quantität Tons	Werth £
1874	14,844.936	7,318.169
1875	15,821.060	5,975.410
1876	16,841.583	6,825.705
1877	16,692.802	6,746.668
1878	15,726.370	5,609.507
1879	14,379.735	4,962.435
1880	18,026.409	6,585.806
1881	17,446.065	6,201.068
1882	18,031.957	5,779.285
1883	17,383.046	5,122.381

Davon entfallen in neuer Zeit allein 5 1/2 Million. Tons auf die Gruben von „Cleveland in Yorkshire", ein Revier, das noch vor 35

Jahren zu den ärmsten Anbaudistrikten Englands gehörte, da erst 1850 der reiche unterirdische Metallschatz, „Oolite", entdeckt wurde, wodurch das damals ganz unbedeutende Städtchen „Middlesborough", wo der Ausbringungsprozess vor sich geht, eine Bevölkerungszunahme von 7600 auf 52.000 Seelen aufzuweisen hat. — Diese enorme gegenwärtige Eisenproduktion vertheilt sich folgendermassen auf die wichtigsten Bergwerksgebiete, wobei wir nur die durchschnittliche jährliche Produktionsmenge im Auge haben:

	Anzahl der Minen	Eisenerz Tons	Beiläufige Werthe £
Yorkshire	50	5,986.000	1,840.000
Cumberland . . .	45	1,120.000	1,376.000
Northamptonshire .	40	1,057.000	1,189.000
Lancashire . . .	39	914.000	1,133.000
Staffordshire . . .	4	1,200.000	816.000
Wales	8	704.000	360.000
Lincolnshire . . .	7	463.000	93.000
Gloucestershire . .	35	172.000	149.000
Shropshire . . .	9	304.000	94.000
Derbyshire . . .	8	239.000	128.000
Northumberland . .	11	123.000	74.000
Warwickshire . .	7	92.000	40.000
Wiltshire	2	87.000	17.000
Cornwall	33	45.000	34.000
Schottland . . .	—	2,120.000	792.000
Irland	—	140.000	112.000

Die Anfangs der 70er Jahre eingetretene verhältnissmässig enorme Roheisengewinnung stand keineswegs in Proportion mit dem Bedarfe, zog daher schon im Jahre 1873 einen raschen Preissturz nach sich, der noch dadurch gesteigert wurde, dass die hauptsächlichste Quelle des Absatzes, der Bau und die Ausrüstung von Eisenbahnen, in den Jahren 1874/75 immer spärlicher wurde; ja die von 1869—1873 eingetretene

jährliche Mehrproduktion von cirka 5 Millionen metr. Centnern eilte selbst dem rasch gestiegenen Konsum jener Epoche so weit voraus, dass die Krise im Eisenhüttengewerbe unausweichlich wurde und den Hochöfenbetrieb auch dort, wo er noch nicht eingestellt war, zu einem kaum rentablen Unternehmen machte, um so mehr, da die Zahl dieser Oefen von 876 im Jahre 1871 auf 948 im Jahre 1878 vermehrt worden war, so dass man schon damals im Stande gewesen wäre, mit ihnen mindestens 8 Millionen Tons Roheisen zu produziren, eine Leistungsfähigkeit, die in den Jahren 1874—1878 nur zu drei Viertheilen ausgenützt wurde. Diese Leistungsfähigkeit steigerte sich aber dann später noch beträchtlich durch die Fortschritte in der Konstruktion und dem Betriebe der Hochöfen, welche die Herstellungskosten des Roheisens durch ökonomische Ausnützung aller Faktoren ausserordentlich verminderten, was wir gleich hier ersehen, wenn wir die Verhältnisse in den nachfolgenden Jahren überblicken:

Jahr	Zahl der Hochöfen			Mittl. Erzeug. 1 Hochofens	Verbrauch von Kohle p. M.-Tonnen
	im Betrieb	kalt	zusammen	p. Jahr M.-Tonnen	Roheis. Tons
1875	629	330	959	10.119	2·46
1876	585	342	927	11.120	2·38
1877	541	399	940	12.215	2·33
1878	498	450	948	12.813	2·21
1879	458	493	951	13.121	2·20
1880	590	369	959	13.087	2·19
1881	552	397	949	15.176	2·14
1882	565	361	926	15.032	2·07

Ausserdem gab es in Grossbritannien im Jahre 1882 6379 Puddelöfen, 104 Bessemer Converters, von welchen 80 im Betriebe standen, und 163 Siemens-Martin-Stahlöfen. Mittelst dieser produzirte man in den letzten Jahren folgende Mengen:

	1880	1881	1882
		Metr. Tonnen	
Schmiedeeisen	?	2,681.150	2,730.000
Eisenbahnschienen	170.000	149.883	151.000
Bessemer Stahl	1,044.382	1,441.719	1,673.649
Bessemer Schienen	739.910	1,023.740	1,235.785
Stahl	251.000	338.000	436.000

	1873		1878		1881		1882	
	Tons	Werth £	Tons	Werth £	Tons	Werth £	Tons	Werth £
Altes Brucheisen	60	399	32	124	124	488	132	507
Roheisen . . .	1142	7118	923	2470	1482	4105	1758	4062
Schmiede- u. Walzeisen	287	3756	224	1606	294	2013	313	2298
Eisenbahnschienen und Material	785	10419	439	3291	821	5666	937	6387
Bänder, Platten u. Bleche	202	3723	193	2531	305	3405	343	3944
Weissblech . . .	121	3953	155	2732	243	4163	265	4642
Draht	29	692	44	631	75	1001	87	1331
Gusswaaren u. ordinäre Eisenwaaren	282	5479	250	3512	292	3964	328	4550
Rohstahl etc. . .	39	1463	24	759	168	1871	172	2034
Stahlwaaren . . .	10	729	12	737	16	914	19	943
Eisen u. Stahlwaaren zusammen . .	2957	37731	2296	18393	3820	27590	4354	31598

Ausser dieser enormen Roheisenproduktion im Stammlande wurden im Jahre 1883 noch 3,191.073 Tons im Werthe von 2,750.870 £ importirt, u. z. allein 2,958.760 Tons im Werthe von 2,496.783 £ von Spanien, während man davon wieder 8708 Tons ausführte. Die Anzahl der im Betriebe stehenden Hochöfen betrug im selben Jahre 552, gegen 683 im Jahre 1873, doch war die Gesammtproduktion von Roheisen viel grösser als damals, denn 1873 belief sich die gesammte Roheisenproduktion auf 6,566.451 Tons, während sie 1883 8,529.300 Tons ausmachte. — Von

dem produzirten Roheisen wurden im Jahre 1883 1,564.048 Tons exportirt, 3,101.775 Tons fanden in den Schmiedeeisen- und 1,724.251 Tons in den Bessemer Stahlfabriken des Stammlandes Verwendung, aus welchen 1,097.174 Tons, gegen 519.718 Tons im Jahre 1879, Stahlschienen gemacht wurden. — Die Anzahl der Puddelöfen im Betriebe bezifferte sich im Dezember 1883 auf 4651, welche 2,730.504 Tons Puddeleisen erzeugten, während gleichzeitig 1384 Oefen nicht arbeiteten. Aus diesem Puddeleisen fabrizirte man 2,320.884 Tons Eisenwaaren, wovon 1,547.386 Tons zur Ausfuhr gelangten. Hingegen hat die Produktion geschmiedeten Stahles sich von 77.500 Tons im Jahre 1873 auf 455.500 Tons im Jahre 1883 vermehrt. Wie wir sehen, ist daher nicht nur die Produktion, sondern auch der Konsum von Eisen ganz enorm, ja wir finden sogar, dass bei einem durchschnittlichen mittleren Jahreskonsum von 15 Kg. Eisen pro Bewohner des Erdballs, 120 Kg. auf jeden Einwohner Grossbritanniens entfallen, während in Russland nur 11 1/2 Kg., und in britisch Ostindien nicht ganz 3/4 Kg. auf den Einwohner kommen.

Entsprechend den früher beregten grossen Schwankungen in der Produktion variirten auch die Eisenpreise sehr bedeutend in den letzten 1 1/2 Decennien, u. z. bezahlte man:

im Jahre	Roheisen Nr. 3 in Glasgow per engl. Tons
1871 . . .	59 Sh.
1872 . . .	101 10/12 „
1873 . . .	117 3/12 „
1874 . . .	87 1/2 „
1875 . . .	65 3/4 „
1876 . . .	58 1/2 „
1877 . . .	54 4/12 „
1878 . . .	48 5/12 „
1879 . . .	47 „

im Jahre	Roheisen Nr. 3 in Glasgow per engl. Tons
1880 . . .	$54\frac{7}{12}$ Sh.
1881 . . .	$49\frac{1}{12}$ "
1882 . . .	$49\frac{3}{12}$ "

während im Frühjahre 1885 die Warrants an der Glasgower Eisenbörse noch unter 42 Sh. herabsanken. Dabei waren Transaktionen verhältnissmässig sehr beschränkt und die Roheisenverschiffungen von Glasgow blieben noch immer hinter denen vom vorigen Jahre zurück. Hand in Hand mit der gedrückten Stimmung an der Warrantbörse waren auch die Notirungen von speziellen Marken flauer, obwohl nennenswerthe Preisveränderungen nicht vorkamen, trotzdem Vorräthe von Roheisen auf den schottischen Werken wiederum zugenommen hatten. In Middlesborough gestaltete sich das Roheisengeschäft nicht besser als in Glasgow, wie dies auch bei der politischen Verstimmung kaum anders erwartet werden konnte. Von Zwischenhändlern wurden 34 Sh. für Nr. 3 bezahlt, doch gingen die Fabrikanten trotz zunehmender Vorräthe und knapper Nachfrage nicht unter 34 Sh. 3 D. bis 6 D. im Preise herab, um so mehr, da der Export nach dem Auslande noch immer befriedigend genannt werden konnte. — Hingegen hielt sich das „Hämatit-Roheisen“ an der Westküste ziemlich stetig, auf 43 Sh. 9 D. bis 44 Sh, für „mixed numbers“, während man für „Cloator“-Marke eine Kleinigkeit mehr bezahlte. Seit Beginn des Jahres 1885 haben aber die Vorräthe von Hämatit-Roheisen um ca. 10.000 Tons zugenommen, mit einer gleichzeitigen Verminderung des Exports von nahezu 14.000 Tons. Die Anzahl der dort im Betriebe befindlichen Hochöfen hat man um 5 reduzirt, so dass nur 46, gegen 51 im vergangenen Jahre, in Thätigkeit waren. Für schweres, fabrizirtes Eisen war die Stimmung im Allgemeinen etwas belebter in Folge mehrerer Ordres der Regierung für den Sudan, sowie zur Verstärkung der Flotte etc. Trotzdem

dem blieben aber eiserne Schiffsbleche matt, da man jetzt überall den Stahl vorzieht; ebenso ist Zaundraht nach wie vor matt, weil man in diesem Artikel mehr und mehr der deutschen Konkurrenz das Feld räumt. In gewöhnlichem fabrizirtem Eisen richtete sich die Nachfrage hauptsächlich auf die billigeren Qualitäten von Stab-, Rund- und Winkeleisen etc. Markirtes Stabeisen notirte nominell 7 £ 10 Sh, doch bezahlte man selten mehr als 6 £ 15 Sh, ja für mittlere Sorten 5 £ 10 Sh bis 6 £. Weissbleche hatten auch etwas nachgegeben und gewöhnliche I. Klasse Kokebleche notirten nur 13 Sh 9 D bis 14 Sh. Stahl besserte sich im allgemeinen und ein grosser Theil der Sheffielder Werke war für gewisse Spezialitäten stark beschäftigt. Für Schiffsbleche erzielte man 7 £, besonders da auch zahlreiche Ordres einliefen. Stahlschienen blieben unverändert auf der Basis von 4 £ 15 Sh für gewöhnliches schweres Profil bei einer ziemlich stetigen Nachfrage, indem allein von West-Cumberland seit Beginn des Jahres 1885 die Ausfuhr sich um 5000 Tons gesteigert hat.

Der Bergbau auf die übrigen Metalle ist im Stammlande viel unbedeutender als wie auf Eisen, denn im Jahre 1883 wurden:

	Zu Tage beförderte Minerale Tons	Werth £	Metallgehalt der Erze Tons	Werth der Metalle £
Eisenerz	17,383.046	5,122.381	6,189.815	16,093.520
Bleierz	50.980	436.500	39.190	505.550
Zinnerz	14.469	735.189	9.307	903.476
Kupfererz	46.819	149.605	2.620	181.067
Zinkerz	29.728	92.895	13.603	218.328
			Unzen	
Silber aus Bleierz .	–	—	344.053	72.484
Golderz	869	100	66	252
Werth der metall. Minerale		6,536.670		
Gesammtwerth der Metalle von britischen Erzen				17,974.677

Und zwar wird „Blei“ an vielen Orten, am meisten aber in den Grafschaften Durham, Northumberland und Chester berg- und hüttenmännisch erzeugt. — „Zinnerz“ producirt man hauptsächlich in den englischen Grafschaften Cornwall und Devon. Die „Kupferminen“ liegen ebenfalls vorherrschend in diesen Grafschaften, ferner in der Grafschaft Chester, in der welschen Grafschaft Anglesey und in der irischen Grafschaft Wicklow, doch ist die Förderung von Kupfermetall, welche im Jahre 1856 noch 24.633 Met. Tonnen betrug, nunmehr in konstanter Abnahme begriffen. — „Zink“ gewinnt man am meisten auf der Insel Man, dann in den Waliser Grafschaften Denbigh und Flint sowie in den englischen Grafschaften Cornwall, Cumberland u. s. w. — Die an mehreren Orten vorkommenden „goldhaltigen Erze“ werden nur in sehr unbedeutender Quantität dem Hüttenprocesse unterzogen; reicher ist die Ausbeute an Silber und silberhaltigen Blei-Erzen, die man hauptsächlich in den Grafschaften Cornwall, Chester, Cumberland in Wales und auf der Insel Man findet. — Die Produktion an „Mineralien“ betrug im Stammlande im Jahre 1883:

	Tons £	Werth £
Kohle	163,737.327	46,054.143
Schiefer und Marmor	498.062	1,246.332
Thon	2,853.353	706.755
Salz	2,325.720	669.760
Alaun	1,166.493	299.676
Phosphate	49.580	101.729
Gyps	99.551	43.215
Arsenik	8922	54.605
Schwererde	21.396	26.565
Andere Mineralien .	—	59.429
Werth der nicht metallisch. Minerale		49,262.211
Gesammte Mineral-Produktion . .		55,798.881

In der „Salzerzeugung“ übertrifft Grossbritannien alle anderen Staaten der Welt, denn es besitzt gewaltige Steinsalzlager und grossartige Siedereien in den Grafschaften Chester und Worcester; ferner Seesalinen an verschiedenen Punkten der Küste.

Die „Dampfmaschine“, der Hauptmotor englischer Industrie, haben die Briten ausserordentlich verbessert, doch die Ehre der Erfindung machen ihnen die Franzosen streitig, umsomehr, da diese hochwichtige Thatsache bis zur Stunde noch immer in ein mystisches Dunkel gehüllt ist. Mit Bestimmtheit weiss man nur, dass im Jahre 1656 in London bereits eine hydraulische Maschine arbeitete, welche im Stande war, Wasser auf eine Höhe von 40 Fuss zu heben; ja 1687 theilte „Denis Papin“, Kurator der Royal Society in London, dieser akademischen Gesellschaft seine gelehrten Forschungen über die motorische Kraft des Dampfes mit, jedoch ohne auf die praktische Anwendung desselben hinzuweisen, eine Idee, welche schon 10 Jahre später durch einen englischen Militär-Ingenieur, „Thomas Savery“, ausgeführt wurde, indem dieser 1698 eine „Feuermaschine“ zum Wasserheben in Gang setzte, die Newcombe im Jahre 1705 durch Anbringung eines sich auf- und abwärts bewegenden Pistons im Dampfcylinder bedeutend verbesserte. — Dies waren die ersten Anfänge jenes mechanischen Organismus, der 70 Jahre später durch „James Watt“ vollkommen zur Entwicklung gelangte, doch fehlte es bis dahin auch nicht an einzelnen hochwichtigen Verbesserungen, so kam z. B. „Humphrey Potter“, ein kleiner Bergwerksjunge in einer Kohlengrube in Cornwallis, der an einem primitiven Newcomben'sche Dampfapparate die Cylinderklappe zum Ein- oder Austritte des Dampfes abwechselnd zu öffnen und zu schliessen hatte, auf die Entdeckung, dass diese Maschine ganz selbständig, ohne menschliche Hülfe zu arbeiten vermochte, wenn man mittelst Stricken oder Bändern jene Ventile mit der Pistonbewegung in Verbindung bringt, eine Erfindung,

19*

die man nach und nach durch ein exaktes Stangengetriebe ersetzte. — „James Watt“, ein einfacher Arbeiter, 1736 in Greenock bei Glasgow geboren, dem in der Sammlung der Glasgower Gelehrtenschule ausser mathematischen Instrumenten auch ein Modell der Newcombe'schen sogenannten „atmosphärischen Maschine“ zur Reparatur anvertraut wurde, gelangte durch Nachdenken zu der Ueberzeugung, dass der Gang dieser Maschine durch Herstellung eines luftleeren Raumes beschleunigt werden könnte, und da in Glasgow kein Mechaniker existirte, der geschickt genug war, Maschinenbestandtheile von der gewünschten Genauigkeit anzufertigen, so machte er sich selbst an die Arbeit, um mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, seine „Feuermaschine“ herzustellen, in der er den „Vacuumraum“ anbrachte. Diese war jedoch noch höchst unvollkommen, und wahrscheinlich wäre er auch mit seinen Erfindungen nicht viel weiter gekommen, wenn nicht glücklicherweise ein anderes industrielles Genie jener Periode, „Dr. John Roebuck“, der das erste schottische Eisenwerk 1760 am Corronflusse in Stirlingshire begründete, ihn nach Kineil in Schottland berufen, um in seinem Kohlenwerke eine ausser Gang gerathene Newcombe'sche Dampfmaschine wieder in Ordnung zu bringen und sich bald darauf, als er dessen vielversprechende Projekte über Verbesserung von Dampfmaschinen erfuhr, mit ihm associrt hätte. Nun machte sich Watt, unterstützt von reichen Mitteln, an die Arbeit und 1769 wurde nicht nur seine neue Dampfmaschine patentirt, sondern auch in den Eisenwerken von Carron die ersten verbesserten Dampfcylinder gegossen. — Doch fallirte schliesslich Roebuck wegen Ueberproduktion trotz all' seiner Energie, und in der Konkursmasse befand sich auch der Privilegiumsantheil an der Watt'schen Dampfmaschine, den „Boulton“ von Birmingham um einen verhältnissmässig billigen Preis erwarb, wodurch Watt veranlasst wurde, nach „Soho“ zu übersiedeln, wo er, bereits 40 Jahre alt, eine grosse Maschinenfabrik im Vereine mit Boulton ins

Leben rief, welche eine vollständige Umgestaltung im ganzen Bereiche des Gewerbebetriebes wie des Weltverkehrs herbeiführte! Watt brachte zu diesem epoche machenden Unternehmen technische und wissenschaftliche Kenntnisse, Boulton hingegen kaufmännische Erfahrungen und Kühnheit, aber trotz alledem gingen in den ersten 5 Jahren d Geschäfte sehr schlecht und alle Erträgnisse, welche die . rigen Fabrikationszweige des Soho-Etablissements abwarfen, verschlang die Maschinenabtheilung. Auch begann Watt, ein kränklicher ängstlicher Mann, bereits an den Erfolgen zu zweifeln, als er in den Kreisen der Fabrikanten und Arbeiter auf eine vollkommene Abneigung gegen die Einführung von Dampfkraft stiess; aber Boulton verlor den Muth nicht, obwohl er sich gezwungen sah, neue Schulden zu kontrahiren, um das Unternehmen fortsetzen zu können, und seine Ausdauer hat sich auch glänzend belohnt, denn schon im Jahre 1785 trat die herbeigesehnte glückliche Wendung in dem Geschäftsgange ein, da man von dieser Zeit an nicht nur für schwere Bergwerksarbeiten, sondern auch für die meisten Leistungen in der Textil- und Metallindustrie in Manchester, Leeds, Glasgow und anderen Orten nur Dampfkraft in Anwendung brachte. Die Thätigkeit in dem Soho-Etablissement steigerte sich nunmehr derartig, dass aus demselben in den Jahren 1795 bis 1866 1878 Dampfmaschinen von 71.000 Pferdekräften hervorgingen, von denen 319 in der Bergwerksindustrie und 469 zum Schiffsbetriebe, darunter auch die kolossalen Maschinen für den „Great-Eastern" von 1700 Pferdekraft, Verwendung fanden, während 1100 andere Dampfmaschinen in Textil- und anderen Fabriken arbeiten. — Nachdem Watt's Patent im Jahre 1799 erloschen war, das ihn zum reichen, hochgeachteten Manne gemacht hatte, entstanden nach und nach zahlreiche ähnliche Fabriks-Etablissements von ebenso bedeutender verdienstvoller Leistungsfähigkeit als das Soho-Institut, doch muss dieses immer

als die eigentliche Geburtsstätte moderner Dampfmaschinen angesehen werden.

Doch trotz dieser eminenten Fortschritte, welche die Dampfmaschine noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht hatte, wurde im Jahre 1814 in Manchester in allen Maschinenwerkstätten doch noch immer alles mit der Hand gearbeitet, denn man kannte keine Hobel- oder Fraismaschinen und keine derartig vollkommenen Werkzeuge, wie sie heut zu Tage im Gebrauche sind. Daher waren fast alle mechanischen Genies jener Periode genöthigt, nicht nur die Maschinen, welche sie erdacht, selbst anzufertigen, sondern auch geeignete Handwerkszeuge für diesen Zweck zu ersinnen, und während auf dem Kontinente Sägemühlen schon längst im Gebrauche waren, wurden in England Bretter noch immer mit der Handsäge geschnitten. Erst „Josef Bramah", ein armer Bauernbursche aus Yorkshire, der anfangs Streichinstrumente mit den primitivsten Werkzeugen herstellte, erwarb, nachdem er zu einem Kunsttischler in die Lehre gekommen, Patente auf Verbesserungen von Wasser-Klosets, Sicherheits-Schlössern, hydraulischen Pressen, Dampfmaschinen etc., besonders aber auf verbesserte Arbeitswerkzeuge, in denen er förmlich reformatorisch wirkte, um Holz sowie Metall mit erstaunlicher Geschicklichkeit bearbeiten zu können. Aus seiner Schule und Werkstatt in „Pimlico" sind die besten Werkzeugfabrikanten, wie „Mandsley" und „Clement" sowie noch viele andere Mechaniker ersten Ranges hervorgegangen. — Mandsley, ursprünglich ein armer Arbeiter, der sich später als selbständiger Unternehmer in London etablirte, brachte zuerst die Gleichförmigheit der Schrauben, Nieten und dgl. bei den Werkzeugen in Gebrauch, so dass jeder abgenutzte Theil leicht wieder ausgewechselt werden konnte. Ebenso erhielt durch ihn die gesammte Ausstattung einer mechanischen Werkstätte, also Drehbank, Schraubstock etc. eine vollkommene Umgestaltung. — Hingegen führte „Josef Clement", der Sohn

eines Handwebers in Westmoreland, in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts das Princip der automaten Thätigkeit an der Drechslerbank ein und verbesserte die Metall Hobelmaschine. — Doch treten all' diese und die später folgenden Werkzeugverbesserungen nicht gleich in jener Vollendung hervor, in der wir sie heute bewundern, sondern sie entwickelten sich stufenweise, ja manchmal führten erst besondere Veranlassungen zu neuen Erfindungen. So wurde z. B. im Jahre 1848 in Folge eines Strikes von dem Mechaniker „Roberts" in Manchester die „Punchingmaschine", Lochmaschine, erfunden, die das Bohren und Nieten von Eisenplatten genauer und rascher bewerkstelligte, als Handarbeit. — All' die Verbesserungen der einzelnen Werkzeuge und Vervielfältigung ihrer Arten war natürlich von unendlich günstigem Einflusse auf die Vervollkommnung der Maschinen; so kostete z. B. vor einigen 30 Jahren das Planiren, Feilen und Poliren von Gusseisenflächen, welches damals nur mit der Hand ausgeführt werden konnte, 12 Sh per □Fuss, während heut zu Tage die Metall-Hobelmaschine für 1 Penny viel Besseres leistet. Ueberhaupt beruht die Ueberlegenheit der englischen Mechanik hauptsächlich auf der Trefflichkeit der Werkstätten-Einrichtung, die sie in den Stand setzt, nicht nur die gewaltigsten, sondern auch die fehlerfreiesten Maschinenbestandtheile herzustellen, daher kam es auch, dass man in allen Ländern durch längere Zeit die Fabrik- und Werkstätten-Einrichtungen von England importirte.

Die „Maschinenfabrikation", welche sich mit der Erzeugung von Dampfapparaten für den Betrieb der Fabriken, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Bergwerke, sowie von Spinn- und Webemaschinen, Mühlengetrieben und landwirthschaftlichen Werkzeugen befasst, zählte im Jahre 1881 in England und Wales 1762 Maschinenfabriken mit 142.000 Arbeitern; in Schottland 171 Fabriken mit 22.300 Arbeitern; in Irland 51 Fabriken mit 3400 Arbeitern, also zusammen cirka 2000 Maschinen-Werk-

stätten mit 168.000 Arbeitern, deren Hauptsitze ausser London, wo allein mehr als 10.000 Fabrikmechaniker beschäftigt werden, Lancashire und Yorkshire sind. Doch befassen sich die grossen Etablissements nicht allein mit der Erzeugung und Zusammenstellung von Maschinenbestandtheilen, sondern sie haben in ihren weit ausgedehnten Anlagen auch Schmelzhütten, Giessereien und sonstige Hülfswerke. So brauchen z. B. allein „Platt Brothers" in Oldham, Lancashire, 5000 Arbeiter der verschiedensten Berufsarten, um ihre Etablissements betreiben zu können. Aehnliche Verhältnisse, wenn auch zum Theil nicht in so grossem Massstabe finden wir bei den andern renommirtesten Maschinenwerkstätten, wie Stephenson für Locomotiven in Newcastle; die Atlas Works der Herren Sharp, Stewart & Co. in Manchester, Beyer & Teacok in Gordon für Eisenbahnmaschinen, Hick & Co. in Bolton, sowie die London and North-Western-Works in Crewe; ferner bei den berühmtesten Fabriken für Ackerbaugeräthe, wie Clayton & Shuttleworth in Lincoln, Howard in Betford, Ransome, Sims & Head in Ipswich, Fowler & Co. in Leeds, Grosskill in Beverley, Barford & Berkins in Peterborough u. a. m. — Seit den letzten 25 Jahren ist der Absatz englischer Maschinen nach dem Auslande sowie nach den Kolonien im grossen Ganzen gestiegen, u. z. bezifferte er sich schon in den Jahren 1862—1878 auf:

	1862	1872	1873	1877	1878
	£	£	£	£	£
Eigentliche Dampfmasch.	1,625.000	2,595.000	2,928.000	2,019.000	2,417.000
Maschinen anderer Art	2,468.000	5,606.000	7,093.000	4,704.000	5,073.000

Doch erst durch die Erfindung der „Dampfhämmer" im Jahre 1838 von dem Mechaniker „James Nasmyth" in Manchester wurde es möglich, Eisen, Stahl, sowie überhaupt Metallblöcke in den allergrössten Dimensionen zu bearbeiten, denn bis zum Jahre 1837 gab es in England und Schottland nur kleine, wenige Centner schwere Schmiedehämmer, die von

Wasserkraft oder noch schwächeren Motoren bewegt wurden. Dieser neu erfundene Dampfhammer kam aber nicht gleich in Old England zur Anwendung, sondern arbeitete zuerst in dem berühmten „Creuzot-Eisenwerke" in Frankreich, bis sich Nasmyth im Jahre 1840 für England ein Patent auf seine Erfindungen geben liess und ein eigenes Etablissement, die „Patricroft-Werkstätte", aus der dann die berühmte „Bridgewater-Giesserei" hervorging, eröffnete, in welcher er einen 30 Centner schweren Dampfhammer aufstellte. — Die im Laufe der Zeit daran angebrachten patentirten Verbesserungen von Condie, Morrison, Naylor, Rigby u. a. haben es schliesslich möglich gemacht, einen 200 Centner schweren Hammer mit einer Leichtigkeit zu führen, als ob er mit der Hand geschwungen würde! — Natürlich wirkte diese Erfindung epochemachend in der Eisenindustrie, denn die Arbeiten konnten nicht nur um vieles schneller und billiger hergestellt werden, sondern es trat auch ein vollkommener Umschwung und technischer Fortschritt in den konstruktiven und den mit ihnen verwandten Fächern ein.

Die Fabrikation von „Eisennägeln" konzentrirte sich in Süd-Staffordshire, in und um die Ortschaften Sedgeley, Gornel, Gornelwood, Gradley, Halesoven, Dudley, Broomsgrove, Gradley Heath, die alle dem verrufenen „Black-Country" angehören. Beinahe die Hälfte der hier beschäftigten Arbeiter sind Weiber, welche bis zu ihrem 60. Jahre und manchmal noch länger am Ambos stehen, weil die jungen Männer einen lohnenderen Verdienst bei Bergwerk- oder anderen Arbeiten finden, und erst wenn sie dort verunglücken, wieder zu dieser Beschäftigung zurückkehren. — Die dortigen Arbeiter besitzen eine ganz erstaunliche Gewandtheit, so erzeugte z. B. ein Mann in 14 Tagen 40.800 Stück lange Hakennägel, wie sie zur Befestigung von Fussböden verwendet werden, wozu 1,034.000 Hammerschläge und ein 42.836 maliges Erhitzen des Eisenmaterials nothwendig war.

— Gegenwärtig verwendet man zur Fabrikation mancher Nägelgattungen zwar auch Maschinen, aber die auf diese Art producirten Nägel besitzen lange nicht jene Rauhigkeit und Elasticität, durch welche sich mit der Hand erzeugte auszeichnen, und die für gewisse Zwecke, wie z. B. den Hufbeschlag, unentbehrlich sind. — Auch in Birmingham wird diese Industrie stark betrieben, denn es werden hier jährlich ungefähr 18.000 Tons Eisen zu Maschinennägeln verarbeitet, ausserdem giebt es noch derartige Fabriken in Leeds, Newcastle on Tyne, Newport und Wolverhampton. — Runde Drathnägel, „Pointes de Paris", sind in England verhältnissmässig wenig im Gebrauche, werden aber für den Export in kleineren Quantitäten fabricirt. — Doch geht die ganze Nagelmanufaktur im Stammlande ihrem allmählichen Verfalle entgegen, denn die Vereinigten Staaten von Amerika, welche früher bedeutende Konsumenten dieses Artikels waren, haben sich auch in dieser Beziehung vollkommen selbständig gemacht, und auf dem europäischen Kontinente vermag die englische Produktion nicht mehr mit der geschickteren belgischen zu konkurriren. Nach dem Census 1881 waren im Stammlande etwas über 23.000 Personen im Nagelschmied-Handwerke beschäftigt, u. z. 12.400 Männer, 10.900 Weiber, 1100 Knaben und 1200 Mädchen unter 15 Jahren, darunter mehr als 1000 Männer und 300 Weiber im Alter zwischen 65 und 75 Jahren!

Die „Stecknadelfabrikation" kam im Stammlande erst in Aufschwung, als dort im Jahre 1824 der Amerikaner „Wright" mit einer neu erfundenen Maschine hervortrat, welche ohne weitere Hülfe ganz allein im Stande war, die vielfachen, zur Anfertigung einer Stecknadel erforderlichen Operationen, wie Schneiden des Drahtes, Zuspitzen, Köpfeansetzen etc., zu vollenden. Diese Wright'sche Maschine bildete später die Grundlage der verbesserten „Taylor'schen" und „Shuttleworth'schen" Maschinen, welche gegenwärtig Tag für Tag Milliarden fertiger Nadeln der verschiedensten Arten und Dimensionen herstellen;

ja während in früherer Zeit jeder Nadelkopf mittelst einer Handscheere aus einem Drahtgewinde geschnitten und durch Hammerschläge auf den Nadelschaft Stück für Stück mühsam bearbeitet werden musste, geschieht gegenwärtig sogar das Einstecken der Nadeln in die sogenannten „Briefe" mittelst Maschinen! — Der geschickteste Arbeiter konnte ehemals nicht mehr als 20.000 Nadelköpfe per Tag fertig bringen; gegenwärtig producirt England täglich 50 Millionen Stecknadeln, von denen allein 37 Millionen Stück pro Tag in Birmingham erzeugt werden. Für diese enorme Fabrikation verbraucht England jährlich cirka 2,500.000 Pfund Metalldraht in beiläufigem Werthe von 10.000 £, und zur Anfertigung von Haarnadeln u. dgl. 345.000 Pfund im beiläufigen Werthe von 570 £, während der jährliche Produktionswerth der britischen Steck- und Haarnadelfabrikation cirka 22.000 £ beträgt, wobei jedoch die Zahl der Arbeiter, 284 Männer und 400 Frauen, gering ist, da automatische Maschinen fast die ganze Produktion besorgen. Ausserdem leidet auch dieser britische Industriezweig durch die mächtige Konkurrenz der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Oesterreichs und Deutschlands. — Die „Nähnadelerzeugung" entwickelte sich hingegen äusserst langsam im Stammlande, welches in diesen wie in manchen anderen Dingen genöthigt war, deutsche Erfindungen zu Hülfe zu nehmen, und selbst gegenwärtig sind noch immer Maschinen deutschen Ursprungs in den englischen Nadelfabriken im Gebrauche. — Die britische Nähnadelmanufaktur hat sich entsprechend dem System der Arbeitskonzentrirung hauptsächlich in kleineren Ortschaften verdichtet, u. z. vorwiegend in Worcestershire und Warwickshire, mit weniger bedeutenden Abzweigungen in Leicestershire und Nottinghamshire, während sich die Hauptsitze in Redditch, Studley, Sheffield und der kleinen Ortschaft Hathersage in Derbyshire befinden. — Da aber die in Verwendung stehenden Maschinen noch nicht jene Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit besitzen, um, wie bei

der Stecknadelfabrikation, die Nachhülfe des Arbeiters ganz entbehren zu können, ja jede Nähnadel noch immer 70 Händepaare durcheilen muss, bevor sie die Werkstätte verlässt, so ist auch die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter viel grösser, als bei der Stecknadelfabrikation und beträgt beiläufig 2600 Männer und 2100 Frauen, also in Summa 4700 Personen. — In naher Verwandtschaft mit diesem Industriezweige steht die Erzeugung von „Angelgeräthschaften“ für den Fischfang, die hauptsächlich in Redditch nicht nur zu grosser Ausdehnung und Berühmtheit gelangt ist, sondern auch eine Specialität englischer Manufaktur bildet, denn Redditch'er Angelzeug, wozu auch Harpunen, Fischspeere und ähnliche beim geschäftsmässigen Fischfange benutzte Werkzeuge gehören, findet man in allen Meeren verwendet.

Die „Stahlfeder-Fabrikation“ brachte erst „James Perry“ in London im Jahre 1825 in Schwung, obwohl seine Produkte noch lange nicht so vollendet waren, wie die späteren Erzeugnisse „Gillot's“ und „Mason's“. Josef Gillot, ein armer Messerschleifer in Sheffield, der nach Birmingham übersiedelte, wo er Anfangs in einer Stahlwaarenfabrik Beschäftigung fand, später aber sich als selbständiger Stahlfedernfabrikant etablirte, brachte zuerst an der Stahlfeder die beiden Seitenschlitze an, um sie elastischer zu machen, und führte später auch eine verbesserte Methode in der Stahlbehandlung beim Glühen, Pressen, Schneiden und Poliren ein. Die ersten Gillotfedern wurden anfänglich mit 2 bis 4 Mark und später durch längere Zeit mit 1 Mark per Stück bezahlt, während man heute ein Dutzend dieser Gattung für 2 bis 4 Pfennige bekommt. — Gillot, der als reicher Mann starb, hatte nach und nach die Fabrikation so ausgedehnt, dass er in seinem grossen Etablissement jährlich ca. 150 Millionen Stück Stahlfedern producirte. — „Josua Mason“ war von Kidderminster, wo er abwechselnd als Schuster-, Bäcker- und Weberjunge Verwendung fand, ebenfalls nach Birmingham übergesiedelt und hatte dort 10 Jahre in Gold-

waarenfabriken gearbeitet. Eines Tages kam er auf die Idee, die Stahlfeder zu verbessern; wirklich machte er sich auch ans Werk und sandte im Jahre 1828 drei Probestücke an „Perry" in London zur Ansicht. Das Resultat ihrer hierauf gepflogenen Unterhandlungen war, dass Perry Mason die Mittel gab, eine Fabrik zu etabliren, gegen die Verpflichtung, an ihn Federn mit seiner Namensprägung zu liefern, wie wir denn überhaupt auf fast allen Produkten der Stahlfedernmanufaktur meistens nicht die Firma des Fabrikanten, sondern des Zwischenhändlers finden. — Auch Mason erweiterte mit der Zeit in so grossartigem Massstabe seine Etablissements, dass in denselben wöchentlich 5 Tons Stahl verbraucht werden und 60 Tons stets in den verschiedenen Stadien der Verarbeitung sich befinden, wodurch er sich ein enormes Vermögen erwarb. — Diese brillianten Erfolge veranlassten natürlich auch andere Unternehmer, sich der Stahlfedererzeugung zuzuwenden, so dass es im Jahre 1881 in Birmingham, wo sich der Hauptsitz dieser Industrie befindet, bereits 14 derartige Fabriken gab, welche ungefähr 750 Millionen Stück Federn im Jahre produciren, zu deren Erzeugung 2500 Tons Stahl aus schwedischem Eisen verwendet werden. — Ausserdem erzeugen die grösseren Etablissements Federhalter aus den verschiedensten Materialien. Nebst Stahlfedern macht man, obwohl in nicht so grosser Menge, Federn aus verschiedenen Metallen und Metallgemischen, wie Zink, Kupfer, Aluminium, Platina, Gold und Silber; doch sind Goldfedern jetzt verhältnissmässig sehr billig geworden, denn die grosse Fabrik von „Wiley" in Birmingham, „The Albert Works", liefert jetzt solche für 1 Sh. per Stück.

Ausser der Eisenmanufaktur hat auch die „Textilindustrie" im britischen Stammlande im Laufe der Zeit einen wahrhaft bewunderungswerthen Aufschwung genommen, denn nach genauen officiellen Berechnungen gab es dort im Jahre 1879:

	Anzahl der Etabl.	Anzahl der Spindeln	Anzahl der Kraftwebstühle	Anzahl d. beschäftigten Personen Männer	Frauen	Zusammen
Baumwollfabriken:						
Engl. u. Wales	2579	42,640.309	489.960	180.485	271.023	451.508
Schottland	89	1,487.853	22.265	4.484	25.291	29.775
Irland	6	78.528	2.686	503	1.117	1.620
Stammland	2674	43,206.690	514.911	185.472	297.431	482.903
Wollenfabriken:						
Engl. u. Wales	1412	2,989.570	50.249	53.163	56.539	109.702
Schottland	246	621.034	6.284	10.083	12.584	22.667
Irland	74	45.147	411	1.034	941	1.975
Stammland	1732	3,655.751	56.944	64.280	70.064	134.344
Shoddyfabriken:						
Engl. u. Wales	134	92.984	2.110	2.158	2.905	5.063
Schottland	3	—	—	5	11	16
Irland	—	—	—	—	—	—
Stammland	137	92.984	2.110	2.163	2.916	5.079
Worstedfabriken:						
Engl. u. Wales	636	2,483.979	76.149	46.822	71.044	117.866
Schottland	55	68.533	11.244	2.879	10.133	13.012
Irland	2	422	—	12	35	47
Stammland	693	2,252.934	87.393	49.713	81.212	130.925
Flachsfabriken:						
Engl. u. Wales	101	219.247	4.081	4.812	10.176	14.988
Schottland	155	283.748	16.756	9.987	27.489	37.476
Irland	144	826.743	19.611	17.036	39.306	56.342
Stammland	400	1,329.738	40.448	31.835	76.971	108.806
Hanffabriken:						
Engl. u. Wales	50	14.109	74	2.061	1.900	3.961
Schottland	3	4.618	—	176	298	474
Irland	5	6.577	—	87	258	345
Stammland	58	25.304	74	2.324	2.456	4.780

	Anzahl der Etabl.	Anzahl der Spindeln	Anzahl der Kraftwebstühle	Anzahl d. beschäftigten Personen		
				Männer	Frauen	Zusammen
Jutefabriken:						
Engl. u. Wales	12	25.169	1.057	1.382	3.579	4.961
Schottland	99	188.911	10.009	8.920	21.481	30.401
Irland	6	6.088	222	272	720	992
Stammland	117	220.168	11.288	10.574	25.780	36.354
Haarfabriken:						
Engl. u. Wales	26	—	—	604	485	1.089
Schottland	8	—	—	64	540	604
Irland	2	—	—	22	16	38
Stammland	36	—	—	690	1.041	1.731
Seidenfabriken:						
Engl. u. Wales	700	999.037	12.335	11.702	28.514	40.216
Schottland	5	19.902	211	69	548	617
Irland	1	—	—	102	50	152
Stammland	706	1,018.939	12.546	11.873	29.112	40.985
Spitzenfabriken:						
Engl. u. Wales	282	—	—	6.265	3.899	10.164
Schottland	1	—	—	18	27	45
Irland	—	—	—	—	—	—
Stammland	283	—	—	6.283	3.926	10.209
Strumpfwaarenfabriken:						
Engl. u. Wales	175	—	—	5.928	7.843	13.771
Schottland	10	—	—	646	456	1.102
Irland	1	—	—	109	10	119
Stammland	186	—	—	6.683	8.309	14.992
Elastikfabriken:						
Engl. u. Wales	82	—	—	2.293	2.121	4414
Schottland	1	—	—	16	8	24
Irland	—	—	—	—	—	—
Stammland	83	—	—	2.309	2.129	4.438

Dies ergiebt also in Summa bei der gesammten Textilindustrie:

	Anzahl der Etabl.	Anzahl der Spindeln	Anzahl der Kraftwebstühle	Anzahl d. beschäftigten Personen		
				Männer	Frauen	Zusammen
Textilfabriken:						
Engl. u. Wales	6189	49,464.414	636.015	317.675	460.028	777.703
Schottland	675	2,674.609	66.769	37.347	98.866	136.213
Irland	241	963.505	22.920	19.177	42.453	61.630
Stammland	7105	53,102.528	725.704	374.199	601.347	975.546

Von diesen Industrien ist die „Wollenmanufaktur", welche nach ihrer Vervollkommnung die ausländischen Märkte wie im Fluge eroberte und den nationalen Wohlstand Grossbritanniens wesentlich förderte, da sie nächst Baumwolle den zweit grössten Faktor der englischen Textilindustrie bildet und gegenwärtig ungefähr 1 Million Menschen beschäftigt, uralt, denn schon zu den Römerzeiten hatte die Gegend von Wincester in Hampshire einen gewissen Ruf für die Erzeugung von Wollstoffen, und die Fertigkeit in der Handspinnerei wurde stets als eine weibliche Vollkommenheit hoch gehalten, heisst doch im Englischen das Mädchen „Spinster", Spinnerin. — Anfangs wurde die Wolle im Stammlande einfach geschoren und roh an ausländische Kaufleute abgesetzt, die dafür aus fernen Ländern fertige Stoffe und andere Bedürfnisse mit brachten. Später ward die Fertigkeit, feinere Handgespinnste zu erzeugen, nicht nur in jedem Dorfe, sondern fast in jeder Wohnstätte heimisch, wodurch sich eine umfangreiche Hausindustrie entwickelte, die auch für den Export arbeitete und immer mehr an Güte der Produkte gewann, als man später niederländische und andere tüchtige Arbeiter heranzog. So veranlasste z. B. Eduard III. im Jahre 1331 flandrische Weber, Färber und Walker, unter vortheilhaften Bedingungen einzuwandern, denen bald Zunftgenossen aus Brabant und Seeland folgten, so dass sich in kurzer Zeit zahlreiche Niederlassungen in Gloucester, York-

shire, Norfolk und anderen Grafschaften bildeten, in denen Bristol, Leeds, Norwich, Halifax, Bradford und Manchester die Mittelpunkte einer allmählig erblühenden Industrie wurden, um so mehr, da man das Tuchgewerbe durch die verschiedensten Gesetze begünstigte und zu einem Schosskinde britischer Flachs-Manufaktur machte. Doch war bis Mitte des 18. Jahrhunderts, um welche Zeit auch die Reihe jener Erfindungen begann, welche so tief einschneidend auf die ganze Entwicklung der Textilindustrie einwirkten, noch kaum eine Spur von fabriksmässigem Betriebe, weil sich die Zünfte demselben bis aufs Aeusserste entgegensetzten. — Den langen Reigen der Erfindungen zur Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen eröffnete „Hargreaves", ein vollkommen ungebildeter Weber aus Stand Hill bei Blackburne, der eines Tages an der Seite seines Weibes stand und wartete, bis diese ein Bündel Wollgarn, welches er zur Arbeit brauchte, von einer Spinnvorrichtung abgespult habe, die sie mit einem Fusstritt in Bewegung setzte. Dabei fiel dieser Apparat zufällig um, das Rad löste sich los und die Spule gerieth aus der horizontalen Lage, in welcher sie sich ursprünglich befunden hatte, in eine vertikale, wobei sie sich aber noch eine Zeit lang um die senkrechte Axe fort drehte. Hargreaves, der diese Erscheinung scharf beobachtet hatte, schloss daraus sehr richtig, dass man mit einem grösseren und stärkeren Rade gleichzeitig mehrere Spindeln in Rotation versetzen könne, wenn dieselben anstatt wagrecht, aufrecht angebracht würden. Der mechanisch unvollkommene Versuch gelang, statt eines wurden jetzt gleichzeitig mehrere Fäden abgesponnen, und der Erfinder nannte nun seine neue Maschine „Jenny" zu Ehren seiner Frau, welche diesen Namen führte. — Ungefähr 2 Jahre arbeitete Hargreaves mit einer achtspuligen Spinnvorrichtung, als im Jahre 1768 seine Nachbarn aus Aerger und Neid diese Maschine zerstörten, was ihn veranlasste, nach Nottingham überzusiedeln, wo er bald einen geschickten, reichen Kompagnon fand und eine sechszehn

spindelige „Jenny“ zu Stande brachte, auf die er 1770 ein Patent erhielt. Hierauf zahlten ihm die Fabrikanten von Lancashire 4000 £ Abfindung für das Recht, diese Verbesserung in ihren Etablissements einführen zu können. — Nachdem mit der Zeit der mächtige Fabriksbetrien an Stelle der schwächlichen gewerblichen Einzelleistungen getreten war, und die Anwendung des Dampfes Hand in Hand mit vortrefflichen Spinn- und Webemaschinen immer mehr zur Geltung kam, steigerte sich natürlich auch die Leistungsfähigkeit der Wollenmanufaktur umsomehr, da alle maschinellen Erfindungen und Verbesserungen, welche man in der Baumwoll-, Flachs- und Seidenbranche machte, auch zum Theil zweckmässig verändert in die Schafwoll-Spinnerei und -Weberei übergingen. — Die Vermischung der Wollgespinnste mit Flachs, Baumwoll- und Seidenfasern, sowie die verschiedene Art der Verwebung veranlasste die Erzeugung äusserst zahlreicher Varietäten von Bekleidungsstoffen, wie Doeskin, Cassimeres oder Kerseymeres, Milton, Diagonal, Biber, Treed, Sataras, Sateen, Merino, Damask, Reps, Moreen, Camlets, Serge, Paramatta, Dalaines, Lastings, Crapes, Orleans u. s. w. Dabei hält die englische Gewerbestatistik die Distinktion zwischen Fabrikaten aus kurzstapeliger Wolle und aus Kammgarnen „Woolen and worsted goods“ strenge aufrecht; letztere Bezeichnung entstammt dem Namen des kleinen Marktfleckens „Worsted“ in Norfolk, wo derartige Stoffe zuerst fabrizirt wurden, welche sich in England einer so grossen Beliebtheit erfreuen, dass ihre Fabrikation bereits im Jahre 1881 wirklich grossartige Dimensionen angenommen hatte, denn es gab damals:

Für	Fabriken	Spindeln	Mechanische Webstühle	Eigentliche Weber	Beschäftigte Arbeiter
Streichgarn	1925	3,267.000	59.000	43.000	138.000
Kammgarn	629	2,183.000	82.000	40.000	142.000

und auch der Export von Kammgarnstoffen, cirka 260 Millionen Ellen im Werthe von cirka 12—20 Millionen £, überragt

jene der eigentlichen Streichgarnstoffe. — Der Hauptsitz der Streichgarn-Manufaktur befindet sich in Yorkshire, Gloucestershire, Somerset und Wilts; jener von Kammgarn-Stoffen in Bradford, Halifax, York, Leeds, Worcester und Norfolk; von wollenen Wirkwaaren in Leicestershire; von Wollgarnen in Lancashire, Derby und Yorkshire; von Teppichen in Kidderminster, Wilton und Axminster. — In der Erzeugung von feinen, namentlich bunten Shawltüchern, Plaids, Tartans, Tweeds und ähnlichen Waaren steht dagegen Schottland unübertroffen da, ebenso wie Paisley in der Fabrikation von Barèges und ähnlichen Damenkleider-Geweben. — Flanelle, Bett- und Reisedecken, „blankets", „ruggins", „coverlets", „wrappers" etc., für die beinahe gar keine deutschen Bezeichnungen existiren, bilden ebenfalls Specialitäten der grossen englischen Wollenindustrie. — Die Hauptabsatzgebiete britischer Wollstoffe sind China, Australien, die Vereinigten Staaten von Amerika und Holland; für mit Flachs Baumwoll- und anderen Garnen gemischte Gewebe die Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Deutschland, Italien und Holland; für Teppiche Amerika und Australien; für Shawls die Vereinigten Staaten von Amerika; für Decken, „rugs" und „wrappers" Brasilien und Deutschland:

Neben der eigentlichen Schafwolle dienen noch Shoddy, Mungo, Alpakka und Mohair zur Erzeugung von Wollgespinnsten, denn es werden alljährlich in Old England 50 bis 60 Millionen Pfund abgenutzter Wollstoffe verarbeitet, indem man die Fetzen in einen Zerreissungs-Apparat, „Devil", Teufel hinein wirft und je nachdem nun das auf diese Art gewonnene Produkt von Streichgarnen oder Kammgarnen herrührt, nennt man es „Mungo" oder „Shoddy." Ersteres ist theurer, weil man es zur Fabrikation feinere Stoffe verwendet. Der nicht verspinnbare Abfall wird getrocknet, pulverisirt und dann zur Herstellung von Tuch- und Sammt-Tapeten, sowie ähnlichen

Produkten verwendet. — Früher importirte man enorme Quantitäten Wollfetzen aus Deutschland, seitdem aber die Shoddy- und Mungo-Fabrikation auch dort Eingang gefunden hat, werden diese Stoffe gewöhnlich schon als fertiger Shoddy oder Mungo zu Preisen von 1—10 Pence für das Pfund Shoddy, und 1—20 Pence für das Pfund Mungo eingeführt. — Die „Alpakkawolle" hat „Titus Salt" in Bradford, der Sohn und Geschäftstheilhaber eines wenig bemittelten Wollhändlers in Leeds, zuerst in die englische Textilindustrie eingebürgert, nachdem ihm zufällig in Liverpool eine Probe dieser peruanischen Wolle gezeigt wurde, mit der Niemand etwas anzufangen wusste, und es ihm endlich im Jahre 1836 nach vielfachen missglückten Versuchen gelungen war, die erforderlichen Kammvorrichtungen herzustellen, da die bisherigen an diesem Materiale vollkommen versagten. Während Salt die Produktion mit 300 Ballen peruanischer Wolle begann, die er mit je 8 Pence bezahlte, steigerte sich in den folgenden Jahren der Konsum derartig, dass man bereits 1852 2 Mill. Pfund Rohwolle gegen 560.000 Pfund in den ersten Jahren der Erfindung verarbeitete. Diese enorme Geschäftszunahme veranlasste denn auch Salt, der in seinem ursprünglichen Etablissement den immer mehr anschwellenden Geschäftsaufträgen nicht zu genügen vermochte, im Jahre 1851 seine Firma aus dem engen und übervölkerten Bradford an die Ufer des Flüsschens Aire zu verlegen, wo er eine Fabrik nebst Arbeiterkolonie in so grossartigem Masstabe anlegte, wie man es selbst in England bisher noch nicht gesehen hatte; u. z. ist das Hauptgebäude 545 Fuss lang, 6 Stockwerke hoch und enthält mehrere Dampfmaschinen von zusammen 2000 Pferdekraft, die 1200 Webestühle in Bewegung setzen, auf denen täglich 30.000 Ellen, also 5688 Millionen jährlich, Alpakka oder gemischte Stoffe erzeugt werden können. Die Treibriemen in den zahlreichen Arbeitssälen haben eine Gesammtlänge von 9870 Fuss und ein Gesammtgewicht von

13.000 Centnern. — Diese Fabrikskolonie „Saltaire" begann auch sehr bald einen umgestaltenden Einfluss auf die Arbeitsverhältnisse im benachbarten Bradford auszuüben, demjenigen Theile von West-Riding in der Grafschaft York, wo die Manufaktur gemischter Gewebe, „Worsted goods", nunmehr ihren Hauptsitz hat, denn früher producirten dort nur vereinzelte Weber in der Regel ordinäre Kammgarnzeuge, die sie zu gedrückten Preisen an sogenannte Bestellhäuser abliefern mussten! Gegenwärtig sind aber diese kleinen Gewerbetreibenden fast ganz verschwunden, und man findet beinahe nur Fabrik-Etablissements, in denen die feinsten Stoffe für Damenkleider, Mousseline de laine, Mohair, Camlets, Merinos, Poplins, Bombazines, gedruckte Sateens, gestickte Alpakkas, Krapes Damasks etc. erzeugt werden. — Uebrigens liegt Bradford selbst auch ausserordentlich günstig in Mitte von Kohlen- und Eisenminen, die Hand in Hand mit 3 einmündenden Eisenbahnen all' das zur Fabrikation erforderliche Material in hinreichender Menge liefern. Erzeugt doch der Bradford-Bezirk alljährlich allein cirka 216.000 Spindeln und 16.220 mechanische Webstühle, von denen ein Theil zum Export hauptsächlich nach Deutschland, Frankreich und den Vereinigten Staaten gelangt, während der Rest im britischen Reiche selbst Verwendung findet. — Gegenwärtig giebt es im Bradforder Stadtgebiete 133 Fabriken für gemischte Gewebe mit 12.800 Pferdekraft und 28.000 Arbeitern, während sich die Stadt selbst von einer unbedeutenden Ortschaft, die im Jahre 1801 nur 14.000 Einwohner zählte, zu einer ansehnlichen Stadt mit über 160.000 Seelen entwickelte, deren Industrie auch auf die Fabriksthätigkeit der benachbarten Ortschaften, wie Keighley und Halifax, von vortrefflichem Einflusse war.

Bei der Erzeugung gemischter Gewebe wird Kammgarn gewöhnlich als Einschlag, selten aber als Kette verwendet, und die Einführung von Ketten aus Baumwollgarn im Jahre 1834

brachte den grössten Umschwung in der Fabrikationsmethode hervor, ja erst seit jener Zeit datirt der rasche, gewaltige Aufschwung Bradfords nebst Umgebung in diesem Industriezweige. — Gegenwärtig überwiegen denn auch im grossen Ganzen die Gewebe aus Kammgarn in Verbindung mit Baumwolle, Flachs, Seide und ähnlichen Faserstoffen die Fabrikate von Streichgarnstoffen sowohl an Quantität als an Geldwerth. Ebenso werden in Leeds moderne, billige Streichgarnstoffe, „Woolen goods“, mit Baumwollkette, ähnlich wie in Bradford gearbeitet und vielfach mit „Shoddy“ versetzt. — — Einen ganz neuen Zweig dortiger Lokalindustrie bilden auch „Filzwaaren“, wie z. B. gefärbte und bedruckte Unterröcke, Knabenkappen, Teppiche, Pferdedecken, Satteldecken etc., doch ist hier nicht Dauerhaftigkeit sondern Wohlfeilheit massgebend:

Der Im- und Export von Rohwolle betrug in den letzten 10 Jahren, wie wir hier sehen

Jahr	Gesammt-Import in Wolle Lbs.	Gesammt-Export in Wolle Lbs.	Verbleib für den heimathlichen Konsum Lbs.
1874	344,470.897	144,294.663	200,176.234
1875	365,065.578	172,075.439	192,990.139
1876	390,055.759	173,020.372	217,035.387
1877	409,949.198	187,418.627	222,530.571
1878	399,449.435	199,286.544	200,162.891
1879	417,110.099	243·386.008	173,724.091
1880	463,508.963	237,408.589	226,100.374
1881	450,141.735	265,583.927	184,557.808
1882	488,985.057	263,965.744	225,019.313
1883	495,946.779	277,234.084	218,712.695

wovon in Millionen £ wollene Waaren und Garne nach folgenden Ländern in den Jahren 1872—1884 exportirt wurden:

	1872	1874	1875	1877	1880	1881	1882	1883	1884
nach Deutschland u. Holland	15·0	8·9	8·4	5·6	4·3	3·9	3·8	3·6	4·2
„ Frankreich u. Belgien	4·8	3·8	4·1	3·7	3·9	4·4	4·5	4·6	5·1
„ Ver. Staaten	6·3	4·2	3·4	1·6	2·5	2·2	2·8	3·0	3·1
„ Australien u. Canada	2·7	3·1	2·6	2·6	2·1	2·6	2·9	2·7	3·0
„ Indien, China u. Japan	2·0	1·7	1·9	1·9	2·1	1·9	1·4	1·5	1·7
„ anderen Ländern	8·1	7·4	7·3	6·2	6·6	7·0	7·7	7·1	8·1
Gesammtausfuhr	38·9	29·1	27·7	21·6	21·5	22·0	23·1	22·5	25·2

verhältnissmässig geringen Schwankungen unterworfen war, zeigen doch die Preise in Folge der geringeren Kaufkraft der Konsumenten in fast allen Ländern der Welt, sowie der andauernden Massenproduktion einen enormen Rückgang, der schliesslich zu einer auf Minimalgewinn basirten Massenproduktion geführt und dadurch die Organisation der Wollenindustrie vollkommen umgestaltet hat.

Die Verarbeitung der „Baumwolle" war in alten Zeiten in technischer Beziehung eine viel vollendetere, als heut zu Tage selbst die besten Maschinen zu leisten vermögen, denn schon die Mumien in egyptischen und peruanischen Gräbern sind zum Theil mit Binden aus staunenswerth feinen Baumwollgespinnsten bekleidet, aber andererseits war sie auch wieder äusserst beschränkt, bis die energische Produktionskraft Englands Werkzeuge und Vorrichtungen schuf, welche die schwache Handleistung vertausendfachten. — Die erste Bekanntschaft mit der Fabrikation der Baumwolle machten die Europäer durch die Araber, welche in Mitte des 10. Jahrhunderts den Anbau dieser Pflanze in Spanien einführten und dort auch Fabriken errichteten, daher stammt denn auch das Wort „Cotton" von Kuttu, dem arabischen Namen für „Gossypium", ebenso wie

„Musseline“ seine Bezeichnung von der Stadt Mossul, gegenüber den Trümmern des alten Ninive in Mesopotamien erhielt. — Nach England brachten orientalische Baumwolle zuerst Genueser und Venetianer Anfang des 14. Jahrhunderts, doch lernten die Briten erst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts durch eingewanderte hugenottische Flüchtlinge diese Fasern zu verspinnen. Später importirte dann die ostindische Kompagnie nicht nur fertige Calikos, sondern auch rohe Baumwolle aus Calcutta, und Manchester soll die erste Stadt gewesen sein, wo die neue Industrie sich festzusetzen begann, dann folgte Bolton sowie noch einige andere Orte, aber die privilegirten Zünfte der Schafwoll-, Leinen- und Seidenweber erblickten in dieser aufkeimenden Industrie einen ausserordentlich gefährlichen Konkurrenten und legten ihr nicht nur alles mögliche in den Weg, sondern wussten auch das Parlament zu bewegen, dagegen Gesetze zu beschliessen. Trotz alledem begann man schon im Jahre 1721 kleine Quantitäten rohe Baumwolle aus Amerika nach dem Stammlande zu importiren, denn die Engländer hatten „Smyrnaer Samen“ zum Anbau nach den westindischen Inseln gebracht, wo die neue Kultur, was Qualität anbelangt, so vortrefflich gedieh, dass man in Folge dessen die beste Baumwollsorte „Sea Island“ benannte, eine Bezeichnung, die sie noch heute besitzt, obwohl sie seit dieser Zeit den Boden gewechselt hat.

Einen wirklichen Aufschwung nahm die britische Baumwollmanufaktur aber erst dann, als sich fast gleichzeitig die Erfindung der Spinnmaschine und des mechanischen Webstuhles sowie die Anwendung der Dampfkraft geltend machte. Doch waren auch all' diese epochemachenden Schöpfungen anfänglich im höchsten Grade primitiv und es bedurfte, wie wir gleich sehen werden, einer langen Reihe von Verbesserungen, bis endlich die heutigen Maschinen entstanden, die wir unwillkürlich ob ihrer enormen Leistungsfähigkeit bewundern

müssen. Und zwar erfand, fünf Jahre nach dem Hargreaves mit seiner „Jenny“ hervorgetreten war, also im Jahre 1733, „James Wyatt“ die „Revolvercylinder“, zwischen denen sich die rohe Baumwolle vor der Fadenbildung zu gelockerten Bändern auszieht; doch besass er leider nicht die erforderliche kaufmännische Routine, um seine Idee mit Erfolg praktisch durchführen zu können, denn in Birmingham und Nottingham errichtete man zwar Probefabriken nach diesem neuen Systeme, aber sein eigenes Vermögen sowie bedeutende geliehene Summen gingen dabei in missglückten Versuchen verloren, ja die ganze Maschinerie gerieth in's Stocken, bis „Richard Arkwright“, ein spekulativer Barbier in Bolton, im Jahre 1769 das fallen gelassene Princip der Wyatt'schen Maschinerie wieder aufnahm, sich um ein Patent bewarb, „Garn aus Schaf- und Baumwolle sowie aus Flachs zu erzeugen“, und den unternehmenden „Jedediah Strutt“ bewog, sich mit ihm zu associren. Freilich war in Folge dessen lange Zeit bei dem King's Bench-Gerichte zu London der Process gegen Arkwright wegen angezweifelter Originalität dieser Spinnmaschine anhängig, aber schliesslich siegte er und starb nach vieljährigen harten Kämpfen als Millionär. — Anfangs bestanden jedoch die Maschinen von Hargreaves und Wyatt-Arkwright getrennt von einander, bis endlich im Jahre 1779 „Samuel Crompton“, ein armer Waisenknabe in Bolton, der sich kümmerlich vom Garnspinnen ernährte, auf die Idee kam, beide Systeme in einen Stuhl zu vereinen und sich mit nur schlechten Werkzeugen und ärmlichen Materiale versehen, in seinen Erholungsstunden an die Arbeit machte, dieses Problem zu lösen. Nach „fünf Jahren“ mühseliger Versuche hatte er endlich das Modell seiner neuen Maschine erfunden, welche er „Mule“, Maulthier, oder „Bastard“ nannte, und die erweitert sowie vervollkommnet, heute mit einem Schlage 1200 Spindeln treibt. Doch während das „Muslin-Rad“ alle Welt bereicherte und 30 Jahre später bereits 4,500.000 englische Spindeln in Bewegung setzte, die alljährlich

40 Millionen Pfund Baumwolle verarbeiteten, starb der Erfinder selbst 1827 in Dürftigkeit, obwohl ihm das Parlament im Jahre 1812 in Anerkennung seines hohen Verdienstes um die nationale Textilindustrie eine Belohnung von 5000 £ votirt hatte. — Das Ideal, Garn ohne Hülfe der Menschenhände zu spinnen, war jetzt erreicht, nun machte sich aber die Schwierigkeit geltend, solch' ungeheure Garnmassen rasch verweben zu können, und das Bedürfniss, Handwebestühle in mechanische Getriebe umzuwandeln, wurde immer fühlbarer. Zwar hatte „John Kay", Webestuhl-Maschinist in Colchester, schon im Jahre 1733 das fliegende Weberschifflein, „Fly-shuttle", erdacht, welches mittelst eines Federmechanismus herüber und hinüber getrieben wurde, wodurch zwei bis dreimal so viel Stoff in einem Tage erzeugt werden konnte, als durch das Schleudern mit der Hand, und zur Herstellung farbiger Stoffe drei Schiffchen mit verschieden gefärbten Garnen in Aktion gebracht. Ferner erfand 20 Jahre später ein Geistlicher in Kent, „Dr. Edmund Cartwright", welcher im Kreise vieler Weber lebte und mit ihnen öfter in Berührung kam, den „ersten mechanischen Webstuhl", der jedoch nur ordinäres Segeltuch zu verarbeiten vermochte, auf den basirt die geschickten Mechaniker Grimshaw, welche 1790 eine grossartige Weberfaktorei mit verbesserten Stühlen in Knottmills bei Manchester errichteten, sowie ein Herr „Bell" in Glasgow 1794, dann weiter arbeiteten; auch nahm „Robert Milles" 1796 ein Patent auf Webstuhlverbesserungen, die zuerst in einer auf 200 Stühle berechneten Fabrik in Pollokshaws bei Glasgow eingeführt wurden. Aber der Erfolg war noch immer nicht durchschlagend, denn das Haupthinderniss lag darin, dass bei den mechanischen wie bei den ordinären Stühlen beständig ein Arbeiter zur Beaufsichtigung und Führung des Werkes nothwendig war, bis endlich „Radcliff" in Stockport mit Hülfe eines seiner ingenieusen Arbeiter im Jahre 1803 die Zurichtungsmaschine, „Dressing-

maschine", erfand, welche die besondere Nachhülfe der Menschenhand fast ganz entbehrlich machte. Dadurch war das Problem gelöst, und da man auch jetzt statt der früheren Menschen-, Pferde- oder Wasserkraft den gewaltigen Dampf als treibenden Motor zur vollsten Anwendung brachte, so begann nun die britische Baumwollmanufaktur einen ganz enormen Aufschwung zu nehmen, denn während im Jahre 1815 im Stammlande nur 99 Millionen Pfund rohe Baumwolle importirt wurde, stieg diese Einfuhr im Jahre 1820 bereits auf 152 Mill., 1825 auf 229 Mill., 1830 auf 264 Mill., 1840 auf 592 Mill., 1850 auf 663,576.861, 1860 auf 1.390,938.752 Pfund und fiel erst 1863 wieder auf 669,583.264 Pfund, u. z. verblieben von diesen kolossalen Qantitäten dem inländischen Verbrauch:

Jahr	Gesammtimport von Baumwolle	Gesammtexport von Baumwolle	Verbleibt für den inländischen Verbrauch
1874	1.566,864.432	258,967.632	1.307,896.800
1875	1.492,351.168	262,853.808	1.229,497.360
1876	1.487,858.848	203,305.872	1.284,552.976
1877	1.355,281.200	169,396.304	1.185,884.896
1878	1.340,380.048	147,257.936	1.193,122.112
1879	1.469,358.464	188,201.888	1.281,156.576
1880	1.628,664.576	224,577.360	1.404,087.216
1881	1.679,068.384	207,710.618	1.471,357.776
1882	1.784,111.168	264,998.160	1.519,113.008
1883	1.734,333.552	247,228.800	1.487.104.752

Natürlich konnte diese gewaltige Baumwollmasse nur durch eine bedeutend gesteigerte Leistungsfähigkeit verarbeitet werden, und wir finden daher auch, dass sich die Spindelzahl der englischen Fabriken in den letzten 30 Jahren um über 20 Millionen vermehrt hat, denn es betrug:

	1850	1871	1875	1878	1881
Etablissem.	1932	2483	2655	2674	2690
Spindeln	20,977.000	34,695.221	3,755.772	9,527.920	40,351.000
Maschinenstühle .	—	440.676	463.118	514.911	550.000
Arbeiter .	—	450.087	479.515	482.903	488.677

In den Jahren 1882 und 1883 erhöhte sich aber noch in Folge des Aufschwungs der Textilindustrie die Spindelzahl u. z. gab es 1882 cirka 41 Millionen, 1883 42 Mill. Spindeln, also mehr als $^{2}/_{3}$ sämmtlicher Baumwollspindeln Europa's im Stammlande. Dementsprechend gestaltete sich denn auch der Wochenverbrauch an roher Baumwolle im Verhältnisse zum europäischen Kontinent in „Tausenden“ von Ballen à 400 Lbs.

	Grossbritannien			Europ. Kontinent		
	Abliefe-rungen	Verbrauch im Ganzen	Verbrauch p. Woche	Abliefe-rungen	Verbrauch im Ganzen	Verbrauch p. Woche
1878/79	2835	2843	54·1	2573	2596	50·0
79/80	3350	3350	63·8	2768	2750	52·4
80/81	3570	3572	68·7	3084	2956	56·8
81/82	3697	3640	70·0	3092	4198	61·5
82/83	3786	3770	72·5	3647	3437	66·1

Doch während sich in den letzten 20 Jahren der Baumwoll-Verbrauch in allen Manufakturen um 50% steigerte, hat die Arbeiterzahl doch gleichzeitig nur um 7% zugenommen ein Beweis, wie sehr die Handarbeit durch Maschinen verdrängt wurde.

Die britischen Spinn- und Webereien erzeugten im Jahre 1873 für 104·6 Millionen, 1878 in Folge der Preiserniedrigung nur für 80·7 Mill. und 1882 für 97·5 Mill. £ Baumwollwaaren, von denen im Zenithe der wirthschaftlichen Unternehmungslust, also im Jahre 1872, 212 Mill. Pfund Garne im Werthe von 16·6 Mill. £ und 3517 Mill. Yards Baumwollstoffe im Werthe von 58·2 Mill. £ auf auswärtigen Märkten Absatz fanden. Dieser Konsum vermehrte sich auch noch bis in die jüngste Zeit, doch mit dem Unterschiede, dass seit 1878 von dem Gesammtquantum weniger Garne verkauft wurden, denn der Export von Garnen betrug im Jahre 1878 250 Mill. Pfund, 1882 nur 233·2 Mill. Pfund, während die Ausfuhr von Stoffen, besonders wegen des reichen Absatzes in Indien und Ostasien im Jahre 1880 4495 Mill., 1881 4777 Mill. und 1882 4349 Mill. Yards

ausmachte, wobei aber natürlich der bedeutende Preisrückgang mit in Anschlag gebracht werden muss, da sich der Werth der Garnausfuhr im Jahre 1882 nur auf 12·9 Mill. £, derjenige der Stoffe und Gewebe auf 55·3 Mill. £ belief. — Auch im Jahre 1884 mussten die Baumwoll-Etablissements ihre Waaren fortwährend zu langsam sinkenden oder im günstigsten Falle stationären Preisen verkaufen, während die Produktionskosten stiegen, so dass innerhalb der letzten sechs Monate stets ein Theil der Webstühle still stand oder nicht volle Zeit arbeitete. Der effektive Export von Baumwolle aus Liverpool betrug in diesem Jahre 373.221 Ballen gegen nur 325.068 Ballen im Vorjahre, was darin seine Ursache hat, dass die Preise in Liverpool niedriger waren als in anderen Stapelplätzen. So eröffnete der Preis von „Mittel-Boweds" mit $5\,^{15}/_{16}$ Pence im Januar, stieg dann unter verschiedenen Schwankungen bis $6\,^{7}/_{16}$ Pence am 12. Juni, fiel wieder bis $5\,^{7}/_{16}$ Pence im Oktober und schloss Ende December mit 6 Pence. „Egyptische Baumwolle" stand verhältnissmässig sehr niedrig, für „Fair" nur $^{1}/_{2}$ Pence über Mittel-Boweds, während oft der Unterschied mehrere Pence betrug; hingegen war „Fair Dhollera" wegen der ungünstigen kleinen Ernte in Indien hoch im Preise ($4\,^{5}/_{8}$ Pence). Der Konsum von Baumwolle in England ging im Jahre 1884 um 800 Ballen pro Woche gegen 1883 zurück, betrug aber noch immer um 630 Ballen pro Woche mehr als 1882. Doch während sich der Export von Baumwolle, der zu $^{2}/_{3}$ aus ostindischem Rohmateriale bestand, um 7% 1884 vermehrte, war der von gewebten Waaren, verglichen mit den zwei letzten Jahren, recht ungünstig. Der Quantität nach zeigt derselbe einen Abfall von 121 Millionen Yards gegen 1883, und dem Werthe nach ist der Abschlag noch bedeutender: 51,661.408 £ gegen 55,534.166. Die Einfuhr von Baumwolle betrug 4,154.700 Ballen (1883: 4,034.690 Ballen), der Verbrauch in Grossbritannien 3,440.870 Ballen (1883: 3,482.230 Ballen). Ausgeführt wurden 634.120 Ballen (1883: 594.570 Ballen) und an

Baumwollgarn und Twist 271,077.900 engl. Pfund im Werthe von 13,811.767 £. Hiervon gingen nach Deutschland 39,467.300 engl. Pfund im Werthe von 2,168.415 £. Die Ausfuhr von Baumwollen-Manufakturwaaren stellt sich auf 4.417,481.000 Yards im Werthe von 51,661.408 £, nach Deutschland speciell auf 48,753.000 Yards im Werthe von 828.084 £. — Ebenso war auch noch im Juli 1885 trotz der festen Tendenz in Manchester und der jede Woche sich um cirka 40.000 Ballen vermindernden Rohmaterialvorräthe, der Markt fortwährend leblos und man berechnete, dass die Spinner während der verflossenen 6 Monate annähernd 400.000 Ballen weniger bezogen haben, als in derselben Periode vorigen Jahres, woraus man schliesst, dass sich ihre Reserven nunmehr auf ein Minimum reducirt haben müssen, die zur Hoffnung auf eine Besserung der Geschäfte berechtigt! — Aber die in den vorigen Decennien so ausserordentlich günstige Lage wird unter normalen Verhältnissen wohl nie wieder eintreten, denn die bequeme Alleinherrschaft der britischen Baumwollindustrie auf den grossen Weltmärkten ist in den letzten Jahren durch eine gleichzeitig in Europa, Amerika und Asien auftretende verstärkte Konkurrenz beträchtlich erschüttert worden, trotzdem dieselbe mit so enormen Betriebsmitteln arbeitet, wie wir es nirgends auf der Welt wiederfinden, denn allein in Lancashire, dem bedeutendsten Cotton-Distrikte Grossbritanniens, sowie in den angrenzenden Distrikten befinden sich 1900 Baumwollspinnereien und Webefabriken, deren Anlagekosten cirka 57,500.000 £ betragen. Dabei ruhen die grossartigsten Etablissements nicht etwa in den Händen von Gesellschaften, im Gegentheile, die 270 „Joint-Stock-Companies" sind höchst unbedeutend im Vergleiche zur Grossartigkeit der Privat-Etablissements, da von den 1500 Privatfirmen

6	je	mehr	als	1,000.000	£	Kapital
12	„	„	„	500.000	£	„
26	„	„	„	200.000	£	„

50 je mehr als 100.000 £ Kapital
72 „ „ „ 75.000 £ „
101 „ „ „ 50.000 £ „

in ihren Fabrikunternehmungen angelegt haben.

Die in Irland uralte „Leinenindustrie" befand sich bis zum 17. Jahrhundert noch auf so niederer Stufe, dass die Engländer alle feineren Stoffe von Cambray und d'Ypres in Flandern bezogen, und erst von dieser Zeitperiode an brachten eingewanderte niederländische Weber einen gänzlichen Umschwung hervor; als dann später noch der Herzog von Ormond 400 flämische Weber nach der Grafschaft Kilkenny brachte und sich im Jahre 1681 eine grössere Anzahl emigrirte Franzosen in Ipswich, Suffolk, etablirte, die feine Leinwand erzeugten, hörte auch die Einfuhr fertiger Leinenstoffe nach England immer mehr auf. Nur Schottland war bis jetzt diesem Manufakturzweige noch fern geblieben, als man aber sah, welch' glückliche Erfolge man damit in Irland erzielte, begrüsste man mit Freuden die von der Regierung im Jahre 1727 errichteten Spinnschulen in den Highlands sowie die Einwanderung französischer Weber, denen es zu verdanken ist, dass sich nach und nach die Flachsmanufaktur im Westen des Landes mit dem Hauptsitze in Dundee einbürgerte. — Nachdem nun einmal auf diese Art ein entsprechendes Fundament für eine gedeihliche Entwicklung der Leinenmanufaktur im Stammlande gelegt war und die Regierung überdiess zwangsweise schon im Jahre 1698 die Irländer veranlasste, sich ausschliesslich nur der Flachsindustrie zu widmen, hingegen die England schädigende Baumwollmanufaktur gänzlich aufzugeben, musste natürlich durch die zahlreichen Erfindungen in der Baumwollindustrie, deren Maschinen auch im Hauptprincip auf die Flachsmanufaktur übergingen, sehr bald eine Massenproduktion eintreten, umsomehr, da auch eine ausgiebige Staats-Subvention und später eine kräftige Hülfe von Seiten gut fondirter Privatgesellschaften, wie z. B. die im Jahre 1841 gegründete „Royal Flax Improvement Society

of Ireland", an deren Spitze die Königin und Prinz Albert standen, und die „Flax Supply Association" in Belfast nicht mangelte. Ja dieser rapide Fortschritt nahm derartige Dimensionen an, dass das britische Stammland gegenwärtig durchschnittlich mehr als 2 Millionen Centner Flachs jährlich verarbeitet, und da die inländiche Rohstoff-Produktion höchstens 300.000—400.000 Ctr. pro Jahr beträgt, sehr bedeutende Mengen aus Russland, Belgien, Holland sowie anderen Ländern einführen muss, ferner dass es in Irland allein schon im Jahre 1874 1380 Schwing- und Hechelmühlen, „Scutching-mills", darunter 1295 in der Provinz Ulster gab, wobei sich die Flachsmanufaktur im grossen Ganzen in drei Centren, Leeds in England, Dundee in Schottland und Belfast in Irland koncentrirte. Die hervorragendsten Etablissements sind hier Marschall in Leeds, Baxter in Dundee, und Mulholland in Belfast, von denen das erstere einen kolossalen Arbeitssaal besitzt, der 132 englische Ellen lang, 172 Ellen breit und 40 Fuss hoch ist, während die Dachung desselben auf 72 Ziegelbogen mit ebenso vielen Eisensäulen ruht, und das Tageslicht durch 66 massive, je 48 Fuss Umfang habende und 11 ½ Fuss hohe Glaskuppeln Einlass erhält, deren Herstellung allein 10 Tons Glas erforderte, so dass das ganze Dach ein Gewicht von 4000 Tons besitzt. 6 Dampfmaschinen, je 4 zu 100 und 2 zu 80 Pferdekraft, bilden den treibenden Motor der ganzen kolossalen Maschinerien; ausserdem giebt es noch eine 7pferdige Dampfmaschine, die nur dem Zwecke dient, im Winter warme, im Sommer aber kühle Luft in diesen Riesensaal zu pumpen, der cirka 4000 Menschen fassen kann und in dem der ganze Spinn- und Webeprocess nebst Verpackung und Herrichtung der Waare besorgt wird, so dass der an einem Ende des Saales in Bündeln hereinkommende rohe Flachs am andern Ende schon als konsignirte Leinwand-, oder Damastballen in den Welthandel übergeht. Leider verschlechtern sich aber seit

neuerer Zeit bei der britischen Leinenindustrie die Zustände von Jahr zu Jahr, woran theils die enorme ausländische Konkurrenz, theils die hohen inländischen Löhne die Schuld tragen; ja die Verhältnisse sind gegenwärtig schon derartig ungünstig geworden, dass französische und belgische Flachs-, Hanf- und Jutegarne selbst in Dundee billiger verkauft werden, als die dortigen Fabriken zu produciren vermögen.

Die „Jutemanufaktur" hat ihren Hauptsitz in Dundee, Glasgow und Arbroath in Schottland, ausserdem befinden sich aber noch umfangreiche Etablissements dieser Art in Belfast und London, doch gehört ihre Entwicklung erst dem letzten halben Jahrhundert an, denn noch im Jahre 1829 betrug der gesammte Juteexport aus Calcutta nicht mehr als 20 Tons im Werthe von 60 £, obwohl die Bewohner der nördlichen Distrikte Bengalens schon lange vor dem Jahre 1796, wo man erst in England dies neue Webematerial näher kennen lernte, Kleiderstoffe aus den feineren Jutefasern anzufertigen verstanden. Aber der zunehmende Handelsverkehr mit Indien brachte mit der Zeit auch enorme Quantitäten Jutefabrikate nach Europa, weil die meisten der dortigen Kolonialprodukte wie Reis, Zucker, Leinsaat, Salpeter, Pfeffer und dgl., in gewebten Jutesäcken, sogenannten „Gunny-bags", emballirt, und da die Webevorrichtungen an den Erzeugungsorten höchst primitiv waren, so bemächtigte sich nunmehr die stets unternehmende englische Industrie des neuen, lohnenden Fabrikationszweiges, worin sie wenigstens eine Zeit lang keine Rivalen in Europa hatte, und brachte ihn sehr schnell zu einem mächtigen Aufschwung. Wir können dies am besten aus den Einfuhrziffern der nachfolgenden Jahre ersehen:

	Centner.
1862 . .	964.000
1864 . .	2,025.000
1871 . .	3,454.000
1873 . .	4,625.000

		Centner
1877	. .	3,650.000
1878	. .	4,243.000

Auch erzeugt eine der Glasgower Fabriken grosse Mengen Chignons und falsche Zöpfe für Frauen aus Jute. — Die britische „Seidenindustrie“ ist sehr alt und hatte einst ihren Hauptsitz in London, wo sie aber durch die im Jahre 1773 erlassene „Spitalfields-Act“ so schwer getroffen wurde, dass die Fabrikunternehmer flüchteten und in Manchester, Norwich, Paisley, Macclesfield und anderen Ortschaften neue Etablissements aufschlugen, wodurch diese Städte von nun an den Hauptsitz der englischen Seidenmanufaktur bildeten. — Obwohl man sich seit neuerer Zeit alle Mühe giebt, in den britischen Kolonien die Seidenzucht zu heben und damit in Neuseeland, Victoria, Queensland, Neusüdwales und Südafrika recht zufriedenstellende Erfolge erzielte, importirt man doch gegenwärtig noch immer den grössten Theil der Rohseide für den Bedarf des Stammlandes aus China. — Aber auch in der Seidenindustrie sind die Resultate keine glänzenden, denn die britische Manufaktur hat grosse Mühe gegen die viel geschmackvoller und mit bedeutend billigeren Löhnen arbeitende französische, belgische und italienische Industrie auf dem Weltmarkte zu konkurriren; dazu kommt noch, dass die Amerikaner, welche früher zu den besten englischen Kunden gehörten, jetzt selbst recht umfangreich Seidenwaaren produciren, daher sind denn gegenwärtig nur die britischen Kolonien die Hauptabnehmer englischer Seidenwaaren.

Die erste „Strumpfwirkmaschine“ wird auch jetzt noch in der Fabrikation von beinahe 5000 verschiedenen Artikeln, worunter Jacken, Unterbeinkleider, Strümpfe, Socken, Handschuhe, Leibbinden, Mützen, Handstutzeln etc. eine Hauptrolle spielen, angewendet. Ja dieser unter ganz eigenthümlichen Umständen erdachte erste Wirkstuhl hat nicht nur im britischen Stammlande selbst, sondern in der ganzen Welt einen voll-

kommen neuen Industriezweig geschaffen. Der Erfinder „William Lee“, ein Geistlicher, konnte aber mit seiner Maschine, die ursprünglich aus Holz hergestellt und nur im Stande war, 12 Maschen neben einander zu schliessen und Reihe an Reihe zu fügen, so dass das Strickgewebe natürlich nur in die Länge ging und, um einen runden Strumpf zu bilden, an den Seitenwänden zusammengenäht werden musste, nicht durchdringen, sondern starb ruinirt an Vermögen. Kaum war aber der schwergebeugte, in seinen schönsten Hoffnungen so bitter enttäuschte Mann in's Grab gesunken, so bemächtigte man sich seiner früher verschmähten Erfindung und 1640 wurden bereits in Nottingham die ersten Wirkstühle aufgestellt, von wo sie dann sehr bald in den Grafschaften Leicester und Derbyshire Eingang fanden. Doch erhielt die Strumpfwaaren-Manufaktur erst ihre n wirklichen Impuls als „Jedediah Strutt“, jenes eminente mechanische Genie, sich der Wirkwaaren-Industrie zuwandte. Ursprünglich war derselbe ein Landbauer, der wenig Schulunterricht genossen hatte, sich aber von innerem Drange getrieben, von Jugend auf in mechanischen Kunstfertigkeiten geübt hatte. Er erfand die „Derby-rib-Machine“, welche noch heute im Hauptprincip in allen Wirkwaarenfabriken der Welt verwendet wird. In ihrer Konstruktion hatte Strutt den Lee'schen Wirkstuhl der Hauptsache nach beibehalten und denselben nur durch Anbringung senkrecht wirkender Nadeln in den Maschinen-Zwischenräumen bereichert, so dass man damit verkehrte Maschen zu weben und gerippte Stoffe zu erzeugen vermochte, die sich dem Körper elastischer anschlossen, als die glatten. Diese „Derby-rib-Machine“ wurde dann später noch durch Anbringung automatischer Vorrichtungen unendlich leistungsfähiger gemacht, so dass sie auch zur Erzeugung weiterer Textilartikel Verwendung finden konnte. — Zahlreiche andere Erfindungen, die hauptsächlich eine Abwechslung in modernen Mustern im Auge hatten, kamen derjenigen Industrie zu Hülfe,

welche später in Leicester ihren Hauptsitz nahm. Einschneidend für den enormen Aufschwung in der Strumpfwirkerei war aber auch noch der im Jahre 1816 von „Brunel“ erfundene „Rundstuhl“, dem es zu verdanken ist, dass Old-England, freilich mit vollster Ausnützung der hoch entwickelten Maschinenindustrie, bis noch vor wenigen Jahren $^4/_5$ aller auf dem ganzen Erdball getragener gewirkter Strümpfe zu erzeugen vermochte! — Die Vervollkommnung der neueren Kraftmaschinen ist eine erstaunlich grosse, so konstruirte z. B. „Allenborough“ 1866 eine solche, welche per Minute 297.000 Maschen oder Schlingen, „Coops“, schliesst, 100 Pfund Garn in einem Tage verarbeitet und wöchentlich ungefähr 1000 Ellen von jenem breiten Stoffe erzeugt, aus welchem Nachtjacken angefertigt werden. — Andererseits ist aber wieder die Seidenwirkerei, welche in früheren Zeiten beinahe 4000 Stühle beschäftigte, im Aussterben begriffen, denn gewirkte Seidenhandschuhe, sowie Seidenstrümpfe werden nur noch wenig gekauft, und was man von diesen Artikeln noch konsumirt, wird meistens aus Frankreich nach Old-England eingeführt. — Kautschuk, „Indiarubber“, im vulkanisirten Zustande wurde etwa im Jahre 1844 in die Webeindustrie eingeführt, und anfangs ausschliesslich zur Fabrikation von „Hosenträgern“ verwendet, bis die Firma „Bedells“ in Leicester eine Maschine zur Erzeugung von Kautschukfäden patentirte, und die ersten elastischen Stiefeleinsätze, Haarnetze für Frauen, sowie ähnliche Artikel auf den Markt brachte. Während noch im Jahre 1850 nicht mehr als 100 Ellen elastische Stiefeleinsatzbänder per Woche fertig hergestellt wurden, versenden gegenwärtig manche grössere englische Fabriken tausende Ellen dieses Gewebes an einem Tage, wodurch ein gewaltiger Umschwung in der ganzen Schuhwaarenfabrikation herbeigeführt wurde. — Grossartige Etablissements mit Dampfkraft zur Fabrikation elastischer Gewebe befinden sich in Leicester, doch wird ihnen in neuester Zeit

eine sehr erfolgreiche Konkurrenz in Coventry, einem Marktstädtchen von etwa 30.000 Einwohnern, deren Hauptindustrie schon seit langer Zeit die Bandfabrikation war, bereitet. — Im Ganzen gab es im Jahre 1881 in England 90 Fabriken für elastische Gewebe, mit 43.000 Spindeln, 2700 Kraftwebestühlen und mehr als 5300 Arbeitern, von denen ungefähr die eine Hälfte Männer, die andere Frauen waren.

Die „Lederindustrie“ nimmt im Stammlande unter den verschiedenen Manufakturzweigen den vierten Rang ein und kommt unmittelbar nach der Schafwoll-, Baumwoll- und Eisenproduktion, denn sie beschäftigt viele Hunderttausende Arbeiter, u. z. allein 254,000 in der Schuh- sowie Stiefelfabrikation, und erzeugt Millionen Stücke fertiger Waare. Das hierzu nöthige Material wird in kolossalen Massen aus allen Welttheilen herbeigeschleppt und bereits im Jahre 1877 betrug der englische Häute-, Fell- und Pelzwerk-Import:

			Werth £
Trockene Häute	552.000	Ctr.	1,823.000
Nasse „	595.000	„	1,723.000
Gegerbte „	40,390.000	Pfd.	2,030.000
Anders zugerichtete Häute. . .	6,529.000	„	925.000
Ziegenfelle unzugerichtet . . .	1,836.000	St.	248.400
„ zugerichtet	6,316.000	„	643.900
Schaf- u. Lammfelle unzugerichtet	7,281.000	„	904.000
„ „ zugerichtet .	5,697.000	„	357.000
Pelzfelle.	7,232.000	„	700.000
Robbenfelle (Seals)	764.000	„	247.000
Andere pelzähnlichen Felle. . .	1,543.000	„	262.000

Doch verarbeitet man nicht all' das eingeführte Rohmateria im Stammlande, sondern es wurden im selben Jahre auch wieder für 2,872.000 £ exportirt, aber da wir die Millionen Felle des eingeführten und inländischen Schlachtviehs nicht mitgerechnet haben, so bleiben jährlich doch immer noch ganz riesige Mengen Rohmaterial übrig, die den Gerbereien

Old Englands zugeführt werden. Der grosse Aufschwung der Lederfabrikation im Stammlande datirt aber erst vom Jahre 1830, da sie bis zu dieser Zeit mit einer peinlich hohen Produktionssteuer belastet war, die von $1^1/_2$—3 Pence pro Pfund variirte, und bereits im Jahre 1877 exportirte das Stammland:

		Werth £
Gegerbtes Leder	145.000 Ctr.	1,165.000
Schuhe und Stiefel	436.000 Dtz. Paar	1,337.000
Sattler- und Riemerzeug . .	— — —	352.000
Andere Lederwaaren . . .	1,482.000 Pfd.	305.000
Zusammen also für . . .	3,159 000 £ Lederfabrikate,	

während im Jahre 1828 der gesammte britische Lederexport nicht mehr als 164.000 £ betrug. — Gegenwärtig gelangen in den 800 grösseren Gerberei-Etablissements des Stammlandes alljährlich ungefähr 3,800.000 Centner rohe Häute und Felle zur Verarbeitung, wozu der Gerbestoff ebenfalls aus den verschiedensten Theilen der Welt herbeigebracht wird, so dass der englische Markt zugleich auch der reichste und billigste für diesen Artikel ist. Schon im Jahre 1876 wurden in Old England für $4^1/_2$ Millionen £ Gerbematerialien verwendet, worunter die wichtigsten waren:

	Ctr.	£
Cutch (Acacia Catechu aus Ostindien) . .	96.000	115.000
Gambir (Nauclea Gambir)	440.000	494.000
Myrobalan (Terminalia sp. aus Bengalen) .	360.000	211.000
Sumach (Rhus glabra aus Italien)	225.000	215.000
Valonea (Quercus aegylops, Türkei) . . .	700.000	629.000

Die besseren englischen Lederwaaren sind nicht nur vorzüglich hergestellt, sondern tragen auch viel mehr als die andern dortigen Fabrikate den eigenartigen Typ britischer Manufaktur an sich, dies gilt ganz besonders von der Lederausrüstung des Jägers, Reiters, Anglers und Cricketspielers, die in so praktischer, dauerhafter Weise hergerichtet ist, dass der Sports-

freund in den fernsten Kolonien nicht mit Unrecht das Heimathsprodukt jeder ausländischen Nachahmung vorzieht. — Das englische Schuhzeug erscheint im Vergleich mit Pariser oder Wiener Arbeit schwerfällig, ist aber dafür ausserordentlich dauerhaft. Hingegen besitzen die Produkte der Sattlerei und Riemerei hohe Eleganz, vereint mit verlässlicher Struktur, so z. B. hat ein guter Rennsattel kaum mehr als 2, ein gewöhnlicher Reitsattel selte nmehr als 9 bis 13 englische Pfund Gewicht; ebenso sind Zügel, Riemen, Halfter, Peitschen und andere Ausrüstungs-Gegenstände vorzüglich gearbeitet und werden durch derartige Erzeugnisse anderer Länder nicht übertroffen. — Die Hauptsitze dieser, in einem grossartigen Massstabe betriebenen Sattler- und Riemer-Industrie sind nebst London Birmingham und Walsall in Ost-Staffordshire, auch hat die Produktion unter der wirthschaftlichen Depression der letzten Jahre verhältnissmässig wenig gelitten und die Arbeitslöhne stehen ziemlich hoch, denn Frauen an der Nähmaschine verdienen 10 Sh., Männer 20 bis 30 Sh. und Sattelarbeiter ersten Ranges 30 bis 40 Sh. per Woche. — Der Export in Sattler- und Riemerwaaren beschränkt sich aber hauptsächlich nur auf jene Kolonien, in denen eine grössere Anzahl Engländer bleibend oder zeitweise ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. — Auch sind die englischen „Reit-, Kutschir- und Fechthandschuhe" die besten der Welt, während die anderen Handschuhe britischer Manufaktur an Zartheit und Geschmeidigkeit von den Pariser und Wiener Erzeugnissen weit übertroffen werden und sich nur durch ihre vortreffliche Näherei auszeichnen, daher steigert sich auch die Handschuheinfuhr von Jahr zu Jahr und betrug bereits 1878 12,720.000 Paar. — Enorm ist aber der Import von Schaf-, Lamm- und Ziegenfellen, denn dieser betrug im Jahre 1876 7,600.000 ungegerbte, 5,567.000 gegerbte Schaf- und Lammfelle, gegen 2,600.000 und 1,353.000 im Jahre 1862; sowie 1,319.000 ungegerbte und 6,733.000 gegerbte Ziegenfelle gegen

816.000 und 1,833.000 im Jahre 1862. — Weniger intensiv betreibt man im Stammlande die „Kürschnerei", dafür bildet aber dasselbe den grössten Markt für alle Rauhwaaren; so lieferte allein die „Hudsonsbai-Kompagnie" an wichtigeren Fellen auf den Londoner Markt:

	1856 Stück	1866 Stück	1875 Stück
Musquah (Bisam)	259.000	313.000	504.000
Marten (amerik. Zobel) . .	180.000	116.000	62.000
Rabbit (Kaninchen) . . .	91.000	145.000	49.000
Beaver (Biber)	75.000	150.000	101.000
Mink (Nerze)	62.000	53.000	63.000
Luchs und wilde Katze. .	12.000	35.000	16.000
Skunk (Stinkthiere) . . .	12.000	2800	2400
Füchse, weisse	11.000	6000	4000
„ rothe	7400	12.800	7700
Kittfüchse	3400	3900	2700
Wölfe	7600	6600	1600
Seehunde	5300	16.000	5200
Marder (Mustela canad.) .	5200	4400	2200
Bären	9300	7900	5900
Ottern	14.000	14.800	9900
Racoon (Waschbären) . .	1800	5100	1600
Dachse	1100	500	2000
In Summa aber wurden importirt	757.431	896.164	842.248

während aus andern Ländern ebenfalls beträchtliche Mengen dorthin gebracht wurden, so dass der Werth des Londoner Rauhwaaren-Importes im Jahre 1876 1,055.000 £ gegen 660.000 £ im Jahre 1870 betrug, wovon 1876 mehr als 8,200.000 Stück grosse und kleine Felle, darunter eine enorme Zahl Seehunds- und Robbenfelle, „Seal-skins", waren, denn in manchen Jahren beziffert sich der englische Robbenfell-Import sogar auf über 500.000 Stück.

Die britische „Schlosserwaaren-Industrie" zeigte sich

bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts ziemlich ausgebildet und wohl organisirt in einigen kleinen Ortschaften von Staffordshire, wie Wolverhampton, Willenhall, Walsall und Wednesfield, in deren Nähe man gutes Eisen zu Tage förderte. Die Manufaktur dieser Gegenden unterscheidet sich aber darin wesentlich von derjenigen auf dem europäischen Kontinente, dass die Fabriken einzig und allein nur Schlösser und Schlüssel machen, während die kontinentalen gewöhnlich noch allerlei Nebenverrichtungen verwandter Art betreiben. Durch diese streng eingehaltene Arbeitstheilung ist es möglich, dass in den genannten Distrikten wöchentlich über 31.000 Dutzend Schlösser, also beinahe 400.000 Stück, mit ganz erstaunlich grosser Schnelligkeit erzeugt werden. Doch sind das nur geringere Sorten, von denen ein ganzes Dutzend 6 Pence kostet; andererseits fehlt es aber auch nicht an solider Waare, welche ziemlich hohe Preise erzielt. — Staunenerregend ist bei dieser beregten Produktion die Mannigfaltigkeit der Formen, ja es giebt eine Firma, die 1700 verschiedene Schlossgattungen, je nach Grösse, Material und Verwendungszweck produzirt, doch sind Buchstabenschlösser, welche man früher stark kaufte, seit neuerer Zeit fast ganz ausser Gebrauch gekommen, weil ihre Verlässlichkeit sehr fraglich wurde. — Von den Erzeugnissen dieser im Staffordshire-Distrikt konzentrirten Schlosserwaaren-Industrie, die cirka 20 Millionen Stück jährlich beträgt, werden noch gegenwärtig alljährlich riesige Quantitäten nach Indien, China, Südamerika, Australien und dem europäischen Kontinente exportirt, u. z. hauptsächlich eiserne und messingene Vorhängeschlösser, „Padlocks“, während die Vereinigten Staaten von Amerika, welche noch vor 40 Jahren fast die Hälfte der Staffordshire-Schlosserwaaren-Erzeugnisse bezogen, seit dieser Zeit hauptsächlich durch Anwendung vortrefflicher Hülfsmaschinen die englischen Gewerkschaften überflügeln, da diese zähe an der veralteten Handarbeit festhalten, umsomehr, weil es meist cirka 800—1000 kleine Unternehmer sind, die ohne Kapital

und Maschinen, in ärmlichen Hütten ein halbes Dutzend oder mehr Kinder beschäftigen, Eisen auf Borg nehmen und nachdem sie hungernd die ganze Woche gearbeitet haben, die fertige Waare nach den grösseren Fabriken Wolverhamptons schleppen, von wo sie in der Regel mit ziemlich kümmerlichem Gewinn heim kehren, denn ordinäre Kastenschlösser werden uur mit 1 Sh. per Dutzend und Schlüssel aus hämmerbarem Gusseisen mit nur 10 Pence per Gros, à 144 Stück, bezahlt. — Andererseits machte aber wieder in Old England die Erzeugung werthvoller Kunstschlösser grosse Fortschritte und zahlreiche Patente verfolgen das noch immer nicht vollkommen gelöste Problem der Unaufsperrbarkeit; ja Kunstschlösser besserer Qualität werden in umfangreichen Etablissements mit Hülfe höchst sinnreicher Vorrichtungen in grosser Mannigfaltigkeit erzeugt und mit sorgsamster Vollendung ausgestattet.

Auch die britische „Thonwaaren-Industrie" verdankt eingewanderten gewerbkundigen Niederländern und Deutschen ihre erste Entwickelung, doch war es später „Josua Wedgwood", 1738 in Burslem geboren, der Sprössling einer uralten dortigen Töpferfamilie, welcher sie später auf jenen hohen Standpunkt brachte, den sie heutzutage unter der britischen Manufaktur einnimmt. Er begann seine Carrière als einfacher „Dreher" in der kleinen Werkstatt seines Bruders und gelangte dann schrittweise durch Nachdenken, eisernen Fleiss, Beharrlichkeit, viele Versuche, Studien und richtige Benutzung der an den verschiedensten Thonarten so überaus reichen Lehmgruben von Staffordshire, Devon, Cornwall, Dorset und anderen Orten, in denen gerade so wie im Eisen und der Kohle ein Stück Nationalreichthum steckt, zu jenen glänzenden Resultaten, welche bald seinen Namen und den seiner Werkstatt „Etruria" in allen Erdtheilen berühmt machten! — Heutzutage bilden Thonerzeugnisse in allen Abstufungen der Formen und Feinheit auch eine Hauptgruppe in der Liste britischer Export-

artikel; ausserdem ist der einheimische Verbrauch von Porzellan, Steingut u. a. irdenen Geschirren grösser als in irgend einem andern Lande der Welt, da selbst der bescheidenste englische Haushalt mit Geräthen fast luxuriös ausgestattet ist, die in der Regel, besonders was Kannen, Krüge, Tassen Schüsseln und dgl. betrifft, im Verhältnisse zu den dafür gezahlten äusserst mässigen Preisen, eine gefällige, wenn auch nicht immer künstlerische Ausschmückung besitzen. — Die Ausfuhr von feineren Thonwaaren, mit Ausschluss des ordinären Töpfer- und Steingeschirres, betrug 1862 1,220.000 £; 1870 1,746.000 £; 1873 2,049.000 £; 1876 1,771.000 £; 1877 1,767.000 £; 1878 1,696.000 £ und blieb sich bis zum Jahre 1885 ziemlich gleich, so dass sich der Werth der alljährlich exportirten ordinären Töpferwaaren auf cirka 100.000 £ beziffert. Doch macht die englische Statistik keine Unterschiede, sondern benennt fast alle feineren Thonwaaren mit dem Kollektivnamen, „Pottery", womit sich im Jahre 1881 beschäftigten im Verhältnisse zu den übrigen Thonmanufakturzweigen:

	Potterien	Ordinäre Töpfereien	Ziegeleien	Insgesammt cirka Arbeiter
England	517	? ?	1630	70.000
Schottland. . . .	20	25	168	6600
Irland	4	27	18	1000

wobei wir aber alle kleineren Ziegeleien, die dem Fabrikgesetze nicht unterstehen, weggelassen haben. — Der Hauptsitz der britischen Thonwaaren-Industrie befindet sich in dem nördlich vom sogenannten „Black-country" gelegenen Theile Staffordshire's, den man gewöhnlich „Pottery-Distrikt" nennt. Hier erstrecken sich die Brennereien auf einem Flächenraume von ungefähr 10 engl. □ Meilen, und die Ortschaften sind durch allmählige Vergrösserung so nahe an einander gerückt, dass sie gegenwärtig fast wie eine einzige riesige Ortschaft aussehen, u. z. erzeugen Stoke-upon-Trent, Longton, Shelton, Burslem,

Hanley, Lane, End, Tunstall u. a. O. Porzellan-, sowie andere feinere Waaren, während Bilston fast ausschliesslich ordinäre Töpfergeschirre in grossen Massen producirt. Ueberdies giebt es noch ausserhalb des Pottery-Distrikts wichtige Fabriketablissements in Bow und Chelsea bei London, in Worcester, Derby, Plymouth u. a. Orten, jedoch haben die einst berühmt gewesenen Brennereien von Liverpool, Bristol, Swansea, Worcester etc. die Konkurrenz mit den grossartigen neueren Etablissements aufgegeben. — Das aber gerade Nord-Staffordshire der Hauptsitz keramischer Industrie wurde, beruht keineswegs auf besonders günstigen Lokalverhältnissen, denn es ist wohl in Staffordshire Kohle, sowie feuerfester Thon zur Anfertigung der Kapseln oder Kassetten reichlich und billig zu haben, aber die eigentliche Porzellanerde, Chinaclay, Cornishstone, verwitterter Pegmatit, sowie Feuerstein, „Flint“, müssen aus grösseren Entfernungen, hauptsächlich aber aus den Gruben von St. Stephens und St. Austell in Cornwallis, sowie Leemoor bei Dartmoor in Devonshire, und noch von wenigen anderen Fundorten zugeführt werden, welche alljährlich mehr als 2 1/2 Millionen Centner Kaolin liefern, während man in dem kleinen Hafenorte Poole in Dorsetshire pro Jahr cirka 1 1/2 Millionen Centner „Purbeck-Clay“, blauen Thon, der Erde entnimmt. — Der Hauptcharakter britischer Keramik ist Vielseitigkeit in der Massenproduktion und Billigkeit der Waare, wobei jedoch eine gewisse künstlerische Ausschmückung nicht aus den Augen gelassen wird, und wenn die englische Porzellanfabrikation zum Theile in Folge des weniger guten Materials auch nicht die Vortrefflichkeit deutscher und französischer Waare erreicht, so dürfte andererseits doch wieder England in Thonwaarenerzeugung eine gewisse Superiorität über alle Rivalen noch lange behaupten, denn die Arbeiter sind meist gut geschult, die in Anwendung gebrachten Hülfsmaschinen fungiren selbstbeweglich mit grösster Zeitersparniss, und die Schwierig-

keiten der verschiedenen chemischen Prozesse werden durch einen angesammelten Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse und praktischer Erfahrungen auf das Beste überwunden, ebenso vermehrt man die ohnehin grosse Mannigfaltigkeit der Thonerzeugnisse, unter denen die gefärbten Wedgwoodwaaren, wie Egyptian, Basaltgut, Jaspisgut, Biscuit, Bamboo etc., immerwährend durch neue Mischungsverhältnisse. — Der Werth sämmtlicher Thonerzeugnisse beträgt durchschnittlich 10 Millionen £ im Jahre, und allein im Potterydistrikt werden wöchentlich zur Vergoldung von Porzellangeschirr für 1000 £ Edelmetalle verwendet! — Das im Stammlande aus der Erde geschaffte und verarbeitete Material betrug 1874 in Centnern: Porzellanerde 4,530.000, Töpferthon (Devon) 1,190.000, Töpferthon (Cornwall) 36.000, Blauerthon (Poole) 1,058.000, Lehm 40 Millionen. — Noch viel umfangreicher als die Erzeugung von Thonwaaren ist die Verarbeitung des Lehms zur Fabrikation von Ziegeln, ordinären Gartentöpfen, Drainröhren u. s. w., besonders werden aber viel Ziegel verbraucht, denn die Städte und Industrie-Ortschaften befinden sich zum grössten Theile in einem beständigen Umgestaltungs- und Vergrösserungs-Processe, da die Bevölkerung von Tag zu Tag zunimmt; so werden allein im Londoner Bezirke jährlich etwa 10—12.000 neue Häuser gebaut. Daher sind die Ziegeleien immerwährend recht vortheilhaft beschäftigt! Die Erzeugung ist gewöhnlich im Akkord gegeben, u. z. arbeiten meistens Partien von 4—5 Personen, denen man für 1000 Stück Ziegel 6—8 Sh bezahlt, und da diese Leute cirka 25,000 Stück pro Woche fertig bringen, so beläuft sich der Wochenverdienst pro Kopf je nach Art der Leistung auf 1—3 £. — Hauptsitze der Ziegelindustrie sind wegen ihres lehmhaltigen Bodens die Grafschaften Kent, Somerset und Stafford; doch giebt es wohl nur wenige grössere Ortschaften, in deren Nähe nicht Ziegeleien angelegt wären. — Wichtig ist auch die „Glas-Fabrikation" im Stammlande, denn es giebt gegenwärtig in:

	Fabriken	Arbeiter
Lancaster . . .	37	6000
Staffordshire . .	33	3900
Durham	24	3700
York	29	3000
Warwikshire . .	47	1300

während die 19 namhafteren Fabriken Schottlands in Durbarton, Glasgow, Leith, und die 8 irischen in Dublin, York, Lisburn und Waterford liegen, deren gesammte Produktion in Folge des enormen einheimischen Konsums sehr gross ist. So werden allein in England, Schottland und Irland nicht eingerechnet, jährlich durchschnittlich 7,250.000 □Fuss feines Spiegel- und Tafelglas erzeugt, während der Werth sämmtlicher Glas-Erzeugnisse überhaupt 3 Millionen £ pro Jahr beträgt; doch gelangt davon wenig in den Export, weil die Waare bis jetzt noch nicht jene Reinheit und Feinheit besitzt wie die beste belgische, französische und österreichische.

Während, wie wir gesehen haben, in fast allen Industrie-Städten Old Englands ein oder der andere Manufakturzweig vorherrschend betrieben wird und sich dort gewissermassen zur Specialität herangebildet hat, macht „Birmingham“ eine grosse Ausnahme, denn hier werden die verschiedensten Dinge, wie feine Waffen, Sporen, Reitzeuge, Kinder-Spielwaaren, Regen- und Sonnenschirme, geschnittene Gläser, Leuchter, Bürsten, Fernrohre, Schnallen, Knöpfe, kostbare Geschmeide, Uhrwerke, Urnen, Spiegel, Schmuckdosen und noch tausenderlei andere Gegenstände des kleinen und grossen Luxus mit einer seltenen technischen und meist auch künstlerischen Vollendung erzeugt, was dieser Stadt denn auch schon seit langer Zeit den Namen „The toyshop of Europe“ eingebracht hat. Diese eigenthümliche so vielfach verzweigte und hoch entwickelte industrielle Thätigkeit konnte aber nur entstehen, da Birmingham ursprünglich eine ganz unbedeutende Landstadt war, in der es

keine besonderen Schulen und Kunstinstitute gab, dass die Gemeinde schon seit ältesten Zeiten das Princip unbedingter Gewerbefreiheit nebst der damit zusammenhängenden Freizügigkeit aufrecht erhielt, so dass es hier niemals Zünfte, Innungen, Lehrlingsschaft, Meisterproben, ausschliessliche Bürgerrechte oder Korporations-Privilegien gab. Jeder, der kam, um zu arbeiten, um sich der Gemeinde anzuschliessen und deren Wohlfahrt zu fördern, wurde willkommen geheissen, daher strömten schon im 17. und 18. Jahrhundert Schaaren von Handwerkern herbei, die man wo anders bedrückt hatte, um sich hier religiöser und bürgerlicher Freiheit zu erfreuen! — Durch diese mannigfach verschiedenen Manufakturzweige, die Birmingham betreibt, ist dasselbe natürlich auch nicht so sehr den Einflüssen jener schweren wirthschaftlichen Krisen ausgesetzt, wie andere Industrieorte, die nur einen Fabrikationszweig kultiviren. Daher besitzt die Stadt, welche heute nahezu 350.000 Einwohner in 75.000 Häusern zählt, eine ziemlich gleichmässig wohlhabende Bevölkerung und nicht jenes verzweiflungsvoll drohende Arbeiterproletariat, welches wir in so vielen andern Industrieorten finden. — Hervorragend sind in Birmingham die Feuerwaffen-Fabriken, welche schon in der Zeit vom 1. April 1804 bis September 1815 den Alliirten 2,673.400 fertige Gewehre, über 3 Millionen Flintenläufe, ferner ebenso viele Gewehrschlösser geliefert und ausserdem das ganze Material für 1 Mill. Feuerwaffen, welche die Regierung nach Ostindien schickte, producirt hatte. Berühmt ist in Birmingham auch das Soho-Etablissement, 1/2 deutsche Meile von der Stadt entfernt, welches „Mathias Boulton" im Jahre 1762 in einer Gegend gegründet hatte, die damals vorherrschend von einem verwahrlosten diebischen Gesindel in elenden Hütten bewohnt war und wohin er an Tausend gewerkkundige, arbeitsame Männer, Frauen und Kinder gebracht hatte, um im grössten Massstabe Kunstindustrie zu treiben, was ihm auch glänzend gelang. —

In der vielverzweigten Eisenwaaren-Industrie, „Hardware", sowie in geschmackvollen Galanteriearbeiten aus Leder, Glas, Bronce, Gold, Silber, Ormolu, Stahl und vielen anderen Materialien hatte Birmingham sogar lange Zeit eine gewisse Ueberlegenheit behauptet, welche erst durch die freie Bewegung der Gewerbethätigkeit und Einführung englischer Maschinen auf dem Kontinente in so hohem Grade gebrochen wurde, dass gegenwärtig derlei Artikel ihrer grösseren Billigkeit wegen bei so ziemlich gleich guter Qualität, in beträchtlichen Massen namentlich für den Wieder-Export nach England eingeführt werden.

Die „chemische Industrie" des britischen Stammlandes, welche sich hauptsächlich mit der Erzeugung von Schwefel-, Salz-, Salpeter-, Citronen-, Essig- und Karbolsäure sowie schwefelsaurem Kali, Natron, Ammoniak, Salpeter, Bleichpulver, Chlor und künstlichem Dünger beschäftigt, producirte in den nachfolgenden Jahren:

Jahr	Salzpreis per Tons	Bleichpulver-Produktion in St. Rollox Works Tonnen	Preis des Bleichpulvers per Tons £
1798	16 £ — Sh	52	140
1809	19 „ — „	239	93
1814	11 „ — „	377	81
1819	1 12 „	333	60
1835	— „ 19 „	2122	22
1845	— „ 16 „	3861	16
1859	— „ 16 „	7460	11
1870	— „ 14½ „	9250	8½

Die Erzeugung von Salz- und Salpetersäure, von Glaubersalz, Sulfaten sowie zahlreichen anderen Chemikalien wird von cirka 300 verschiedenen Fabriken in London, Lancashire (Widnes, Runcorn, St. Helens) und im Norden Englands an den Wear- und Tyneflüssen (Newcastle, Gateshead) sowie in Durham vielfach im Grossen betrieben. In denselben arbeitet man, den englischen Verhältnissen entsprechend, hauptsächlich

auf Massenproduktion, während die ähnlichen Etablissements Deutschlands, Oesterreichs oder Frankreichs unbestritten einen höheren wissenschaftlichen Standpunkt, namentlich mit Rücksicht ihrer Leistungen auf dem Gebiete der organischen Chemie einnehmen. Es werden daher bisweilen Präparate niederer Rangordnung von England in's Ausland gebracht, um daselbst den wissenschaftlich höheren und schwierigeren Processen unterzogen zu werden. — Die umfangreiche „Kunstdünger-Produktion" im Stammlande datirt aber erst seit neuerer Zeit und beschäftigt gegenwärtig in England und Schottland über 120 Fabriken, von denen allein ein Londoner Etablissement jährlich 800.000 Centner „Superphosphate of lime" erzeugt, wozu es 400.000 Centner Schwefelsäure verbraucht, während die Firma Goulding & Co. in Dublin 320.000 Centner und 5 ähnliche Fabriken in Irland, mit Anwendung von 240.000 Centnern Schwefelsäure, pro Jahr 300.000 Centner produciren. — Auch die „Seifen-, Kerzen- und Oelindustrie" war bis zum Jahre 1853 einer im höchsten Grade nachtheiligen Gewerbesteuer unterworfen, welche sogar noch mehr betrug als der eigentliche Verkaufspreis der Erzeugnisse. Als aber diese hemmende Schranke fiel, entwickelte sie sich bald, trotzdem die zur Seifenfabrikation nothwendigen Fettsubstanzen aus weiter Ferne herbeigeholt werden müssen, da Natron und Kalisalze reichlich und billig zur Verfügung stehen. Nebst London sind Liverpool, Newcastle, Bristol, Hull, Runcorn, Brentford, Frodsham, Glasgow und Leith die Hauptsitze der „Seifen-Fabrikation", welche im Jahre 1852 nur ungefähr 205 Millionen Pfund, gegenwärtig aber die doppelte Menge producirt, von der bereits 1878 335.000 Centner gegen 1164 Centner im Jahre 1824, hauptsächlich nach Britisch-Süd-Afrika, China, Java, Gibraltar, Britisch-Indien, Dominion of Canada, Spanien, Italien, Australien etc. exportirt wurden. — Ebenso ist die „Kerzen-Fabrikation" noch immer trotz Gas, Petroleum, Paraffin und anderen modernen Beleuchtungs-

Stoffen ein nicht unbedeutender Industriezweig des Stammlandes. Eine Eigenthümlichkeit derselben sind die „Binsenkerzen", welche aus zwei bis drei Fuss langen, abgehäuteten und getrockneten Binsenrohren bestehen, die dann in geschmolzenes Fett getaucht werden; doch beschäftigt sich mit deren Erzeugung in der Regel nur die Hausindustrie, welche die fettigen Küchenabfälle dazu verwendet. — Ausserdem verarbeitet aber die chemische Industrie des Stammlandes noch enorme Quantitäten Fettsubstanzen zu den verschiedensten Zwecken, von denen man im Jahre 1878 importirte: 919.000 Centner Talg und Stearin, 658.000 Centner Palmöl, 193.000 Centner Kokosnussöl, 323.000 Centner Terpentin, nicht eingerechnet Tischöle, Thran, Spermacet etc., welche in Summa einen Werth von ungefähr 16 Millionen £, einschliesslich des Petroleums aber, von mehr als 18 Millionen £ repräsentiren. Davon wurden 1878 wieder ausgeführt: Kerzen 5,343.000 Pfund, Palmöl 187.000 Centner, Kokosnussöl 89.000 Centner, fabricirte Oele 16,964.000 Gallonen. Für Kerzen sind die besten Abnehmer die britischen Kolonien, während Deutschland, Holland, Italien und Frankreich hauptsächlich fabricirte Oele aufnehmen; ausserdem konsumiren die inländischen Maschinen der Bergwerke und industriellen Etablissements, die Locomotiven der Eisenbahnen, die Motoren der Dampfschiffe und andere mechanische Triebwerke täglich Riesenmassen der producirten Fettstoffe. — Von dem in grossen Quantitäten meist aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Australien, der argentinischen Republik und Russland importirten Talg sowie Hammelfett wird leider in Old England ein grosser Theil zur Fabrikation von „Kunstbutter" verwendet, die dann unter erborgter Firma auf dem englischen sowie auf dem Weltmarkte zum Verkauf gelangt. Ueberhaupt betreibt man in England die Lebensmittel-Verfälschung in einem ganz kolossalen Massstabe, aber trotzdem steigert sich die Fabrikation von „Fleisch-, Fisch-, Suppen- und anderen Konserven",

die ihren Hauptsitz in London, Leith und Aberdeen hat, während Marmelade und Konfektbäckerei hauptsächlich in Dundee, präservirte Milch aber in Aylesbury erzeugt wird, wobei im Ganzen cirka 5000 Arbeiter beschäftigt sind. — „Zündhölzer“ fabricirt man vorherrschend in London, Manchester und Birmingham, immerhin nimmt aber London den ersten Rang ein, denn hier befinden sich $^9/_{10}$ der hervorragendsten Etablissements dieser Art.

Da im britischen Stammlande ungeheure Quantitäten Bier alljährlich vertrunken werden, so ist auch die „Bier-Produktion“ eine wahrhaft grossartige! Das in ihr angelegte Kapital beziffert sich ungefähr auf 200 Millionen £ und 500.000 Menschen finden dabei Beschäftigung, welche täglich durchschnittlich 100.000 Eimer Bier brauen. — Die Hopfung des Bieres ist keine britische, sondern wahrscheinlich eine niederländische Erfindung, aber die Bierbrauerei besteht schon seit alten Zeiten in England, da bereits Eduard I. im Jahre 1272 Verordnungen über den Bierausschank erliess, doch lag die Gerstensaft-Bereitung in früheren Jahren vorherrschend in den Händen der Hausindustrie und erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts bildete sich eine „Brauer-Kompagnie“ in London, die aber dann solche Nachahmung fand, dass es bereits 1585 in der City und Westminster 26 grössere Brauereien gab, die 649.000 Barrels Bier erzeugten, und auch bald damit begannen, ihre Produkte zu exportiren. Im Jahre 1610 wurde auch die erste Brauerei in „Burton-on-Trent“ errichtet, einem Städtchen, dem seither die Ehre zu Theil ward, in der Bierindustrie einen so hervorragenden Platz einzunehmen, wie Leeds in Wollstoffen, Manchester in Baumwolle, Birmingham in Eisenwaaren und Sheffield in Stahl- und Messerschmied-Waaren. Ganz Burton ist eigentlich nur eine grosse Brauerei, denn die Brauhäuser bilden die Stadt und werden nur durch sehr wenige andere Wohnhäuser unterbrochen. Hier befinden sich die kolossalen Fa-

briken von Bass, Allsopp, Inde, Coope, Worthington, Mumeley, Salt, Evershed und Robinson. Von diesen Brauereien produciren Alsopp und Son täglich 2000 Barrels in einem Gebäude; während Bass noch mehr, aber in drei getrennten Etablissements, erzeugt, die zusammen 100 Acres Grundfläche einnehmen, und im Jahre 1874 cirka 267.000 Quarters Malz sowie 29.000 Centner Hopfen zur Erzeugung von 720.000 Barrels verbrauchte, für die er 200.000 £ Malztaxe und Lizenzgebühren zu bezahlen hatte. Diese kolossale Produktion kann aber natürlich nur durch Aufbietung grossartiger Hülfsmittel in Scene gesetzt werden, und wir finden daher auch, dass hier 26 Dampfmaschinen von 436 Pferdekraft arbeiten, die jährlich 33.300 Tonnen Steinkohlen verbrauchen, während 5 Lokomotiven die Materialien von einem Platze zum andern auf Eisenschienen befördern, welche innerhalb des Etablissements eine Länge von 5 englischen Meilen haben, und die Zahl der Fässer beträgt 500.000. — Ausser in London und Burton bestehen auch noch grosse, vortrefflich eingerichtete Brauereien in vielen andern Städten, wie Nottingham, Dorchester, Birmingham u. s. w.; die bedeutendste derselben ist aber jedenfalls die St. James Gate Brewery in Dublin, deren „Porter", — denn sie braut nichts anderes, während Bass & Co. sowie Alsopp & Co. fast ausschliesslich „Pale Ale", helles Bier, erzeugen, welches in allen britischen Ländern unter dem gemeinsamen Namen „Bass" berühmt ist, — bis jetzt von keiner Londoner Brauerei an Güte erreicht wurde. — In der „St. James Gate Brewery" werden drei Arten Schwarzbier erzeugt, nämlich „Single Stout" oder „Porter", welches man nicht lagert, sondern kurze Zeit nach der Gährung dem Konsum übergiebt, der sich gewöhnlich nicht über die Marken Irlands erstreckt; ferner „Double Stout", ein starkes Bier, das je nach Umständen in den Lagerfässern 1—6 Monate lang aufbewahrt wird; und schliesslich „Foreign Stout", für warme Klimate, das man ungefähr ein Jahr lagert, und welches nicht ganz so stark aber bitterer als

„Doble Stout“ schmeckt. Diese Biere unterscheiden sich wesentlich dadurch von den deutschen, dass sie wegen der grösseren Hopfenmenge viel bitterer sind und einen bedeutend grösseren Alkoholgehalt besitzen, was sie dauerhafter macht, während deutsche Biere stets kühl gehalten werden müssen. Ungefähr $^1/_{10}$ der St. James Gate Brewery-Produkte, die durchschnittlich jährlich 2,384.000 Eimer betragen, werden nach Amerika, Australien, Indien und anderen transatlantischen Ländern versendet. — Sehr ansehnlich ist auch die Bierproduktion in London, wo im Jahre 1880 mehr als 150 Brauereien in Thätigkeit waren, welche zusammen cirka 6 Millionen Barrels erzeugten, die zum grössten Theile in London selbst vertrunken wurden, so dass, wenn man noch die Einfuhr von Burton und Edinburgh hinzurechnet, per Kopf der Bevölkerung, einschliesslich Frauen und Kinder, ein jährlicher Bierkonsum von beiläufig ca. 125 Liter entfällt. — Am bedeutendsten unter den Londoner Bierbrauereien ist die weltberühmte Firma Barclay & Co., deren Etablissement 200 Rührbottiche besitzt, von denen der kleinste 10.000 Eimer Bier aufzunehmen vermag, während sämmtliche Kufen zusammen 450.000 Eimer fassen. Ja in der Meux'schen Brauerei Tottenham Court Road befindet sich ein Fass von 72 Fuss Durchmesser, dessen Eisenreife allein ein Gewicht von 80 Tons haben; es vermag 54.000 Eimer Gebräu aufzunehmen und kostete 10.000 £. — Im Jahre 1881 gab es im Stammlande im Ganzen „30.000 Brauereien“, darunter 27.000, die weniger als 3000 Eimer producirten und

1900	mit	einer	Jahreserzeugung	von	3000	bis	30.000	Eimer
234	„	„	„	„	30.000	„	60.000	„
34	„	„	„	„	150.000	„	300.000	„
15	„	„	„	„	300.000	„	600.000	„
3	„	„	„	„	600.000	„	900.000	„
5	„	„	„	„	900.000	„	1,200.000	„
5	„	„	„	„	1,200.000	„	2,100.000	„

Aus dieser gesammten Bierproduktion bezog der Staat jährlich

cirka 8 Millionen £ direkte Malzsteuer und 2 Millionen £ für Ausschanklizenzen.

Die „Tabakindustrie" koncentrirt sich hauptsächlich in London, Leeds, Liverpool, Manchester, Birmingham, Glasgow und Belfast; im Ganzen bestehen aber in England 263 Fabriken mit 9202 Arbeitern, in Schottland 86 mit 1904 und in Irland 79 mit 1656 Arbeitern, doch kommen bei der Produktion sehr viele Fälschungen vor und die Tabaksurrogate werden nicht nur öffentlich gehandelt, sondern die Londoner Journale haben auch unter ihren Preisnotirungen des Kolonialmarktes eine stehende Rubrik für den „Kunsttabak." Den Reigen eröffnen die „Cigarrendeckblätter" aus Runkelrübe, welche man ähnlich wie Tabak behandelt und nicht nur durch Aufspritzen von verdünntem Scheidewasser jene Tigerung giebt, die das Auge des Rauchers bezaubert, sondern auch durch Gährung ein brillantes tiefbraunes Kolorit verleiht. Dann kommen in zweiter Linie die „Surrogate für Rauchtabak und Cigarreneinlagen"; diese bestehen einzig und allein aus den mit Holzaschenlauge benetzten und wie frische Tabaksblätter fermentirten Blättern des gemeinen Huflattichs. — Schliesslich finden wir noch die kunstvollste Sorte, den „Demitabak", den die englischen Fälscher mit Vorliebe dadurch bereiten, dass sie stärksten südamerikanischen Tabak mit siedendem Wasser übergiessen und letzteres nach einiger Zeit abpressen; dieses Wasser hat nun den allzustarken Tabak vortheilhaft geschwächt, aber gleichzeitig wirksame Substanzen aufgenommen, die an andere indifferente Blätter wieder abgegeben werden können. Die Tabaksbrühe wird hierauf mit Salpeter und aromatischen Stoffen versetzt und dient zum Befeuchten der Rübenblätter, welche sich dann nach einigem Lagern in eine Art von Tabak, den sogenannten „Demitabak", verwandeln, der in verhältnissmässig hohem Preise steht und stets flotten Absatz findet.

Von einschneidender Wichtigkeit für die Industrie des

Stammlandes war das am 1. Januar 1884 in Kraft getretene „neue Patentgesetz“ sowie die geänderten Bestimmungen über den „Muster- und Markenschutz.“ Letztere verfügen, dass Muster und Modelle, welche vorher noch nicht innerhalb der Vereinigten Königreiche öffentlich bekannt waren, auf Antrag zum Zwecke des Schutzes gegen Nachahmung eingetragen werden dürfen, u. z. bestehen für die Eintragung je nach der Natur der Muster und Modelle verschiedene Klassen. Herrscht ein Zweifel darüber, in welche Klasse ein Muster einzutragen ist, so entscheidet der Comptroller, welcher berechtigt ist, die Eintragung zu verweigern; doch kann gegen eine solche Entscheidung Beschwerde an den „Board of Trade“ gerichtet werden. — Mit der Anmeldung sind Abbildungen des Musters oder Exemplare desselben einzureichen und über die erfolgte Eintragung wird dem Anmelder ein Certifikat ausgestellt. — Der Schutz beginnt mit der Eintragung und dauert fünf Jahre. Wenn nur Abbildungen des Musters hinterlegt worden sind, so muss der Eigenthümer des Musters, bevor er Artikel, welche dasselbe vorstellen oder enthalten, zum Verkauf bringt, bei Strafe des Schutz-Verlustes Exemplare dieses Artikels dem Comptroller einliefern. Jeder Artikel der fraglichen Art, welchen der Eigenthümer zum Verkauf bringt, hat mit einer Bezeichnung versehen zu sein, die erkennen lässt, dass der Artikel unter Musterschutz steht. — Die hinterlegten Muster werden geheim gehalten und nur denjenigen gegen Zahlung einer Gebühr vorgezeigt, welche von dem Eigenthümer des Musters, dem Comptroller oder den Gerichten bevollmächtigt sind; doch darf bei solchen Gelegenheiten keine Kopie des Musters genommen werden. Nach Ablauf des Schutzes ist es gestattet, das hinterlegte Muster Jedem, der die Gebühr zahlt, zu zeigen. — Wird ein eingetragenes Muster im Auslande hergestellt, so verfällt der Musterschutz, wenn dasselbe nicht innerhalb der ersten sechs Monate des Schutzes, auch in England zur Anwendung kommt.

— Jedoch hindert die Ausstellung eines Musters auf einer behördlich anerkannten Ausstellung keineswegs dessen spätere Eintragung', wenn dem Comptroller von der Absicht, auszustellen, Mittheilung gemacht und das Muster innerhalb sechs Monaten nach Eröffnung der Ausstellung zur Registrirung angemeldet wird. — Unbefugte Nachahmer des Musters haben dem Eigenthümer eine Busse bis zu 50 £ zu bezahlen; ausserdem ist der Verletzte berechtigt, Schadenersatz zu verlangen; hingegen werden Werke der Bildhauerkunst, wie früher, nach Massgabe des „Skulpture Copyright Act" von 1814 geschützt; auch ist der erlangte Musterschutz ganz oder theilweise übertragbar. — Beim „Markenschutz" finden wir, dass Geschäftsmarken, wenn sie geschützt werden sollen, bei dem Comptroller zur Eintragung angemeldet werden müssen. Dieser kann die Eintragung verweigern, doch ist gegen solchen Bescheid ebenfalls die Berufung an den „Board of Trade" und an die Gerichte zulässig. Als Marke gilt der in eigenthümlicher und unterscheidbarer Weise gedruckte, eingedrückte oder eingewebte Name einer Person oder Firma; ein Faksimile der Unterschrift der Person oder Firma, welche die Marke anmeldet, endlich ein unterscheidendes Zeichen oder ein nicht gebräuchliches fiktives Wort; auch können einer solchen Marke besondere Worte oder Buchstaben beigefügt sein. Marken, welche ausschliesslich aus Worten oder Buchstaben bestehen, werden nur dann zugelassen, wenn sie bereits vor dem 13. August 1875 als Marken des Betreffenden gegolten haben; ferner müssen alle Marken für bestimmte Klassen von Waaren eingetragen werden. Verschiedene Marken, welche sich nur durch die Bezeichnung der Waare, die Nummerirung, die Preis-, Qualitäts- oder Ortsangabe unterscheiden, sonst aber gleich sind, werden als Markengruppe durch eine einzige Registrirung geschützt, doch können Marken in jeder Farbe registrirt werden. Jede angemeldete Marke wird bekannt ge-

macht, und während zweier Monate nach der Bekanntmachung ist es Jedem gestattet, gegen die Eintragung Einspruch zu erheben, der innerhalb zweier Monate nach Zustellung zu beantworten und den Gerichten zur Beurtheilung zu übergeben ist. — Eine Marke kann aber nur mit dem Geschäfte, für welches sie registrirt wurde, übertragen werden, und wenn zwei oder mehr Personen gleichzeitig eine und dieselbe Marke anmelden, so haben die Gerichte darüber zu entscheiden, wer zur Anmeldung berechtigt ist. — Marken, durch welche das Publikum getäuscht werden kann, oder solche, die Aergerniss erregen, werden zurückgewiesen, andererseits können aber Worte, die in der betreffenden Waarenklasse als Bezeichnung im allgemeinen Gebrauche sind, einer zu schützenden Marke beigefügt werden; doch ist in diesem Falle von dem Anmelder eine schriftliche Erklärung abzugeben, dass er auf den ausschliesslichen Gebrauch dieser Worte einen Anspruch nicht erhebt. — Marken, die vor dem 13. August 1875 von mindestens drei Personen öffentlich benutzt wurden, werden zur Eintragung nicht angenommen. — Vor Ablauf des 14. Jahres ist der Eigenthümer zweimal an die Zahlung einer Erneuerungsgebühr zu mahnen; bezahlt er diese Gebühr spätestens innerhalb dreier Monate nach dem Ablaufe nicht, so wird die Marke in dem Schutzregister gelöscht. — Ausserdem wurde für die Messerschmiede in Hallamshire, Grafschaft York, unter dem Namen „Sheffield-Register" ein besonderes Register eingeführt! — Das englische „Patentgesetz" gewährt dem Erfinder einen provisorischen Schutz, „Provisional protection", der sich auf die Dauer von sechs Monaten erstreckt, ebenso wirksam ist, wie das Patent selbst, und dem Erfinder den Vortheil verschafft, bis zur Hinausnahme des Patents nicht nur seine Erfindung in allen kleineren Details verbessern, sondern auch noch, ehe er die bedeutenden Kosten für die Patenterwerbung bezahlt, einen Käufer für dasselbe zu finden.

Nachdem sich jetzt vor uns das Bild jener wahrhaft kolossalen Entwicklung der Industrie des britischen Stammlandes entrollt hat, welche immer mehr das Handwerk zurückdrängt, wollen wir noch einen Blick auf die so hoch wichtigen „Arbeiterverhältnisse" werfen, die leider im grellen Kontraste stehen zu den riesigen Reichthümern, in denen mehr oder minder die Fabrikanten schwelgen! Erzählen uns doch die officiellen Berichte, dass Leineweber, Näherinnen, Handschuhmacher, Strumpfwirker und andere Arbeiter bei vollem Verdienste sich im reichen Old England häufig nicht einmal jenen Betrag von Kohlenstoff und Stickstoff zu verschaffen vermögen, der zur Abwehr von Hungerkrankheiten gerade hinreicht! — In „Newcastle-on-Tyne", einer Stadt von etwa 140.000 Einwohnern, mitten in einem unermesslichen Kohlenrevier gelegen, wüthete in der Mitte der 60er Jahre wegen der Unreinlichkeit der Wohnungen und der Anhäufung menschlicher Wesen der Typhus, und 34.000 Menschen hausten dort in Einzelkammern, wobei Männer, Weiber und Kinder des Nachts dichtgedrängt durcheinander lagen, während die Betten kaum Zeit zur Abkühlung fanden. Die Häuser waren schlecht mit Wasser und Latrinen versehen, unfläthig, unventilirt, pestilenzialisch. — In einem Viertel Bradfords fand der Armenarzt 223 Hütten mit 1450 Einwohnern und 435 Betten, die oft nur aus schmutzigen Lumpen sowie einer Handvoll Hobelspäne bestanden und als Lagerstätte für durchschnittlich 3·3—6 Personen dienten. Viele Arbeiter schliefen ohne Bett auf nacktem Boden in ihren Kleidern, junge Männer und Weiber, verheirathet und unverheirathet, kunterbunt durcheinander. — In Liverpool herrschte noch im Jahre 1877 eine erschreckende Zunahme der Rohheit und des Verbrechens, die man zum grössten Theil dem furchtbaren Nothstande und dem dadurch hervorgerufenen, von Jahr zu Jahr sich steigernden Zusammenpfropfen einer Viertel Million Arbeiter in kleinen Wohnungen, elenden Gassen,

Winkeln und Höfen zuschreibt, was natürlich auf die Kinder dieser Leute einen höchst demoralisirenden Einfluss ausübte Vielfach fand man in diesen Wohnungshöllen in jedem Zimmer eine Familie, und 600 Personen auf einem Acre Grundfläche. — Von den Schiffern auf den englischen Kanalbooten wohnten im selben Jahre Tausende in wahren Löchern; ihre Behausungen wimmelten von Ungeziefer, waren Brutstätten von Fiebern, Pocken, sowie tödtlichen Krankheiten, und die Regeln gewöhnlichster Scham wurden in ihnen beiseite gesetzt. — Aus dem Census für Schottland von 1861 geht hervor, dass zwei Drittel des ganzen Volkes unter Verhältnissen leben, die mit Bequemlichkeit und Anstand keineswegs übereinstimmen; ja Prof. Fawcett, Generalpostmeister unter dem Ministerium Gladstone, schrieb 1871, „in solche Wohnungen, wie sie die Arbeiter vielfach inne hätten, würde sich ein Herr geniren, seine Pferde und Hunde einzustellen!" — Als im Jahre 1870 ganz England darüber jubelte, dass der Aussenhandel um 10 Millionen £ zugenommen, sandte ein Londoner Geistlicher an die „Times" einen langen Bericht über die Arbeiterverhältnisse seiner Gemeinde, worin er erklärte, dass in Folge der entsetzlichen Noth verschiedene Krankheiten, besonders Scharlach, förmlich grassiren; ferner, dass ein geschickter, braver Jalousienmacher und ein tüchtiger Zimmermann viele Monate keine Arbeit hatten; letzteren brachte der Anblick seines verödeten Hauses sowie seiner hungernden Kinder derartig zur Verzweiflung, dass er sich das Leben nahm; wieder ein anderer Bedauernswerther, von aussergewöhnlichem Talente, sehr belesen, äusserst zuverlässig und nüchtern, ward durch Noth und die Unmöglichkeit, sich Beschäftigung zu verschaffen, buchstäblich zum Wahnsinn getrieben.

Wahrhaft haarsträubend war die Ausbeutung der „Kinderarbeit", besonders in Derbyshire, Nottinghamshire und Lancashire, wo man für die neuen grossen Fabriken, welche auf

dem platten Lande, längs den Flüssen angelegt waren, Lehrlinge aus den verschiedenen Pfarrei-Arbeitshäusern von London, Birmingham und anderen Orten zu Tausenden im Alter von 7—14 Jahren bezog, weil die Gegenden sehr schwach bevölkert waren und man möglichst billige Hände haben wollte. Dort bestand die Einrichtung, dass jeder Meister seine Lehrlinge zu kleiden und in einem Lehrlingshause nahe bei der Fabrik zu ernähren hatte. Ausserdem wurden Aufseher bestellt, in deren Interesse es lag, die armen Kinder bis auf's äusserste abzuarbeiten, denn ihre Zahlung stand in keinem Verhältnisse zu der Produktenmenge, welche aus dem Kinde erpresst werden konnte, was natürlich zu den unglaublichsten Grausamkeiten führte! So wurden in vielen Fabrikdistrikten, besonders Lancashire's, die herzzerreissendsten Torturen an diesen harmlosen und freudlosen Geschöpfen verübt, die dem Fabrikherrn konsignirt waren. Man hetzte sie zu Tode durch Ueberanstrengung, peitschte, kettete und folterte sie auf die ausgesuchteste, raffinirteste Art; sie wurden in vielen Fällen bis zu den Knochen ausgehungert, während die Peitsche sie an die Arbeit hielt; in einigen Fällen wurden sie sogar zum Selbstmorde getrieben. Ja die Fabrikanten führten die Nachtarbeit ein, d. h. nachdem sie eine Gruppe durch das Tagewerk erschöpft, hielten sie eine andere für das Nachtwerk bereit. Die Tagesgruppe wanderte in die Betten, welche die Nachtgruppe gerade verlassen hatte und umgekehrt, so dass die Liegstätten nie auskühlten. — Endlich enthüllte 1831 ein Komité des Unterhauses zum ersten Male die Leiden der kleinen Fabrikskinder, die Verwilderung der jungen Mädchen, die apathische Erschöpfung der früh gealterten Männer. Die englische Gesellschaft sah plötzlich grell und deutlich den tiefen Abgrund körperlicher Verkrüppelung, innerer Entartung und Barbarei vor sich, dem sie sich in den vorangegangenen Menschenaltern rasch genähert hatte. Ein Schrei des Entsetzens, der Entrüstung durch-

bebte damals das ganze Land, und von da ab gelangte die Fabrikgesetzgebung zu energischer Ausbildung. — Aber trotz alledem herrschte noch immer Anfang der vierziger Jahre in den meisten Bergwerken des Landes die Kinderarbeit, u. z. mussten Kinder von 4—5 Jahren vom frühesten Morgen an in der Grube arbeiten. Neben den Kindern beschäftigte man Frauen von zartestem Alter oft 14—16 Stunden täglich, welche die grausamste Behandlung in den denkbar ungesundesten, gefährlichsten Räumen zu erdulden hatten. In Schottland wurden meist Mädchen und Frauen in den Gruben zum Kohlentragen benutzt, sie schleppten täglich „vierzehnmal" auf lange Entfernungen Lasten bis zu drei Centnern, kleine sechsjährige Mädchen von einem halben Centner. — Ein Grafschaftsbeamter erklärte 1860 bei Gelegenheit eines Meetings in Nottingham, dass in dem mit der Spitzen-Fabrikation beschäftigten Theile der städtischen Bevölkerung ein der übrigen civilisirten Welt unbekannter Grad von Leiden und Entbehrungen herrsche, denn um 2, 3, 4 Uhr des Morgens werden die Kinder von 9, 10 Jahren ihren schmutzigen Betten entrissen und gezwungen, für das nackte Leben bis 10, 11, 12 Uhr Nachts zu arbeiten, wodurch ihre Gesichtszüge abstumpfen und ihr menschliches Wesen ganz und gar zu steinähnlicher Fühllosigkeit erstarrt, deren blosser Anblick schauderhaft ist. Ferner sagte er, dass in der Landwirthschaft die Kinder einen starken Bruchtheil der zerlumpten und sittlich verwahrlosten Wanderhorden bildeten, die im Umherziehen, unter Führung eines Unternehmers, auf den Pachtungen die nöthigen Arbeiten verrichten. — Ja selbst 1864, nachdem ein Gebiet nach dem anderen in die Fabrikgesetzgebung einbezogen worden war, warf ein Kommissionsbericht grelle Lichter auf die herzzerreissenden Zustände der Kinder in einzelnen Gewerben. So wird darin unter vielem anderen von einem Arbeiter Mittheilung gemacht, der erzählte: „Ich trug meinen Jungen, als er 7 Jahre alt war, auf meinem Rücken hin

und her über den Schnee und er pflegte 16 Stunden zu arbeiten; oft bin ich niedergekniet, um ihn zu füttern, während er an der Maschine stand, denn er durfte sie nicht verlassen oder stillesitzen!"

Natürlich wurde durch diese auf's höchste gesteigerte Verwendung von Kindern und Frauen in den verschiedenen Etablissements die Männerarbeit immer mehr herunter gedrückt, so waren 1871 in den Seidenfabriken von 47.311 Arbeitern nur 8916 erwachsene Männer, in der Spitzenindustrie betrugen sie gar nur 8569 von 49.370 Personen, in der Schuhmacherei kommen sie zu immer ausgedehnterer Verwendung und in der Buchbinderei waren sie 1871 bereits den Männern an Zahl gleich. Ja nach dem Census des Jahres 1871 waren in England und Wales von allen Kindern im Alter von 10—15 Jahren 32 Procent der Knaben, und 20.5 Procent der Mädchen, ferner 3,453.681 Weiber in verschiedenen Gewerben beschäftigt. Von 1851—1871 stieg also die Zahl der weiblichen Arbeiter um 30 Procent, während die Bevölkerung nur um 20 Procent zunahm! — Noch greller tritt die Arbeitsnoth der Männer hervor, wenn wir die Censuse von 1861 und 1871 vergleichen. So finden wir in der Woll- und Kammgarnindustrie eine Zunahme der gesammten Arbeiterschaft von 238.814 auf 253.490, eine Verminderung der Männer von 132.942 auf 128.984; in der Baumwoll- und Flachsindustrie ein ganz geringes Sinken der Gesammtzahl von 563.014 auf 562.015, hingegen ein enormes Sinken der männlichen Erwachsenen von 238.643 auf 223.217; selbst die Männer unter 20 Jahren nehmen ab von 156.393 auf 144.802, dafür hebt sich die Zahl der Weiber über 20 Jahren von 324.371 auf 338.798, die der Weiber unter 20 Jahren von 189.441 auf 200.171. Bei der Verarbeitung von Hanf und Faserstoffen nehmen die Männer über 20 Jahren von 17.070 auf 14.663 ab, die Männer unter 20 Jahren gehen von 12.123 auf 10.650 zurück und die Zahl der Weiber vermehrt sich bedeutend. Die

56.092 Personen, welche animalische Produkte, wie Haare, Felle, Pelze, Knochen, Federn etc., verarbeiten, erhalten einen ganz minimalen Zufluss von 259 Personen, während dem Bevölkerungszuwachs von 13.19% entsprechend etwa 7000—8000 neue Personen in diese Gewerbe hätten einströmen müssen; die Männer nahmen nicht zu, sondern beträchtlich ab, von 49.257 auf 47.676; nur die stärkere Heranziehung der Weiber rief das geringfügige Steigen der Gesammtziffer hervor. Die Nagelschmiede und Ziegelmacher zeigen bei Gesammtabnahme eine Zunahme der Weiber. Ebenso beträgt die Vermehrung der Frauen bei der Herstellung wollener Stoffe fast 8000; trotzdem ist hier die Gesammtziffer zurückgegangen, weil an 10.000 männliche Arbeiter überflüssig wurden; und in der Baumwollmanufaktur finden wir trotz Vermehrung der Gesammtzahl eine Abnahme der Männer um 9.300.

Natürlich ging diese so intensiv betriebene Weiber- und Kinderarbeit auch Hand in Hand mit einer „Verbilligung der Arbeitskraft" für den Unternehmer, d. h. mit einer „Herabdrückung des Lohnes" für den Arbeiter! So erhielt z. B. nach den Berichten der Fabriksinspektoren im Jahre 1867 an den Lancashire-Flachsschwingmaschinen der Mann 18 Sh., die Frau 12 Sh., das Mädchen 9 Sh.; in den Londoner Fabriken

	von künstlichen Blumen	von Federn
der Mann	20 Sh.	20 Sh.
die Frau	14 „	8—16 „
das Mädchen	4 „	4—7 „

In anderen Geschäftszweigen Londons ist die Löhnung der Frauen und Mädchen nicht viel besser, selten zum Leben ausreichend, u. z. erhalten in der Mantelschneiderei die Arbeiterinnen höchstens 10, oft nur 3 Sh. bei einer wöchentlichen Beschäftigung von 60 Stunden; in der Kleiderschneiderei 12 Sh. oder noch weniger. Bei den Korsettmacherinnen bekommen nur die an der Maschine Arbeitenden 13 Sh., die übrigen Frauen und Mädchen hingegen nur 9 und 7 Sh. In der Hut- und Mützen-

macherei ist der Durchschnittslohn 10 und höchstens 12 Sh., bei den Weissnäherinnen 6—9 $^1/_2$ Sh. — Diese traurigen Zustände finden wir aber in noch erhöhterem Grade auf dem Lande, wo nach dem Berichte der Kommission, welche 1864 die Kinderarbeit untersuchte, ganze Dörfer vom Handschuhmachen, sowie Stiefelnähen leben, und die weiblichen Personen zuweilen die ganze Woche nicht mehr als neun Pence, also 76 Pfennige, verdienen! Darf man sich unter solchen Verhältnissen wundern, wenn junge Mädchen der Prostitution in die Arme getrieben werden? — Dieselben ungünstigen Verhältnisse finden wir auch bei den 200.000 Bergleuten in den Kohlen-, Eisen- und Kupfer-Gruben, denn ihr Wochenlohn betrug in den 60er Jahren nur durchschnittlich 21—23 Sh., wovon wegen der periodisch wiederkehrenden Arbeitslosigkeit 20 $^0/_0$ in Abzug zu bringen sind, so dass sie thatsächlich nur $16^4/_5$—$18^2/_5$ Sh. als durchschnittlichen Woehenlohn übrig behalten. — Bei den „Bauarbeitern", zu denen 387.000 erwachsene Männer gehören, bezifferte sich 1867 der Wochenlohn bei voller Beschäftigung auf cirka 30 Sh.; aber nur wenige Arbeiter hatten das ganze Jahr hindurch eine feste Stellung, viele wurden von gewissenlosen, kleinen Meistern nach Stunden beschäftigt sowie bezahlt, und bei geringster Veränderung der Geschäftslage sofort wieder entlassen; ja in halbwegs nicht ganz guten Zeiten sind stets viele Angehörige des Baugewerbes brodlos. Ferner betrachtet man Bauarbeiter, welche das 55. Jahr überschritten, daher die frühere Geschmeidigkeit und Kraft der Glieder verloren haben, als „ausgedient" und jüngere Kräfte, die stets reichlich vorhanden sind, treten an ihre Stelle. Daher gab es 1867 cirka 40.000 solch' vorzeitiger Invaliden im Baufach, die in ihrem Erwerbe allen festen Boden verloren haben und sich haltlos auf- und niedertreiben lassen müssen, ganz wie es die zufälligen Bewegungen der Konjunktur mit sich bringen. — Im Osten Londons, wo die überschüssigen Elemente aus allen Theilen des Landes zu-

sammen strömen, ist der Konkurrenzkampf am zügellosesten entwickelt und die Löhne sind im allgemeinen verhältnissmässig ausserordentlich niedrig. So erhielten 1867 die Dockarbeiter nicht mehr als 15 Sh. die Woche, ja 1866 mussten sie sogar mit einem Wochenlohne von 5 Mark zufrieden sein, und bei diesem Lohne fanden sie selten mehr als ein halbes Jahr Beschäftigung, die übrige Zeit lungern und hungern sie auf den Strassen herum. — Bei den Seidenwebern ist die Beschäftigungslosigkeit beinahe Regel, die Vollarbeit Ausnahme, dabei bekam 1867 ein Arbeiter nur 6 Mark Wochenlohn, trotzdem er wenigstens 12 Mark zur Ernährung von Weib und Kind braucht. — Besseren Verdienst haben die Tischler, denn bei Vollarbeit erhielten sie 1867 bis zu 30 Mark in der Woche, aber die Vollarbeit war auch bei ihnen eine Seltenheit und in den grossen Städten, besonders London, saugen unbarmherzige Händler die auf Lieferung Arbeitenden bis auf's Blut aus! Hingegen erhielten die Dachbodenarbeiter nur 7½ Mark pro Woche. — Im höchsten Grade traurig waren auch im Jahre 1849 die Verhältnisse unter den Arbeitern des Schneidergewerbes in London. Die Arbeiter selbst theilten dasselbe in das ehrbare und unehrbare, zum ehrbaren gehörten die Meister nach dem alten Stile, welche auf eine solide Kundschaft gestützt, die alten patriarchalischen Verhältnisse noch einigermassen aufrecht erhalten konnten. Sie kamen aber nur noch im feinsten Viertel Londons vor und nahmen selbst dort rasch ab. Das unehrbare Gewerbe nannten die Arbeiter die Grossunternehmer, die mit glänzenden Läden und billigen Preisen ihre Kunden anzogen, die Lieferanten für die Armeebekleidung etc., denn diese drückten mit allen Mitteln auf den Preis der Arbeit und vergaben dieselbe oft noch an die gefürchteteren „Mittelsmänner“. Die Beziehungen dieser Mittelsmänner zu den Arbeitern waren doppelter Art, entweder vergaben die Mittelsmänner die Arbeit ausser dem Hause, oder sie liessen sie von ihnen in ihren

Werkstätten anfertigen. Das bei Weitem gunstigere Verhältniss war das erstere, doch mussten die Arbeiter auch hier, um das Zeug mit in ihre Wohnung zu bekommen, 5 £ deponiren. Es kam vor, dass einzelne Afterunternehmer bis zu 150 Arbeiter auf diese Weise beschäftigten, und mitunter erhielten sie aus den so deponirten Geldern erst das Kapital, um ihr Geschäft betreiben zu können; fallirte aber ein solcher Unternehmer, so büssten natürlich die Arbeiter ihre Depositen ein. Noch schlimmer erging es ihnen, wenn sie nicht die nöthige Summe zum Deponiren hatten, denn dann mussten sie dieselbe wieder vom Wohnungsvermiether oder Krämer borgen, von denen sie dann auch noch ausser der Abhängigkeit vom Afterunternehmer abhängig wurden, und die sie oft in blutsaugerischer Weise ausbeuteten. — Weit schlimmer war jedoch die Lage der von den Mittelsmännern in ihren eigenen Wohnungen, „den Höhlen der Aussauger", Beschäftigten. Meistens hatte ein solcher Afterunternehmer 6 Arbeiter; mitunter auch bis zu 14; da es in ihrem Interesse lag, immer reichlich Arbeitskräfte zu haben, welche sie nicht in Tagelohn beschäftigen, so zogen sie möglichst viele, namentlich frisch angekommene und von Mitteln entblösste Leute durch Versprechungen an sich. Obwohl die Arbeiter oft tagelang nichts verdienten, wenn keine Arbeit vorhanden war, durften sie die Werkstätte nicht verlassen, da sie sehr bald in Schuldknechtschaft geriethen; sie blieben in Kost und Logis des Mittelmannes, der ihnen ein elendes Loch als Schlafstätte anwies und ihnen die Kleider als Pfand wegnahm, so dass sie nicht ausgehen konnten! Am Ende der Woche erhielten diese unglücklichen Opfer dann nichts ausbezahlt, und ihre Familien hatte man mittlerweile im Armenhause untergebracht. Es war mit einem Worte die traurigste Knechtschaft und Sklaverei, in die Menschen nur gerathen konnten! Trotzdem hatten Unternehmer, deren Afterunternehmer so arbeiten liessen, oft ganz feine Kundschaft; daher erklärte es sich, wie gewisse

Personen zu Krankheiten gelangten, deren Entstehung bisher räthselhaft geblieben war, denn unzählige ansteckende Krankheiten wurden mit den Kleidungsstücken aus den Räumen, in denen sie gefertigt worden, verschleppt, da die in tiefstes Elend gerathenen Personen, welche sie gearbeitet, sich, nach Verpfändung ihrer eigenen Kleider und Betten, mit den Kleidern bedeckt hatten, an denen sie beschäftigt waren. Man fand den Rock eines Lord als Decke über blatternkranke Kinder, das Reitkleid einer vornehmen Dame als Decke eines scharlachkranken Mädchens; und nicht nur Blattern oder Scharlach, sondern auch Syphilis wurden auf diese Weise verbreitet. Die hierauf angestellten weiteren officiellen Erhebungen konstatirten, dass nicht nur die äusseren Kleider, sondern selbst Hemden, Hüte und Strümpfe unter denselben Verhältnissen erzeugt wurden, dass die armen Frauen wöchentlich 1 Sh. 8 Pence bis 2 Sh. 6 Pence bei angestrengter Arbeit verdienten, und dass die Arbeiterinnen, welche die zur Verbreitung über den ganzen Erdball bestimmten Bibeln der englischen Bibelgesellschaft mit einem Einband versahen, einen Lohn bekamen, der sie gleichsam mit Gewalt der Prostitution in die Arme drängte! — Unter solchen Verhältnissen und bei den beständig wiederkehrenden Arbeitskrisen darf man sich daher nicht wundern, dass es nach Berichten der officiellen Statistik 1866 916.000 unterstützte Arme in England und Wales gab, während für das ganze Jahr die Gesammtzahl aller Unterstützten das $3\frac{1}{2}$ fache, also 3 Millionen betrug, welche fast ausschliesslich dem 16 Millionen Köpfe zählenden Arbeiterstande angehören. Also war durchschnittlich ein Fünftel des Arbeiterstandes ausser Beschäftigung und bezog Almosen! — Ja die Verhältnisse waren 1867 so verschoben, dass in Old England von der Gesammtbevölkerung 1·5 Millionen Personen mit über 100 £ Jahreseinnahmen die Hälfte des britischen Nationaleinkommens, also 408 Millionen £ von 814 Millionen £

besassen, während auf die übrigen 12·5 Millionen Köpfe der Bevölkerung die andere Hälfte entfiel; daher bezogen $^1/_{11}$ oder 9·2% der erwerbenden Einwohner die Hälfte des jährlichen Erträgnisses der nationalen Produktion, und da die Arbeiter 80% aller Personen ausmachen, so finden wir, dass ein Drittel der Bevölkerung noch nicht vier Fünftel von dem Einkommen erhält, dessen sich $^1/_{1613}$ erfreut, oder dass auf je einen Angehörigen der reichsten Klasse die jährliche Einnahme von 700 Arbeitern entfällt! Doch nicht alle Fabrikherren behandelten ihre Arbeiter so schlecht, wie wir es soeben, basirt auf officielle Berichte, geschildert haben, sondern es gab, wenn auch leider vereinzelt, Männer, die sich vielfache Verdienste um die Hebung der materiellen Lage ihrer Arbeiter erwarben, ja Institutionen schufen, die Bahn brechend wirkten und in der ganzen Welt nicht nur als mustergültig betrachtet wurden, sondern auch vielfache Nachahmung fanden! So erbaute „Titus Salt" für seine Arbeiter in unmittelbarer Nähe seines berühmten Etablissements Saltaire auf ehemaligem Ackerlande 30 elegante, breite Strassen und 820 komfortabel eingerichtete Häuser, von denen viele mit netten Vorgärten, alle aber mit wohlumfriedeten „Backyards", Hofräumen, ausgestattet sind, die zu wirthschaftlichen sowie Gartenzwecken benutzt werden. Diese Homesteads bewohnen gegenwärtig cirka 5000 Personen. Ausserdem gründete Salt noch in jener Kolonie 45 Versorgungshäuser für alte, kranke oder krüppelhafte Pensionäre, Schulen, Kirchen, öffentliche Parks, Clubhäuser, Bibliothek- und Lesezimmer, Turnplätze, Dampfwasch- und Badehäuser u. s. w. auf eigene Kosten; auch sorgte er testamentarisch dafür, dass diese zahlreichen Schöpfungen auch später ungeschmälert erhalten blieben, und im Falle des Bedarfs sogar noch erweitert werden können.

All' diese beregten schreienden Uebelstände zwangen schliesslich doch die Gesetzgebung die bereits im fünften

Regierungsjahre der Königin Elisabeth 1562 begonnene legislative Regelung der allgemeinen Arbeiterverhältnisse unter dem Titel: „Ein Akt, betreffend die Ordnung unter Handwerkern, Arbeitern, Dienstleuten und Lehrlingen", in die Hand zu nehmen, so dass in dieser Richtung bis zum Jahre 1836 30, und später noch über 60 weitere Parlamentsakte folgten, worunter sich schon im Jahre 1831 eine sehr energische Inangriffnahme der Fabrikgesetzgebung kundgiebt, welche alljährlich für einen immer weiteren Kreis von Industriezweigen die Arbeitszeit der Frauen und jungen Leute von 13—18 Jahren beschränkte, die Arbeit von Kindern unter 9 Jahren verbot und nach und nach den Schulbesuch erzwang. Auf die Konservirung der Gesundheit, den Schutz gegen gefährliche Maschinen und Processe richtete sie bald eifriger, bald lässiger ihr Augenmerk; aber nur Schritt für Schritt unter dem Antriebe der Nothwendigkeit liess sie sich vorwärts drängen, und ihre Ausdehnung von einem Industriezweige auf den andern hat all' den edeldenkenden Menschen, welche die Sache in die Hand nahmen, stets unendliche Mühe gekostet! Erst 1878, also nach 2—3 Menschenaltern ist formell ein gewisser Abschluss dadurch erreicht worden, dass für das ganze Gebiet der im engeren Sinne gewerblichen Arbeit, unter Beseitigung der früheren Scheidelinie zwischen Fabrik und Werkstatt, eine einheitliche Kodifikation vorgenommen wurde, und nur der Bergbau und die Landwirthschaft besonderen Gesetzen überlassen blieben; doch haben, so lange die Fabrikgesetzgebung sich noch auf einen engeren Kreis beschränkte, immer noch die Arbeiter einzelner Industriezweige all' das zu erleiden gehabt, was man der Textilindustrie endlich genommen hatte. Besonders viel geschah aber seit dem Regierungsantritte der Königin Victoria, 1837, um auf legislativem Wege die vielfachen Mängel und Lücken der früheren Gesetzgebung abzustellen, schreiende Missbräuche, welche bis in die neueste Zeit

sich erhalten hatten, auszurotten, den auf den Arbeitern lastenden harten Druck nach Thunlichkeit zu erleichtern, und hauptsächlich Frauen und Kindern jene nothwendige Rücksicht angedeihen zu lassen, deren sie unbedingt bedürfen. All' diese Parlamentsakte bilden in ihrer Gesammtheit den Hauptkern des heutigen englischen „Fabriksgesetzes", welches in seinen wichtigsten Bestimmungen folgendes anordnet: Die Regierung stellt „Inspektoren" auf, welche jederzeit berechtigt sind, in Fabrikswerkstätten, „Factories", wo gearbeitet wird, sowie in Schulzimmern, wo Fabrikkinder unterrichtet werden, einzutreten, und jede Person, die in solchen Fabriken oder Schulen angetroffen oder von der angenommen wird, dass sie seit 2 Monaten hier gearbeitet hat, zu examiniren. Die Verweigerung einer Antwort, die Weigerung ein vom Inspektor oder Schul-Inspektor aufgenommenes Protokoll zu unterfertigen, die gänzliche oder auch nur temporäre Hinderung der Zulassung eines Inspektors oder Sub-Inspektors in irgend eine Abtheilung der Fabrik oder Schule, soll mit wenigstens 3 £ und mit nicht mehr als 19 £ geahndet werden. Am Eingange jeder Fabrik ist ein Anschlag in leicht lesbarer Schrift gedruckt oder geschrieben, auf einer beweglichen Tafel anzubringen, die so zu hängen hat, dass Jeder, der eintritt, den Inhalt lesen kann, worauf man die Angaben findet über Name und Adresse des Distrikt-Inspektors oder Sub-Inspektors; Name und Adresse des Fabrikarztes; Bezeichnung der vom Inspektor oder Sub-Inspektor approbirten Kommunaluhr, nach der die Arbeitsstunden geregelt werden; Arbeitsdauer für Kinder, Frauen und junge Leute; Anzahl und Zeitdauer der gestatteten Mahlzeiten; Zeitangabe für Kinderarbeit, d. h. ob Vormittag, Nachmittag oder an abwechselnden Tagen gearbeitet wird. Sollte dieser Anschlag, welcher vom Fabrikeigenthümer oder von dessen Agenten unterfertigt sein muss, in Verlust gerathen oder sonst wie unleserlich werden, so hat der Chef dafür zu sorgen, dass ein neues Plakat aufgehängt wird. — Keine über 18 Jahre alte Person darf zur Arbeit in

einer Fabrik verwendet werden, wenn deren Name nicht vorher eingetragen worden ist, ebenso soll keine Person unter 16 Jahren zur Arbeit in einer Fabrik ohne ärztliches Certifikat Verwendung finden. Wohnt der Arzt mehr als 3 englische Meilen von der Fabrik entfernt, dann kann dieses Certifikat in einer Frist von 14 Tagen nachgeholt werden; hat aber der Inspektor oder Sub-Inspektor Grund zur Annahme, dass die Person jünger ist als das Certifikat bezeugt, so hat er das Recht, dasselbe zurückzuweisen. Für die Ausstellung des ärztlichen Arbeits-Certifikats bezahlt der Fabrikherr die Gebühr, und es dürfen dafür nicht mehr als 3 Pence vom Lohne des Arbeiters abgezogen werden. Kinder unter 10 Jahren sollen zur Arbeit nicht zugelassen werden, ferner dürfen Kinder, ebenso wie junge Leute und Frauen nur von 6 oder 7 Uhr Morgens bis 6 oder 7 Uhr Abends, nicht aber zur Nachtarbeit verwendet werden, und es ist verboten, sie mehr als 4 $^1/_2$ Stunden ununterbrochen arbeiten zu lassen; ausserdem ist man verpflichtet, ihnen $^1/_2$stündige Mahlzeitpausen zu geben. Auch die Erwachsenen müssen unter 12 Arbeitsstunden volle 2 Stunden Zeit für ihre Mahlzeiten haben, u. z. wenigstens 1 Stunde davon vor 3 Uhr Nachmittags. In Fabriken, wo Kinder nur halbe Tage arbeiten, sind die Vormittagsarbeiter um 1 Uhr zu entlassen; ferner dürfen in Etablissements, wo abwechselnde Tage für Kinderarbeit festgesetzt sind, die Kinder nicht 2 Tage hintereinander arbeiten. An Sonnabenden sind Kinder, junge Leute und Frauen um 1 Uhr von der Arbeit und spätestens um 1 $^1/_2$ Uhr aus dem Fabrikgebäude überhaupt zu entlassen, damit sie nicht später mit Aufräumen, Reinigen u. dgl. beschäftigt werden können. In Etablissements, wo die tägliche Arbeitszeit von 7—7 Uhr festgesetzt ist, verschiebt sich die Sonnabendsfeier um $^1/_2$ Stunde, also auf ungefähr 1 $^1/_2$ und 2 Uhr Nachmittag, und dort wo Kinder an alternativen Tagen arbeiten, darf keines von ihnen an zwei aufeinanderfolgenden Sonnabenden beschäftigt werden. Hat ein Kind an irgend

einem Tage der Woche mehr als 5 Stunden gearbeitet, so soll es an einem Sonnabend ganz frei sein. Die Arbeitsstunden für Kinder, junge Leute und Frauen können ohne schriftliche Meldung bei dem Inspektor keiner Aenderung unterliegen. Während der Mahlzeitpausen dürfen Kinder, junge Leute und Frauen gar keine Arbeit verrichten, ja es ist überhaupt verboten, dass sie sich bei derartigen Gelegenheiten in einem Arbeitssaale authalten; auch sollen sie gleichzeitige Mahlzeitpausen haben, wenn nicht der Inspektor eine schriftliche Erlaubniss zur Abweichung von dieser Vorschrift ertheilt. — Eltern, Vormünder oder sonstige Personen, die aus dem Lohne der Kinder unter 14 Jahren einen Vortheil ziehen, haben dafür zu sorgen, dass sie eine Schule besuchen, und es sind nur solche Kinder davon befreit, welche bereits 13 Jahre alt sind und ein Zeugniss über ihre guten „Standard"-Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen besitzen. Kinder, die in den Fabriken an alternativen Halbtagen arbeiten, sollen täglich, mit Ausnahme der Sonnabende, 3 Stunden, zwischen 8 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends, die Schule besuchen. Im Winter brauchen sie aber nicht mehr als 2 1/2 Stunden in der Schule zuzubringen, und diejenigen, welche an alternirenden Tagen je 10 Stunden in Fabriken beschäftigt sind, müssen in den Zwischentagen, mit Ausnahme des Sonnabend, je 5 Stunden Schulunterricht geniessen. An jedem Montage, wenn nicht ein anderer Tag hierzu vom Inspektor festgesetzt wurde, ist dem Fabrikleiter ein Zeugniss über den in der vorangegangenen Woche stattgehabten regelmässigen Schulbesuch des Kindes abzuliefern, das er auf Verlangen vorzuzeigen hat; demselben obliegt auch die Verpflichtung, das Schulgeld für jedes Kind, u. z. höchstens 2 Pence wöchentlich zu bezahlen, er darf aber dasselbe vom Wochenlohne des Kindes abziehen, wenn es nicht mehr als 1/12 des Lohnes beträgt. Am Weihnachtstage und Charfreitage sollen Kinder, junge Leute und Frauen nicht zur Fabrikarbeit angehalten werden, ausserdem müssen ihnen jährlich 8 Halb-Feiertage „Half-holidays", oder 4

ganze Ferien-Tage, entweder einzeln oder hinter einander gestattet werden, worüber sie 24 Stunden vor Eintritt derselben zu verständigen sind. — Im Innern eines Fabrikgebäudes müssen alle Wände, Zimmerdecken, Stiegengänge, Korridore etc., wenn sie nicht mit Oelfarbe angestrichen sind, innerhalb 14 Monaten einmal frisch getüncht werden, während man Oelanstriche in demselben Zeitraume wenigstens einmal mit heissem Wasser und Seife zu reinigen hat. — Bei dem nassen Verspinnen von Flachs, Hanf, Jute oder anderen Gespinnstfasern darf keine Person unter 18 Jahren und überhaupt gar kein Frauenzimmer verwendet werden, wenn nicht hinreichende Vorrichtungen angebracht sind, um die dabei Beschäftigten vor Nässe und heissen Dämpfen zu schützen. Alle Triebräder, Treibriemen, Aufzüge und ähnliche Maschinentheile, gleichgültig ob sie mit Dampf- oder Wasserkraft getrieben werden, müssen, wenn Kinder, junge Leute und Frauen in deren Nähe beschäftigt sind oder an ihnen regelmässig vorbei passiren, fest umfriedet sein, und die Verschalungen dürfen nicht entfernt werden, so lange die Maschinen arbeiten. Mängel in dieser Richtung sind, wenn der Inspektor oder Sub-Inspektor auf deren Gefährlichkeit für die körperliche Sicherheit der Arbeiter schriftlich aufmerksam gemacht hat, binnen 14 Tagen zu beseitigen; auch darf kein Kind, keine junge Person oder Frau einen Maschinentheil putzen, so lange sich derselbe in Bewegung befindet. Von jeder ernsten Verletzung einer Person durch Maschinen, Gas, Dampf u. dgl. muss, wenn die dadurch herbeigeführte Arbeitsverhinderung länger als 48 Stunden dauert, dem Arzte und von diesem, mit Hinzufügung der Adresse des Verletzten, dem Sub-Inspektor Mittheilung gemacht werden. — Der Fabrikleiter ist in erster Linie für alle etwa vorkommenden Uebertretungen der Fabrikvorschriften verantwortlich; er kann jedoch dem Gerichte nachweisen, dass seinerseits nichts unterlassen wurde, den Forderungen des Gesetzes nachzukommen, und dass die vorgefallene Uebertretung durch einen Bediensteten, ohne

sein Wissen und seine Zustimmung verschuldet wurde, so dass dann die strafbaren Personen zur Verantwortung gezogen werden können. — Die diesen Fabrikgesetzen Zuwiderhandelnden verfallen einer mehr oder minder empfindlichen Strafe, u. z. wer eine Person entgegen diesen Vorschriften, oder Kinder ohne Schul-Frequentationszeugniss zur Fabrikarbeit verwendet, bekommt eine Strafe von 2—5 £. Eltern und Vormünder, die Kinder oder junge Leute entgegen diesen Vorschriften zur Fabrikarbeit anhalten oder deren Schulbesuch vernachlässigen, bekommen eine Strafe von 5—20 Sh. für jeden einzelnen Fall. Wenn eine körperliche Verletzung durch Triebräder, Treibriemen oder andere nicht hinreichend eingefriedete Maschinentheile stattgefunden hat, nachdem der Inspektor oder Sub-Inspektor solche Einschalung angeordnet hat, muss der Fabrikinhaber, „Occupyer", eine Geldstrafe von 10—100 £ entrichten, die dann dem Verletzten oder anderen von der Behörde zu bestimmenden Zwecken zufallen. Die Ausstellung falscher Zeugnisse mit Rücksicht auf die Qualifikation für Fabrikarbeit wird mit einer Geldbusse von 5—20 £ bestraft. — Nur betreffs der Spitzen-Fabrikation ist eine Abweichung von den beregten Vorschriften gestattet, d. h. junge Leute zwischen 16 und 18 Jahren dürfen in derartigen Fabriken innerhalb der Zeit von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends arbeiten, aber nicht mehr als 9 Stunden pro Tag, wenn die Arbeit vor 6 Uhr Morgens beginnt oder nach 6 Uhr Abends aufhört, und auch nicht nach 6 Uhr Abends und vor 6 Uhr Morgens binnen 24 Stunden. — Ueberdiess ist die Verwendung von Kindern unter 14 Jahren gänzlich verboten: in öffentlichen Schlachthäusern, Hundespitälern, Feuerwerk-, Pulver- und sonstigen Fabriken von explosiven Zündwaaren, Hadernsortirungs-Anstalten, Gerbereien, Hasen- und Kaninchenfellzubereitungs-Etablissements, Fabriken von wasserdichten Stoffen, bei der Phosphorerzeugung, Petroleummanipulation sowie Bereitung leicht entzündlicher Oele, bei metallischen Raffinir- und

Schmelzprocessen, Bereitung von Sublimaten giftiger Farbstoffe und ätzenden Säuren, Destillirung oder Rektifizirung von Alkohol- und Aetherstoffen, in Branntwein-Brennereien und Liqueur-Fabriken, bei Vergoldungs-, Versilberungs- und Emaillirprocessen, bei der Guttapercha-Fabrikation, in Fleischhauereien, Soda- und Pottasche-Fabriken etc.

Trotz dieser Fabrikgesetze, die übrigens mit vieler Strenge aufrecht erhalten werden, giebt es aber noch immer Uebelstände genug, die ganze Folianten füllen würden, wollte man sie alle erörtern; wie traurig sieht es z. B. heut zu Tage noch immer im „Black country" aus. Hier stehen Frauen mit halb entblösstem Oberleibe und zerlumpten Unterkleidern hinter der Esse und schmieden Ankerketten oder Hufnägel, nicht etwa um dadurch ihre eigene Existenz beträchtlich zu verbessern, sondern um ihre verhungernden Kinder am Leben zu erhalten, da die Männer in den Wirthshäusern herumzechen und die ersten zwei Tage der Woche fast niemals bei der Arbeit zu finden sind. Ja es ist hier Sitte, dass die Burschen die fleissigsten und im Handwerk geschicktesten Mädchen zu Weibern wählen, um sich von ihnen ernähren zu lassen. Aber bald nach einer so geschlossenen Ehe kommen Kinder in's Haus, Krankheit tritt ein, abgezehrt und verfallen kann die Frau, welche häufig, nachdem sie in der Nacht entbunden, den nächsten Morgen schon wieder den schweren Hammer am Amboss schwingt, nicht mehr die Familie ernähren, während der Mann durch Trunksucht arbeitsunfähig wurde, und jetzt bricht die letzte noch im Hauswesen herrschende Ordnung zusammen und die Kinder wachsen in Schmutz und Lumpen heran! — Auch im ganzen britischen Stammlande hat in neuester Zeit die Frauenarbeit keineswegs ab-, sondern sogar zugenommen, denn nach dem Census 1881 waren in England und Wales beschäftigt in der:

	Frauen	Männer
Buchbinderei	10.592	9505
Stecknadel-Fabrikation	495	234
Stahlfeder-Fabrikation	2503	220
Spielzeugbranche	1233	1099
Verfertigung künstlicher Blumen	4461	720
Fabrikation von Explosivstoffen	1887	950
Wollzeug-Industrie	58.501	57.307
Kammgarn- und Tuch-Industrie	63.801	35.436
Seiden-Industrie	39.694	17.655
Band- und Borden-Industrie	1186	878
Flor- und Gaze-Industrie	1006	176
Baumwoll-Industrie	310.374	189.651
Flachs- und Leinen-Industrie	7853	4212
Spitzen-Industrie	32.785	11.359
Barchent-Industrie	5176	3011
Band-Industrie	1159	732
Zwirn-Industrie	1672	498
Hanf-, Jute- und Kokosfaser-Industrie	2297	1181
Stroh-Industrie	27.983	3001
Strumpfwirkerei	21.510	18.862
Handschuhmacherei	13.261	2263
Knopfmacherei	4121	2286
Haar- und Borstenverarbeitung	1743	893
Federverarbeitung	2089	429
Envelopeverfertigung	1933	175
Düten-Fabrikation	8718	1187
Metallpoliren und -Lackiren	2209	478

Das grösste Uebergewicht der Frauen herrscht, wie wir sehen, in der Baumwoll-Manufaktur, doch sind in der ganzen Textil-Industrie die Männer überhaupt nur in der Teppich-Fabrikation noch in der Mehrzahl, denn es gab bei derselben 1881 8795 Männer und 5190 Frauen, doch auch hier macht sich immer mehr die Tendenz geltend, sie zu

verdrängen, da 1871 in diesem Manufakturzweige auf 100 Männer nur 57 Frauen kamen, während 1881 schon ein Verhältniss von 100:59 bestand. Ferner konstatirt der Census, dass es 1881 in England und Wales 3,883.000 verheirathete und andere Frauen gab, die ausschliesslich der Pflege ihres Haushaltes oblagen, während 380.000 Frauen ihren Männern in verschiedenartigen Beschäftigungen zur Seite standen. Ausserdem finden wir weibliche Personen im Staatsdienste 3216, im Dienste der Municipal- und Ortsbehörden 3017; 1660 sind Missionärinnen, 3795 Nonnen und barmherzige Schwestern, 100 Advokatur-Gehülfen, 2646 Hebammen, 35.175 Krankenpflegerinnen, 11.528 Bedienstete in Hospitälern sowie öffentlichen Anstalten, und 176.670 in Waschanstalten und Bädern, 26.478 Kellnerinnen und Hotel-Mägde, 1,230.606 Haus-Dienstboten, 92.474 Scheuerfrauen, 94.221 Erzieherinnen, 23.605 Lehrerinnen in höheren Töchterschulen, 11.376 Musiker und Musik-Lehrerinnen, 5989 Handels-Bedienstete, 171 Weichensteller, 4179 Magaziniers, 2228 Telegraphen- und Telephon-Bedienstete, 20.614 Farmer, 40.346 Agrar-Arbeiter, cirka 9500 Schmiede und 2302 Schriftsetzerinnen. Ueberdiess arbeiten 1388 im Baugewerbe, 2035 in Sattlereien und Peitschen-Fabriken, 8578 in Cigarren-Fabriken, 3728 in der Erzeugung von Bier und Obstwein, 7633 in Bäckereien, 13.051 in Pasteten-Bäckereien, 3099 in Kohlen-Gruben, 1903 in Blei-Minen, 2738 in Ziegel-Fabriken, 21.490 in Steingut- und Glas-Fabriken. Cirka 33.000 halten Logirhäuser, 25.772 sind Laden-Besitzerinnen, 17.660 Hökerinnen, 1278 Pfandleiher, 1403 Lumpensammler und Händler; 1000 studiren und 1309 sind in der Photographie beschäftigt.

Und wie ungünstig sind gegenwärtig im grossen Ganzen die Lohnverhältnisse! Zwar beläuft sich nach statistischen Ausweisen der durchschnittliche Verdienst pro Kopf der Bevölkerung in Old England auf 35 £, in Australien auf 27 £, in den Vereinigten Staaten von Amerika auf 43 £, in Kanada, Holland und Frankreich auf 26 £, aber das ist eitel Trug-

bild, denn noch heut zu Tage finden wir im britischen Stammlande, dass allein von der cirka 10 Millionen Köpfe betragenden städtischen Arbeiterbevölkerung etwa 2 Millionen geschickte Arbeiter, die zum grossen Theile „Trade-unionisten", Gewerkvereins-Mitglieder, sind, welche mit ihren Familien 5 Millionen ausmachen, ein halbwegs sicheres und bescheidenes Auskommen haben, während die übrigen 5 Millionen, bestehend aus Tagelöhnern und minder geschickten Arbeitern, einen Maximallohn beziehen, der gerade für die nothwendigsten Existenzmittel hinreicht, wodurch die Leute beim geringsten Missgeschick nicht nur darben müssen, sondern auch auf Almosen angewiesen sind! — Dazu kommt noch, dass seit 1866, Hand in Hand mit der kulturellen Hebung dieser Kreise, auch die Ansprüche an das Leben bedeutend gestiegen sind, denn in den Jahren 1866—77 gab es eine Verbrauchssteigerung pro Kopf der Bevölkerung von:

	1866 Pfund	1877 Pfund	Zunahme in Proc.
Schinken und Speck .	2·13	8·04	277
Weizen	104·50	203·26	94
Zucker	21·21	64·96	57
Thee	3·42	4·52	32
Tabak	1·39	1·49	10

wodurch die ohnehin ausserordentlich gedrückten Lohnsätze noch mehr entwerthet werden. Dieses würde aber Alles noch keinen so ausserordentlich nachtheiligen Einfluss ausüben, wenn nicht die Trunksucht, besonders der übermässige Branntweingenuss noch immer so verderbenbringend unter den Arbeiterkreisen herrschen und statt einer Abnahme sogar noch eine furchtbare Zunahme zeigen würde, u. z. entfielen auf jeden Kopf der Bevölkerung:

	Gallonen Spirit	Gallonen Wein	Bushel Malz
1840	0.97	0·25	1·59
1850	1·04	0·23	1·47
1860	0·93	0·23	1·45
1870	1·01	0·49	1·84
1875	1·30	0·53	1·95
1876	1·27	0·56	2·00
1877	1·23	0·53	1·92

Von diesem Uebel sind aber leider in Old England nicht nur alle gesellschaftlichen Stände, sondern auch sämmtliche Altersklassen und Geschlechter mehr oder minder ergriffen, denn man hat berechnet, dass alljährlich pro Kopf der Bevölkerung 4 £ 7 Sh. 3 Pence, also mehr ausgegeben wird, als für Brod, Thee, Zucker, Kaffee, Kakao und Reis zusammen, da diese Ausgabe nur 4 £ 3 Sh. 3 Pence beträgt, und dass sich dort der jährliche Konsum von Spirituosen, einschliesslich Bier, auf cirka 120 Millionen £ beläuft, wovon über die Hälfte dieser kolossalen Summe aus den Taschen der Arbeiterbevölkerung in jene der Wirthe, Brauer, Weinhändler, Spritbrenner und ähnlicher auf die Trunksucht des Volkes spekulirender Geschäftsleute fliesst. Aber während die wohlhabenderen Gesellschaftsklassen mit den „Upper Ten Thousands" theurere Weine und feinere Getränke zu sich nehmen, von denen eine Flasche nicht selten 1 £ oder doch 10 bis 15 Sh. kostet, greifen die unteren Klassen nach starken, billigen Elementen, wie Gin, Whisky, Brandy etc. und erhalten dadurch für ihre 60 Mill. £ leider weit mehr betäubende Flüssigkeiten als jene. Daher wurden denn auch im Jahre 1873 allein in England und Wales 183.000 Trunkenbolde, darunter „30% Weiber", vor die Polizei-Gerichtshöfe gebracht, also gerade die doppelte Anzahl der im Jahre 1873 vorgekommenen Fälle, und das will sehr viel sagen, denn so lange sich ein Betrunkener noch allein, oder wenigstens mit Hülfe seines Begleiters auf den Füssen zu

halten vermag, dürfen ihn nach dem Gesetze die Organe der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nicht arretiren, sondern derartige Individuen müssen entweder schon hülflos in der Gosse liegen oder in Streit und Schlägereien betroffen werden. — Freilich ist man seit neuerer Zeit in massgebenden Kreisen immer mehr bestrebt, durch die verschiedensten Mittel, wie Temperenzvereine, Verbot von Branntweinschenken etc. den Alkoholgenuss so viel wie möglich einzuschränken und es giebt jetzt in Old England mehr als 1000 Ortschaften, wo keine Wirthshäuser bestehen dürfen. Die Folgen dieser Massregel sollen denn auch so ausserordentlich wirksam sein, dass dort die Polizei ganz überflüssig wurde, und man weder Arme noch Verbrecher findet. Den Anlass dazu gaben grosse Grundbesitzer, die keine Wirthshäuser auf ihren Besitzungen duldeten, andererseits aber die Bewohner ermunterten, sich im Klubhaus zusammen zu finden, um sich mit Gesellschaftsspielen oder Lekture zu unterhalten. Ja in Johnstone und Dumfrieshire giebt es nicht einmal eine Armensteuer, trotzdem die Bevölkerung stets zunimmt und jetzt 1230 Köpfe zählt; die Strassen sind hier in gutem Zustande, die Häuser hübsch, und die Felder vortrefflich bebaut In Saltair, einer Stadt mit über 5000 Einwohnern, findet man nur 2 Wirthshäuser, die aber nicht ausschenken dürfen, in Folge dessen die Bevölkerung sehr betriebsam ist, die Kinder sorgsam gepflegt werden, und die Häuser hübsch möblirt sind. Doch hat man hier auch schon mehrmals die Frage der Wiedereinführung des Alkohols der öffentlichen Abstimmung unterworfen, aber sie wurde fast einstimmig verworfen. Auch in Schottland sollen in manchen Fischerdörfern die Wirthshäuser verschwunden und der Erfolg ein gleich auffallender gewesen sein; früher glaubten die Fischer ohne Schnaps ihr Geschäft gar nicht betreiben zu können; jetzt hat sich herausgestellt, dass die Leute weit kräftiger und gesünder sind als früher; auch haben Verbrechen fast ganz aufgehört und

der Wohlstand ist derartig gestiegen, dass man fast nirgends Arme sieht. In Fossil Park giebt es weder ein Gefängniss noch einen Schutzmann in der ganzen Stadt. In Irland stechen die Ortschaften mit Schenkenverbot ganz besonders von den anderen ab, so hat es z. B. in Bessbrook, einer Fabrikstadt von 3000 Einwohnern nie ein Wirthshaus gegeben, daher kennt man dort weder die in Irland hergebrachten Gemeinde-Parteiungen noch Streit, Betrunkene, Bettler, Verbrecher! — Dafür bleiben aber in den anderen Theilen des britischen Stammlandes noch immer genug Branntweinschenken, denn es giebt in England und Wales ungefähr 118.000 Verkaufsstellen für derlei Getränke, wozu noch 2500 „Grocers" und Krämer kommen, welche nicht ausschenken, aber die spirituösen Getränke flaschenweise oder sonst en gros verkaufen dürfen, u. z. finden wir in den grösseren Industrie-Ortschaften folgendes Verhältniss:

	Zahl der Trinkhäuser	Je ein Trinkhaus auf Bewohner
London	9000	400
Liverpool	2285	216
Manchester	2337	164
Birmingham	1784	198
Sheffield	1394	172
Bristol	1309	139
Leeds	958	271
Bradford	818	178
Newcastle upon Tyne	798	160
Salford	731	171

Dabei geniesst Liverpool sogar den schönen Ruf, die betrunkenste Stadt im ganzen Königreiche zu sein.

Wir sehen daher, die Arbeiterverhältnisse sind in ihrer Gesammtheit noch immer recht traurig, ja in vieler Beziehung gefahrbringend für das britische Stammland, das gerade so wie manche andere Staaten Europa's vor der un-

bedingten Nothwendigkeit einer möglichst schleunigen Lösung der socialen Frage steht. Dies geht auch aus einem langen Artikel des früheren Handelsministers „Chamberlain" in der „Fortnightly Review" hervor, den die Erörterungen des Herrn „Giffen" über dieses Thema in der Londoner statistischen Gesellschaft keineswegs abzuschwächen vermögen! An diesen traurigen Verhältnissen sind aber am allerwenigsten die Arbeiter selbst, sondern die massgebenden Kreise Schuld, denn anstatt sich beim Emporblühen der Grossindustrie durch Bezahlung gerechter Löhne, Gründung guter Schulen und andere Mittel systematisch einen verhältnissmässig wohlhabenden, moralisch und physisch gesunden, intelligenten Arbeiterstand heranzubilden, hat man auf das „Egoistischste" im ausgedehntesten Masse die Kinder- und Frauenarbeit eingeführt, die Männer aus den Fabriken hinausgedrängt, brodlos gemacht, und dadurch nicht nur das Familienleben, das Fundament jeder gesunden Entwicklung in den breiteren Arbeiterkreisen vollkommen vernichtet, sondern auch die grosse Arbeitermasse auf das äusserste verwildert. Es ist nur dem gesunden konservativen Sinne, der in jedem Engländer steckt, sowie der freien Verfassung des Landes zu danken, die gewissermassen ein Ventil für die unter den Arbeiterkreisen seit langer Zeit herrschende hochgradige Unzufriedenheit und Rohheit bildet, dass es nicht schon längst zu den blutigsten Arbeiter-Aufständen, zu einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse in Old England gekommen ist! — Jetzt freilich, wo die sociale Frage immer ernster und mahnender an die Thüre klopft und die besitzende Klasse aus ihrer bisherigen stoischen Ruhe allem Elende gegenüber aufrüttelt, ist es ungeheuer schwierig, die Verhältnisse zu regeln, und das was man früher, so lange die Industrie Grossbritanniens alle Weltmärkte beherrschte und für die erzeugten Produkte verhältnissmässig sehr hohe Preise erzielte, mit leichter Mühe

ohne empfindliche Verluste hätte erreichen können, muss heut zu Tage, wo eine schwere Krise auf der gesammten britischen Manufaktur lastet, der wohl niemals jener Aufschwung früherer Jahre folgen wird, weil die Industrie des europäischen Kontinents, der Vereinigten Staaten und der britischen Kolonien beständig zu grösserer Machtentfaltung gelangt und der englischen auf den Weltmärkten eine derartig formidable Konkurrenz bereitet, dass sie nur mit sehr geringem Profit zu arbeiten vermag, — mit schweren Opfern erkauft werden, ja es ist fast unmöglich, selbst mit dem besten Willen der Fabrikanten, denen nunmehr ein durch die „Trade Unions" fest organisirte und kolossale Strikes in Scene setzende Arbeitermasse gegenübersteht, das in neuester Zeit rapide Herabsinken der Lohnsätze aufzuhalten! Ueberdies dürfte in nicht allzuferner Zeit die britische Manufaktur die traurige Perspektive in Aussicht haben, ihre kolossale Arbeitermasse, die sie noch vor einigen Decennien für ihre zahllosen und zum Theil riesigen Etablissements brauchte, nicht einmal mehr periodisch im ganzen Umfange verwerthen zu können, so dass sich im Stammlande ein Heer brodloser, zum Theil verwilderter Arbeiter anhäufen wird!

Das Handwerk, die Haus- und Fabrik-Industrie; das Montanwesen in den Kolonien.

Unter all' den zahlreichen britischen Kolonien besitzt Indien entschieden die günstigsten Vorbedingungen zur Entfaltung einer mächtigen Industrie, denn es hat nicht nur menschliche Arbeitskräfte im Ueberfluss und gewaltige Absatzgebiete für seine Produkte, sondern auch auf einer Ausdehnung von 35.500 engl. □Meilen Kohlenfelder, die allein in dem Hauptflötze der „Raimahal-Hügel" und demjenigen des Thales von „Damuda" auf 14.000 Millionen Tons Kohle geschätzt werden, und schon jetzt hat man in dem ergiebigsten, industriellen Kohlenreviere von „Chanda", besonders in den „Wurrora-Gruben", 40 Mill. Tons Kohlen aufgeschlossen; ja die gesammte Kohlenproduktion an Schwarz-, Braun-, Anthracit-, bituminösen Kohlen, Lignit etc. betrug in Indien im Jahre 1882 1,013.690 Tons. Auch sind in dem so reich gesegneten Indien Rohmaterialien der verschiedensten Art in kolossalen Mengen vorhanden, und es gab hier bereits in alten Zeiten eine ausserordentlich hoch entwickelte Manufaktur, welche vortreffliche, farbenprächtige Baumwoll- und Seidenstoffe, Shawls und Teppiche, sowie noch viele andere Dinge erzeugte, aber, durch den industriellen Aufschwung Europa's und der manchesterlichen Kolonialpolitik des britischen Stammlandes, besonders in seiner berühmten Baumwoll- und anderen Webereien von Dakka, Murschedabad, Surat etc. unendlich gelitten hat. Doch trotz all' dieser soeben beregten ausserordentlich günstigen Vorbedingungen und obwohl noch immer einige Industriezweige ihren alten bisherigen Ruf bewahrt oder sich zu neuer Blüthe entwickelt haben, wie z. B. die Shawls und Teppiche von Kashmir, die Teppiche und Seidenzeuge von Multen und Benares, die Mus-

seline verschiedener Art, die Madraszeuge und Massulipatamtücher, die Indigo-, Zucker-, Rum- und Arak-Fabrikation, die Bereitung von Kokosnuss-, Ricinus-, Lein- und Rosenöl, die Leder-Fabrikation, die Waffen-Erzeugung, die Juwelier-Arbeiten, die Schnitzereien von Elfenbein-, Eben- und Sandelholz, die Perlmutter- und Schildkrot-Arbeiten, die Diamant-Schleifereien u. s. w. — steht Indien doch immer noch im grossen Ganzen auf sehr niederer manufaktureller Stufe, denn von der durchschnittlichen jährlichen mittleren Konsumtions-Ziffer von 15 Kg Eisen für jeden Bewohner der ganzen Erde entfallen auf dieses Reich nicht ganz „$^3/_4$ Kg." gegen 120 im britischen Stammlande und $11^1/_2$ in Russland. — Daher muss denn auch Indien alljährlich bedeutende Mengen importiren, dem freilich wieder eine gewaltige Ausfuhr an Rohstoffen gegenübersteht. So betrug der

Import:

Ende des Fiskaljahres 31. März	Waaren	Silber	Zusammen
	£	£	£
1875	34,645.262	8,141.047	42,786.309
1876	37,112.668	5,300.722	42,413.390
1877	35,367.177	11,436.118	46,803.295
1878	39,326.003	17,355.459	56,681.462
1879	36,566.194	7,056.749	43,622.943
1880	39,742.166	11,655.395	51,397.561
1881	50,308.834	8,988.214	59,297.048
1882	46,992.084	11,322.781	58,314.865
1883	50,003.040	13,453.157	63,456.197
1884	50,723.533	12,877.963	63,601.496

dem andererseits freilich eine sehr gewaltige Ausfuhr gegenüberstand:

Ende des Fiskaljahres 31. März	Export: Waaren £	Silber £	Zusammen £
1875	56,312.261	1,592.721	57,904.982
1876	58,045.405	2,115.144	60,160.549
1877	60,961.632	3,942.580	64,904.212
1878	65,185.713	2,155.136	67,340.849
1879	60,893.611	3,985.545	64,879.156
1880	67,173.158	1,928.828	69,101.986
1881	74,531.282	1,409.403	75,940.685
1882	81,901.960	1,097.387	82,999.347
1883	83,400.864	980.858	84,381.722
1884	88,021.637	979.758	89,001.395

der sich wieder auf folgende Hauptprovinzen folgendermassen vertheilte:

Ende des Fiskaljahres 31. März	Import nach Bengalen £	Import nach brit. Burma £	Import nach Madras £	Import nach Bombay und Sind £
1875	20,257.175	2,215.258	3,812.874	16,501.002
1876	18,847.720	1,685.576	4,454.291	17,425.803
1877	19,319.279	2,238.297	3,879.433	21,366.286
1878	24,348.845	2,283.196	3,622.444	26,426.977
1879	18,432.196	2,979.702	3,331.176	18,876.869
1880	21,778.651	3,033.804	3,599.026	22,985.080
1881	24,099.953	3,846.346	4,210.582	27,149.167
1882	22,363.198	3,344.953	4,214.845	28,391.869
1883	23,418.430	3,772.887	4,928.956	31,335.923
1884	24,436.450	3,841.941	4,780.115	32,542.987

Ende des Fiskaljahres 31. März	Export von Bengalen £	Export von brit. Burma £	Export von Madras £	Export von Bombay und Sind £
1875	22,772.229	3,042.823	6,794.938	25,294.992
1876	24,493.003	3,738.677	7,465.632	24,463.237

Ende des Fiskaljahres 31. März	Export von Bengalen	Export von brit. Burma	Export von Madras	Export von Bombay und Sind
	£	£	£	£
1877	26,699.849	3,864.544	7,007.874	27,331.945
1878	31,265.524	4,670.427	5,864.591	25,540.307
1879	29,850.034	5,346.008	6,519.489	23,073.625
1880	30,704.339	5,712.960	7,439 087	25,245.600
1881	33,508.055	6,565.236	7,317.187	28,549.207
1882	34,283.544	6,579.726	7,842.545	34,293.532
1883	34,433.048	7,039.525	8,582.488	34,526.661
1884	36,213.352	6,576.136	9,257.924	36,863.980

während die Edelmetall-Bewegung betrug:

Ende des Fiskaljahres 31. März	Gold-Import	Silber-Import	Gold-Export	Silber-Export
	£	£	£	£
1875	2,089.236	6,051.811	215.701	1,409.608
1876	1,836.381	3,464.341	291.250	1,908.986
1877	1,443.712	9,992.408	1,236.362	2,793.536
1878	1,578.927	15,776.532	1,110.798	1,100.198
1879	1,463.050	5,593.699	2,359.223	1,623.005
1880	2,050.393	9,605.002	299.889	1,735.259
1881	3,672.058	5,316.156	16.859	1,423.582
1882	4,856.392	6,466.389	12.408	1,087.330
1883	5,095.135	8,358.021	164.263	877.794
1884	5,469.456	7,408.506	6141	1,002.352

Von diesen ausgeführten indischen Waaren gingen 1882/3 nach

	Export nach Indien	Export von Indien
	£	£
Stammland	40,365.926	35,429.872
China (einschliesslich Hong Kong)	2,072.037	13,160.106
Straits Settlements	1,596.692	3,638.735
Vereinigte Staaten	937.906	3,619.748

	Export nach Indien £	Export von Indien £
Mauritius	882.706	592.669
Ceylon	573.776	1,392.616
Persien	573.620	1,223.878
Frankreich	484.367	7,207.962
Australien	476.951	1,088.918
Italien	444.433	3,383.508
Ost-Afrika	324.785	589.052
Arabien	282.442	776.269
Oesterreich	270.395	2,602.556
Deutschland	91.448	517.764
Belgien	78.434	2,151.728
Egypten	44.085	2,113.167

Und spezifizirt bestand die Ein- und Ausfuhr Indiens aus nachstehenden Hauptartikeln:

Import	Werth £	Export	Werth £
Baumwoll - Manufaktur	25,116.849	Baumwolle, roh .	14,361.321
Metalle	5,181.850	Opium	11,294.460
Maschinen . . .	1,791.148	Sämereien . . .	10,090.198
Eisenbahnschienen u. rollendes Material	1,633.695	Weizen	8,879.831
Spirituosen . . .	1,389.387	Reis	8,363.280
Wollwaaren . .	1,218.329	Felle	4,663.734
Zucker	1,146.168	Indigo	4,640.990
Seidenwaaren . .	1,099.604	Jute, roh . . .	4,592.635
Lebensmittel . .	1,040.650	Thee	4,083.880
Rohe Seide . .	1,033.931	Baumwollgarn . .	1,926.162
Kleider	969.574	Kaffee	1,438.863
Eisen-, Stahl- und Messerschmied-Waaren . . .	814.471	Jute-Manufakturen	1,334.143
		Baumwollwaaren .	946.998
		Zucker	943.218
		Wolle, roh . . .	755.840
		Seide, roh u. Cocons	637.611

Import	Werth £	Export	Werth £
Salz	623.011	Lack	556.737
Specereien	557.109	Thekabaumholz . .	525.447
Mineralöle (Kerosin)	520.765		

Wie wir gesehen haben, nimmt also die kommerzielle Transaktion Indiens mit Old England die erste Stelle ein, u. z. bestand diese:

Jahr	Export von Indien nach dem Stammlande £	Import britischer Produkte £
1874	31,198.446	24,080.693
1875	30,137.295	24,246.406
1876	30,025.024	22,405.420
1877	31,224.763	25,338.286
1878	27,470.473	23,276.890
1879	24,698.213	21,374.404
1880	30,117.980	30,451.314
1881	32,629.435	29,244.007
1882	39,921.127	29,059.327
1883	38,882.829	31,874.084

Darunter nimmt Baumwolle den ersten Rang ein, denn ihr Export belief sich:

Jahr	Quantität Cwts.	Werth £
1874	3,668.928	20,325.630
1875	3,413.546	19,173.275
1876	2,448.738	5,874.704
1877	1,725.582	4,230.803
1878	1,433.104	3,513.595
1879	1,616.633	3,914.301
1880	1,841.059	4,781.541
1881	1,766.584	4,360.713
1882	3,613.766	9,063.082
1883	2,327.546	5,231.321

Mit der Ausbeutung des indischen Kohlenreichthums beschäftigten sich im Jahre 1882 in Bengalen 66 Gruben, die 902.203 Tons Kohle zu Tage förderten, während die Centralprovinzen 67.527 Tons producirten; dem gegenüber sich die durchschnittliche Erzeugung der 3 letzten Jahre, bei den ersteren auf 878.376 Tons, bei den letzteren auf 43.413 Tons belief. Doch besitzt die englische Kohle um 20—40 % mehr Heizkraft als die indische. Dies momentan recht ungünstige Verhältniss wird sich aber baldigst, wenn gute Kommunikationsmittel zwischen den Erzeugungs- und Verbrauchsstätten hergestellt sein werden, zu Gunsten der letzteren wenden, denn diese kostet gegenwärtig an den Gruben nur 4—5 Rupien pro Ton, während man für die englische in Madras und Bombay 15—17 Rupien bezahlt. — Viel ungünstiger sind die Verhältnisse beim „Eisen", zwar wird dieses beinahe überall in Indien gefunden und auch in den meisten Theilen des Landes im kleinen Massstabe verarbeitet, aber nur in wenigen Gegenden wurde es bis jetzt in der Nähe guter Kohlenlager oder grösserer Waldungen gefunden, so dass dieser Industriezweig noch immer gegen die billig arbeitende englische Manufaktur nicht zu konkurriren vermag, und vorderhand auch gar nicht weiter an Umfang gewinnen kann. Ueberhaupt lassen nur 3 Distrikte, die bengalischen Eisenwerke, der Jubbulporedistrikt, wo die Probebohrungen in Bezug auf Ausdehnung und Stärke der vorhandenen Kohlenflötze sehr viel versprechende Resultate ergaben, und die Chandakohlen- und Eisengebiete erwarten, mit der Zeit unter Mitwirkung englischer Kapitalkräfte, Centren einer im grösseren Massstabe arbeitenden indischen Eisenindustrie zu werden. — Keineswegs günstige Verhältnisse herrschen auch in den früher so viel besprochenen „Goldfeldern" Indiens, und nur die Ausbeute auf Kupfer, Zinn und Kalkstein ist noch von einiger Bedeutung. — Dafür beginnt aber die „Baumwollmanufaktur" seit neuerer Zeit immer

gewaltigere Dimensionen anzunehmen, seitdem man angefangen hat, grosse, den englischen ähnliche Fabriken einzurichten, so dass Indien in den Jahren 1850—1877 bereits in folgendem Verhältnisse zu den übrigen, Baumwolle verarbeitenden Staaten an Spindelzahl trat:

	1850	1860	1870	1877
In Grossbritannien	20,977.017	29 Mill.	33,995.221	39,500.000
In den Verein. Staaten	—	5,235.727	7,042.415	10,000.000
Auf dem europäischen Kontinent . .	—	13,250.000	—	19,603.000
In Indien . . .	—	338.000	—	1,231.000
Zusammen . . .	—	47,823.727	—	70,334.000

Diese beträchtliche Ausdehnung vermehrte sich später so enorm, dass Indien am 31. März 1882 bereits 62 Fabriken mit 14.386 Stühlen und 1,550.944 Spindeln im Betriebe hatte, welche 52.231 Arbeiter beschäftigten, und es im Jahre 1883 allein in Bombay, wo sich freilich der Hauptsitz dieser Manufaktur befindet, 51 Spinnereien mit 1,345.042 Spindeln und 13.616 Webstühlen gab, an denen 41.000 Arbeiter thätig waren, u. z. haben sich diese Spinnereien während der letzten 8 Jahre um 27, die Webstühle um 32% vermehrt, und es wurden von ihnen im Jahre 1882 83 352.232 Ballen producirt, also 55% mehr als 1877/78. — Der Baumwollen-Export des Jahres 1884 erreichte die Höhe von 6,168.000 Ctr., war also 1,140.000 Ctr. mehr als 1882/83 und 470.000 Ctr. mehr als 1875, dem höchsten Exporte, der je bisher erreicht worden war, was aber zum Theil darin seine Ursache hat, dass der inländische Baumwollenexport des letzten Jahres durch die Störungen in Egypten einen besonderen Ansporn erhielt. Von der Ausfuhr des Jahres 1884 gingen 2,891.000 Ctr. nach dem Kontinente, 2,865.000 Ctr. nach England und 369.000 Ctr. nach China, doch wird der grössere Theil der nach England verschifften indischen Baumwolle wieder von dort nach dem Kontinente exportirt. — Das in Indien mit Baumwolle bepflanzte

sehr bedeutende Areal ist in beständiger Zunahme begriffen; da aber für das wichtige Bengal keine Statistiken vorliegen, ist es nicht möglich, über den Umfang genaue Angaben zu erstatten. — Nach Durchschnittsberechnungen, welche in Hyderabad angestellt wurden, werden die Kosten für die völlige Bearbeitung eines Acre Baumwollenpflanzung, einschliesslich Rente, auf 4 Rupien 8 Annas, d. i. auf nicht voll 11 Frcs. angegeben, dabei war der Ertrag an Baumwolle im letzten Jahre 78 Pfund, während der Erlös aus der Baumwolle und dem Baumwollensamen 19 Rupien pro Acre ergaben, so dass also der sehr gut lohnende Reingewinn von 14¼ Rupien übrig bleibt. — Die enorme Erweiterung der indischen Baumwollmanufaktur ist aber eine viel zu rapide, da sie gegenwärtig den inländischen Konsum weit übersteigt, andererseits liefert sie jedoch den eklatanten Beweis, dass Indien fähig ist, billiger als jedes andere Land der Welt zu produciren, wenn die Verkehrsverhältnisse wohlfeiler sich gestalten, und da dies in nicht allzuferner Zeit mit Bestimmtheit erwartet werden kann, so dürfte in ihr in Zukunft ein sehr gefährlicher Konkurrent für Europa heranwachsen! — Auch hat man seit neuer Zeit beträchtliche Anstrengung gemacht, um den künstlerischen Werth indischer „Handweberei" zu bewahren und zu heben, doch ist wenig Hoffnung vorhanden Erfolge zu erzielen, weil auch in Indien die Grossindustrie den kleinen Fabrikanten herabdrückt. Uebrigens ist es wahrhaft bewundernswerth, wenn man die von dieser Hausindustrie hergestellten Manufakturen, wie z. B. die berühmten Shawls und Teppiche mit ihren prächtigen Mustern und ihrer tadellosen Ausführung, betrachtet, dass dies alles mit so primitiven Werkzeugen geleistet werden kann. So ist beispielsweise der Webstuhl von staunenswerther Einfachheit und hat wahrscheinlich noch genau dieselbe Konstruktion, wie vor Jahrtausenden! Wenn der Weber arbeitet, spannt er seine Kette, nämlich das System paralleler Fäden, welches die Länge des

Stückes ausmacht, der ganzen Länge nach über den Rasen, sowie über einen auf zwei Steinblöcken ruhenden Stab und befestigt den drehbaren Kettenbaum vorn in zwei dazu hergerichteten, eingeschlagenen Pflöcken. Dabei hängt er den oberen Theil des Webstuhls zwischen zwei in Gabeln endigende Pfähle, während sich am unteren Theile desselben zwei Schlingen statt des Tretschemels befinden, in denen er mit den Füssen tritt. Das Geräth, worauf der Einschuss, d. h. das zweite Fadensystem, welches die Kette wiederkehrend von rechts nach links durchzieht, gewickelt ist, und das gleichzeitig als Schützen - Schiffchen und Lade dient, hat die Form einer grosser Stricknadel und ist etwas länger, als die Zeugbreite. Auf diese Weise hantirt der Weber auf einem Teppiche sitzend wobei seine Füsse, Beine und der untere Theil des Webstuhls in einer Grube ruhen, unverdrossen den grössten Theil des Tages, oft von regnerischem Wetter in seinem Werke unterbrochen, und ist es endlich Abend geworden, dann trägt er wieder den ganzen Apparat in seine Hütte. — Die Erzeugnisse dieser Leute sind manchmal so fein, dass, wenn sie auf eine Wiese gelegt der Thau befeuchtet, sie ganz unsichtbar werden, und 30 Ellen Dakka Musselin zusammen 4 Unzen wiegen! — Uebrigens hat die europäische Konkurrenz auch die uralte indische „Seidenindustrie“ arg bedrängt, obwohl dieselbe in einigen Gegenden, wie z. B. Kashmir, immer noch blüht. — Andererseits macht die „Juteindustrie“ Indiens schnelle Fortschritte, denn am 31. März 1882 gab es bereits 21 derartige Fabriken, mit 5655 Stühlen, 90.755 Spindeln und 40.551 Arbeitern; dafür ist jedoch die „Wollmanufaktur“ verhältnissmässig recht unbedeutend und beschränkt sich hauptsächlich nur auf die Erzeugung grober Waaren und Teppiche. — Hingegen zeigt Indiens Hauptindustrie, die „Juwelier- und Goldschmiedkunst“ bis jetzt noch eine ganz besondere Lebensfähigkeit und war durch auswärtige Konkurrenz nicht zu verdrängen, weil sie ihre Produkte

fast nur nach dem Edelmetallgewichte, mit sehr geringem Zuschlag für die Verarbeitung, verkauft und der kleine Mann, wie wir wissen, fast ausschliesslich in Schmucksachen seine Ersparnisse anlegt. Sie verarbeitet jene grossen Edelmetallmassen, welche man alljährlich nach Indien einführt, und über deren Verbleib keine sicheren Angaben gemacht werden können! Der Hauptsitz dieser Goldwaaren-Manufaktur, das „Pendschab", erzeugte im Jahre 1881/82 für cirka 2,979.000 £ derlei Artikel, ja allein in Delhi erreichte in diesem Zeitraume die Produktion eine Höhe von 550.000 £, und beschäftigte 500.000 Arbeiter. Auch gehören in Kashmir vergoldete Silberarbeiten zu den besten dortigen Industrieprodukten; ebenso ist Luknow nicht nur ein Mittelpunkt für Gold- und Silberstickereien, sondern auch für Juwelierwaaren, und noch in vielen andern Gegenden bildet die Verarbeitung von Gold und Silber einen Hauptzweig gewerblicher Thätigkeit.

Von grosser Wichtigkeit ist ebenfalls Indiens „Opiumproduktion" welche zuerst die ostindische Kompagnie, die bis zum Jahre 1834 das Monopol des Opiumhandels inne hatte, einführte, aus der die Briten schon seit vielen Jahren enorme Summen alljährlich ziehen, da der mit diesem Namen bezeichnete, eingetrocknete, aus angeritzten, unreifen Mohnkapseln ausfliessende Milchsaft nicht nur als eines der ältesten Arzneimittel, sondern im Laufe der Zeit auch als ein narkotisches Genussmittel eine ungemeine Bedeutung erlangte und namentlich in Ostasien ein hervorragender Handelsartikel wurde. Die wichtigsten Opium-Produktionsstätten sind „Patna", im Bezirke Benares und andere Orte „Bengalens". Man gewinnt das rohe Opium dadurch, dass man die unreifen Samenkapseln des Mohns von Aussen mit einem Instrumente, ähnlich einem Adlerlassschnepper, mit vier doppelspitzigen Klingen anritzt, worauf man dann den ausschwitzenden Milchsaft mit grossen Metalllöffeln auffängt und eintrocknet. Von diesem

werden jährlich allein in Bengalen zwischen 12 und 13 Millionen Pfund gewonnen, die 61 Millionen £ Bruttoeinnahmen liefern. Das auf diese Art erzeugte rohe Opium bringen dann die Produzenten in irdenen Krügen zu den Grosshändlern, welche sich mit der Ausfuhr desselben beschäftigen. Doch wird es vom Händler noch vorher in einer Opiumfaktorei entweder durch einfache Berührung oder Eintauchen eines Spatels in die Masse geprüft, worauf man dann erst die Krüge nummerir und etiquettirt; ausserdem gelangt aber noch ein Muster aus jedem Kruge zur Untersuchung seiner Konsistenz und Reinheit in das chemische Laboratorium der Fabrik. Sind all' diese Vorarbeiten beendet, dann wird im Mischungssaale der Inhalt sämmtlicher Krüge in Kufen geworfen und mit hölzernen Rechen umgerührt, bis die ganze Masse ein gleichartiger Teig ist. Von hier kommt das rohe Opium in den Knetsaal, wo es in Kugeln geformt wird; zu diesem Zwecke hat jeder Kneter einen kleinen Tisch, ein messingenes Gefäss, um darin die Kugeln mit Zuhülfenahme einer bestimmten Ouantität „Lewa", Opiumlösung in Wasser, zu formen, die er dann in Mohnblüthenblätter rollt, u. z. muss jeder Arbeiter täglich wenigstens 100 derartige, möglichst gleichgewichtige Kugeln herstellen. Jede einzelne Kugel wird nun für sich allein in ein irdenes Gefäss gelegt und dann in den Trockensaal gebracht, wo sie beständig ein Arbeiter untersucht, der diejenigen, aus welchen in Folge von Gährung Gase ausströmen, mit einem scharfen Griffel anstreicht. Die vollkommen trockenen Kugeln breitet man sodann in einem Magazin auf hölzerne Repositorien, wobei man sie häufig dreht, lüftet und mit gepulverten, trockenen Mohnblüthenblättern abreibt, um sie vor Schimmel, Motten u. s. w. zu bewahren. Schliesslich werden sie zur Versendung in Kisten verpackt und auf der, aus landesüblichen Booten bestehenden „Opiumflotte" nach Kalkutta verschifft, von wo sie in den Welthandel übergehen. Das Hauptabsatzgebiet ist China, dessen Bewohner das Opium bereits in uralten Zeiten durch

die Araber als Arzneimittel kennen lernten, aber erst seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, Dank des britischen Spekulationsgeistes, dem kein Mittel zu schlecht ist, um sich zu bereichern, auch trotz aller strengen Regierungsverbote rauchen. Die Einfuhrmenge aus Indien steigerte sich vom Jahre 1717, um welche Zeit pro Jahr nur cirka 200 Kisten à 70 Kilo importirt wurden, 1835 schon auf 9600 Kisten und erreichte 1873/74 bereits, eingerechnet den Export nach den übrigen Ländern, wo Chinesen leben, die Höhe von 6,144.132 Kilog., also den grössten Theil der indischen Produktion, da diese im Ganzen damals 6,358.495 Kilog. betrug, obwohl seit dem Jahre 1853 China selbst grosse Quantitäten Opium erzeugt, weil das indische Opium noch immer als das beste und wirksamste gilt!

Indiens „Indigoproduktion" beträgt jährlich durchschnittlich 5 Millionen Kg., doch hat sie, obwohl seit Jahrtausenden in diesem Lande betrieben, erst seitdem die Engländer Ende des 18. Jahrhunderts energisch Hand anlegten, jenen grossartigen Aufschwung genommen, so dass noch heutzutage der meiste Indigo von dort in den Welthandel gebracht wird. Die Kultur dieser Pflanze erstreckt sich in Indien vom 20. bis 30.° nördl. Br. über Bengalen, Oude, Madras und Koromandel, u. z. gilt der „Bengal-Indig", so heissen nämlich die Erzeugnisse der ganzen Südhälfte des Festlandes, als der beste, während die Sorten aus den nördlichen Distrikten und den Inseln im Allgemeinen etwas geringer sind. Doch scheidet sich auch schon die Bengalwaare wieder in eine grosse Anzahl verschiedener Sorten, so steht z. B. „Madras-Indig" dem Bengal nach, trotzdem die feinste Sorte beinahe gerade so leicht ist; ausserdem ist zu bemerken, dass der Bombay-Indig nicht in dieser Stadt selbst, sondern in anderen Provinzen erzeugt und nur von dort verschifft wird. Den meisten Farbstoff liefern 5—6 verschiedene Arten der „Indigofera", besonders „Indig. tinctoria" die man am häufigsten in Ostindien baut, doch gehört das da,

raus gewonnene Produkt nicht zur besten Sorte, sondern ein solches erhält man aus der „Indigo-pseudo-tinctoria"; ferner liefert eine gute Mittelwaare der sichelschotige oder „Anilindig", während man aus dem zweisamigen Indigo „Indigo. disperma" den geschätzten „Guatemala-Indigo" erhält, und der silberglänzende oder egyptische Indigo „Indigo. argentea" mit weissfilzigen Blättern weniger Ertrag, wohl aber eine recht gute Qualität ergiebt. — All' diese Indigoferen, welche man stets durch Aussaat anbaut, und die nur in heissem Klima mit Vortheil kultivirt werden können, sind holzige, aus der Wurzel zahlreiche dünne Ruthen treibende Sträucher, mit einfach gefiederten Blättern, kleinen traubenförmigen, bunt oder einfach gefärbten Schmetterlingsblüthen und kleinen, schmalen, knotigen, schotenartigen Früchten. Die aufgehenden Pflanzen werden schon in 2 - 3 Monaten schnittreif, müssen aber bis dahin sorgfältig von Unkraut rein gehalten werden, denn wenn man dieses mit verarbeitet, so beeinträchtigt man sehr bedeutend sowohl die Menge als die Güte des Farbstoffes. Kurz vor der Blüthezeit werden die Ruthen ungefähr 2 $^1/_2$ Ctm. hoch über dem Boden abgeschnitten, und je nach den Witterungsverhältnissen erhält man im Laufe des Sommers durch neue Schösslinge zwei oder auch drei Ernten, die aber weniger ausgiebig sind; doch kann im Ganges-Thale wegen der alljährlichen Ueberschwemmung nur einmal geschnitten werden. Denselben Anbau kann man nur zwei bis drei Jahre benutzen, dann muss man die Pflanzen ausreissen und wieder neu einsäen, weil die Triebkraft der Wurzeln zu schwach wird. — Die geschnittenen Pflanzen gelangen gewöhnlich gleich zur Verarbeitung, wozu zwei in ungleicher Höhe bei einander stehende grosse Bottiche oder gemauerte Cisternen verwendet werden, in deren obere man die Pflanzen einschichtet, mit Steinen beschwert und mit Wasser übergiesst, so dass sie völlig bedeckt sind; doch bleiben sie hier nicht lange liegen, da die hohe Luftwärme bald das Eintreten der Gährung bewirkt, die sich immer lebhafter gestaltet, wobei nicht nur grosse Mengen Kohlensäure

und andere Gase frei werden, sondern sich die Flüssigkeit auch mit Schaum bedeckt, der nacheinander mehrere Farben annimmt, schliesslich braunroth wird und einen kupfrigen Metallschimmer bekommt, worauf man den Gährungsprozess abbricht, die Flüssigkeit in den tiefer stehenden flacheren Behälter überzapft, den ersten Behälter von den Pflanzenresten leert und neu füllt. Die klar abgezogene goldgelb aussehende Flüssigkeit wird nun mit Schaufeln oder anderen Rührinstrumenten fortwährend stark bewegt, um so viel wie möglich mit der atmosphärischen Luft in Berührung zu kommen, weil der Sauerstoff derselben das in dem Indigosafte enthaltene farblose Indican in Indigblau verwandelt. Je mehr sich diese Einwirkung geltend macht, tritt der bekanntlich im Wasser unlösliche Indigo in der Flüssigkeit als anfänglich grüner Niederschlag und später als blaues Pulver auf, das sich schliesslich, wenn das Durcharbeiten aufhört, als feiner Schlamm zu Boden setzt, von welchem die nicht weiter benutzbare Flüssigkeit abgezapft wird, während man den Indigo selbst häufig noch mit kaltem oder kochendem Wasser wäscht, um ihn zu reinigen und zu verschönern. Hierauf lässt man ihn abtropfen und entwässert ihn noch weiter durch Pressen in einem Zeugbeutel. Die feuchte Masse wird dann gewöhnlich durch Zerschneiden mit Draht in Würfelform gebracht, hierauf im Schatten getrocknet, und in ganzen, halben und $^1/_3$ Kisten, letztere à 40—45 Klg., verpackt. Dieser Gährprozess verläuft bei einer tropischen Temperatur von 30° gewöhnlich in 12—15 Stunden, hingegen die Oxydirung und Abscheidung in ein paar Stunden. Doch erfordert die ganze Behandlung grosse Aufmerksamkeit, da sonst leicht Uebergährung oder übermässige Lüftung eintreten kann, wodurch man ein weit geringeres Produkt erhält, das im letzteren Falle „verbrannter Indigo" genannt wird. — An der Koromandelküste wendet man jedoch diese eben geschilderte Erzeugungsart nicht an, sondern produzirt den Indigo aus den getrockneten Pflanzen, die zu diesem Zwecke einfach mit lauem

Kalkwasser übergossen werden, worauf man den Niederschlag sammelt, der dann an der Luft durch Sauerstoffaufnahme allmählich in Blau übergeht. — Im Allgemeinen bildet die Handelswaare, abgesehen von häufig vorkommenden Verfälschungen durch Stärkemehl, Harz, Berlinerblau etc., stets ein Gemisch mannigfacher Substanzen, unter denen der eigentliche Blaustoff, das Indigotin, in den verschiedenen Sorten in höchst schwankendem Verhältnisse bis 90% vorkommt!

Die besten „Kurpahs" liefern die Madras- und Cudappah-Distrikte, während sich der Indigo-Hauptmarkt in Kalkutta, Bombay und Madras befindet. In letzterer Stadt betrugen die Januarverkäufe in den Jahren 1881—1885 folgende Quantitäten und Sorten in „Kisten":

	1885	1884	1883	1882	1881
Bengal, Tirhoot, etc. .	1582	172	799	824	426
Oude und Plant Oude	1309	1776	1229	398	900
Madras und Vellore .	538	619	927	373	877
Kurpah u. Bimlipatam	1939	2889	1613	2116	1417
Verschiedene Genres .	255	118	139	194	599
Zurückgezogen vor d. Verkaufstage u. nicht gedruckt	177	606	463	1220	367
Total . . .	5800	6180	5170	5125	4586
Stock am 1. Januar. .	12158	9944	9274	8538	6922
Ablieferungen	—	24.661	22.155	23.978	21.089
Bengal-Ernte	165.000	158.500	150.000	135.000	130.000

Trotz der gedrückten Geschäftslage im Jahre 1884 hat sich aber der Indigo-Werth den in Kalkutta gezahlten Preisen angepasst, dabei war Bengal in den geringen und Mittelqualitäten gut vertreten; das Sortiment enthielt auch mehrere hundert Kisten aus neuer Ernte, welche indessen fast sämmtlich keinen wünschenswerthen Charakter zeigten. Die neuen Oude-Partien sind meistens feucht, guter Kurpah fehlte gänzlich und mit

wenig Ausnahmen waren in dieser Sorte nur ordinäre, blasse, erdige Qualitäten angeboten, die für den Kontinent wenig oder gar kein Interesse haben; doch war Madras gut assortirt. Die eingebornen Pflanzer zeigen sich aber ausserordentlich zurückhaltend, weil bei dem jetzigen Werth von „Oude" eine nutzbringende Kultur dieser Sorte nicht mehr möglich ist! — Nach den Ausweisen von Kalkutta-Käufern dürfte sich die Schlussvertheilung der Indigoernte 1884/85 wahrscheinlich folgendermassen vertheilen:

Amerika		8500 Kisten
Golf		1000 „
Deutschland, Oesterreich und Holland . . .	12.500 Kisten	
Frankreich, Belgien und Italien	5300 „	
Russland	2000 „	
England	9000 „	
Total für Europa		28.800 „
Total-Verschiffungen		38.300 Kisten
Rest der Ernte, meistens aus Ghad's bestehend, cirka		700 „
Total-Ernte		39.000 Kisten

Doch werden die Ladungen in England im Jahre 1885 vermuthlich das übliche Plus zeigen, weil viele kontinentale Käufer auf die Londoner Lagerhäuser gehen und von dort dann weiter verschiffen. — Die indische „Petroleumproduktion" nimmt ebenfalls zu, denn der durchschnittliche monatliche Ertrag an rohem Oel beziffert sich im Verhältnisse zu den übrigen Ländern:

Vereinigte Staaten	2,225.000 Barrels
Russland	800.000 „
Indien	18,000.000 „

Süd-Amerika	500.000 Barrels
Mexico	500.000 „
Kanada und die Pacific-Küste	500.000 „
Summa . .	22,525.000 Barrels

Doch diese wahrhaft kolossalen Mengen haben für den Welthandel nur geringe Bedeutung, weil nur ein kleiner Theil davon Benutzung findet.

Die Industrie „Australiens" ist gegenwärtig noch immer recht unbedeutend, obwohl sie von Jahr zu Jahr beträchtliche Fortschritte macht, und auf den letzten Weltausstellungen Manufakturgegenstände ausstellte, die rühmend erwähnt wurden. Daher wird es ihr heutzutage unmöglich, mit europäischen Fabrikaten im Welthandel zu konkurriren und sämmtliche dortige Kolonien müssen sich noch viele Jahre auf den Export von Rohwolle, Weizen, Gold, Kupfer und Silber beschränken, umsomehr, da die dortigen Geschäftsverhältnisse ausserordentlich gedrückt sind und auch die Emigration beständig abnimmt, denn z. B. die deutsche Einwanderung nach Süd-Australien betrug im Jahre 1884 kaum mehr als 500 Personen, während bis vor 15 Jahren die Zahl der deutschen Emigration die 10fache Höhe erreichte. — In „Neu-Süd-Wales" belief sich die gesammte Ein- und Ausfuhr, einschliesslich Bullion und klingender Münzen:

Jahr	Gesammtimport £	Gesammtexport £
1879	14,198.847	13,086.819
1880	13,950.075	15,525.138
1881	17,409.326	16,049.503
1882	21,281.130	16,716.961
1883	20,960.157	19,886.018

wovon beinahe mehr als ein Drittel des Gesammtimports vom britischen Stammlande kam, während cirka $^1/_8$ der Ausfuhrmengen dorthin gelangten und der übrige Handel sich hauptsächlich auf die britischen Kolonien beschränkt, u. z. finden wir:

Jahr	Export von Neu-Südwales nach dem Stammlande £	Import britischer Stammlandprodukte nach Neu-Südwales £
1879	5,168.447	4,874.003
1880	6,818.886	5,287.872
1881	7,912.289	7,313.499
1882	7,549.630	8,154.536
1883	8,287.403	8,026.179

Der Hauptexportartikel Neu-Südwales' nach Old England ist Rohwolle, davon wurden dorthin verschifft:

Jahr	Menge Lbs.	Werth £
1879	64,059.824	3,800.542
1880	76,965.651	4,722.782
1881	87,739.914	5,304.576
1882	93,636.104	4,905.440
1883	100,628.784	5,286.177

Nächst Wolle waren im Jahre 1883 die wichtigsten Ausfuhrartikel nach dem Stammlande Zinn im Werthe von 973.570 £; Kupfer für 437.675 £; Talg 362.137 £ und conservirtes Fleisch für 320.437 £. Hingegen besteht der Import vom Stammlande in derselben Zeitperiode aus allen wichtigen dortigen Manufakturartikeln, besonders Eisen, im Werthe von 1,083.410 £; Kleidung und Putzwaaren 1,009.239 £ und Baumwollwaaren 810.104 £ im Jahre 1883. — An „Kohlen" ist Neu-Südwales, so viel man bis jetzt weiss, reicher, als die übrigen Territorien Australiens, denn es gab dort 1884 59 Kohlenminen, welche 5.481 Arbeiter beschäftigten, und 1883 2,521.457 Tons, im Werthe von 1,201.941 £ zu Tage schafften. Unter ihnen liefern die Kohlenbergwerke von „Newcastle" die beste Kohle Australiens, doch steht auch diese guter englischer weit nach, da erst 100 Tons von ihr ungefähr dieselbe Heizkraft besitzen, wie 70 Tons gute englische. Im Verhältnisse zum Stammlande und den übrigen britischen

Kolonien bezifferte sich die Kohlenproduktion Neu-Südwales', eingerechnet Schwarz- und Braunkohle (Anthracit, bituminöse Kohlen, Lignit u. s. w.), wie folgt:

	1881 Tons	1882 Tons
Grossbritannien	156,652.265	159,004.000
Neu-Südwales	1,803.630	1,803.630
Britisch-Nordamerika	1,437.000	1,437.000
Britisch-Ostindien.	1,013.690	1,013.690
Queensland	66.650	66.650
Tasmanien	11.400	11.400

während die „Roheisenproduktion“ in „Tonnen zu 10 Meter“ betrug:

	1880	1881	1882
Stammland	7,873.221	8,285.554	8,629.180
Kanada	10.000	10.000	10.000
Australien	3000	7340	7340

Hiervon entfielen im Jahre 1881 auf Neu-Südwales 6771 Tonnen und auf Victoria, welches zuerst im Jahre 1881 in Folge einer Preisausschreibung Roheisen producirte, 569 Tonnen. — Die Goldproduktion erreichte 1883 die Höhe von 122.256 Unzen im Werthe von 341.124 £, doch ist es keineswegs gar so lange her, dass man in Australien auf Gold baut, denn erst in den 50er Jahren wurden die riesigen Goldfelder von „Bathurst“ erschlossen, die damals Neu-Südwales in einen so beispiellos glücklichen wirthschaftlichen Zustand versetzten. Diesen Goldfunden folgten dann sehr bald weitere bei „Walla“, wo man Quarzstücke zu Tage förderte, die ganze Centner gediegenen und krystallhellen Goldes enthielten, und an mehreren Zuflüssen des „Macquarie“. Natürlich strömten in all' diese Gegenden Tausende Menschen aus allen Theilen der Welt und es entwickelte sich nun in Mitte dieser öden Regionen ein den kalifornischen Golddistrikten ähnliches Leben, denn wie durch Zauberschlag entstanden kleine „Pegleg Gullys“, Goldgräberstädte, aus Holzbaracken und Zelten mit Polizeibureaus, Gold-

staubkäufern, Hôtels, Billardsälen u. s. w. Sowie aber die Ergiebigkeit des Schwemmbodens aufhört, werden diese pilzartig aufgeschossenen Städte auch eben so schnell wieder verlassen, verfallen der Verödung und Verwilderung. Hat ein Trupp Goldgräber einen Platz erreicht, der auf Grund bestimmter Anzeichen eine Goldausbeute verheisst, dann beginnen sie schleunigst zu graben. Findet sich das erhoffte Gold schon dicht unter der Erdoberfläche, so kann es ohne weitere Umstände zu Tage gefördert werden, zeigt es sich aber, dass das Abteufen mehr oder weniger tiefer Schächte nothwendig wird, um auf die Gold führenden Thonschichten zu gelangen, dann handelt es sich zunächst darum, diese Stellen behufs alleiniger Ausbeutung zu sichern. Zu diesem Zwecke lässt man an dem betreffenden Punkte Leute zurück, welche diese „Claims", in Angriff genommenen Stellen, „shepherding", hüten, müssen, d. h. sie nicht verlassen dürfen, sondern sich darauf niederzusetzen und von Zeit zu Zeit auch eine Schaufel voll Erde auszuheben haben, damit es aussieht, als wären sie schon am Schacht abteufen, bis die Gefährten aus der nächst gelegenen Stadt oder Niederlassung mit der behördlichen Genehmigung und einem Erlaubnissscheine zurückkommen. Ist ein Fundort von den Goldgräbern bereits ausgebeutet, dann kommen die „Fossicker", das sind Männer, meistens Chinesen, welche sich mit der Nachlese begnügen, die sie dadurch bewerkstelligen, dass sie aus den nassen Gruben mit Eimern den Waschsand aufwinden oder in verlassenen trockenen Gruben Erdpfeiler abtragen, welche die früheren Gräber haben stehen lassen, oder einen höchstens 8—10 Fuss tiefen Schacht am Rande einer nicht mehr befahrenen Grube abteufen, in der Hoffnung noch in irgend einer vergessenen Ecke auf Waschgold zu stossen. — Die schwere, ermüdende Arbeit des Goldgräbers erfordert nothwendig Ruhepausen, daher ist denn auch der Sonntag in dieser Wildniss ein Tag der Ruhe, der den leichteren häuslichen Geschäften gewidmet wird, welche die Digger in der Regel

selbst besorgen müssen, weil sie meistens keine Frauen mit haben. Die Schachte stehen dann vereinsamt und die Hütten beleben sich mit Männern, die ihre Wäsche reinigen und aufhängen, ihre Mahlzeit vorbereiten, Kleider flicken, ihre Wohnstätten ausbessern, überhaupt all' die Arbeiten verrichten, welche sie in der Woche wegen der Arbeiten in den Gruben nicht besorgen können. — Es ist aber keineswegs so leicht, wie sich manche träumen, Goldgräber zu sein, denn die Neulinge zerschlagen und zerschürfen sich beim Einfahren gewöhnlich alle Glieder und lernen erst durch Erfahrung den Vortheil, sich in einem Kübel gerade wie ein Senkblei hinabzulassen, da die Gruben meistens sehr primitiv erbaut sind. Auch ist der Aufenthalt in den armseligen, höchst nothdürftig eingerichteten Hütten nach des Tages Last und Mühen keineswegs ein rosiger, sondern ein an Entbehrungen aller Art überaus reicher, während der zu erhoffende Gewinn in der Regel nur sehr problematisch genannt werden kann, denn nur Wenigen gelingt es, in den Goldfeldern Wohlstand zu erwerben, die meisten kehren ärmer als sie gekommen, zerlumpt und mit gänzlich gebrochener Gesundheit, nach jahrelangen unsäglichen Beschwerden von dort zurück! — In ganz Australien wird übrigens mit wenigen Ausnahmen das Gold ganz unrationell abgebaut und noch unrationeller verhüttet, u. z. besteht das Verfahren im Pochen des Goldquarzes mit Stösseln von 450—500 Kg unter Anwendung von Sieben mit $^1/_2$ Mm. Lochweite, dabei geht die Pochtrübe über Quecksilber, welches sich in der Pochlade in kleinen Querrinnen befindet, sowie über amalgamirte Kupferplatten, und schliesslich noch über gewöhnliche Planenherde. Auf ersteren bildet sich Goldamalgam, letztere sollen dazu dienen, etwa noch suspendirte Goldtheilchen aufzufangen. Trotz aller dieser Vorsichtsmassregeln geht aber noch immer ein sehr bedeutender Procentsatz als „schwimmendes Gold" in der Trübe fort. Das gewonnene Goldsilberamalgam wird nun entweder nach Europa

geschickt oder in kleinen Glühöfen am Orte der Gewinnung zersetzt, der Rückstand geschmolzen und als Güldisch in den Handel gebracht, während man reichere Goldquarze von cirka 0·003 % nach Europa, besonders nach Freiburg i. S., zur Verhüttung verfrachtet. — Ausser diesen reinen, oft aber nur 0·0008 % Edelmetall enthaltenden Goldquarzen existiren in Australien noch eine Menge Quarzgänge, welche Pyrit, Bleiglanz und Blende führen und gewöhnlich, durch Aufbereitung konzentrirt, viel mehr Gold liefern, als der Quarz, denn Goldgehalte bis 0·1 % sind keine Seltenheit, am häufigsten findet man aber solche von 0·003—0·006 %. Die goldreichen Erze werden verschifft, die ärmeren zum grössten Theile auf die Halde gebracht, zum kleinsten durch die Plattner'sche Chlorationsmethode zu Gute gemacht. Dieser Process beruht auf der Einwirkung von freiem Chlor auf das Erz, und das ist die Hauptschwierigkeit, doch müssen die Erze vorher vollständig abgeröstet sein, weil sich sonst Chlorschwefel bildet; überhaupt erfordert das Ganze zu sorgfältige Behandlung und zu geschickte Arbeiter, um sich dort weiter verbreiten zu können.

Ausserdem besitzt Neu-Südwales noch werthvolle „Kupfer- und Zinn-Minen", von denen die ersteren 1883 6442 Tons Kupfer im Werthe von 368.409 £, die letzteren 6897 Tons Zinn im Werthe von 341.124 £ producirten. — In neuerer Zeit entdeckte man auch im Westen dieser Kolonie, an der Grenze von Süd-Australien, in der Umgebung von „Silverton", also im 32° südl. Brt. und 142° östl. Länge, ungefähr 300 Meilen von Adelaide und noch einmal so weit von Sydney, mehr als 60 Silberadern mit einer Ausdehnung von 60 Meilen Länge und 30 Meilen Breite, deren Reichthum alles bisher Vorgekommene übersteigt, denn man machte dort einzelne Funde, von denen allein 2 Tons einen Ertrag von 10.000 Unzen reines Silber lieferten. Ueberdies stiess man auch auf grosse Silberlager in „Emmaville", ebenfalls in Südwales, und „Wellington Vale", 12 Meilen von Emmaville entfernt, deren Erzproben

pro Ton durchschnittlich 492 Unzen Silber und 18 Unzen Gold ergaben. — Silbererze fand man zuerst im Jahre 1872 in Süd-Australien, aber ihre Natur wurde nicht erkannt und man schenkte der Sache weiter keine Beachtung; 1882 wurden Proben nach England geschickt, diesmal mit besserem Erfolge, obwohl die unerfahrenen Bergleute die mindestwerthige Sorte ausgewählt hatten, nämlich silberhaltigen Bleiglanz. Dieser ergab nach Abzug der sehr hohen Spesen den hübschen Nettobetrag von cirka 6 £ per Ton, so dass Leute, welche silberergiebige Plätze bearbeiteten, noch ziemliche Geldbeträge gewannen, bevor sie ihren Boden verkauften. — Seitdem strömen Bergleute in jene unwirthliche, felsige, bergige Gegend, und man erbaute die Stadt Silverton. Das werthvolle Metall findet sich in dem ganzen gewaltigen Bergzuge, und dem Boden des Gebirges folgend, gruppiren sich die kostbaren Erze ebenso in parallelen Zonen wie in den Kordilleren und in Kalifornien. Dort wo sich die Formation genau prüfen lässt, findet man gewundene, durch longitudinal wirkende Naturkräfte verzerrte, oft in überraschenden Zickzacklinien zusammengepresste Falten des Gesteins. — Die Minen dieses Distrikts bilden zwei Gruppen; jene von Silverton umfasst 11 Claims, in welchen die Erze aus Schwefelblei oder silberhaltigem Bleiglanz bestehen, die einen Gewinn von 12 £ per Ton ergeben. Von diesen Minen sind acht im Betriebe, sechs von diesen ziemlich grossartig. Ein 130 Fuss tiefer Schacht trifft auf einen sehr beträchtlichen Erzgang, und es bieten sich hier Anzeichen, dass die Bleisulphide in Silbersulphide übergehen, während fünfzehn Schächte dieser Gegend in Tiefen von 30 bis 75 und 130 Fuss niedergesenkt sind. Jeder dieser Schächte hat die Erzader erschlossen, deren Mächtigkeit von 1 bis 3 Fuss beträgt und reiche Erträge bringt. Die zweite und umfangreichere Minengruppe befindet sich 28 engl. Meilen von Silverton; sie heisst die „Lakes-Camp-Gruppe"; hier sind die Erze ausschliesslich sehr reichhaltiges Silbersulphid, von denen zwei Tonnen kürzlich nach England geschickt wurden

und dort einen Preis von 600 £ erzielten. Die Aufsichtsbehörde hat auch noch in verschiedenen anderen Theilen der Gegend Schächte angelegt und überall Silbererze aufgefunden, von welchen jedoch nicht alle reichster Art, wohl aber dem Anscheine nach permanent sind. In einem Schachte, dem tiefsten dieser Minengruppe von 75 Fuss, hat man den Erzen vollständig nachgespürt, und fand sie am Boden sechs Zoll stark, mit Andeutungen von Fortsetzung und Zunahme. — Ein grosses Hinderniss der schnellen Entwicklung dieser Minen ist der jetzige Mangel an Arbeitskräften in Silverton! — Ferner fand man in der Nähe des Dorfes Bingera im nördlichsten Theile der Kolonie „Diamanten." Es ist ein hügeliges Terrain, wo bereits seit verschiedenen Jahren Zinn, Gold und Kupfer, wenn auch in beschränktem Massstabe zu Tage gefördert wurden.

In „Neuseeland" bezifferte sich der Handelsverkehr auf:

Jahr	Gesammt-Import £	Gesammt-Export £
1879	8,374.585	5,743.126
1880	6,162.011	6,352.692
1881	7,457.045	6,060.866
1882	8,609.270	6,658.008
1883	7,974.038	7,095.999

Von der gesammten Einfuhr des Jahres 1883 kamen 65% von Old England, 19% von den australischen Kolonien, 5% von den Vereinigten Staaten, 2% von Indien und 4% von Mauritius. Hingegen exportirte man 75% nach dem Stammlande, 16% nach den australischen Kolonien und 6% nach den Vereinigten Staaten. Die wichtigsten Import-Artikel waren 1883 Eisen- und Stahlwaaren im Werthe von 1,184.688 £, Kleidungen in den verschiedensten Arten 1,973.307 £, Zucker 638.057 £, Wein, Bier und Spirituosen 401.700 £, Thee 230.424 £. Die hervorragendsten Ausfuhrgegenstände waren 1883 Wolle 68,149.430 Lbs., bewerthet in Neuseeland mit 3,014.211 £, Getreide, Hülsenfrüchte und Mehl 1,351.651 £, u. z. hauptsächlich Hafer und

Weizen, Felle, besonders von Schafen und Kaninchen 166.132 £, Gummi 336.606 £, Talg 233.557 £, Pfosten und Balken 149.256 £, gefrorenes Fleisch 118.328 £. Der Handelsverkehr zwischen Neuseeland und dem britischen Stammlande betrug:

Jahr	Export von Neuseeland nach dem Stammlande	Import britischer Stammland-Produkte nach Neuseeland
1879	4,501.082	3,550.026
1880	5,205.087	2,913.767
1881	5,125.859	3,718.308
1882	4,698.899	4,340.375
1883	5,764.757	3,869.351

Der wichtigste Ausfuhr-Artikel Neuseelands nach dem britischen Stammlande ist Wolle, wovon folgende Mengen mit den in England gültigen Werthen verschifft wurden:

Jahr	Menge Lbs.	Werth £
1879	60,437.190	3,330.076
1880	60,964.640	3,503.657
1881	59,368.832	3,477.993
1882	63,653.295	3,175.415
1883	70,836.766	3,452.011

Nächst Wolle gelangten dann noch im Jahre 1883 von Neuseeland nach dem Stammlande Getreide und Mehl im Werthe von 1,055.299 £, Gummi für 215.067 £, Talg und Stearin für 271.623 £. Zu den Export-Artikeln, welche von hier nach den verschiedensten Ländern gesandt wurden, gehören frisches Hammelfleisch in der Höhe von 15.640 £ 1882 und 207.069 £ 1883; conservirtes Fleisch für 81.822 £ und Leder für 74.776 £ im Jahre 1883. — Der Import aus dem Stammlande 1883 bestand hauptsächlich aus Eisen für 570.954 £, Kleider und Putzsachen für 536.979 £, Wollwaaren für 288.159 £ und Baumwollwaaren für 330.157 £. — Bis vor einigen Jahren bezog Neuseeland noch die Hälfte seines jährlichen Zuckerbedarfs von

Neu-Südwales, Queensland und den Fidschi-Inseln, wo das Zuckerrohr schon seit Jahren erfolgreich akklimatisirt ist und mit Vortheil in so bedeutendem Umfange verarbeitet wird, dass man beträchtliche Mengen auszuführen vermag, u. z. erreichten die nach Neuseeland importirten Zuckermengen eine Höhe von:

Jahr	Gesammt-Import	Davon aus Australien	Gesammtwerth	Bezahlter Zoll
	Tons	Tons	£	£
1881	22.041	8688	555.023	73.098
1882	15.252	7661	478.098	79.143
1883	19.819	8327	604.461	86.388

Aber seit neuester Zeit hat man sich mit aller Energie daran gemacht, auch in Neuseeland die Zuckerindustrie einzubürgern und das Resultat war die Gründung der „New Zealand Sugar-Company", welche grosse Grundstücke auf den Fidschi-Inseln erworben hat, um Rohrzucker zu produciren, der dann in den Fabriken Aucklands raffinirt werden soll. Im Jahre 1884 hatte diese Gesellschaft bereits 17.000 £ bezahlt, welche Summe einen Importwerth von 3700 Tons repräsentirt, dazu kaufte sie noch 6000 Tons von Java und 2000 Tons von den Fidschi-Inseln, so dass ihre Leistungsfähigkeit ausserordentlich genannt werden kann. Der Verbrauch des Zuckers in den Kolonien inkl. Neuseeland und Tasmania beträgt 125.000 bis 130.000 Tons, Queensland, die Fidschi-Inseln und Neu-Südwales produciren nunmehr zusammen ungefähr 50.000 Tons, die Raffinerien in Sydney, Melbourne und die erst seit August dieses Jahres in Auckland bestehenden liefern mindestens 50.000 Tons, daher wird schon ein ansehnlicher Theil des Bedarfs durch die heimathliche Zucker-Industrie gedeckt! — Die neuerer Zeit aufgetauchte Absicht, auch den „Zuckerrüben-Bau" in Australien einzubürgern, ist aber vorläufig gescheitert, nicht etwa weil die Einrichtung von Rübenzucker-Fabriken grosse Schwierigkeiten bereiten würden, im Gegentheil, denn

Geld, Spekulationslust und technische Intelligenz ist genügend vorhanden, sondern weil die Anlagekosten, Arbeitslöhne etc. hier doppelt so theuer wie in Deutschland sind, so dass eine australische Rübenzucker-Industrie trotz hoher Schutzzölle nur dann mit den Hauptproduktionsstätten Europa's zu konkurriren vermöchte, wenn ein sehr billiges und vorzügliches Rohmaterial vorhanden wäre, an dieses ist aber vor der Hand noch gar nicht zu denken, da der Ackerbau verhältnissmässig noch viel zu weit zurück ist, ganz abgesehen von der geringen Dichtheit der Bevölkerung, der weiten Ausdehnung der Farmen, den hohen Löhnen und dem Mangel an sachverständigen Arbeitern. — Im Jahre 1857 hatte man in Neuseeland auch ausgedehnte „Goldfelder" entdeckt, die sich hauptsächlich auf Kronsländereien befinden, und der Export dieses Edelmetalls belief sich 1875 auf 355.322 Unzen im Werthe von 1,407.770 £, 1877 371.685 Unzen für 1,496.080 £, 1882 230.893 Unzen für 921.664 £, und 1883 222.899 Unzen für 892.445 £, während der Gesammtwerth des Gold-Exports dieser Kolonie von Beginn der Grubenerschliessung bis 31. März 1884 die Höhe von 40.707.074 £ erreichte. — Ausserdem gab es noch 1883 in Neuseeland 99 Kohlengruben, die zusammen 421.764 Tons Kohle producirten.

Der Gesammtwerth des Im- und Exports von „Queensland" betrug:

Jahr	Import £	Export £
1879	3,080.889	3,434.034
1880	3,087.296	3,448.160
1881	4,063.625	3,540.366
1882	6,318.463	3,534.452
1883	6,233.351	5276.604

wobei sich der Haupt-Handelsverkehr Queenslands in erster Linie mit den australischen Kolonien und dann erst mit dem britischen Stammlande beschäftigte. Die hervorragendsten

Exportwaaren sind 1883, ausser Gold, Wolle im Werthe von 2,277.878 £, Felle 155.998 £, Zucker 539.238 £; hingegen bilden Textil-Produkte, Kleider, Metall-Erzeugnisse, Spirituosen, Lebensmittel, Getreide und Mehl die wichtigsten Einfuhr-Artikel. Aus der nachfolgenden Tabelle sehen wir den Werth des Exports, ausschliesslich Gold, von Queensland nach dem britischen Stammlande und den Import der Stammland-Produkte nach Queensland:

Jahr	Export von Queensland nach dem britischen Stammlande £	Import britischer Stammland-Produkte nach Queensland £
1879	897.348	694.840
1880	963.103	893.082
1881	1,124.948	1,284.138
1882	1,341.974	2,013.045
1883	1,536.524	2,429.203

Zu den wichtigsten Ausfuhr-Gegenständen von Queensland nach dem britischen Stammlande gehören Wolle, deren Werth 1879 816.158 £, 1880 839.130 £, 1881 881.255, £1882 1,087.811 £ und 1883 1,302.762 £ betrug; ferner 1883 conservirtes Fleisch für 60.896 £ und Talg für 79.542 £ Unter den Import-Artikeln aus dem Stammlande figurirten 1883 in erster Linie Kleider und Putzwaaren für 248.042 £, verarbeitetes und Roheisen für 606.326 £, Baumwollwaaren 193.602 £ und Wollwaaren 104.899 £. — Ausserdem finden wir hier noch verschiedene Kohlenminen, welche 1883 104.269 Tons Kohle im Werthe von 44.927 £ förderten; auch stiess man 1858 auf sehr ergiebige Goldfelder, die 1877 373.266 Unzen im Werthe von 1,306.431 £ lieferten, während man 1882 230.090 Unzen für 829.655 £, 1883 193.994 Unzen für 698.138 £ exportirte. — Auf Zinn, Kupfer und Blei wurde ebenfalls mit gutem Erfolg gebaut, u. z. betrug 1883 der Zinngewinn 55.619 Tons im Werthe von 588.012 £. — In „Süd-Australien" belief sich der Im- und Export

einschliesslich Bullion und klingender Münze, von und nach den verschiedenen Ländern auf:

Jahr	Import £	Export £
1879	5,014.150	4,762.727
1880	5,581.497	5,574.505
1881	5,224.063	4,407.757
1882	6,707.788	5,359.890
1883	6,310.055	4,883.461

Die Einfuhr bestand aus zahlreichen allgemeinen Konsum-Gegenständen, u. z. Textil- und britischen Kolonial-Artikeln, worunter Tuchwaaren die Hauptrolle spielten, während Wolle, Weizen, Mehl und Kupfererz zu den bedeutendsten Ausfuhr-Produkten gehörten. — Der gesammte Woll-Export betrug 1883 2,406.768 £, der von Weizen und Mehl 1,030.496 £ und der von Kupfer 234.780 £. Die nachfolgende Tabelle zeigt uns den Handelsverkehr Süd-Australiens, ausschliesslich Gold, nach dem britischen Stammlande und umgekehrt:

Jahr	Export von Süd-Australien nach dem britischen Stammlande £	Import britischer Stammland-Produkte nach Süd-Australien £
1879	3,059.174	2,207.450
1880	3,642.587	2,446.488
1881	3,193.342	2,300.874
1882	3,056.239	3,058.469
1883	2,511.205	2,559.034

Unter den Export-Waaren Süd-Australiens nach dem Stammlande sind besonders hervorzuheben: Wolle 1870 für 2,158.932 £, 1880 42,165.858 £, 1881 2,345.231 £, 1882 2,303.789 £ und 1883 2,007.301 £; dann Weizen, Mehl und Kupfer, u. z. betrug die Korn- und Mehl-Ausfuhr 1879 464.049 £, 1880 1,025.077 £, 1881 496.741 £, 1882 402.355 £, 1883 107.619 £, während sich der Kupfer-Export 1882 auf 188.997 £ und 1883 auf 219.315 £ bezifferte. — Die Einfuhr britischer Produkte umfasste 1883

hauptsächlich bearbeitetes und Roheisen im Werthe von 522.164 £, Kleider und Putzwaaren für 350.901 £, Baumwollwaaren für 216.122 £, Wollenwaaren für 199.836 £, Maschinen für 114.029 £. — Das Montanwesen spielt in dieser Kolonie eine grosse Rolle, u. z. besteht der Hauptmineral-Reichthum aus Kupfer-, sowie gewaltigen Eisenerz-Lagern. 1883 förderte man für 140.545 £ Kupfererz zu Tage, welche 234.780 £ ergaben, während der Gesammtwerth aller in diesem Jahre gewonnenen Minerale die Höhe von 402.450 £ erreichte.

Der gesammte Im- und Export „Tasmanias", einschliesslich Bullion und klingender Münze, war folgender:

Jahr	Gesammt-Import £	Gesammt-Export £
1879	1,267.475	1,301.057
1880	1,369.223	1,511.931
1881	1,431.144	1,555.576
1882	1,670.872	1,587.389
1883	1,832.637	1.731.599

wobei sich aber die Handelsbewegung fast nur auf das britische Stammland und die benachbarte Kolonie Viktoria und Neu-Südwales beschränkte. Auch hier ist Wolle der wichtigste Ausfuhrartikel, dann kommen Zinn, Getreide, Früchte, Felle, Gold, konservirte Früchte etc. 1883 betrug der Export von Wolle 450.367 £. Zinn 376.446 £, Gold 173.561 £, konservirten Früchten 96.069 £ und von grünen Früchten 80.155 £. — Der Gesammtwerth des Exports von Tasmania nach dem britischen Stammlande bezifferte sich auf:

Jahr	Export von Tasmania nach dem brit. Stammlande £	Import brit. Stammland-Produkte nach Tasmania £
1879	557.651	265.238
1880	542.589	243.816
1881	527.908	283.761
1882	403.217	421.924
1883	411.244	502.601

Darunter waren die bedeutendsten Ausfuhr-Artikel Tasmania's Wolle, u. z. 1879 für 448.176 £, 1880 für 436.049 £, 1881 für 413.784 £, 1882 für 342.652 £, 1883 für 349.104 £; ferner Zinn 1881 im Werthe von 64.657 £, 1882 von 18.357 £ und 1883 von 18.770 £. — Hingegen gehörten zu den wichtigsten stammländischen Einfuhrwaaren Kleider und Putzsachen 79.085 £, Eisen, roh und bearbeitet 51.199 £, Baumwoll-Waaren 43.253 £, und Wollwaaren 35.731 £. — Tasmania besitzt ebenfalls sehr reiche Eisenerz-, Zinn- und Kohlenlager; überdies förderte man 1883 46.577 Unzen Gold im Werthe von 176.442 £. — „Viktoria's" gesammte Ein- und Ausfuhr, ausschliesslich Bullion und klingender Münze, erreichte die Höhe von:

Jahr	Gesammt-Import £	Gesammt-Export £
1879	15,035.538	12,454.170
1880	14,556.894	15,954.559
1881	16,718.521	16,252.103
1882	18,748.081	16,193.579
1883	17,743.846	16,398.863

Wollwaaren, Vieh, Zucker, Baumwoll-Artikel, Kleider, Putzsachen, Bretter, Balken, Eisen, Stahl, Kohle und Thee bildeten die wichtigsten Einfuhr-Gegenstände; andererseits stehen in Ausfuhr Wolle, Gold, Getreide und Mehl an erster Stelle. Der Export von Wolle belief sich 1881 auf 98,467.369 Lbs. für 5,810.148 £, 1882 108,028.601 Lbs. für 5,902.574 £, 1883 109,616.710 Lbs. für 6,054.613 £; von Goldmünzen sowie Bullion 1882 3,705.337 £, 1883 3,916.539 £; von Getreide und Mehl 1882 966.487 £, 1883 674.129 £. — Zu den weniger wichtigen Ausfuhr-Waaren gehören Leder, Felle, Talg, konservirte sowie gesalzene Lebensmittel. Aber auch in Viktoria erstreckte sich der hauptsächlichste Handelsverkehr vorherrschend auf das britische Stammland und die australischen Kolonien, u. z. betrug derselbe zwischen Viktoria und dem britischen Stammlande, ausschliesslich Gold:

Jahr	Export von Viktoria nach dem britischen Stammlande £	Import brit. Stammland-Produkte nach Viktoria £
1879	7,571.384	4,506.934
1880	8,178.044	4,963.160
1881	9,016.786	6,235.629
1882	7,840.275	7,146.892
1883	7,103.038	6,497.747

Unter diesen Ausfuhrmengen Viktoria's figurirt Wolle an erster Stelle, denn ihre Verschiffung nach den Küsten des Stammlandes belief sich:

Jahr	Menge Lbs.	Werth £
1879	93,655.501	6,614.471
1880	94,512.721	6,507.765
1881	108,806.613	7,295.271
1882	104,389.103	6,125.787
1883	98,827.990	5,815.416

Zu den weniger wichtigen Export-Artikeln nach Old England gehörten 1883 Getreide 266.623 £, Talg 145.562 £, Leder 357 146 £ und konservirtes Fleisch 72.184 £; während die Einfuhr aus dem Stammlande 1883 beinahe sämmtliche heimathliche Produkte, besonders rohes und bearbeitetes Eisen im Werthe von 1,023.659 £, Wollenwaaren für 688.036 £, Kleider und Putzwaaren für 606.022 £, Baumwoll-Waaren für 859.043 £ umfasst. — Seit der Gold-Entdeckung in Viktoria 1851 wurden grosse Quantitäten dieses Edelmetalls exportirt u. z. belief sich in den letzten 10 Jahren von 1852—61 dieser Export auf über 2 Millionen Unzen jährlich; bis zum Jahre 1867 folgte aber dann eine Abnahme, so dass der Export bis auf 1 1/2 Million Unzen pro Jahr herabsank, was am besten aus nachfolgender Tabelle hervorgeht, welche die offiziell geschätzte geförderte Goldmenge angiebt:

Jahr	Anzahl der Unzen	Deklarirter Werth £
1879	758.947	3,035.788
1880	829.121	3,316.484
1881	858.850	3,674.104
1882	898.536	3,594.144
1883	810.047	3,240.188

Die gesammte gewonnene Goldmenge von 1851—1883 dürfte aber 52,214.150 Unzen mit einem beiläufigen Werthe von 208,856.600 £ betragen. Anfang des Jahres 1884 hatten in den Goldgruben 31.621 „Miner", von denen 6387 Chinesen waren, Beschäftigung gefunden. Aber auch in Viktoria kommt man trotz der sehr zufriedenstellenden und ermuthigenden Resultate in der Goldbergwerk-Industrie immer mehr zur Ueberzeugung, dass das Goldsuchen nach der bisherigen Manier nicht mehr rentabel ist, und dass die ansehnliche Zunahme in der Goldförderung des Jahres 1882 hauptsächlich der Inbetriebsetzung der neuen Alluvial-Minen in „Smeaton" und „Kingston" zuzuschreiben ist. Die weitere Aufschliessung dieser Distrikte wird, den angestellten sorgfältigen Untersuchungen der Minen-Inspektoren nach, für eine lange Zeit das Total-Resultat der jährlichen Goldausbeute günstig beeinflussen. — Die Produktion aus den Alluvial-Minen gestaltete sich im vergangenen Jahre wesentlich bedeutender als die der Vorjahre seit 1877, u. z. wurden gewonnen:

	Aus Quarz-Minen		Aus Alluvial-Minen	
1876	605.859	Unzen	357.901	Unzen
1877	519.899	„	289.754	„
1878	493.587	„	264.453	„
1879	465.637	„	293.310	„
1880	529.195	„	299.926	„
1881	519.550	„	313.828	„
1882	512.532	„	352.087	„

Wie man sieht, bleibt die Produktion aus den Alluvial-Minen, trotz der bedeutenden Zunahme während des letzten

Jahres, weit hinter der Gewinnung aus Quarz zurück, wie dies seit 1872 stets der Fall war. Die Quantität des 1882 geförderten Quarzes wird auf 1,027.826 Tons gegen 1,041.212 Tons im Jahre 1881 geschätzt. Die Abnahme der Ausbeute aus Quarz gegen die des Jahres 1881 ist grösstentheils auf den Minderertrag zurückzuführen, welchen die Gewinnung im Arakat-Distrikte ergeben hat, denn während die Tonne Quarz in diesem Bezirke im Jahre 1877 noch einen Erlös von 18 Drm. aufwies, sind im verflossenen Jahre dort nunmehr 6 Drm. pro Ton gewonnen worden. In einer anderen Gegend, dem Sandhurst-Bezirke, ist dagegen seit den letzten sechs Jahren eine wesentliche Zunahme der Ausbeute bemerkbar, so wurden dort 1877 pro Ton nicht ganz 9 Drm., im vorigen Jahre über 13¼ Drm. aus einer Quantität von 264.513 Tons Quarz gewonnen. In Gippsland betrug die Durchschnittsausbeute pro Ton eine Unze 4 Drm. 6 Gr., doch gelangten hier nur etwa 30.000 Tons zur Stampfe. Zu Beechworst stellte sich der Erlös auf 12 Drm. 16 Gramm bei einer Quantität von 22.570 Tons, in Maryborough auf 8 Drm. 7 Gr. bei 59.257 Tons, zu Ballarat auf 6 Drm. 14½ Gr. bei 466.754 Tons und in Castlemain gar nur auf 5 Drm. 20 Gr. bei 107.215 Tons. Von einem durchschnittlichen Zurückgehen der Produktion ist aber in Viktoria keine Rede, dieselbe ist vielmehr, wie man bemerkt, seit einer Reihe von Jahren wieder in konstanter Zunahme und nimmt in dem einen Distrikte die Ausbeute zur Zeit auch ab, so wird sie in einem anderen wieder um so stärker. — Welches Feld die bergmännische Gewinnung von Gold dort noch vorfindet, zeigen die Tiefen, welche in einzelnen Minen von Viktoria bisher erreicht wurden, aus denen zu fördern sich immer noch lohnte, so hat z. B. der Magdala-Schacht in Stawell eine Tiefe von 2409 engl. Fuss, während andere in demselben Bezirke eine Tiefe von 1040, 1830, 1815, 1770, 1565, 1220 engl. Fuss erreichen. Im Sandhurst-Bezirke, dessen Produktion seit 6 Jahren im Zunehmen begriffen ist, befinden sich

Schachte von 1800, 1611, 1563 Fuss, in Maldone einer mit 1220 Fuss und in Clunes 2 von 1214, resp. 1193 Fuss Tiefe. Man kann also mit Recht annehmen, dass noch geraume Zeit vergehen dürfte, bis auch nur alle uns bis heute bekannten und unschwer erreichbaren Fundstätten vollkommen durchwühlt und erschöpft sind.

Bereits vor Jahren hat man in der Kolonie Viktoria auch „Diamanten“ gefunden, aber die Bemühungen, eine Ausbeutung auf einigermassen breiter Basis mit gutem Erfolge zu betreiben, misslangen, denn die Ernte an Diamanten war während vieler Jahre nicht höher als 108 £ und an Saphiren 630 £, also zusammen nur 738 £, was natürlich nicht im entferntesten die Kosten zu decken vermochte. Die natürliche Folge hiervon war, dass das Unternehmen, welches man überhaupt auch zu grossartig angelegt hatte, weil man sich bedeutenden Gewinn versprach, zu Grunde ging. Als man aber in jüngster Zeit in der Nähe des Dorfes Bingara, im nördlichsten Theile der Kolonie Neu-Südwales wieder neue Diamantfelder entdeckte, ging man doch von neuem trotz der früheren empfindlichen Verluste rüstig an's Werk und es bildete sich eine „Australische Diamantminen-Gesellschaft“, welche die Arbeit sofort aufnahm. Anfangs fehlte es zwar an Wasser, das auch durch Bohrungen nicht beschafft werden konnte, daher legte man eine Eisenbahn nach dem Gwyder, der während des ganzen Jahres einen hohen Wasserstand besitzt und acht Meilen von dem Minenterrain sich schäumend einen Weg durch's Gebirge bahnt. Die Resultate dieses Unternehmens gestalteten sich von Tag zu Tag günstiger, je weiter man beim Fortgange der Arbeit in den Schoss der Erde drang, auch hofft man später, gerade so wie in Kimberley, werthvollere Steine zu finden. — Der australische Diamant ist zwar sehr hart, wodurch sich die Kosten seiner Bearbeitung steigern, hat aber dafür mehr Glanz als die Kap- und anderen Diamanten, so dass man am Platze den Karat mit 22 Sh. bezahlt, während

für afrikanische Steine gleicher Sorte nur 13—15 Sh. gegeben werden. — Ausser dieser bedeutenden montanistischen Thätigkeit finden wir in Viktoria aber auch auf anderen Gebieten des industriellen Lebens recht beträchtliche Fortschritte, denn 1883 gab es dort bereits 2612 industrielle Etablissements, von denen 1248 mit Dampf- oder Gasmaschinen, mit zusammen cirka 16.612 Pferdekraft getrieben wurden, welche 45.698 Personen beschäftigten, während das in Grund und Boden, Gebäuden, Maschinen und Anpflanzungen investirte Kapital 8,519.486 £ repräsentirte, doch beschränkt sich diese Manufaktur fast nur auf die Befriedigung des heimathlichen Bedarfs.

Der Gesammtwerth des Im- und Exports, einschliesslich Bullion und Münze, von „West-Australien" war:

Jahr	Import £	Export £
1879	407.099	447.913
1880	353.669	499.183
1881	404.831	502.769
1882	508.755	583.055
1883	516.846	447.010

hingegen bezifferte sich der Werth des Handelsverkehrs zwischen West-Australien und dem britischen Stammlande:

Jahr	Export von West-Australien nach dem brit. Stammlande £	Import britischer Stammland-Produkte nach West-Australien £
1879	187.233	172.245
1880	246.085	159.602
1881	262.436	160.189
1882	246.641	189.196
1883	254.033	211.171

Doch besteht der Export dieser Kolonie nach Old England fast nur aus Wolle und Bleierzen; die Wollausfuhr betrug 1877 150.039 £, 1878 146.202 £, 1879 157.589 £, 1880 179.833 £, 1881

221.389 £, 1882 186.015 £, 1883 192.036 £; die von Bleierz belief sich 1882 auf 5927 £, 1883 auf 6637 £. — Nach den neuesten Untersuchungen soll diese Kolonie überdies auch noch reich an Mineralerzen, besonders Kupfer sein; ferner fand man, obwohl in kleinen Mengen, Kohle.

Da das „Dominion of Canada“ der ausgesprochenste Agrikulturstaat ist, so bezieht es seinen Bedarf an Manufakturwaaren zum grössten Theile aus dem Auslande, hauptsächlich aus den Vereinigten Staaten, während der grösste Theil des Exports nach Old England geht, u. z. betrug:

Mit dem 30. Juni als Jahres-Ende	Total-Export	Total-Import	Import für heimathl. Konsum
	Dollar	Dollar	Dollar
1874	89,351.928	128,213.582	127,404.169
1875	77,886.979	123,070.283	119,618.657
1876	80,966.435	93,210.346	194,733.218
1877	75,875.393	99,327.962	96,300,483
1878	79,323.667	93,081.787	91,199.577
1879	71,491.225	81,964.427	80,341.608
1880	87,911.458	86,489.747	71,782.349
1881	98,290.823	105,330.840	91,611.604
1882	102,137.203	119,419.500	112,648.927
1883	98,085.804	132,254.022	123,137.019

welche Menge sich im Jahre 1883 auf folgende Hauptländer vertheilte:

Export	Dollar	Einfuhr für heimathl. Konsum	Dollar
Brit. Stammland .	47,145.217	Brit. Stammland .	52,052.465
Vereinigte Staaten	41,668.723	Vereinigte Staaten	56,032.333
Neufundland . .	2,187.338	Frankreich . . .	2,316.480
West-Indien . .	3,125.031	Deutschland . .	1,809.154
Süd-Amerika . .	1,489.957	West-Indien .	4,369.260

Die andern Länder überschritten nicht eine Million.

Einfuhr für heimathl. Konsum	Dollar
Süd-Amerika	1,464.671
China und Japan	1,645.254

Von allen andern Ländern betrug der Import weniger als eine Million.

Und zwar erreichte der Werth der wichtigeren Ein- und Ausfuhr-Artikel die Höhe von:

Import	Dollar	Export	Dollar
Eisen und Stahl, roh sowie verarb.	16,308.544	Agrikultur-Produkte	29,515.033
Baumwoll-Waaren	12,959.838	Waldkultur-Produkte	26,648.541
Wollen-Waaren .	10,156.351	Thiere und animalische Prod. .	21,165.418
Zucker u. Molasse	7,010.673	Fischerei-Prod. .	8,836.926
Kohle und Koke	6,469.758	Manufaktur-Erzeugnisse . .	4,114.424
		Bergwerks-Prod.	3,106.798

Hingegen betrug der Handelsverkehr des Dominions mit dem britischen Stammlande:

Mit dem 31. Dec. als Fiskaljahr-Ende	Export von Kanada nach dem britischen Stammlande £	Import britischer Stammland-Produkte nach Kanada £
1874	11,336.812	8,849.747
1875	9,615.927	8,414.099
1876	10,324.705	6,902.723
1877	11,186.195	7,000.419
1878	8,874.257	5,926.908
1879	9,834.236	5,040.524
1880	12,930.571	6,816.123
1881	10,705.363	7,959.388
1882	9,870.868	9,111.329
1883	11,764.723	8,592.280

Davon sind die wichtigsten Export-Artikel Getreide und Holz, u. z. bezifferte sich 1883 der gesammte Getreide- und Mehl-Export auf 2,058.343 £, darunter 908.338 £ Weizen, 30.031 £ Hafer, 628.682 £ Mais, 270.903 £ Erbsen und 369.330 £ Weizenmehl, während der Rest auf Hafermehl und andere Brodstoffe entfiel; hingegen betrug im selben Jahre der Werth des Holz-Exports, einschliesslich Balken und Pfosten 4,721.841 £, darunter Bauholz für 1,616.023 £ und gesägtes Holz für 3,010.180 £. Andere Export-Artikel waren Käse 1,264.520 £, Vieh, hauptsächlich Rinder und Schafe 1,361.561 £ und Butter 255.982 £. — Zu den wichtigsten nach Kanada eingeführten Old England-Produkten gehörten 1883 rohes und bearbeitetes Eisen im Werthe von 1,478.377 £, Baumwollwaaren 1,468.298 £, Kleider und Putzwaaren 1,013.046 £. — Jedoch haben wir in all' diesen Aufzählungen über den Ex- und Import des Dominions of Canada den Handelsverkehr der Provinz „Neufundland“ und der „Küste von Labrador“ nicht mitgerechnet, deren Ausfuhr 1883 519.044 £, betrug, darunter Oel für 186.751 £, Kupfererze und Pendeluhren für 73.635 £, während der Import britischer Stammland-Produkte sich auf 563.647 £ bezifferte, u. z. hauptsächlich Kleider und Putzwaaren 123.003 £, Baumwollwaaren 60.515 £, bearbeitetes und Roheisen 40.113 £, Wollwaaren 64.921 £.

Doch fängt Kanada seit neuerer Zeit wenn auch langsam, an, selbst zu fabriziren, und dort, wo man früher kaum den Schlott einer Fabrik erwartet hätte, giebt es heut zu Tage mehrere Etablissements. Die Hauptcentern dieser manufakturellen Thätigkeit sind Montreal und Toronto, denen sich dann in zweiter Linie Kingston und Quebec anreihen, während zu den wichtigsten Zweigen derselben die zahlreichen „Holz-Schneidemühlen“ gehören, die natürlich am häufigsten im reichsten Bauholz-Bezirke Kanada's „Ottawa“, u. z. ganz besonders an den Chaudièrefällen zu finden sind, von denen manche täglich mehr als 500.000 Fuss Bretter

schneiden, ja eine brachte es in 3 Monaten sogar auf über 40 Mill. Fuss. — Recht umfangreich ist ebenfalls die „Tabak-Fabrikation“, welche viele Tausend Personen beschäftigt und jährlich durchschnittlich 8 Millionen Pfund Rauchtabak, 400.000 Pfund Cigarren, sowie 100.000 Pfund Schnupftabak fabrizirt. Nicht unbedeutend kann auch die Branntwein-Brennerei, Bierbrauerei und Petroleum-Gewinnung genannt werden, denn erstere erzeugt jährlich cirka 156.000 Liter, während die Bier-Produktion 423.000 Liter liefert. — Für die Erzeugung „landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe“, deren Bedarf im Dominion of Canada ein sehr bedeutender ist, giebt es wohl einige Etablissements, aber diese sind für die Erzeugung der im Prairielande Manitoba erforderlichen Artikel nicht eingerichtet, sondern meistens nur auf solche für den schweren Waldboden, so dass man viele Gegenstände trotz des sehr beträchtlichen Eingangszolles aus den nächst gelegenen Industrie-Centern der Vereinigten Staaten, nämlich St. Paul und Chicago beziehen muss! — Der „Bergbau“ bringt Kanada von Jahr zu Jahr grössere Einnahmen, da der dortige Mineralreichthum fast unermesslich genannt werden kann und immerwährend neue reiche Lager edler und gewöhnlicher Metalle, die sich vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean erstrecken, entdeckt werden. Bis jetzt fand man Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Spiessglanz, Magnesium, Gyps, Granit, Marmor, Schiefer, Quarz, Wetzstein, Kalk, Sandstein, Ziegelerde, viele Edelsteine, riesige Lager von phosphorsauerm Kalk, wovon allein im Jahre 1881 15.601 Tons im Werthe von cirka 500.000 £ exportirt wurden, Salz, Petroleum, Torf, Braunkohlen etc. Auch betreibt man einige „Goldminen“ in Nova Scotia, Ontario und Quebec, hier ist aber die Ausbeute gering, weil recht lässig und primitiv gearbeitet wird; weit günstigere Resultate ergeben die Goldminen britisch Columbia's, welche sich über ein Areal von 105.000 engl. □Meilen erstrecken, denn der durchschnittliche Jahresbetrag

an Gold erreicht die Höhe von ca. 6 Mill. Doll. Aber der Verdienst der Goldgräber ist auch in diesen Gruben gegen früher, wo man über Nacht ein wohlhabender Mann werden konnte, beträchlich gesunken, und die Leute sind recht froh, wenn sie jährlich 600—700 Dollar durch ihre schwere Arbeit erworben haben. Hingegen hat man „Silber“ bisher nur in sehr geringen Mengen hauptsächlich nördlich vom Superior-See aufgefunden, wo die „Silver-Islet-Mine“ im Jahre 1874 beiläufig 500 Tons Erz im Werthe von fast 1 Million Dollar lieferte. — Dafür ist aber „Eisen“ in enorm grossen Quantitäten vorhanden und wird namentlich in Nova Scotia mit Erfolg bergmännisch ausgebeutet, während es in Ontario und Quebec leider an Kohle mangelt, um das Eisenerz zu schmelzen, die man aber seit neuerer Zeit durch Holzkohle zu ersetzen sucht. Ebenso giebt es fast überall „Kupfer“, u. z. wurden bereits 1874 allein von Ontario und Quebec 3142 Tons exportirt. — Die in der Seen-Region gänzlich fehlende Kohle lagert dafür um so reichlicher in Nova Scotia, wo 30 Minen in Betrieb stehen, aus denen jährlich cirka 1 Million Tons gewonnen werden, so dass Jahr ein Jahr aus viele Steamer in Halifax anlegen, um Kohle einzunehmen. Auch im Nordwesten Kanada's stiess man auf ungeheuere Kohlenlager, welche zu den grössten der ganzen Erde gehören dürften, ja die kanadischen Prairien haben in dieser Beziehung Schätze, die hinreichen, die ganze Welt Jahrhunderte zu versorgen! und welche jetzt, da die kanadische Pacificbahn diese Kohlenregionen durchschneidet, allmählig einer höchst lohnenden Exploration zugeführt werden. Ueberdies finden wir jenseits der Rocky Mountains die unerschöpflichen Kohlenlager Britisch Columbias, darunter das berühmte, über 300 □ Meilen grosse Comaxfeld, aus welchem allein über 80.000 Tons jährlich zu Tage gefördert werden. — Ferner ist auch an „Salz“ kein Mangel, denn als man vor einigen Jahren in der Nähe der Stadt Goderich in Ontario nach Oel bohrte, entsprang plötzlich

aus einer Tiefe von 1200 Fuss eine reiche Salzquelle und weitere Bohrungen ergaben in dieser Gegend auf Meilenweite dasselbe günstige Resultat; ausserdem liefert noch Nova Scotia viel Salz. — Wir sehen also, dass Kanada die Grundelemente zu einer grossartigen Manufaktur-Thätigkeit, Kohle, Eisen und andere Rohmaterialien im Ueberfluss besitzt, so dass es nur noch einiger Jahre wirthschaftlichen Aufschwungs bedarf, um ein industriell selbst producirendes Land zu werden, das sich vom ausländischen Import immer mehr und mehr emancipirt, während es, gerade so wie die Vereinigten Staaten, Europa mit seinen Agrar-Erzeugnissen überfluthet.

Das industrielle Leben in der „Kap-Kolonie" hat seit neuerer Zeit ebenfalls Fortschritte gemacht, denn die in der dortigen 1884er Ausstellung vorgelegten heimathlichen Produkte, besonders Kohle, bearbeiteter Granit vom Tafelberg, Gold aus Transvaal, Diamanten, welche gleich in der Ausstellung geschliffen wurden, Zucker, Thee, Seide aus Natal, Leder, Schuh- und Tabakfabrikate haben sehr befriedigt. Doch kann vor der Hand an keinen weiteren umfangreichen Aufschwung gedacht werden, denn es fehlt im Lande leider an mobilem Kapital, die Steuern sind hoch, die Verluste sehr gross und die Konjunktur für dortige Produkte, namentlich Felle, auf dem europäischen Markte im höchsten Grade ungünstig. Ja unter dem Drucke all' dieser unglücklichen Zustände seufzt Alles, und die grossen Fallimente wollen immer noch nicht aufhören, so dass viele der alten grossen Firmen nicht mehr ihre Spesen zu verdienen vermögen sondern gezwungen sind, zu liquidiren. Diese traurigen Verhältnisse sind umsomehr zu bedauern, da Süd-Afrika, wie wir schon mehrfach hervorgehoben haben, einen unermesslichen Reichthum an Rohprodukten und edlen Metallen besitzt, und die alleinige Ursache, dass es wirthschaftlich nicht vorwärts geht, in den immerwährenden politischen Wirren liegt, die das

Land nicht zur Ruhe kommen lassen und dadurch das Grosskapital abhalten, bedeutendere Summen in dortige industrielle Unternehmungen zu investiren. Zwar hat das letzte Parlament die Steuern auf den Import, besonders von Schuhen und Stiefeln, Streichhölzern, Cigarren und Getränken ganz bedeutend erhöht, um auf diese Art wenigstens die heimathliche Industrie zu fördern, aber ohne die energische Hinwegräumung der früher beregten Uebelstände wird auch das wenig nützen und die südafrikanischen Kolonien Great Britains nach wie vor zwingen, fast ihren ganzen Bedarf an Manufakturwaaren, gerade so wie bisher u. z. mit grossen Geldopfern zu importiren, denn diese Einfuhr erreichte in den nachfolgenden Jahren in der Kap-Kolonie und Dependence einen Werth von:

Jahr	Import £	Export £
1879	7,083.810	3,805.637
1880	7,662.858	4,342.293
1881	9,227.171	4,220.706
1882	9,372.019	4,514.098
1883	6,470.391	4,408.898

während die wichtigsten Ausfuhr-Artikel waren:

	1881 £	1882 £	1883 £
Wolle . . .	1,764.440	1,538.991	1,603.140
Straussenfedern	894.241	1,093.989	931.380
Grease wool .	417.497	523.189	389.605
Felle	336.775	403.357	436.050
Kupfererz . .	261.110	394.032	454.113
Angorahaare .	262.660	253.128	271.804

Ausserdem exportirte man 1883 noch ungeschliffene „Diamanten" im Betrage von 2,742.470 £, gegen 28,965.247 £ in den Jahren 1867—1883. — Doch beschränkte sich der ganze Handels-

verkehr der Kolonie fast nur auf das britische Stammland, wie nachfolgende Ziffern beweisen:

Jahr	Export von der Kap-Kolonie nach dem brit. Stammlande	Import brit. Stammland-Produkte nach der Kap-Kolonie
	£	£
1879	4,001.863	4,403.296
1880	5,023.493	4,978.074
1881	4,938.365	5,877.988
1882	5,859.691	5,989.601
1883	5,394.642	3,500.586

worunter Schaf- und Ziegenwolle die Hauptrolle spielt, da davon eingeführt wurden:

Jahr	Menge	Werth
	Lbs.	£
1879	36,726.410	2,267.944
1880	42,226.044	2,761.852
1881	47,165.019	3,028.173
1882	51,651.395	3,160.953
1883	45,191.430	2,783.644

Von den andern nach Old England exportirten Gegenständen ist Kupfererz am wichtigsten, denn von diesem versandte man 1883 für 355.490 £, ferner Straussenfedern für 1,419.785 £ und Felle für 668.572 £. — Der Import britischer Stammland-Erzeugnisse bestand 1883 hauptsächlich aus Kleidern und Putzwaaren im Werthe von 604.298 £, Baumwoll-Waaren 272.072 £, Roh- und bearbeitetes Eisen 491.988 £ und Leder sowie Sattlerwaaren 288.486 £. Hingegen erreichte der gesammte Export nach dem britischen Stammlande 1883 eine Höhe von 3,981.424 £ und der des Imports 4,899.402 £. — Ebenso erstreckte sich der Handelsverkehr „Natals" fast nur auf Old England, wobei der gesammte Import 1883 1,751.107 £ und der Export 831.747 £ betrug, u. z. gehörten zu den hervorragendsten Einfuhr-Gegenständen Kleider und Putzwaaren

für 293.577 £, Eisen und Eisenwaaren 122.249 £, Baumwolle 91.761 £, Wollenwaaren 62.376 £, Mehl 112.441 £; zu den bedeutendsten Ausfuhr-Artikeln gehörten Felle im Werthe von 53.012 £, Straussenfedern 14.526 £, unraffinirter Zucker 122.084 £, (126.732 Cwt.), Wolle 519.161 £. — Dabei war der Handelsverkehr mit dem britischen Stammlande folgender:

Jahr	Gesammt-Export von Natal nach Grossbritannien £	Gesammt-Import brit. Stammland-Produkte nach Natal £
1879	608.516	1,449.741
1880	615.029	1,651.706
1881	474.934	1,194.992
1882	415.204	1,505.953
1883	501.267	1,056.198

Der Wolle-Export nach Old England betrug 1878 568.111 £, 1883 399.741 £, ferner verschiffte man dorthin hauptsächlich 1883 noch Felle für 36.801 £ und Rohzucker 1881 für 40.688 £, 1883 für 17.984 £. Doch stammen all' diese Ausfuhr-Artikel Natals nicht allein von der heimathlichen Produktion, sondern zum grossen Theile aus der Transval-Republik, welche andererseits aber auch wieder mehr als $^1/_3$ der von Natal importirten Waaren konsumirt. — Die wichtigsten Einfuhr-Artikel des britischen Stammlandes nach Natal 1883 waren Kleider und Putzwaaren für 197.279 £, Leder und Sattlerwaaren im Werthe von 88.349 £ und Roh- sowie bearbeitetes Eisen für 162.185 £. — Vielleicht wird sich jedoch mit der Zeit auch hier ein umfangreicheres manufakturelles Leben entwickeln, da man nunmehr im Norden Natals ausgedehnte Kohlenfelder entdeckt hat, welche ein reiches Erträgniss versprechen. — Aber für all' diese industriellen Arbeiten wird man sich gerade so wie in allen übrigen afrikanischen Kolonien Grossbritanniens vorherrschend wohl noch viele Jahre auf importirte ausländische Arbeitskräfte beschränken müssen, denn die farbigen Eingebornen haben im

grossen Ganzen wenig Lust ein Handwerk zu betreiben und die ganze allgemeine gewerbliche Thätigkeit der Männer ist sehr gering. Sie machen sich selbst höchstens ihre Pulverhörner, schneiden und bohren aus Serpentinstein Tabakspfeifen, gerben und walken Wild- und Hornvieh-Häute, drehen lederne Ziehstränge, Ochsenriemen, Stroppen, flechten kunstgerecht die langen Peitschenschnüre, behauen Hölzer zu Jochen und Jochscheiten, schnitzen Spazierstöcke und Wurfkeulen, verfertigen hölzerne Löffel, Wasser- und Milchgefässe, und die geschickteren unter ihnen fabriziren Feldtische, Stühle und Bettrahmen oder versuchen defekte Gewehre, zerbrochene Wagenachsen, eiserne Reifen u. dergl. zu repariren. Nur die intelligenten Aschantis beschäftigen sich auch mit der Anfertigung von Seiden- und Baumwoll-Stoffen, Töpferwaaren, zierlichen Goldarbeiten u. s. w. — Bei dem grössten Theile der Eingebornen finden wir aber ausserdem noch eine möglichst vielseitige gewerbliche Ausbeutung der „Oelpalme“, eines Baumes, der sich von dem heissen Afrika aus über das tropische Amerika verbreitet hat und zu den wenigen Gewächsen gehört, die von Afrika zivilisirend ausgingen. Sie giebt dem Neger fast alles, was er braucht, denn die Blattstiele benutzt er zum Bauen der Häuser, aus dem netzartigen Gewebe unter den Blattstielen verfertigt er Bürsten, die Blätter liefern Futter für Schafe und Ziegen und aus dem Safte macht man Wein, d. h. ein 6—8 Jahre alter Baum liefert fünf Wochen hindurch täglich gegen 1 1/2 Liter einer süssen, hellen Flüssigkeit, die, so lange sie frisch ist, nicht berauscht, aber wenn sie bis zum Nachmittage steht, in grosser Dosis genossen, Trunkenheit hervorbringt. Den grössten Nutzen gewährt aber das aus den Früchten dieser Palme gewonnene Oel; jeder Baum trägt nämlich grosse, oft zentnerschwere Büschel oder Trauben mit zahlreichen Eichelfrüchten von der Grösse einer Muskatnuss oder Pflaume, die im reifen Zustande orangenfarbig sind und aus Kern und Fleisch bestehen, wovon letzteres ungefähr ein Drittel der

Masse beträgt. Aus dem dicken Fleische wird nun das Oel dadurch von den Negern producirt, dass sie die Früchte in Trögen oder Gruben der Sonnenhitze aussetzen, wodurch, vereint mit Rühren und Schlagen, sich bald das Fleisch vom Kerne trennt. Das erstere wird dann in irdenen Töpfen gekocht und das Oel dadurch von den gröbsten Beimengungen gereinigt, dass man den Brei in Tücher einschlägt und die flüssige Masse herausdrückt. Ausserdem gewinnt man auch noch aus den Kernen das sogenannte „Palmkern-Oel", dies vermögen aber die Eingebornen mit ihren höchst primitiven Geräthen nicht zu bereiten, sondern sie verhandeln die Kerne, welche dann zur weiteren Fabrikation nach Europa verschifft werden. — Zur Verpackung des Palmöls, das im ungereinigten Zustande eine schwarze, braune, feste Masse bildet, bedienen sich die Eingebornen der hier allgemein üblichen langen Tragkörbe, „Muteta", die man dadurch verfertigt, dass man zwei Palmrippen mit ihren Fiedern parallel nebeneinander hinlegt und die einander zugewendeten Fiedern kreuzweise übereinander flechtet, wodurch man den Korbboden erhält, dem die beiden Palmrippen eine hinreichende Solidität verleihen, während die Wände dadurch entstehen, dass man die äusseren Fiederblätter mit einem aus Palmfiedern gefertigten Stricke zusammenflechtet. Ausserdem wird der Korb noch vor der Verpackung irgend einer Waare sorgfältig mit Blättern ausgelegt, und nachdem er gefüllt ist, mit Schnüren sorgsam zugebunden. Bei der überraschenden Geschicklichkeit der Farbigen im Flechten, Binden und Verpacken sind auf diese Weise selbst zerbrechliche Gegenstände geschützt. — Doch benutzt man in Süd-Afrika die Eingebornen auch in den „Diamanten-Gruben", wo übrigens in neuester Zeit die Ausbeute mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, denn im Jahre 1883 war die Arbeit in der „Kimberly-Grube" vielfach durch Gesteinrutschungen gestört, so dass 1,688.914 Ladungen Gestein, jede zu 16 Kubikfuss, im Kostenbetrage von 261.795 £.

ferner 19.688 Gallonen Wasser für 2672 £ und 350.000 Ladungen blaue Thonerde fortgeschafft werden mussten; trotzdem belief sich die Diamanten-Ausbeute immerhin noch auf 947.877 Karat im Werthe von 1,044.000 £. Während dieser Zeitperiode waren in den Gruben 252 Europäer und 1198 Eingeborne beschäftigt, von denen die ersteren 5—8 £ Wochenlohn, die letzteren wöchentlich, mit Wohnung und Holz ohne Kost, 30 Sh. erhielten. — Weniger reicher gestaltete sich die Ausbeute in der alten „De Beer-Grube“, denn hier förderte man im selben Jahre nur 426.728 Karat Diamanten.

Der Werth des gesammten Im- und Exports der Kolonie ‚Mauritius“ bezifferte sich auf:

Jahr	Gesammt-Import £	Gesammt-Export £
1879	2,385.870	3,256.464
1880	2,169.672	3,634.788
1881	2,476.266	3,555.260
1882	2,769.795	3,930.455
1883	3,829.531	2,766.286

darunter gehörten im Jahre 1883 zu den wichtigsten Export-Artikeln Rohzucker für 3,457.251 £, ferner Kaffee, Kokosnussöl, Rum, Vanille, Aloe-Fasern und Molasse. Ein grosser Theil des Handelsverkehrs erstreckt sich auf die britischen Kolonien von Süd-Afrika, Australien und Indien, jedoch konnte derjenige mit dem britischen Stammlande noch immer recht bedeutend genannt werden, denn er betrug:

Jahr	Export von Mauritius nach dem britischen Stammlande £	Import britischer Stammland-Produkte nach Mauritius £
1879	641.836	341.257
1880	284.485	358.160
1881	449.487	438.682
1882	445.672	492.326
1883	414.953	506.423

Davon war der wichtigste Artikel 1883 Rohzucker im Werthe von 310.051 £; die übrigen dorthin verschifften Export-Waaren bestanden hauptsächlich aus Spezereien für 15.983 £ und Kokosnuss-Oel für 10.448 £; hingegen gehörten 1883 zu den wichtigsten Einfuhr-Gegenständen aus Old. England Baumwoll-Waaren 116.269 £, Maschinen 47.857 £, Eisen 74.246 £ und Dünger 72.617 £. — Die Verarbeitung des „Zuckerrohrs" geschieht in Mauritius sowie in den übrigen Tropenkolonien Great Britains im allgemeinen noch durch Zerquetschung der ganzen Stengel zwischen kanellirten Walzenpressen, wobei aber nur höchstens $^1/_2$ bis $^2/_3$ des Saftes, welcher durchschnittlich 18 % Zucker enthält, gewonnen wird. Nachdem man die zerdrückten Stengel noch in Wasser eingeweicht hat, um eine weitere, freilich viel geringere Quantität Zuckersaft zu erlangen, werden sie getrocknet und dann später unter dem Namen „Bagasse" meist als Brennmaterial verwendet, während die Asche als Düngemittel auf die Felder kommt. Neuerdings wurde in einigen Rohrzucker-Fabriken auch das von „Robert" in Seelowitz für die Rübenzucker-Fabrikation erfundene vorzügliche Diffusionsverfahren zur Gewinnung einer grösseren Menge des Zuckers eingeführt, doch erzielte man dadurch nicht die gewünschten Resultate, denn die auf diese Art erhaltenen Säfte waren bedeutend unreiner. — Der durch das Ausquetschen gewonnene Zuckersaft muss sofort verarbeitet werden, weil er sonst in Folge der hohen Temperatur sehr schnell in Gährung übergeht. Man setzt ihm daher sofort Kalk zu, jedoch nur 0.2—0.3 Kg. auf 1000 also kaum $^1/_{10}$ so viel, als beim Rübensafte nothwendig ist; dies geschieht, um die vorhandenen oder etwa sich bildenden organischen Säuren zu neutralisiren und zum grössten Theile in unlösliche Kalksalze zu verwandeln. Dann dampft man den Saft ein, nimmt den hierbei entstehenden Schaum ab und entfernt auch durch Ausgiessen in kleinere Pfannen den sich bildenden Absatz; hierauf wird der eingedickte Saft in Fässer mit

durchlassenden Böden gebracht, wo er zu braunem, krystallischem Rohzucker „Moscovade", erstarrt, während der Syrup oder die „Molasse" abläuft. — Früherer Zeit verschiffte man den Rohzucker nur in diesem Zustande nach Europa, wo man ihn raffinirte, jetzt geschieht dies seltener, da man das Raffiniren gewöhnlich schon in den Produktionsländern vornimmt. So finden wir z. B. seit neuerer Zeit in Hongkong 3 Zucker-Raffinerien, die „China Sugar Refining Company", die „Lee Yuen Refining Company" und die „Quarry Ray Refining Company", deren Produktion jährlich 4900 Pikuls oder cirka 250 Tons beträgt, u. z. ist es diesen Raffinerien durch billige Arbeit und andere Vortheile möglich, den Zucker zu recht niedrigen Preisen abzugeben, so dass Australien sowie andere Länder dadurch eine neue und vortheilhafte Quelle für den Bezug ihres Zuckerbedarfs besitzen. — Seit einigen Jahren wird auch aus West-Indien unter dem Namen „Melado" wieder Rohzucker in Form stark eingedickten Zuckerrohr-Saftes in grossen Mengen, namentlich nach Nord-Amerika exportirt, zu welchem Zwecke man den Saft nach dem Verdampfen in grosse Fässer füllt, wo er grösstentheils krystallinisch erstarrt. Ausser Rohrzucker producirt man in den Tropen noch „Palmen-Zucker", der, wenn genügend gereinigt, ebensowenig vom Rohrzucker zu unterscheiden ist, wie der Rübenzucker, nur hat er im ungereinigten Zustande meist eine gelblich braune bis röthlich braune Farbe. Hauptsächlich wird er in Ost-Indien, auf Ceylon, Java und andern Inseln bereitet und dort „Jaggery" (Jagarazucker, Jagrezucker) genannt. Man gewinnt ihn aus dem Safte der verschiedenartigsten Palmen, besonders aber von Arenga saccharifera, Cocos nucifera, Sagus Rumphii, Borassus flabelliformis, Phoenix dactylifera etc., deren Stämme man zu Anfang der Blüthezeit, in einigen Fällen auch erst nach Beendigung derselben anbohrt, worauf dann der aufgefangene Saft mit etwas Kalk gemengt bis zur Syrupkonsistenz eingedampft wird, so dass sich der Zucker nach dem Erkalten

krystallinisch ausscheidet. — Wenn die Saftgewinnung nicht übertrieben wird, geben diese Palmen viele Jahre ein gutes Erträgniss, denn schon eine einzige, die „Cocos nucifera“ liefert durchschnittlich jährlich mehr als 259 Kg. Palmensaft oder „Callon“, der $^1/_5$ Zucker enthält.

„Ceylons“ Ein- und Ausfuhr, einschliesslich Bullion und Münzen, hatte einen Werth von:

Jahr	Import £	Export £
1879	5,029.435	4,960.938
1880	5,013.480	4,742.614
1881	4,417.658	3,392.684
1882	4,370.965	3,411.134
1883	4,528.667	3,330.900

Bisher war Kaffee der wichtigste Export-Artikel dieser Kolonie, seitdem aber in den letzten Jahren die Kaffeekrankheit dort ausgebrochen ist, nahm die Produktion desselben sehr ab, und die Einfuhrmenge fiel von 824.509 Cwt. im Jahre 1879, auf 305.417 Cwt. 1883. Diesem Umstande ist es auch zum grossen Theile zuzuschreiben, dass überhaupt der gesammte Import Ceylons seit 1853 der niedrigste war und sich nur auf 1,267.631 £ bezifferte. Doch haben sich andererseits auch wieder in dieser Kolonie die Thee-, Cinchona- und Kokosnuss-Anpflanzungen seit den letzten Jahren vermehrt, so dass man von ihnen 1883 für 86.000 £ Thee, für 231.000 £ Cinchona-Rinde und für 406.000 £ Kokosnuss-Oel ausführen konnte. — Der Handelsverkehr Ceylons konzentrirte sich vorherrschend auf das britische Stammland und Indien, u. z. erreichte derjenige mit Old England nachfolgende Höhe. — (S. umst. Tab.) Unter diesen Ausfuhr-Waaren Ceylons figurirt Kaffee an erster Stelle, denn es wurden verschifft: 1878 für 2,508.893 £, 1879 3,001.075 £, 1880 2,571.546 £, 1881 1,524.746 £, 1882 1,632.628 £, 1883 1,007.249 £. — An den Kaffee reiht sich dann noch Cinchona, von welcher man exportirte: 1878 25.187 £, 1881

Jahr	Export von Ceylon nach dem britischen Stammlande £	Import britischer Stammland-Produkte nach Ceylon £
1879	3,568.965	780.918
1880	3,386.369	987.222
1881	2,136.350	806.948
1882	2,408.038	728.614
1883	2,172.736	725.047

91.293 £, 1882 256.601 £, 1883 474.690 £; ferner Kokosnuss-Oel 1881 215.130 £, 1882 94.135 £, 1883 199.107 £; Zimmt 1881 106.230 £, 1882 87.788 £, 1883 90.455 £; Reissblei 1881 43.492 £, 1882 90.030 £, 1883 76.224 £; Thee 1878 120 £, 1881 11.587 £, 1882 35.866 £, 1883 134.304 £; Seilwerk und Bindfaden 1882 68.868 £, 1883 60.128 £. — Während vom britischen Stammlande im Jahre 1882 hauptsächlich Wollwaaren 256.257 £, bearbeitetes und Roheisen 54.836 £ und Kohle 105.294 £ eingeführt wurden. — Der „Zimmt", Zimmetrinde, Kanneel oder Cinnamon besteht aus den Rinden verschiedener Tropenbäume, für welche die Namen zwar nicht übereinstimmend im Gebrauche sind, die aber sämmtlich der Familie der Lorbeergewächse oder Laurineen, besonders aber der Cinnamomum-Gattung angehören, u. z. sind es immergrüne Bäume mit lederartigen, glänzenden Blättern, Rispenblüthen und einsamiger, von bleibendem Perigon becherförmig umhüllter Frucht. Zu diesen gehört in erster Reihe der Ceylonische Zimmt, „echter Zimmt" oder „Kanneel", der auf Ceylon, besonders auf der Südwestküste seit 1770 kultivirt wird und von da aus nach dem Festlande, den Sunda-Inseln, China, Malabar, Bourbon, West-Indien, Central-Amerika und Brasilien verpflanzt wurde, aber auch heut zu Tage in Ceylon am besten und ausgebreitetsten, hauptsächlich um Columbo, Negumbo und Matura, auf etwa 14 Meilen Fläche im sandigen Thonboden mit viel Humus gedeiht. Zwar wächst er auch im fetten Boden, giebt

aber dafür schlechtere Rinde, doch braucht er überhaupt viel Sonne und Regen! — Der nicht selten 16 Meter erreichende Zimmtbaum hat vierkantige hohle Aeste, eiförmige, oben glänzende, unten netzartige Blätter, rauhe, seidenhaarige, schwache, unangenehm riechende Blüthenrispen, kleine gelbe Blüthen und ovale, 1·3 Cm. lange bläulich braune Beeren. — Die Kultur besteht in sorgsamem Köpfen, so dass der Wurzelstock eine Anzahl buschartig entwickelter Schösslinge bis zu 3 Meter Höhe treibt, welche nach 1 1/2—2 Jahren 1·5 Cm. dick geschnitten werden, da die Spitzen der mittleren Schösslinge den feinsten Zimmt liefern. — Die künstliche Vermehrung des Cinnamomum geschieht durch Samen und Setzlinge, u. z. gewinnt man aus Samen nach 2—3 Jahren schneidbaren Zimmt, während die zu alten Stöcke niedergebrannt werden, worauf sie dann bald wieder ausschlagen, so dass es nach 6—7 Jahren aus diesen Wurzeln abermals Schnittlinge giebt. — Die Haupternte ist im Frühjahr nach der Regenzeit, die zweite, viel geringere im November und December. — Um die Rinde abzuschälen, macht man an den Ruthen kreisförmige, je 1 Meter von einander entfernte Einschnitte, die dann durch Längenschnitte mit einander verbunden werden; später befreit man die eingeheimste Rinde von der bitterlich, zusammenziehend schmeckenden Aussenrinde, so dass der anfangs weissliche, dann nach und nach braungelbe Bast frei liegt; hierauf werden je 8—10 Halbröhren ineinander gesteckt und im Schatten unter cirka 6% Gewichtsverlust getrocknet, oder vorher in Kalkwasser geweicht und rasch in der Sonne gedörrt, wonach die leicht sich rollenden Rindenstücke in Bündel, „Fardelen“, à 10—15 Kg. verpackt werden, die, zu dreien in einem Ballen mit Gongotuch, Fellen oder doppelter Leinwand umhüllt, durchschnittlich 42—43 Kg. wiegen. — Um auf der Seereise den Verlust durch Verdunstung zu verhindern, die immerhin 2 1/2 Kg. beträgt, bedeckt man den Zimmt mit schwarzem Pfeffer. — Der Handelswerth der Sorten dependirt von den

wirksamen Bestandtheilen, der Erziehungsart, dem Boden und Klima sowie von der Behandlung, u. z. hat der „echte Zimmt" von Ceylon am meisten Aroma und würzhaften, nicht zusammenziehenden, herben, sondern süssen, etwas schleimigen Geschmack, und je stärker, dunkler derselbe ist, um so werthloser gilt auch die Waare. Der Ceyloner Zimmt, „Plantagen-Kanneel", kommt in leicht zerbrechlichen, meterlangen, runden, glatten, 1 Cm. dicken Röhren in den Handel und besteht aus 8—10 ineinander geschobenen Rindenstücken, die zusammen eine oder eine Doppelröhre darstellen und aus 0·25—0·50 Cm. starken, möglichst dünnen, hellen, bräunlich gelben, der Länge nach zart gestreiften, innerlich dunklen, unregelmässigen, selbst höckrigen Baststücken bestehen, deren Bruch sehr faserig ist. — Doch findet „Malabar-Zimmt" am leichtesten Absatz, weil er viel niederer im Preise steht! — Ebenso wie andere Kolonial-Waaren wird aber auch der Zimmt sehr häufig, besonders wenn er in Pulverform in den Handel kommt, mit fremden, ähnlich aussehenden Stoffen, wie Rinden etc., oder mit werthlosen Sorten und solchem Zimmt vermengt, den man schon auf Zimmtöl destillirt und dann wieder getrocknet hat, wogegen man sich nur, abgesehen von der Beurtheilung nach Geschmack, Geruch und äusserer Form, durch genaue mikroskopische und chemische Untersuchungen über Stärkegehalt, Schleimzellen etc. zu schützen vermag.

Die „China-Rinde", Fieber-Rinde, Cortex Chinae, welche jetzt ebenfalls stark in Ceylon kultivirt wird, stammt aus Süd-Amerika, wo sie die Eingebornen schon seit uralten Zeiten als vortreffliches Arzneimittel kannten und „quina quina", Rinde aller Rinden, nennen, woraus die Deutschen später irrthümlich das Wort „China-Rinde" machten, während die Engländer und Franzosen noch jetzt ganz richtig „Quinquina" schreiben. Doch wird diese so ausserordentlich heilsame Rinde nicht einer einzelnen Baumart entnommen, sondern von mehreren verwandten immergrünen Bäumen, die jedoch alle der Cinchona-

Gattung angehören und sämmtlich an den östlichen Abhängen der südamerikanischen Anden in einer Ausdehnung von 10° nördl. bis 19° südl. Breite, 800—3000 Meter hoch über dem Meere, vereinzelt in Wäldern vorkommen, wo sich die „Cascarilleros", Rindensammler, mit dem mühseligen Geschäfte des Einheimsens und Transportes der Waare befassen; letzterer wurde aber seit neuerer Zeit sehr bedeutend durch die Eröffnung der Dampfschifffahrt auf dem gewaltigen Amazonenstrom, in dessen anliegenden waldbedeckten Bergzügen diese Bäume auf das üppigste gedeihen, erleichtert. — Doch haben die spekulativen Holländer und Engländer schon seit vielen Jahren die Cinchona, theils um sich von dem dortigen Markte unabhängig zu machen, theils aus Furcht, dass die Bestände in den südamerikanischen Urwäldern erschöpft werden könnten, in ihre Besitzungen verpflanzt, wobei die Uebersiedlung vollständig gelang, und die von dort exportirten Rinden schon längst einen bedeutenden Handelsartikel bilden. Nebst den ausgedehnten Anpflanzungen auf Java, in einer Erhebung von 1600 Meter über dem Meere, zeichnet sich die Kultur auf verschiedenen Punkten Ceylons sowie auf den blauen Bergen, „Neilgherries", am Südabhange des Himalaya, aus und liefern reichlichen Ertrag. — Je nachdem man die Rinde von dicken Stämmen, Zweigen oder jungen Bäumen nimmt, bildet sie entweder Platten, Rinnen, Röhren oder Röhrchen; erstere befreit man von der äussern, korkartigen Rinde oder lässt sie in ihrem ursprünglichen Zustande. Der werthvollste Rindentheil ist die innere Schicht, der Bast, und je nachdem dieser reichlicher oder spärlicher vorhanden, steigt oder sinkt der stets sehr schwankende Gehalt an den wirksamen Bestandtheilen der amerikanischen Rinden, während derjenige der javanischen weniger Schwankungen unterliegt. Da selbst die Rinden jedes einzelnen Baumes, je nachdem sie vom Stamme oder von den Zweigen kommen, verschiedene Farben zeigen, so unterscheidet man nach der

Farbe der Innenseite, um wenigstens irgend einen Anhaltspunkt zur Klassifizirung zu haben, gelbe, rothe, braune Rinden, und da auch dies noch nicht vollkommen genügt, werden überdies noch die einzelnen Sorten nach den Einsammlungs-Distrikten oder dem Ausfuhr-Hafen benannt. Trotzdem bleibt aber die Klassifizirung noch immer ausserordentlich schwierig, weil die Einfuhrsorten in den meisten Fällen Gemische zahlreicher, verschiedenen Arten angehörender Bäume sind. Ueberdies werden auch noch allerlei unechte China-Rinden in den Handel gebracht, die zwar bitter sind, aber nicht von Cinchoneen herrühren und kein Chinin enthalten, was man nur durch genaue chemische Analysen ermitteln kann. Daher sortiren die europäischen Grosso-Droguisten noch einmal, vereinen Zusammenpassendes und verkaufen das Uebrige als Gemenge, in sortis. Von denjenigen Sorten aber, welche direkt in den Apotheken Verwendung finden, nämlich die „Medicinal-“ oder „Droguisten-Rinden“, sind die besten „China regia“, „China fusca“, „Loxa“ etc., während die Fabrik-Rinde auf Alkaloide verarbeitet wird. — Die javanischen Rinden bringen die Holländer, sehr zweckmässig nach ihrer botanischen Abstammung, wie China Ledgeriana, Succirubra, Hascarliana, Pahudiana etc. benannt, in den Handel. Hingegen wird die amerikanische China-Rinde von den Engländern und Franzosen theils in Kisten, theils in „Seronen“, Ballen, die in Rindshäute eingenäht sind, auf den europäischen Markt geliefert, u. z. betrug der Londoner Import bereits im Jahre 1877 in Kolli Kolumbia-China 10.610, Karthagena-China 2023, Kalisaya-China 6796, Neu-Granada-China 5027 und Ostindische China 6258, also in Summa 31.318 Kolli, à 757 Kilo, an die sich dann noch im selben Jahre die Einfuhr von 50.000 Kilo javanischer Rinde in Amsterdam reihte, während von Ceylon vom 1. Okt. 1882 bis 6. Juli 1883 5,924.252 Pfd., gegen 1,641.346 Pfd. im gleichen Zeitraume des Jahres 1881 bis 1882 verschifft wurden, was freilich noch lange nicht die indische Produktion

erreicht, denn diese ist jetzt schon so bedeutend, dass sie allein den ganzen alljährlichen Weltbedarf zu decken vermag. — Laut den neuesten Handelsberichten importirte London in den ersten 7 Monaten des Jahres 1885 55.439 Kolli China-Rinde, von denen aber nur 32.735 Kolli zur Ablieferung gelangten, so dass der dortige Vorrath von 67.176 Kolli am 1. Januar 1885 auf 89.880 Kolli am 1. Aug. desselben Jahres stieg. — Doch leidet der Markt dieser Waare unendlich dadurch, dass der Preisgang weniger von der natürlichen Wirkung des Angebots und der Nachfrage, sondern von der Willkür gewisser Rinden-Inhaber abhängt; so finden wir z. B. im Mai 1855, dass das auf seinem für dieses Jahr niedrigsten Standpunkt angelangte Fabrikat plötzlich um 20% in die Höhe gesetzt wurde, während das Material in entschieden sinkender Richtung sich bewegte, überdies erhöhten die Fabrikanten Anfang August die Waare nochmals um 6%, während die Frage nach Rinden, weil die vereinigten Fabrikanten die Produktion um 40% verringerten, so schwach war, dass in der am 14. Aug. abgehaltenen Londoner Fabrikrinden-Auktion von cirka 5500 Kolli nur 900 Kolli Käufer fanden, u. z. mit einem weiteren Abschlage von 5% auf südamerikanische und sogar von 10 bis 15% auf ostindische, gegen die letztbezahlten Preise. Letztere wurden in Partien abgelassen, die einem Werthe von 6 d. per Procent Chininsulfat im englischen Pfund China-Rinde (= 112 Mark pro Kilo Chininsulfat, exkl.Fracht und pro labore) entsprechen, während die tonangebenden koalisirten Chininfabrikanten ihren Preis auf 250 bis 255 Mark pro Kilo Chininsulfat festsetzten. Wie lange ein solcher Zustand andauern kann und welche Folgen derselbe auf den Fabrikrinden-Markt äussern wird, lässt sich schwer beurtheilen. Haben sich auch die Fabrikanten in den letzten Jahren oft in einer schwierigen Lage gegenüber der Willkür gewisser Rinden-Inhaber befunden, so ist doch eine Repressiv-Massregel in der Form, wie sie gegenwärtig

gegen den Rindenmarkt ausgeübt wird, ein kaum erquicklicherer Zustand; bei der in diesem Jahre übrigens allgemein schwächeren Konsumtion an Chinin werden die Preise für China-Rinden um so niedrigerer bleiben müssen, als die Vorräthe allenthalben im Zunehmen begriffen sind. Dabei treten die Rinden von Kolumbien und Neu-Granada mehr und mehr in den Hintergrund, ja bereits in der vorjährigen Ausfuhr von Baranquilla zeigte sich eine beträchtliche Abnahme, denn es kamen nur 89.867 Kolli = 5,392.020 Kilo im Werthe von 4,493.350 Dollar, gegen 113.982 Kolli = 6,838.920 Kilo im Werthe von 5,699.100 Dollar im Jahre 1881, zur Verschiffung, und im Jahre 1885 wird der Ausfall noch bedeutend schärfer hervortreten. Andererseits kommen die Rinden von Java in immer grösserer Menge; 1882 umfasste die Hauptauktion der Regierungs-Plantagen-Rinden nur 162.000 Pfund, dagegen gelangten im Mai 1885 in Holland 250.437 Pfund zur Versteigerung, während von fortgesetzter Erweiterung der Anpflanzungen auf Java berichtet wird; ebenso vermehrt Jamaica seine Produktion beträchtlich. Es wird daher ein Mangel an China-Rinden für Fabrikzwecke nicht leicht eintreten können, auch wenn von Kolumbien, sowie von Ekuador, immer weniger ausgeführt werden sollte.

Ferner beschäftigt man sich in Ceylon vielfach mit der Produktion des „Sago", das sind nämlich theils unveränderte, theils verkleisterte Stärkemehl-Körnchen, die aus dem Stammmarke verschiedener tropischer Palmen gewonnen werden und als verschieden grosse oder verschieden gestaltete Körner in den Handel gelangen. Früher kam aller Sago aus Ostindien und den umliegenden Inseln nach Europa, jetzt aber wird auch in Westindien, z. B. auf Guadeloupe und in anderen Tropengegenden, Sago gewonnen. Doch ist die Sagostärke hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung von derjenigen anderer Pflanzen nicht verschieden und nur unter dem Mikroskope zeigen die Körnchen eine etwas abweichende Form von den

jenigen der Weizen-, Kartoffelstärke etc. — Die am meisten zur Sagogewinnung benutzten Palmen sind Sagus Rumphii, Sagus laevis und Sagus farinifera, welche nicht allein in Indien und auf den Sundainseln wild wachsen, sondern dort auch stark angebaut werden. Ausserdem liefern noch Borassus flabelliformis und Arenga saccharifera Sago, der jedoch für den europäischen Handel geringere Bedeutung hat. Alle Sagopalmen besitzen die Eigenthümlichkeit, dass bei ihnen die härtesten Stammtheile ausserhalb liegen, und innen, anstatt des Kernholzes, ein lockeres schwammiges Mark vorkommt, welches aus Gefässbündeln und Zellgeweben besteht, die von Stärkemehl strotzen. Diesen Zustand finden wir aber nur kurz vor Eintritt der Blüthe, denn das Stärkemehl ist der Vorrath, welchen der Baum zur Bildung seiner Blüthen und Früchte ansammelt; sind letztere gereift, dann ist auch das Mark aufgezehrt, der Stamm hohl, und der Baum stirbt allmählig ab. Um daher Sago in grösster Menge zu gewinnen, muss der Baum genau zur Zeit geschlagen werden, wenn er seinen Blüthensaft zu treiben beginnt, was gewöhnlich nach dem 8.—10. Jahre eintritt. — Die gefällten Stämme werden der Länge nach aufgespalten, hierauf nimmt man das Mark heraus, zerkleinert und wäscht es auf Sieben, wobei die Stärkemehl-Körnchen mit dem Wasser durch das Sieb dringen und später abgesondert werden, während die Fasern zurückbleiben. Die Verarbeitung dieser so gewonnenen Rohwaare zu „Perl-Sago“ geschieht aber erst in einigen grösseren indischen Städten, namentlich in Singapore, wohin die Rohstärke Sumatra's und Borneo's in bedeutenden Mengen ungetrocknet in Zuckerbrot-Formen verschifft wird, und wozu meistens chinesische Arbeiter verwendet werden, welche die noch feuchte Stärke mittelst siebartiger Vorrichtungen körnen und dann in erwärmten Pfannen schnell trocknen. Ausser weissem, gelbem und braunem Perl-Sago kommt aber auch aus Indien ein eckiger, verschieden grosser Sago in den Handel.

Der Export „Cyperns“ betrug während des am 31. März 1885 abgeschlossenen Finanzjahres 287.521 £, also 2689 £ weniger als im Vorjahre, und der Import 304.375 £, gegen 39.805 £ im Vorjahre. In der Getreide-Ausfuhr war ein ziemlich bedeutender Ausfall zu konstatiren; sie bezifferte sich nur auf 51.522 £, gegen 72.668 £ in 1883/84, da die Getreideeigenthümer bei den bestehenden Marktpreisen ihre Waare nicht verkaufen wollten. Im Ganzen wurden exportirt für 24.000 £ Weizen, 23.000 £ Gerste, 4000 £ Wicken etc. — Ebenso machte sich im Wein-Export ein Ausfall bemerkbar, denn die Exportsumme belief sich nur auf 45.267 £, wovon beinahe die Hälfte nach Egypten, für 10.000 £ nach der Türkei, für 6000 £ nach Frankreich und für 5000 £ nach Oesterreich verschifft wurde; hingegen hatte der Wein-Export nach Frankreich etwas zugenommen. Dafür ergaben Baumwoll- und Wolle-Ausfuhr eine höhere Ziffer; für ersteren Artikel belief sich der Versandt auf 26.874 £, für letzteren auf 8312 £, wovon das Meiste nach Frankreich ging. — Die Ernte des wichtigsten Artikels der Insel, des „Johannisbrotes“, war gut, so dass von diesem Artikel 92.515 £ ausgeführt werden konnten, u. z. 40.526 £ nach England, 25.995 £ nach Frankreich, 8399 £ nach Spanien, 6883 £ nach Egypten und 10.712 £ nach verschiedenen anderen Ländern. — Andererseits liegt aber von den seit den letzten 3 Jahren nach Cypern importirten Waaren noch ein grosser Theil in den dortigen Magazinen, was den eklatantesten Beweis liefert, dass die Einfuhr vielfach aus Spekulation und nicht in Folge des Bedürfnisses stattgefunden hat!

Die übrigen britischen Kolonien in Afrika, Asien, Amerika und Australien sind vorherrschend Tropenkolonien, in denen die Industrie hauptsächlich nur in den Händen einer grösseren oder geringeren Anzahl „Faktories“ ruht, die sich mit der Produktion, dem Einhandeln sowie der Verarbeitung der so mannigfachen dortigen Naturprodukte

beschäftigen, und häufig eigene Seegelboote oder Dampfer besitzen, um längs der Küste sowie auf den Hauptwasserläufen im Inneren des Landes, wo auch stets die Etablissements angelegt werden, den Verkehr zu unterhalten. Dort sammeln die Kaufleute alle Waaren, welche ihnen von den Eingebornen gebracht werden, von dort aus regen sie die umliegenden Gebiete, sowie die Hinterländer zur Produktion an, und diese wird schwächer, je entfernter die Landschaften sich befinden, weil der Transport der geringer werthigen Erzeugnisse für die Eingebornen nicht mehr lohnt. — Die Anlage und das Leben auf diesen Faktoreien ist im allgemeinen überall gleich; man unterscheidet meistens ein Hauptgebäude, den Aufenthalt der Europäer, und anliegende Nebengebäude, Vorrathskammern, Magazine, Fabrikationsräume u. s. w. Fast alle Gebäude sind Parterrebauten, meistens aus Brettern aufgeführt, haben überstehende Dächer, sind weiss gestrichen und oft von grünen Anpflanzungen umgeben. Die Fenster verschliessen angestrichene Läden oder Jalousien aus Bambusstäben, und auf dem häufig mit Blech beschlagenen Dach erhebt sich eine Glocke, die Mittags und Abends als Signal zum Beginn oder zur Beendigung der Arbeit geläutet wird. Die im unmittelbaren Dienste der Faktorei stehenden farbigen Arbeiter wohnen in kleinen, gewöhnlich aus Flechtwerk hergestellten Hütten, die man z. B. in Afrika „Tschinbeck" nennt, für sich gesondert in der Nähe des Hauptgebäudes. — Unter den zahlreichen Produkten dieser beregten Kolonien spielt seit neuerer Zeit der „Manilahanf", Abakka. eine wichtige Rolle, so heissen nämlich die Fasern aus den scheidenartigen Blattstielen mehrerer in den Tropenländern Asiens heimischen Pisang- oder Banane-Arten, „Musa". Unter diesen ist der „Paradies-Pisang", Musa paradisiaca, auch wegen seiner wohlsckmeckenden Banane eine wichtige Nährpflanze, so dass man ihn ebenfalls in die heissen Gegenden Afrika's und Amerika's verpflanzt hat. Der 2—6 Meter hohe Stamm derselben

wird fast ganz aus den unteren, rinnenartigen Theilen der Blattstile zusammengesetzt und muss beim Herausarbeiten der Fasern gespalten werden. Obwohl mehrere Musa-Arten brauchbare Fasern geben, benutzt man zur Gewinnung des Abakka doch vorherrschend nur den sogenannten Affen-Pisang, der desshalb auch „Musa textilis", Gewebe-Pisang, genannt wird. Diese Pflanze ist auf mehreren indischen Inseln heimisch, namentlich auf den Philippinen und Molukken, ja auf Luzon und einigen anderen Inseln der ersteren Gruppe wird sie sogar im Grossen kultivirt und der Absatz von Hanf bildet dort das hauptsächlichste Einkommen der Bewohner, so dass die Striche, wo der Gewebe-Pisang wild wächst, in Eigenthum gegeben sind und wilde Pflanzen gerade so wie kultivirte ohne Unterschied benutzt werden. — Da aber die Musa textilis, wenn sie reife Früchte hat, nur eine sehr geringe Fasermenge liefert, so schneidet man sie schon im Alter von 1 $^1/_2$ Jahren, u. z. wenn sie eben in Blüthe treten will. Die abgehauenen Stämme lässt man einige Zeit unter Einwirkung von Luft und Feuchtigkeit mazeriren, dann reinigt man die Fasern von dem verrotteten Zellgewebe, indem man sie wiederholt zwischen eiserne Stäbe durchzieht, bis man mannslange Baststreifen gewinnt, die durch Hecheln wieder zertheilt werden. Hierauf scheidet man gleich die gewonnenen Fasern in zwei Sorten, nämlich in stärkere für Tauwerk, welche an den äusseren Partien des Stammes gelegen haben, und zartere für feinere Arbeiten, ja sogar für Kleiderstoffe der Eingebornen, die den inneren Schichten entnommen werden. Das aus diesen Fasern fabrizirte Seilwerk besitzt eine solch' ausserordentliche Zähigkeit, Dauer und Leichtigkeit, dass man es dem hanfenen bei weitem vorzieht und es im Seewesen immer mehr verwendet; bereits 1879 betrug die Fasern-Einfuhr nach Europa etwa 357.500 Ballen, à 120 Kg. Doch sind die cirka 2 Meter langen, theils weissen, theils bräunlich gelben, oft in schmalen Baststreifen zusammenhängenden Fasern nach

der Einfuhr erst noch klar zu hecheln, was dann ein Rohmaterial ergiebt, in welchem die weissen, zu feineren Arbeiten geeigneten Fasern immer nur $^1/_8$ — $^1/_6$ der ganzen Masse bilden, so dass das Uebrige in den Seilereien verarbeitet werden muss.

Auch der „Pfeffer“ bildet einen bedeutenden Export-Artikel dieser Tropenkolonien. Unter den pfefferartigen Gewächsen oder Piperaceen, nämlich kletternden, sehr artenreichen, ursprünglich aus Indien, den indischen und Sandwich-Inseln stammenden Pflanzen, mit einsamigen, wenig fleischhaltigen Beeren, ist am wichtigsten „Piper nigrum, „Piper aethiopicum“, grüner Pfeffer oder Pfefferstrauch. Seine ursprüngliche Heimath ist Malabar, wo er bis zu 10 Meter Höhe emporschiesst und „Black Pepper“ genannt wird; von dort wurde er in die übrigen Tropenländer verpflanzt. Man vermehrt ihn durch Stecklinge und zieht ihn rebenartig, niedrig, an Bäumen, wobei er vom 3.—20. Jahre und darüber tragfähig ist, in Plantagen, die in feuchten und etwas hoch liegenden Lagen angelegt, in Beete abgetheilt und mit den als Stütze dienenden „Korallenbäumen“, an welche man die Stecklinge anlegt, bepflanzt werden. Die Ranken tragen unansehnliche Blüthen in hängenden Aehren dicht zusammensitzend, und diese liefern Anfangs grüne, später in der Reife rothe Beeren, welche dann den Pfeffer des Handels bilden. Die Beeren enthalten nur einen, von einer dünnen Fruchthaut umschlossenen Samen, der eine braunrothe dünne Samenschale und mehliges Eiweiss besitzt, das äusserlich grünlich, grauhornartig, innerlich weiss ist. Durchschnittlich bringen die Pflanzen 2—$3^1/_2$, selten bis 5 Kg. Samen pro Jahr. — Den schwarzen Pfeffer des Handels gewinnt man aus den noch unreifen Beeren durch Abpflücken und Trocknen an der Sonne oder an einem gelinden Feuer; den weissen hingegen dadurch, dass die reifen Beeren in's Wasser gelegt und auf diese Art ihrer Fruchtschalen und des Fleisches entledigt werden.

Beim schwarzen Pfeffer unterscheidet man harten, runden, braunen, halbharten, kleinen, gerunzelten, braungrauen und leicht zerreiblichen; ferner schwarzgrauen, leichten, sehr leicht zerreiblichen und ungleich grossen Samen; hingegen ist der weisse Pfeffer glatt, rundlich, gelblich, weiss, weit weniger scharf, und in Europa nicht so beliebt wie in China.

V. Der Handel und das Bankwesen.

Die Schilderung der Verhältnisse des Handels, und die grössten Handelsstädte. — Die Gross- und Kleinkaufleute. — Bazare, Messen, Märkte. — Die Handelsagenten in Indien. — Der Geldmarkt. — Die hervorragendsten Geldinstitute. — Die Diskontobewegung. — Die Handels- und Bankgesetze.

Der kolossale Welthandel des riesigen britischen Reichs, dessen wahrhaft gigantische Import- und Exportziffern wir im vorigen Abschnitte Revue passiren liessen, konzentrirt sich in Old England und hier wieder ganz besonders in den gewaltigen Handelsmetropolen „London" und „Liverpool", denen Kalkutta, Bombay, Hongkong, Singapore, Sydney, Montreal, Kapstadt und andere grosse Handelstädte der Kolonialländer als Stapelplätze und Bankfilialen dienen. Dieser grossartigen merkantilen Leistung des Stammlandes, welche im Laufe der Zeiten Milliarden angehäuft und dazu beigetragen hat, den Nationalreichthum so unendlich zu erhöhen, ist es denn auch zuzuschreiben, dass Old England in den meisten Artikeln des Welthandels den Hauptmarkt bildet. So dominirt z. B. London in Wolle, Seide, Häuten, Rauhwaaren, Fellen, Thee, Kaffee, Zucker etc., und Liverpool in

Baumwolle, worin es die übrigen in dieser Beziehung wichtigsten europäischen Städte weit übertrifft, denn im Jahre 1881 betrug die Baumwollen-Einfuhr von:

	Ctr.
Liverpool . .	13,996.647
London . . .	850.464
Havre	3,000.000
Bremen . . .	2,096.368
Hamburg . . .	633.900

wobei sich der tägliche Umsatz in Havre durchschnittlich auf cirka 2000 Ballen bezifferte, während derjenige Liverpools die Höhe von 15.000 bis 20.000 Ballen erreichte, u. z. drückt diese Zahl den direkten Verkehr zwischen den Importeuren und den Spinnern aus, entgegen den Verhältnissen in Havre, wo Scheingeschäfte und Spekulationskäufe mit eingerechnet sind. — Ueberdies übt der Liverpooler Markt auch noch dadurch einen enormen Einfluss auf die kontinentale Produktion aus, dass er den Käufern bedeutende Vortheile bietet, die in der Gleichmässigkeit der Preise den kolossalen dortigen Vorräthen sowie der Mannigfaltigkeit der Marken bestehen, so dass sie hier stets die leichteste und beste Auswahl treffen und sich schleunigst mit denjenigen Rohwaaren versehen können, die sie für ihre Fabrikation bedürfen. Dies ist ganz besonders heut zu Tage bei dem so ausserordentlich schnellen Wechsel der Moden und dem Auf- und Abschwanken der manufakturellen Produktion von unendlicher Wichtigkeit, kommt in erster Instanz aber doch wieder der englischen Industrie zu Gute, da diese sich in unmittelbarer Nähe der Bezugsquelle befindet, daher ihren Bedarf mit Vermeidung aller Kommissions- und grösseren Transportspesen zu decken vermag. — Ebenso wie Liverpool in Baumwolle, ist Glasgow auf dem Eisenmarkte für den Stand der „Warrantpreise" massgebend, da die Höhe derselben die Lage des gesammten europäischen Eisenmarktes charakterisirt und ihre Schwan-

kungen den Kurs der kontinentalen Montanwerthe in hohem Grade beeinflussen. Die Ursache liegt darin, dass es in Glasgow und Middlesborough, den Mittelpunkten der englischen Eisenproduktion, Firmen giebt, die gegen Vergütung einer Lagermiethe Roheisen aufnehmen und dagegen Warrants ausstellen, von denen jeder in Glasgow 500 Tons umfasst, eine Mischung von Eisen No. 1 und No. 3 repräsentirt, indossirt und lombardirt werden kann und meistens in blanko ausgestellt wird, so dass er auf den Inhaber geht. Ausserdem sind aber die Warrants an der Glasgower Börse auch noch ein Spekulationspapier in dem weitesten Sinne des Wortes und werden von dem ausserhalb der Eisenbranche stehenden Publikum gekauft, wenn sie niedrig stehen, weil man sie für eine Kapitalsanlage hält; daher ist es auch sehr natürlich, dass nicht allein die Lage des Eisenmarktes, sondern fast in gleicher Weise der Geldmarkt und die Situation der Börsen entscheidend auf den Preis der Warrants einwirkt. Der Warrantpreis steigt oder fällt, je nachdem die Spekulation im allgemeinen angeregt oder abgespannt ist, je nachdem der Geldwerth steigt oder fällt, wobei selbstredend auch die Lage des Eisenmarktes, die Höhe der Eisenproduktion, der Absatz desselben im Innlande und der Export Berücksichtigung findet. Allein sehr oft ist der Stand der Warrants ganz unabhängig von dem Angebot und der Nachfrage nach schottischen Roheisen, auch können die deutschen Giessereien nur die besseren Qualitäten schottischen Roheisens verwenden, und das Eisen, auf welches die Warrants lauten, gehört selten zu den besseren Sorten. Ueberdies ist das Quantum der schottischen Produktion nicht so bedeutend, dass dasselbe an und für sich auf den englischen noch viel weniger aber auf den deutschen Eisenmarkt einen beherrschenden Einfluss ausüben sollte, denn an schottischem Roheisen wurde producirt (in 1000 Tons) im Jahre:

1882	1881	1880	1879	1878
1126	1176	1049	932	902

gegenüber einer Produktion in England (in 1000 Tons) im Jahre:

1882	1881	1880	1879	1878
8493	8377	7749	5995	6381

daher belief sich die Produktion des schottischen Roheisens im Jahre 1882 nur auf 13·2 % der gesammten englischen Eisenproduktion. — Wie bedeutend die Schwankungen der Warrantpreise innerhalb eines Jahres sind, lässt sich aus folgenden Zusammenstellungen ersehen, worin der Durchschnittspreis von Warrants (in Shillings und Pence pro Ton) betrug:

1882	1881	1880	1879	1878	1874	1873
49·4 1/2	49·12	54·6	47	54·1	87·6	116·11

1872	1870	1857	1854	1850
101·10	54·4	69·2	79·8	44·2

während die Schwankungen der Warrantpreise (pro Ton in Shilling und Pence) sich folgendermassen gestaltete:

1882		1881		1880		1879	
höchst.	niedr.	höchst.	niedr.	höchst.	niedr.	höchst.	niedr.
Preis		Preis		Preis		Preis	
51·6 1/2	47·6	52·10 1/2	46·1 1/2	70·1	45·11 1/2	68	40

1878		1877		1876	
höchst.	niedr.	höchst.	niedr.	höchst.	niedr.
Preis		Preis		Preis	
52·4	42·3	57·3	52·1	64·5	56·3

Der britische „Grosshandel“, welcher nebst den wichtigsten Geld-Instituten des Reiches seinen Hauptsitz in der „Londoner City“ aufgeschlagen hat, arbeitet mit kolossalen Kapitalkräften, und einem innig verschlungenen Netze von Geschäfts-Verbindungen, die einen auf gegenseitiges Vertrauen basirten fest geschlossenen Kreis bilden, der sich über die ganze Welt ausbreitet, und hier werden täglich Geschäfte in enormen Summen gerade so abgeschlossen, als wenn es sich um wenige Pfund Sterlinge handeln würde. Doch ist es ein grosser Irrthum, wenn man glaubt, in der Londoner City, wo

so riesige flüssige Kapitalkräfte aufgespeichert sind, leicht Geld für Unternehmungen erlangen zu können, wenn man nicht innerhalb dieses Ringes steht oder auf das Beste eingeführt wird! Im Gegentheil, es ist hier noch viel schwieriger wie wo anders, weil die dortigen Grosskapitalisten mit den verschiedensten Projekten alltäglich förmlich überschüttet werden und in mancher Beziehung auch recht schwerfällig sind. Ebenso ist es fast unmöglich, ohne einiges Vermögen und einflussreichen Konnexionen sich in Mitte dieser Kreise zu etabliren, und rein nur auf Kredit spekulirend, emporzuarbeiten, selbst wenn man alle zu einem tüchtigen, soliden Geschäftsmanne, erforderlichen persönlichen Eigenschaften besitzt, worauf der Engländer einen sehr grossen Werth legt, denn Kredit zu erlangen fällt in England fast noch schwerer als in manchen andern Ländern, weil Banken und Privatfirmen in dieser Beziehung äusserst penibel sind. Daher führt hier der Beginn eines Geschäftes ohne zureichendes Kapital in der Regel weit sicherer zum Ruin, als in irgend einem Lande des Kontinents. Dagegen ist die Möglichkeit geboten, wenn man in den Handelskreisen einmal festen Fuss gefasst hat, ein einträgliches Geschäft zu beginnen, denn obgleich der Engländer mit seinem Vertrauen sehr zurück hält, schenkt er es doch andererseits, wenn er sich einmal dazu entschliesst, auch wieder voll und ganz. Ueberdies kommt dem Anfänger noch der grosse Vortheil zu Gute, dass das englische Geschäft wesentlich ein Komptant-Geschäft ist, dass kein langes Ziel gewährt wird, dass man keinen Kredit nimmt, keinen Kredit gewährt, gegen Baar einkauft und verkauft und dadurch bei der grösstmöglichen Sicherheit einen weit bedeutenderen Umsatz erzielt, der, wenn er auch bei einzelnen Transaktionen einen geringeren Profit abwirft, im Ganzen doch profitabler ist, als dort, wo man ein langes Ziel gewähren muss und sein Kapital in Folge dessen im Jahre vielleicht nur dreimal umsetzt, während es

hier im günstigen Falle zehn- oder zwölfmal umgesetzt werden kann. — Doch ist es für jeden Geschäftsmann von grosser Wichtigkeit, sich ein Bankkonto bei irgend einer der grossen oder wenigstens gut akkreditirten Banken zu eröffnen, wodurch man, abgesehen von allen andern Erleichterungen, Vereinfachungen des Verkehrs und Vortheilen, einen nicht hoch genug anzuschlagenden Halt in der Geschäftswelt gewinnt. Dem Fremden wird dies aber, selbst wenn er über die nothwendigen Baarmittel verfügt, nicht leicht, und man kann mit 10.000 £ in der Tasche in ganz Lombard Street von einer Bank zur andern laufen, ohne zum gewünschten Ziele zu gelangen, denn überall lautet die Antwort: „Wir nehmen sehr gerne Ihr Geld in Verwahrung, wenn Sie bei uns eingeführt werden!" Diese Zurückhaltung üben die Banken einzig und allein im Interesse der Geschäftswelt, der gegenüber ein in schlechte Hände gerathenes Checkbuch sehr gefährlich werden kann; darum bedarf es zur Eröffnung eines Bankkonto's „Drawing account" nicht nur der entsprechenden Geldmittel, sondern auch der Einführung durch eine bei der Bank wohlakkreditirte Persönlichkeit. — Ist das Bankkonto eröffnet, so erhält der neue Kunde, nachdem das Depot geleistet ist, ein Checkbuch und kann fortan alle seine Zahlungen sowie Einkassirungen durch die Bank besorgen lassen, wofür ihm dieses Geld-Institut keine Kommission oder irgend eine andere Gebühr, mit Ausnahme der Stempelausgaben berechnet; dagegen aber auch keine Verzinsung für das bei ihr liegende Depot gewährt, und überdies erwartet, dass sich dasselbe stets auf einer respektablen Höhe erhält. In dieser Beziehung hat jede Bank eine gewisse Summe festgesetzt, welche stets unberührt bleiben muss und über die hinaus Anweisungen oder Checkes nicht abgegeben werden dürfen, so beträgt beispielsweise dieser Reservefonds bei der Bank von England 500 £, bei der London- and County-Bank 200 £, bei der Westminster Bank 300 £ etc. Diese den Banken

unverzinslich überlassenen Gelder bilden die Quelle ihres Einkommens und ermöglichen es ihnen, trotz der riesigen Regieauslagen, Dividenden zu bezahlen, welche nicht selten den Aktionären eine zwölf bis fünfzehnprozentige Verzinsung ihres Kapitals gewähren. — Wer kein Bankkonto und keinen Bankkredit geniesst, kann Geld nur zu sehr hohem Preise und unter vielfachen Schwierigkeiten geliehen bekommen, denn England hat zwar ungeheuer viel flüssiges Kapital und erfreut sich der niedrigsten Bankrate, aber das viele und billige Geld ist nur dem Reichen zugänglich, nicht aber dem Bedürftigen oder dem emporstrebenden Geschäftsmanne, ja für diese ist das Geld theurer als in anderen, weniger reichen und hochentwickelten Staaten. So beträgt beispielsweise die gesetzlich normirte Verzinsungsrate für die von den konzessionirten Pfandleihern dargeliehenen kleinsten Beträge 25 event. 50 Prozent! Und dies in einem Lande, wo die Bankrate manchmal bis unter 2 Prozent sinkt! — Diese Zahlungsweise mit „Check" ist dort so allgemein verbreitet, dass fast jeder, der über Mittel verfügt, mag er nun welch' immer einem Berufe angehören, sich der Checks bedient, und zu diesem Zwecke mit einem Bankier in Verbindung tritt. Dieser giebt ihm dann ausser dem gedruckten „Checkbuch", welches durch besondere Vorkehrungen gegen Fälschungen geschützte abtrennbare Formulare zu Checks enthält, auch noch ein Kontobuch „Pass Book" zur Eintragung aller Kredit- und Debet-Posten. Das Checkbuch führt man stets bei sich, damit man die Checks nach Bedarf zur Leistung aller grösseren Zahlungen benutzen kann, während das „Pass Book" zu Hause aufbewahrt wird. — So vortrefflich dieser ganze Checkverkehr ist, hat sich aber die englische Gesetzgebung doch erst in den letzten Jahren mit dem Check beschäftigt, da sie eine gewisse Abneigung gegen jede Kodifikation überhaupt, besonders aber gegen die Behandlung der Checks, als eine Abart des inländischen gezogenen Sichtwechsels, hatte. Man begnügte sich

daher nur einzelne Spezialfragen, wie die Stellung an Ordre, sowie das Kreuzen, „Crossing", zu regeln und dem Check Befreiung von dem Wechselstempel zu sichern; im Uebrigen aber unterlag der Check hauptsächlich dem auf Gewohnheiten beruhenden Wechselrecht. Diese traditionelle Auffassung des Checks ist auch in die neueste Kodifikation des Wechselrechtes, „Bills of Exchange Act", übergegangen, welche im Abschnitte III (Checks on a banker), § 73, zunächst folgende Definition des Checks giebt: „Ein Check ist ein auf einen Bankier „Banker", gezogener, auf Anweisung zahlbarer Sichtwechsel." Der Begriff Banker ist nämlich in England ein streng begrenzter, denn der Bankier beschäftigt sich fast ausschliesslich nur damit, für die Parteien Gelder gegen oder ohne Verzinsung zu übernehmen, worüber dieselben mittelst Checks oder in anderer Weise verfügen, und diese Depositen mit Beobachtung einer gehörigen Reserve im Eskompte, zum Theil auch in Lombard, oder zum Ankauf von Konsols, also fast immer in sicherer und mobiler Weise zu verwenden, so dass er stets allen Anforderungen der Rückzahlung sofort zu entsprechen vermag, in Folge dessen die Gefahr des Missbrauches des Checkwesens in spekulativer Richtung sehr beträchtlich schwindet. — Die Einziehung der Checks durch die englischen Bankiers binnen kurzer, üblicher Frist, „a reasonable time", wird wesentlich dadurch erleichtert, dass die Bankiers an den grösseren Plätzen täglich zur Ausgleichung zusammen kommen. Die grossartigste Einrichtung dieser Art ist das „Banking Clearing-House" zu London, wo täglich die in London zahlbaren und mittelst des sogenannten „Country-Clearing" auch die auf andere Plätze gezogenen Checks mit Hülfe der Bank von England zur Ausgleichung gelangen, was äusserst nothwendig ist, da der Nehmer in der Regel den Check nicht selbst einzieht, sondern seinem eigenen Bankier als Guthabung übergiebt, wodurch sich diese Papiere massenhaft ansammeln. So betrug allein im Jahre 1882

der Umsatz im Londoner Clearing-House mehr als 6369 Mill. £, ohne dass dabei irgend Goldmünzen oder Banknoten erforderlich waren, da sämmtliche Ausgleichungen durch Giro bei der Bank von England erledigt wurden. — Nach den wesentlichsten Bestimmungen des „neuen Checkrechtes“ werden die Checks in „übertragbare“ und „unübertragbare“ eingetheilt; übertragbar ist jeder Check, dessen Inhalt die Uebertragung nicht ausschliesst, während ein übertragbarer Check an Ordre oder an den Vorzeiger zahlbar sein kann, u. z. ist er dies, wenn sein Inhalt es ausdrückt, oder beim Blanko-Indossement. Zur Theilnahme am Checkverkehre ist jeder zur Uebernahme von Verbindlichkeiten Fähige berechtigt, jedoch haftet als Aussteller oder Indossent nur derjenige, welcher den Check in dieser Eigenschaft gezeichnet hat. Der Aussteller des Checks ist verpflichtet, für Einlösung bei ordnungsmässiger Präsentation einzustehen; im Falle der Nichthonorirung hat er diejenigen schadlos zu halten, welche den Check nach ihm ordnungsmässig erhielten und auch jeder Indossent haftet seinen Nachmännern für Honorirung des Checks, wenn er nicht in beschränktem Umfange girirt hat (ohne Obligo). Legitimirter Inhaber eines Checks ist Jeder, der denselben äusserlich regelrecht erworben hat, das heisst ohne Kenntniss von einer vorhergehenden Zahlungsverweigerung, in gutem Glauben gegen Entgeld und ohne Kenntniss etwaiger Mängel in der Person des Vormannes, wobei als geleistetes Entgeld für einen Check (Valuta), jedes Rechtsgeschäft gilt, welches eine Schuld oder Verbindlichkeit begründet. Jeder Check, dessen Inhalt die Uebertragbarkeit nicht untersagt, kann begeben werden (Indossement), u. z. wird ein an den Vorzeiger zahlbarer Check durch Aushändigung, ein an Ordre zahlbarer durch förmliches Indossement und Uebergabe in Cirkulation gesetzt! Befinden sich auf einem Check mehrere Indossemente, so gilt jedes als in der Reihe erfolgt, wie es auf dem Check steht; ist hingegen ein Check blanko indossirt, so kann jeder Inhaber das Giro

in ein Namensgiro verwandeln. Der Aussteller und jeder Indossent darf auf dem Check seine Haftpflicht ausschliessen, beschränken, für sich auf die Verpflichtungen verzichten, welche dem Inhaber aus dem Besitze des Checks entstehen; ferner muss jeder Check ordnungsmässig, innerhalb der usancemässigen Zeit, zu den üblichen Geschäftsstunden beim Bankier zur Zahlung präsentirt werden, wobei auch Präsentation durch die Post zulässig, und dieser hat die Berechtigung und Verpflichtung, den ordnungsmässig auf ihn gezogenen Check zu zahlen, so lange die Auszahlung vom Aussteller nicht widerrufen ist oder Nachricht von dessen Ableben eintrifft. Bei Dishonorirung ist die Aufnahme eines Protestes wegen Mangels an Zahlung nur bei im Auslande ausgestellten Checks gesetzlich vorgeschrieben, jedoch thut man es in der Regel vor einem Notar oder Zeugen. Wird die Zahlung verweigert, so muss der Inhaber dem Aussteller und allen Indossenten Notifikationen zugehen lassen, denn wer keine Nachricht erhält, ist von allen Verpflichtungen frei; überdies wirkt die an einen Betheiligten gegangene Notifikation zu Gunsten aller Indossetare, welche den Check vor dem Benachrichtigten besessen haben, und die Rücksendung des nicht honorirten Checks gilt als genügende Form der Benachrichtigung, aber die Notifikation, die sofort nach verweigerter Zahlung erfolgen kann, muss spätestens am Tage nach der Weigerung abgehen. Beim Schadenersatz-Anspruch im Falle von Dishonorirung, kommen die Höhe der Checksummen, die Zinsen seit der Präsentation zur Zahlung, sowie die Protestkosten in Betracht, und die Grundsätze über Nothadressen sowie Intervention stimmen fast genau mit dem deutschen und österreichischen Wechselrechte überein. Eigenthümlich ist es, dass die Vorschrift bei dem Check von einer bestimmt fixirten Verjährungsfrist absieht, hingegen nur anordnet, dass der Check verfallen ist, wenn er unverhältnismässig lange Zeit sich in Cirkulation be-

findet. Um Missbrauch zu verhüten, pflegt man die Umlaufsfähigkeit der Checks dadurch zu beschränken, dass man zwei parallel gehende Striche senkrecht über die Vorderseite zieht, „Crossing“, und dazwischen den Namen eines bestimmten Bankiers (to cross specially) oder auch nur . . . & Co. (to cross generally) schreibt, was dann nach Belieben mit einem solchen Namen ausgefüllt werden kann und die Wirkung hervorruft, dass nur ein Bankier, eventuell der namhaft gemachte, den Check einzuziehen berechtigt ist. Diesen Crossed cheque behandeln die §§ 76 bis 82 im Anschlusse an die bestehenden Usancen.

Ebenso grossartig und vortrefflich organisirt wie der Handel ist die „Waarenzahlung“, welche durch die Londoner Banken vermittelst ihrer Filialen und Agenturen in allen Ländern der Welt durch Umschreibungen sowie Uebertragungen auf den betreffenden Konten vermittelt wird, so dass der gesammte europäisch-überseeische Verkehr zur Ausgleichung des Debet und Kredit vorzugsweise und mit Vorliebe die Vermittlung der englischen Banken benutzt. So erhält z. B. der deutsche Exporteur gegen Präsentation des Konnossements von der Bank in London, etwa der Australia- oder New-Zealand-Bank, den ganzen oder theilweisen Fakturabetrag seiner Forderungen, à Conto des bei der betreffenden Bank akkreditirten, in Sydney oder Auckland wohnenden Käufers, und umgekehrt leistet die australische Filiale, beziehungsweise die Kartellbank des Londoner Bankhauses auf dessen Veranlassung an den australischen oder neuseeländischen Exporteur, a Conto des bei der Bank in London akkreditirten deutschen Käufers australischer oder neuseeländischer Produkte, gegen Vorweisung des Konnossements Zahlung bis zur Höhe der von London aus angewiesenen Beträge. Wir sehen also, dass sich die Bank- und Zahlungsoperationen auf das innigste an den Waarentausch anschliessen und in dessen Gefolge auftreten, was auch der naturgemässe, historisch bewährte Entwicklungsgang des überseeischen Verkehrs ist, der nicht

durch Begründung von Bank- und Kredit-Instituten, sondern durch den Tauschhandel oder das Waarengeschäft eingeleitet werden muss. — Dieser ganze kolossale Geldverkehr des britischen Stammlandes wurde im Jahre 1883 von 143 Aktienbanken „Joint check Banks", 249 Privatbanken, 26 Diskonto- und Kreditgesellschaften, sowie 27 Kolonialbanken bewältigt. Die auf Aktien begründeten Institute verfügten über ein subskribirtes Kapital von cirka 255 Mill. £ und über ein eingezahltes von ungefähr 98 Mill. £. Doch waren zur Notenausgabe von den einheimischen Instituten, auf Grund der Bankakte vom Jahre 1844, nur 63 Aktien- und 104 Privatbanken berechtigt, während die Zahl der Aktienanstalten und ihr eingezahltes Grundkapital im Oktober 1882 betrug:

	Anstalten		
	insgesammt	Zettelbk.	Aktienkapital £
Joint-stock Banks	143	63	67,488.635
Bank von England (gegr. 1694) .	1	1	14,553.000
And. Banken in England u. Wales	119	45	36,982.635
Banken auf der Insel Man . .	2	1	67.000
„ in Schottland	12	10	9,046.000
„ in Irland	9	6	6,840.000
Diskont und Kreditgesellschaften	26	—	7,711.297
Kolonialbanken in London . .	27	24	21,868.957
Zusammen . .	196	87	97,068.889

Darunter waren die bedeutendsten Joint-stock Banks mit ihrem eingezahlten Kapitale in £ ausser der obenerwähnten Bank von England folgende:

	£
London und Westminster Bank	2·9
Bank von Irland	2·6
National-Provinzialbank London	2·04

	Mill. £
Royal-Bank von Schottland . .	2·00
London and County-Bank . .	1·87
London Joint-stock Bank . . .	1·50
National-Bank, Dublin	1·50
Unionbank von London . . .	1·39
Bank von Schottland	1·25
British Linen-Comp., England .	1·00
Bankverein von Clydesdale . .	1·00
Kommerzbank von Schottland .	1·00
Nationalbank „ „ .	1 00
Unionbank „ „ .	1·00
Manchester und Liverpool Bank	0·9
City Bank, London	0·9
Alliance-Bank, London . . .	0·8
Consolidated Bank, London . .	0·8
Manchester und Salford Bank .	0·7
Imperial-Bank, London . . .	0·6
Manchester and County-Bank .	0·6
Bank von Liverpool	0·6
Londoner Bankverein	0·6
Unionbank von Liverpool . .	0·6

Hingegen gestaltete sich am 6. August 1885 der Ausweis der in so riesigen Dimensionen arbeitenden und so musterhaft organisirten „Bank von England“:

	£
Totalreserve . . .	15,883.000
Notenumlauf . . .	25,711.000
Baarvorrath	25,844.000
Portefeuille . . .	21,545.000
Privatguthaben . .	32,194.000
Staatsschatzguthaben	4,673.000
Notenreserve . . .	14,813.000
Regierungs-Sicherh. .	17,569.000

wobei der Edelmetall-Verkehr mit dem Auslande innerhalb der Woche per Saldo einen Export von Lstr. 170.000 ergab. — Der niedrigste Appoint der Banknoten ist aber nur 5 £, doch hat die Bank von England auch 2 Banknoten, à 100.000 £ ausgegeben, welche aber keineswegs die grössten, bisher von einem Geld-Institute ausgefertigten Werthpapiere sind, sondern im Besitze des fürstlich „Stahremberg'schen Pecuniar-Fideikommiss in Wien befindet sich sogar eine Obligation von 1,500.000 Gulden in Silberrente der österreichisch-ungarischen Bank! — Doch tragen die naturgemässen Schwankungen des „Diskonts“ der englischen Bank einen von den internationalen Geldverhältnissen abweichenden Charakter an sich, was seine Ursache theils in der spezifischen Ausbildung des englischen Kreditwesens hat — wodurch jede Schwankung in den Handelsverhältnissen und den finanziellen oder politischen Beziehungen ihren Ausdruck in den Ansprüchen, die an die englische Bank gestellt werden, sowie in ihrer Bemühung, den Baarvorrath zu halten u. s. w., kurz in der Bewegung ihres Diskontosatzes findet, und durch diese enorme Feinfühligkeit jedenfalls einen so bedeutenden Nachtheil für die volkswirthschaftlichen Zustände des Reiches bildet, wie es in andern Ländern, wo das Nationalbaarvermögen auf breiterer Grundlage ruht, nicht vorkommen kann — theils in der englischen Bank-Verfassung selbst, denn nach dieser darf die Bank nur 15 Mill. £ ungedeckte Noten in Cirkulation setzen, während weitere Ausgaben sich nach ihrem Baarvorrathe richten. Ist dieser z. B. auf 20 Mill. £ angewachsen, so vermag die Bank nach dem Gesetze für 35 Mill. Banknoten auszugeben. Durchschnittlich kann man aber das Bedürfniss des Landes an Noten auf 20 bis 25 Millionen annehmen, so dass für die Bank eine Notenreserve von 10 bis 15 Millionen entsteht, die sie natürlich unter allen Umständen, wenn auch zu niedrigem Zinsfusse, anbringen will, in Folge dessen der Diskont, d. h.

der Preis, den man für die Benutzung fremder Geldkapitalien zahlt, ausserordentlich gedrückt wird. Daher sehen wir denn auch, dass der englische Diskont manchmal von dem der deutschen oder französischen Bank 1 bis 1 ½ % abweicht und dass er durchaus nicht die Stabilität des Zinsfusses dieser Institute besitzt. — Vor dem Inslebentreten des englischen Bankgesetzes, der sogenannten Peel'schen Akte vom Jahre 1844, ist auch der englische Diskont viel stabiler gewesen, nur 1839 stieg er vorübergehend infolge der Aufhebung der Wuchergesetze auf 6 %, fiel aber schon 1840 wieder auf 5 %, behauptete sich auf diesem Stande bis 1842 und sank dann auf 4 %, welcher Satz bis September 1844 in Kraft blieb. Vor diesem Zeitpunkte war der Diskont der Bank überhaupt nicht unter 4 % herabgekommen, entsprach also dem internationalen Zinsfusse, während das Fallen desselben bis auf 2 ½ % 1845 (1—2 % unter den deutschen und französischen Zinsfuss) bereits die Wirkung der vorhandenen Reserven war. — Natürlich lockt ein so niedriger Zinsfuss die Anlagen (Wechsel) herbei, wodurch die Bank bald wieder genöthigt wird, die Abnahme des Baarvorraths durch Erhöhung des Diskonts zu beschränken. Der hohe Zinsfuss von 1847 erklärt sich aus der grossen Handelskrisis in diesem Jahre, hervorgerufen durch Misswachs, Ueberspekulation, Metallabfluss etc., doch nahm die Reserve der Bank schon im folgenden Jahre wieder so zu, dass er in der zweiten Hälfte desselben normal wurde und 1849/50 1—1 ½ % unter dem internationalen Zinsfusse stand. Das Fallen des Diskonts auf 2 % im Jahre 1852 erklärt sich zum Theile aus der Auffindung der australischen Goldminen; doch war der Abfluss des Metalls infolge des Zinsfusses ein so rascher, dass die Bank schon Anfang 1853 den letztern wieder erhöhen musste. Im Zeitraume von 1853—1856 schwankte der Diskont zwischen 3 ½ bis 6 %, je nach Verhältniss der Reserve zur Nachfrage, worauf er in der grossen Krisis 1857 bis auf 10 % stieg, während die

Banque de France damals nur 9%, die Preussische Bank 7½% erreichte. Dieser hohe Zinsfuss ist aus den Ansprüchen erklärlich, die in solchen Zeiten an das Bankinstitut gestellt werden, infolge dessen die Reserve der Bank zeitweilig auf Null zurückging. Die Aufhebung der Peel'schen Akte, der Import von 22 Millionen £ in Gold und der Wiedereintritt normaler Verhältnisse brachten den Diskont 1858/59 wieder in die Grenzen von 2½—4%, ja 1860 sogar bis auf 6%. — Recht bezeichnend für die Stabilität der Geldverhältnisse der Preussischen Bank ist es, dass ihr Diskont von Mitte 1859 bis Ende 1863 den Stand von 4% nicht verliess, während der Zinsfuss der Englischen Bank mit der Abnahme ihrer Reserve 1861 auf 8% stieg, und 1862 wieder auf 2% fiel; nur die Französische Bank war damals gezwungen, die englische Diskontbewegung in engern Grenzen mitzumachen. Ja, nachdem 1863 der Diskont in Old England mit dem internationalen übereingestimmt hatte, tritt 1864 bei der Englischen Bank wieder so grosse Geldklemme ein, dass sie ihren Satz auf 9% erhöhen muss und die grossen Banken des Auslandes, um ihren Baarvorrath zu halten, gezwungen sind, ebenfalls den Diskont zu erhöhen. Die Handelskrisis von 1866 brachte sogar den Zinsfuss der Bank auf 10% hinauf, während diesmal die Banque de France infolge günstiger Handelsbilanzen 5% nicht überschritt. 1866—1869 schwankte der Diskont zwischen 2 und 4½%, stieg 1870 auf 6% (gegen 8% auf kurze Zeit bei der Preussischen Bank), fiel dann wieder zum Theile durch Zufuhr französischen Goldes auf 2% und erhob sich zeitweilig infolge der Abfuhr des letzteren nach Deutschland auf 5%. In der Krisis von 1873 erreichte er nochmals 9%, wogegen Deutschland und Frankreich nicht über 7% gingen Seitdem bewegte er sich in den Grenzen von 2—5%, nur 1878 und 1882 kurze Zeit etwas höher, meist nach dem Sinken und Steigen der Bankreserven.

Auf hoher Stufe der Entwicklung befindet sich im britischen

Stammlande auch das „Versicherungswesen", und die Betheiligung des Publikums an demselben ist eine sehr zahlreiche, so ersehen wir z. B. aus dem Geschäftsberichte der bedeutendsten englischen Arbeiter-Versicherungs-Gesellschaft „Prudential" in London vom Jahre 1884, dass dieselbe einen Bestand von 6,302.890 £ Versicherungen gehabt hat. Unter den übrigen Londoner Lebens-Versicherungs-Gesellschaften sind noch hervorzuheben die „Legal and General Life Assurance Society", deren investirte Fonds 2 Millionen £ betragen; die „Provident Life Office", gegründet 1806, mit 2,388.956 £ investirten Fonds; die „North British & Mercantile Insurance Company for fire and life" mit einem subskribirten Kapital von 2,500.000 £, die „London Assurance", gegründet 1720, mit 3,300.000 £ Fonds; die „Northern Assurance Company", errichtet 1830, mit über 2,890.000 £ Fonds etc.

Auch die grossen Banken in den bedeutendsten britischen Kolonialländern sind vortrefflich basirt und liefern eine recht ansehnliche Dividende, so konnte 1884 die Bank von Neu-Südwales auf der Halbjahrs-Versammlung ihren Aktionären zu Sydney über einen Reingewinn von 106.000 £ berichten, was mit dem reservirten Reste des letzten Halbjahrgewinns von 7600 £ zusammen einen solchen von 113.600 £ ergab. Abgesehen von einer Erhöhung des Reservefonds und einem Vortrag für das nächste Halbjahr war es daher möglich, eine Dividende von 15% und ein Bonus von 2½% auf's Jahr zu vertheilen. Die Union-Bank von Australien konnte laut Bericht der Sitzung ihrer Theilhaber bei der gesteigerten Nachfrage nach Geld infolge Ausdehnung der kolonialen Industrien und der desshalb stark in Anspruch genommenen Fonds der Bank, 1 Lstr. 15 S. auf die Aktie und einen Bonus von 10 S., zusammen also 18% Jahresdividende, beschliessen. Die Bank von Neu-Seeland, deren eingezahltes Kapital 1,250.000 £ beträgt, war in der Lage, für das am 31. März beschlossene Halbjahr eine Jahresdividende von 10% und einen Bonus von 5% ihren

Aktionären auszutheilen. Ebenso vermochte die „Bank von Australasien" nicht nur 12½% Jahresdividende auf die Aktie und einen Bonus von 11 S. zu bewilligen, sondern ausserdem, neben den üblichen Abzügen für Reservefonds u. s. w., ihren sämmtlichen Beamten auch eine Gratifikation von 10% ihres Gehaltes zu gewähren.

Doch trotz all' dieser günstigen Chancen, die sich den Exporteuren Old Englands bieten, liegt doch der Handel im grossen Ganzen gegenwärtig recht darnieder, woran aber nicht allein die auf dem ganzen Weltmarkte lastende Depression, sondern vielfach auch eine gewisse, der heutigen riesigen Konkurrenz nicht mehr entsprechende Unthätigkeit der englischen Handelskreise Schuld ist, so dass der deutsche „Exporthandel", den die Briten früher vornehm ignorirten, ihnen jetzt recht unbequem wird, und ein gewisses Unbehagen in allen dortigen Geschäftskreisen, besonders in den kommerziellen Centralpunkten Grossbritanniens hervorruft. Ja man fühlt sogar eine gewisse Unsicherheit unter dem Drucke dieses mächtigen Andrängens, und ängstliche Gemüther hegen die Befürchtung, dass das grosse Inselreich seine Weltherrschaft in Handel und Industrie verlieren könne. Unterstützt wird diese Stimmung durch eine Fülle von Klagen und Alarmsignalen, die der britische Kaufmann in den letzten Jahren fast in allen englischen Konsulatsberichten aus den verschiedensten Theilen der Welt ausgedrückt findet. So schreibt z. B. der englische Konsul in Belgrad in seinem letzten Jahresberichte: „Der Erfolg der österreichischen und deutschen Mitbewerbung gegenüber dem die Einfuhr nach Serbien bisher beherrschenden englischen Handel liegt entschieden in der grösseren Willfährigkeit der letzteren beiden Länder, sich dem Geschmacke des Landes unterzuordnen und den heimischen serbischen Händlern Kredit zu gewähren." Ganz in demselben Sinne äussert sich der englische Generalkonsul für Norwegen über den Handel dieses Landes, indem er sagt, dass gerade die

grosse Sorgfalt und ängstliche Rücksichtnahme auf die kleinsten Details, womit die deutschen Handelsreisenden die lokalen Märkte erforschen, für das von dem deutschen Handel gewährte Kreditsystem die Möglichkeit erheblicher Risikos, wie solche im allgemeinen alle Handelsoperationen zu begleiten pflegen, ausschliesse. Auch betont der britische Konsul für Serbien ganz besonders, die Engländer seien einfach zu bequem und trachten nicht, im Auslande sich genügend zu vergewissern, wo von ihnen mit Sicherheit und ohne Risiko Kredit gegeben werden könne. — Ferner bestätigt der englische Generalkonsul in Konstantinopel, dass die Fabrikanten des Kontinents, hauptsächlich Deutschlands, weit mehr bestrebt sind, den zu beschickenden Markt kennen zu lernen, als dies von Seiten der englischen Geschäftsleute geschehe; haben doch, sagt er, die deutschen Firmen beständig ihre Geschäftsreisenden unterwegs, welche eifrig den auswärtigen Markt ausforschen und in allen seinen Bedürfnissen studiren müssen. Auf Grund der Berichte ihrer Reisenden seien die deutschen Exportfirmen dann regelmässig bemüht, ihre Fabrikerzeugnisse der Mode und den Wünschen der Abnehmer entsprechend herzustellen, daher komme es, dass der Einfuhrhandel der Levante langsam und allmählich England entzogen werde! Endlich meldet der englische Generalkonsul in Rom, dass in Bezug auf das Papiergeschäft, Deutschland sich das Monopol erworben habe, welches in früheren Zeiten England besessen; auch Eisen-, Wollen-, Baumwollen- und Glaswaaren werden in Italien jetzt vortheilhafter von Deutschland als von England bezogen; ferner betont er ganz besonders, dass die deutschen Fabrikanten durch Erleichterungen in den Zahlungsbedingungen die italienische Kundschaft den Engländern umsomehr entfremden, als letztere durch starres Festhalten an althergebrachten Gewohnheiten den veränderten Zeitverhältnissen nicht Rechnung zu tragen verstehen! — Unter solchen Umständen darf man sich also nicht wundern,

dass jenseits des Kanals auch bittere Klagen über die Zunahme des deutschen Elements in Grossbritannien immer häufiger werden! Thatsächlich befinden sich auch nach authentischen Quellen cirka 250.000 Deutsche in England, wovon allein etwa 150.000 in London leben. Eine verhältnissmässig stattliche Reihe derselben sind Inhaber grosser, weltbekannter Firmen, ein noch viel bedeutenderer Theil hat aber als „Clerks“ in den verschiedenen Geschäftshäusern Beschäftigung gefunden, da selbst die englischen Grosskaufleute diese Elemente wegen ihrer gründlicheren Kenntnisse, grösserem Fleisse und bei weitem geringeren Lebensansprüchen den einheimischen weit vorziehen.

Trotz der gerade nicht rosigen Lage, in welcher sich also der Handel des britischen Stammlandes gegenwärtig befindet, haben sich aber doch, Dank des neuen englischen „Bankerott-gesetzes“, im Jahre 1884 die Zahlungseinstellungen bedeutend vermindert, denn sie betrugen laut amtlichen Berichten im Jahre 1884 in England 4170 gegen 8555 im Jahre 1883. Die Gesammtverbindlichkeiten der 8555 Bankerotte während des letzten Jahres des Bankerottgesetzes von 1869 beliefen sich auf 21,268.151 £ oder durchschnittlich 2186 £ auf jeden Bankerott, gegen 3260 Bankerotte mit 10,049.399 £ Passiven im ersten Jahre des neuen Bankerottgesetzes oder durchschnittlich 3082 £ auf einen Bankerott. Die Aktiven unter dem alten Gesetze erreichten die durchschnittliche Höhe von 700 £ auf den Bankerott, gegen 956 £ unter dem neuen Gesetze. — Die 1361 grossen Zahlungseinstellungen im Jahre 1883 bestanden u. a. aus 1 Bankier, 11 Brauer, 54 Baumwollspinner, 180 Maschinenfabrikanten und Eisengiesser, 63 Importeure, 159 Tuchhändler und 62 Weinhändler; während in Kanada 1384 Zahlungseinstellungen mit Gesammtpassiven von 16 Millionen Dollar zur Anmeldung gelangten, daher auf je 48 Handelsfirmen ein Falliment entfiel. — Dieses beregte neue Bankerottgesetz steht in innigster Verbindung mit einer Reihe wichtiger Verbesserungen auf dem Gebiete der Handelsgesetzgebung im Stammlande, welche im

höchsten Grade nothwendig waren und ein lang gefühltes Bedürfniss endlich befriedigten, denn die englische Justiz basirt im Grunde genommen auf dem Gewohnheitsrechte, und bei der Entscheidung streitiger Fragen sind in erster Reihe Präcedenzfälle massgebend, die oft aus richterlichen Entscheidungen herbeigeholt werden, welche vor Jahrhunderten gefällt wurden. Die natürliche Folge dieser Zustände ist eine Verworrenheit, die das ganze englische Recht zu einem ausserordentlich schwierigen Studium macht, ganz abgesehen davon, dass das englische Rechtswesen auch noch den gewaltigen Uebelstand an sich trägt, höchst kostspielig und schleppend zu sein! Um in dieser Beziehung abzuhelfen, berief der Lordkanzler am 7. Januar 1881 einen Ausschuss von Richtern und anderen Sachverständigen zusammen; als aber diese Bestrebungen nicht so schnell, wie man erwartete, Gesetzeskraft erhielten, half sich das Recht suchende Publikum selbst, indem es den Versuch machte, ein „Handels-Schiedsgericht“ in's Leben zu rufen! Schon früher war man mehrfach bestrebt gewesen, die Einführung von Handelsgerichten zu erlangen, da jedoch diese von der Handelskammer angeregte Idee an dem Widerstande der Rechtsgelehrten scheiterte, so fasste schliesslich die Handelskammer von Manchester im Mai 1880 den Beschluss, ein Handels-Schiedsgericht „Court of commercial reference for the arbitration and settlement of disputes and customs relating to the trades and industry of the district“ aus eigener Initiative in's Leben zu rufen, und erwählte zu diesem Zwecke einen Ausschuss, dessen Beschluss am 29. Dez. 1880 vom Vorstande der Handelskammer die Bestätigung erhielt und im November 1881 in's Leben trat, so dass für eine bestimmte Zeit vom Handelsstande Schiedsrichter im Vorraus ernannt werden. Da aber die ganze Sache auf freiem Willen beruht, ist in jedem besonderen Falle ein Schiedsvertrag nothwendig, wobei der Registrator des Schiedsgerichts mitwirkt;

ebenso soll ein Rechtsgelehrter an der Abfassung des Schiedsspruches theilnehmen. — Doch wurden von Seiten der Legislatur wenigstens am 1. Januar 1881 die neuen „Country Courts Rules" in Kraft gesetzt, wodurch das Verfahren vor den Grafschafts-Gerichten, besonders betreffs der Vollstreckung, Schuldhaft u. s. w., theilweise neu geordnet wird; auch ist dadurch, in Vollzug des Haftpflicht-Gesetzes von 1880, das Verfahren in Haftpflichts-Sachen geregelt! — Bezüglich der in solchen Angelegenheiten zugezogenen sachverständigen Beisitzer bestimmt das Gesetz, dass dieselben nach Ordre 39b, § 29 (17) nicht etwa wie wie anders ein Gutachten abzugeben, sondern mit dem Richter zu Gericht zu sitzen und ihn auf sein Verlangen bei Festsetzung der Schadenersatz-Summe zu unterstützen haben.

Ferner ward am 18. Juli 1881 in Schottland das Gesetz über Gant und Vermögensabtretung, „Bankruptcy and Cessio" (Scottland) Act 1881 (44 et 45 Victoriae, chap. 22 in Wirksamkeit gebracht. Dieses Gesetz betrifft das schottische Gantrecht und ist nur ein kurzer Nachtrag zum schottischen Gantgesetze von 1856 (19 et 20 Vict., chap. 79) und zu den Vermögensabtretungs-Gesetzen (hauptsächlich 6 et 7 Will. IV, chap. 56.) Nach diesem soll ein „Gantmann" erst dann zur Entlastung, „discharge", von allen seinen bisherigen Schulden berechtigt sein, wenn er wenigstens 25% seinen Gläubigern zahlt, oder nachweist, dass er dies ohne sein Verschulden nicht zu thun vermag, wobei die Entscheidung des „Lord Ordinary" oder Sheriffs der Berufung an den „Court of Session" (Inner House) unterliegt. Wurde die Entlastung wegen Nichtzahlung dieser 25% verweigert und in Folge dessen bezahlt, so steht es dem Gantschuldner nachträglich doch noch frei, die Entlastung zu fordern; unter den gleichen Bedingungen ist auch der zur Vermögensabtretung, „Cessio bonorum", Zugelassene berechtigt, vom Sheriff die Entlastung zu fordern. Ferner beschäftigt sich dieses Gesetz noch mit der Prüfung, der Verwaltung

und der Entlastung des Massepflegers, „Trustee", bei einem Vermögensabtretungs-Verfahren sowie mit dem Rechte des Sheriffs, derartige Abtretung auch bei Ausbleiben des Schuldners auszusprechen, die Anwesenheit des Schuldners oder Anderer, welche Auskunft geben können, zu erzwingen und nach seinem Ermessen, wenn die Schulden 200 £ übersteigen, das Gantverfahren, statt des Abtretungsverfahrens zu eröffnen. — Auch über ein „englisches Gantgesetz" wurde endlich, nachdem schon lange ein tiefgefühltes Bedürfniss in dieser Beziehung geherrscht hatte, 1880 eine Kommission niedergesetzt. Sonder-Ausschüsse erstatteten Berichte über die Mängel des bestehenden Gesetzes und machten sorgfältig ausgearbeitete Vorschläge. Auf Grund dieser Protokolle und in stetem Verkehre mit erfahrenen Rechtsgelehrten sowie Geschäftsleuten, verfasste schliesslich der Vorstand des Handelsamtes, „Chamberlain", einen Gesetzentwurf, den er am 8. April 1881 dem Unterhause vorlegte, und der von Seiten der Rechtsgelehrten sowie der gesammten Geschäftswelt die freudigste Zustimmung erhielt, denn die schwersten Wunden der englischen Gesetzgebung wurden damit geheilt, und die seit Jahren ausgesprochenen Wünsche sahen sich in dieser Bill verwirklicht, da, ohne das Gesetz von 1869 jetzt schon aufzuheben, sondern die allerdings später höchst nothwendige Neugestaltung der Zukunft vorbehaltend, die Mängel des bestehenden Gesetzes dadurch beseitigt wurden, dass man theilweise ganz neue Wege einschlug! So hatte Lord Chamberlain z. B. den 1869 nur gemilderten Hauptmissgriff des Gesetzes vom Jahre 1861, nämlich den aussergerichtlichen Zwangsvergleich und die aussergerichtliche Abwickelung, gänzlich ausgemerzt, indem er die Sätze 125—127 des Gesetzes von 1869 fast vollkommen aufhob. Ein Zwangsvergleich, der alle Gläubiger bindet, sollte nur nach eröffneter Gant und Klarlegung der Verhältnisse des Schuldners, mit richterlicher Genehmigung und nur, wenn mindestens 25% bezahlt wurden, gestattet sein. Die Ver-

waltung der Gantmasse war zwar, wie bisher, den Gläubigern selbst überlassen, statt der meist unwirksamen richterlichen Aufsicht hatte der Entwurf aber die durchgreifende Aufsicht einer Verwaltungsbehörde, des Handelsamtes substituirt. An jedem, mit Gantsachen betrauten Gerichte beabsichtigte man einen ständigen amtlichen Pfleger „Official receiver", anzustellen, der sofort die Gantmasse zu übernehmen und für Klarlegung aller Verhältnisse zu sorgen hat; ja bei kleinen Ganten, d. h. nicht über 300 £, sollte dieser amtliche Pfleger sogar die ganze Abwickelung besorgen. Ernennen die Gläubiger einen Massepfleger, „Trustee", so wird er nur gegen Sicherheitsbestimmung zugelassen, seine Ernennung ist von der Genehmigung des Handelsamtes abhängig und seine Bezahlung an mässige Grenzen gebunden. Ferner untersteht seine Verwaltung der fortwährenden Aufsicht des Handelsamtes und dieses kann ihn, wenn Grund vorhanden, ohne Weiteres absetzen; dann haben die Gläubiger das Recht, sowohl wegen verweigerter Ernennung, als auch gegen die Absetzung Berufung an's Gericht einzulegen. — Gegen das Unwesen der sogenannten „Proxies", d. h. der Leute, welche aus der Vertretung von Gläubigern und der Ausbeutung von Ganten ein förmliches Geschäft machen, waren in der Bill ebenfalls Massregeln ergriffen, obwohl gerade in dieser Beziehung sehr schwer zu helfen ist, wenn die Gläubiger nicht selbst dagegen auftreten. — Auch an die Entlastung, „Discharge", des Gantschuldners hatte das Gesetz strengere Bedingungen geknüpft, nämlich die sogenannte Bankerotthandlungen, „Acts of bankruptcy", welche zur Ganteröffnung berechtigen, schärfer gefasst und den Antrag auf Gant schon gestattet, wenn die Forderungen der Antragsteller 20 £, statt wie bisher 50 £ betragen. — Andererseits wurde, da ein Missbrauch der Gant zur Prellerei durch alle diese Bestimmungen kaum mehr möglich war, dem Schuldner wieder gestattet, gegen sich selbst die Ganteröffnung zu beantragen.

Von eminenter Wichtigkeit war auch die Kodifikation des bisherigen englischen „Wechselrechts“, denn dieses bestand theils in zerstreuten Statutenbestimmungen, welche für Schottland bis auf das Jahr 1681, für England und Irland bis auf das Jahr 1698 zurückgingen. Daran reihte sich noch die grosse Schwierigkeit für das Ausland, dass es in Schottland wieder ein anderes Wechselrecht gab, das in vielen, wenn auch meist nur ziemlich untergeordneten Punkten, von dem englischen Rechte differirte. All' diese Uebelstände sowie die legislative Thätigkeit auf dem Gebiete des Wechselrechts, machten schliesslich auch im britischen Stammlande das Bedürfniss nach Kodifikation desselben so dringend, dass endlich im Jahre 1881 auf Veranlassung zweier hervorragender Korporationen, des „Institute of Bankers“ und der „Associated Chambers of Commerce“, der berühmte Rechtsgelehrte M. D. Chalmers den Entwurf einer Wechselordnung ausarbeitete, welcher durch den Präsidenten des „Institute of Bankers“, Sir John Lubbock, sowie mehrere andere hervorragende Persönlichkeiten im Unterhause eingebracht und am 19. Juli 1881 zum ersten male gelesen wurde. Dieser Entwurf hatte sich nur mit der Zusammenstellung des zur Zeit geltenden Rechts beschäftigt, und statt der auf dem Festlande üblichen Motive nur die Processrubriken, unter denen die einzelnen Sätze zur Anerkennung durch die Praxis gelangten, als Erläuterung beigefügt, hingegen war eine Neubildung unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Wissenschaft und der ausländischen Gesetzgebung nicht in's Auge gefasst, ja man wagte es nicht einmal, die Vereinigung des englischen und schottischen Rechts vorzuschlagen! Nachdem der Entwurf die zweite Lesung passirt hatte, blieb er unerledigt liegen und selbst Sir Chalmers gab vorderhand alle Hoffnung auf, damit durchzudringen. Allein jetzt entwickelte sich von verschiedenen Seiten eine lebhafte Agitation zu Gunsten dieses Gesetzgebungsversuches und die Folge war,

dass derselbe im Jahre 1882 erneuert unverändert eingebracht und vom Unterhause einem Sonderausschusse, bestehend aus angesehenen Finanzmännern und Rechtsgelehrten, unter Vorsitz des Sir Farrer Herschell, überwiesen wurde. Dieser Ausschuss machte nicht nur viele Aenderungen an demselben, sondern dehnte das ursprünglich nur für England und Irland bestimmte Gesetz auch auf Schottland aus, und als das Resultat ihrer Arbeiten am 7. Juli 1882 dem Unterhause vorgelegt wurde, gab dieses seine Zustimmung. Auch das Haus der Lords überwies den Entwurf einem ausgewählten Ausschusse unter Vorsitz des Lord Bramwell, der ebenfalls noch manche Aenderung an dem Entwurfe vollzog, besonders reduzirte er die Sektionen, in welche das Unterhaus den Entwurf eingetheilt hatte, durch Streichung einiger Bestimmungen auf 100, so dass die englische Wechselordnung zufällig dieselbe Artikelanzahl besitzt wie die Allgemeine Deutsche Wechselordnung. Als schliesslich auch das Oberhaus mit dem derartig umgeänderten Entwurfe in allen seinen Punkten einverstanden war, erhielt derselbe am 18. August 1882 die königliche Sanktion. — Die neue englische Wechselordnung behandelt im I. Theile den Titel des Gesetzes und die Bedeutung der in demselben vorkommenden technischen Ausdrücke; im II. Theile den „gezogenen Wechsel“, nämlich die Tratte oder „Bill of exchange“, in 11 Unterabtheilungen, u. z. Form und Auslegung, Fälligkeit und Vertretung der Betheiligten, Entgeld für den Wechsel, Begebung des Wechsels, allgemeine Pflichten des Inhabers, Haftbarkeit der Betheiligten, Tilgung des Wechsels, Ehrenannahme und Zahlung, Verlorene Wechsel, Wechsel in mehreren Exemplaren, schliesslich Konflikte der Gesetze. Der III. Theil beschäftigt sich mit dem „Check“, hauptsächlich dem „gekreuzten Check“, der erst vor wenigen Jahren durch die „Crossed Cheques Act“, 1876, gesetzliche Regelung gefunden hatte. Theil IV. regelt den eigenen Wechsel, „Promissory note“, der soweit nicht in Theil IV besondere Be-

stimmungen gegeben sind, nach den Grundsätzen über die Tratte beurtheilt werden soll. Im V. Theil finden wir endlich eine Reihe von Ergänzungsvorschriften nebst zwei Beilagen. — Dabei ist noch besonders hervorzuheben, dass sich einige Bestimmungen dieser Wechselordnung in erfreulichem Einklange mit den Beschlüssen der Assoziation für Reform und Kodifikation, den sogenannten „Bremer Regeln“ befinden. Betrachten wir nun die einzelnen Sektionen dieser „Bills of Exchange Act“ 1882 (45 u. 46 Vict. Chap. 61) in ihren wichtigsten Punkten näher, so finden wir folgende Bestimmungen: Ein „Bill of Exchange“, Gezogener Wechsel, ist ein bedingungsloser schriftlicher Auftrag, von einer Person an eine andere, auf Anfordern oder zu einer festgesetzten oder bestimmbaren künftigen Zeit eine fixirte Geldsumme an eine bezeichnete Person oder deren Ordre, oder an den Vorzeiger zu bezahlen. Doch ist ein Wechsel keineswegs ungültig, wenn er nicht mit Datum versehen ist, nicht den gegebenen Entgelt bezeichnet oder die Einführung, dass überhaupt Entgelt gegeben wurde, unterlässt, und nicht den Ausstellungsort oder den Zahlungsort bezeichnet. — Einen „Inlandswechsel“ nennt man denjenigen, der innerhalb des britischen Stammlandes gezogen und zahlbar, oder innerhalb desselben auf eine dort wohnende Person gezogen ist, oder der sich äusserlich so darstellt. Jeder andere Wechsel heisst hingegen ein Auslandswechsel, „Foreign bill“. — Ein Wechsel kann gezogen werden zahlbar an den Aussteller oder dessen Ordre oder zahlbar an den Bezogenen oder dessen Ordre. Wenn in einem Wechsel der Aussteller und der Bezogene die nämliche Person sind oder wenn der Bezogene eine erdichtete oder eine nicht vertragsmässige Person ist, kann der Inhaber die Urkunde nach seiner Wahl als Wechsel oder als „eigenen Wechsel“ behandeln; auch muss der Bezogene in dem Wechsel mit Namen genannt oder sonst mit der erforderlichen

Bestimmtheit bezeichnet sein. Ist der Remittent eine erdichtete oder nicht existirende Person, dann darf der Wechsel als zahlbar an den Vorzeiger behandelt werden; verbietet aber ein Wechsel ausdrücklich die Uebertragung, so soll man ihn nicht weiter begeben. Ein Wechsel muss dem Vorzeiger bezahlt werden, wenn dies ausdrücklich in demselben steht oder wenn das letzte Indossament in blanco ist. Die Zahlung eines Wechsels erfolgt mit Zinsen, in bestimmten Raten; in bestimmten Raten mit der Vorschrift, dass bei Zahlungsverzug einer Rate die ganze Summe fällig sein soll; und entsprechend einem Wechselkurse, der entweder im Wechsel selbst bestimmt ist oder nach der im Wechsel enthaltenen Angabe festgesetzt werden kann. — Hat man die Wechselsumme in Worten sowie auch in Zahlen ausgedrückt und entstand dadurch ein Widerspruch zwischen beiden Summen, dann bildet die in Worten geschriebene Summe die Wechselsumme. — Ordnet ein Wechsel die Zahlung mit Zinsen an, so läuft der Zins, falls kein anderer Anfang im Wechsel bezeichnet ist, von dem Datum des Wechsels und, wenn der Wechsel kein Datum besitzt, von seiner Bezahlung; überdies ist ein Wechsel auf „Anfordern" zahlbar, wenn er keine Zeitbestimmung für die Zahlung enthält. Wird ein Wechsel nach Verfall akzeptirt oder indossirt, dann gilt er für den Akzeptirenden oder Indossirenden als ein auf Anfordern zahlbarer Wechsel. — Eine Unterschrift „per procura" drückt aus, dass der Vertreter nur eine beschränkte Vollmacht zur Zeichnung besitzt, daher haftet der Prinzipal nur dann, wenn der Vertreter bei der Zeichnung innerhalb der thatsächlichen Schranken seiner Vollmacht handelte. — Das Indossement muss auf den Wechsel selbst geschrieben und von dem Indossanten unterzeichnet sein, doch die einfache Unterschrift oder eine auf eine Allonge oder auf eine in einem Lande, in dem Wechselkopien zugelassen sind, begebene oder weiter begebene

Kopie gesetztes Indossament vollkommen giltig; ferner darf das Indossament kein theilweises sein, d. h. dem Indossatar nur einen Theil der Wechselsumme übertragen, oder den Wechsel an zwei oder mehrere Indossatare getrennt zuschreiben. Wenn in einem an Ordre zahlbaren Wechsel der Remittent oder Indossatar irrig bezeichnet oder sein Name verschrieben ist, dann kann er den Wechsel entsprechend seinem Wortlaute indossiren, indem er, wenn er dies für räthlich erachtet, seine richtige Unterschrift beifügt; befinden sich hingegen auf einem Wechsel zwei oder mehr Indossamente, so gilt bis zum Beweise des Gegentheils jedes Indossament als in der Reihenfolge bewirkt, in der es sich auf dem Wechsel befunden; auch kann ein Indossament in Blanko oder speziell erfolgen und Einschränkungen enthalten. — Ein auf Anfordern zahlbarer Wechsel ist verfallen, wenn sich aus seinem Inhalt ergibt, dass er während einer unvernünftig langen Zeit, was eine Thatfrage bildet, im Umlaufe war. Wurde ein „nach Sicht" zahlbarer Wechsel weiter begeben, dann muss der Inhaber ihn entweder zur Annahme präsentiren oder in entsprechender Zeit wieder weiter geben, denn wenn er dies unterlässt, so sind der Aussteller und alle diesem Inhaber vorhergehenden Indossanten aller weiteren Verpflichtungen enthoben. Findet der Inhaber eines Wechsels, welcher nicht in der Wohnung oder dem Geschäftslokale des Bezogenen zahlbar ist, trotz aller Bemühungen keine Zeit, den Wechsel „zur Annahme" zu präsentiren, ehe er ihn am Tage der Fälligkeit zur Zahlung vorlegt, so wird ihm die durch die Präsentation zur Annahme vor der Präsentation zur Zahlung entstandene Verzögerung nachgesehen und der Aussteller sowie die Indossanten sind dadurch nicht von der Honorirung befreit. Die Präsentation muss durch oder für den Inhaber an den Bezogenen oder an eine zur Annahme oder Weigerung der Annahme in dessen Namen bevollmächtigte Person zu einer passenden

Stunde an einem Geschäftstage, u. z. ehe der Wechsel verfallen ist, erfolgen, doch genügt auch die Präsentation durch das Postamt, wenn sie durch Vereinbarung oder Gebrauch eingeführt ist. — Wird ein Wechsel zur Annahme präsentirt, aber nicht innerhalb der üblichen Zeit akzeptirt, dann muss der Präsentirende denselben als „durch Nichtannahme" dishonorirt behandeln, da der Inhaber sonst sein Rückgriffsrecht gegen den Aussteller und die Indossanten verliert. Einen Inlandwechsel braucht man jedoch wegen Nichthonorirung keineswegs zu notiren oder zu protestiren, um den Rückgriff gegen den Aussteller oder Indossanten zu wahren; wird hingegen ein „Auslandwechsel" durch Nichtannahme dishonorirt, so muss er ordnungsmässig wegen Nichtannahme protestirt werden, denn unterlässt man dieses, so sind Aussteller und Indossanten entlastet. — Im Falle der Wechsel im Auslande nicht honorirt wurde, kann an Stelle des Schadensatzes der Inhaber desselben von dem Aussteller oder jedem Indossanten, und der Aussteller oder ein Indossant, der genöthigt wurde, Zahlung zu leisten, von jeder ihm haftbaren Person den Betrag des Rückwechsels mit Zinsen von dem Zeitpunkte der Zahlung angefangen beanspruchen. — Ist ein Wechsel absichtlich von dem Inhaber oder seinem Vertreter durchstrichen, dann gilt dieser als getilgt. — Bei einem gegen Nichtannahme oder ungenügender Sicherheit protestirten, aber noch nicht fälligen Wechsel kann Jeder, der nicht bereits in dem Wechselverbande steht, mit Zustimmung des Inhabers interveniren und den Wechsel unter Protest „zu Ehren" einer im Wechselverbande stehenden Person oder zu Ehren desjenigen, für dessen Rechnung der Wechsel gezogen wurde, akzeptiren. Erfolgt die Akzeptirung eines „Nach Sicht-Wechsels" zu Ehren, dann wird seine Fälligkeit von dem Tage der Notirung wegen Nichtannahme, keineswegs aber von dem Tage des Ehrenakzepts berechnet. — Wenn ein Wechsel in mehreren Exemplaren, von denen jedes fort-

laufend nummerirt und eine Bezugnahme auf die andern Stücke enthalten muss, gezogen wird, so bilden die sämmtlichen Stücke einen Wechsel.

Wird ein in einem Lande gezogener Wechsel in einem andern weiter begeben oder akzeptirt, oder ist er in letzterem zahlbar, dann haben die Betheiligten die Rechte, Pflichten und Verbindlichkeiten, dass die Giltigkeit eines Wechsels bezüglich der formellen Erfordernisse nach dem Gesetze des Begebungsortes; die Giltigkeit der Annahme des Indossaments und der Ehrenannahme hingegen in formeller Beziehung nach dem Gesetze des Platzes beurtheilt wird, an dem sich der betreffende Vorgang vollzieht. Jedoch ist ein ausserhalb des britischen Stammlandes begebener Wechsel nicht allein deshalb ungiltig, weil er nicht im Einklang mit den Gesetzen des Begebungsortes gestempelt wurde! Ferner soll ein ausserhalb des Stammlandes begebener Wechsel, der in formeller Beziehung den Gesetzen dieses Reiches entspricht, bezüglich der Erzwingung wechselmässiger Zahlung für alle diejenigen Giltigkeit haben, welche denselben innerhalb des Vereinigten Königreichs weiter begeben, in Besitz nehmen oder auf irgend eine andere Art in den Wechselverband eintreten; ebenso geschieht, vorbehaltlich der übrigen Bestimmungen dieses Gesetzes, die Auslegung der Ausstellung, die Indossirung, Annahme, oder Ehrenannahme eines Wechsels nach dem Gesetze desjenigen Platzes, an welchem sich der betreffende Vorgang vollzieht. Jedoch muss, wenn ein Inlandswechsel im Auslande indossirt wird, das Indossament mit Beziehung auf den Wechsel, zahlbar nach dem Gesetze des britischen Stammlandes, beurtheilt werden. Hingegen soll man die Pflichten des Inhabers betreffend der Präsentation zur Annahme der Zahlung, der Nothwendigkeit eines Protestes, oder des Genügens einer Notifikation wegen Nichthonorirung, nach dem Gesetze des Platzes beurtheilen, an dem der Vorgang sich vollzog oder der Wechsel nicht ho-

norit wurde; ist aber der Wechsel ausserhalb des britischen Stammlandes gezogen, hingegen in demselben zahlbar und die Wechselsumme nicht in der Münze des Stammlandes ausgedrückt, dann hat die Berechnung des Betrags nach dem Wechselkurse für Sichtwechsel zu erfolgen; ist jedoch der Wechsel in einem auswärtigen Staate gezogen und in einem andern zahlbar, dann wird sein richtiges Datum nach dem Gesetze desjenigen Platzes bestimmt, an welchem seine Honorirung zu geschehen hat. — Der Eigene Wechsel „Promissory Note", ist das unbedingte, schriftliche, von dem Aussteller unterzeichnete Versprechen, einer Person an jemand anderen, auf Aufforderung oder in einem fixirten oder bestimmbaren zukünftigen Zeitpunkte, eine festgesetzte Geldsumme an eine bestimmte Person oder an deren Ordre oder an den Vorzeiger zu bezahlen, doch wird eine Urkunde in der Form eines an des Ausstellers Ordre zahlbaren eigenen Wechsels erst zu einem eigenen Wechsel durch die vom Aussteller bewirkte Indossirung, dabei gilt als Gesetz, dass, wenn ein eigener Auslandwechsel nicht honorirt wird, deshalb kein Protest erforderlich ist, und dass die für die „Bill of exchange" festgesetzten Vorschriften über Präsentation zur Annahme, Ehrenannahme unter Protest, Wechselausstellung in mehreren Exemplaren, beim Eigenen Wechsel keine Anwendung finden. — Ausserdem gilt noch für die Promissory Notes, gerade so wie für die Bills of exchange der Grundsatz, dass es bei einer Korporation vollkommen genügt, wenn sie dieselben, statt mit ihrer Unterschrift zu zeichnen, durch Daraufdrücken ihres Siegels dokumentirt. Ferner dass in Fällen, wo die Frist für Vornahme einer Handlung oder Sache weniger als drei Tage beträgt, bei Beobachtung derselben die Nicht-Geschäftstage, „Non-Business days" wegzulassen sind; darunter versteht man die Sonntage, den Charfreitag, die Christtage, den im Jahre 1871 legislatorisch festgestellten „Bankfeiertag", und

alle durch königliche Bekanntmachung bezeichneten öffentlichen Buss- und Bettage. Schliesslich wurde noch festgesetzt, wenn ein nicht honorirter oder eigener Wechsel protestirt werden soll oder muss, und die Dienste eines Notars an dem Platze nicht zu erlangen sind, dass jeder Haushaltungsvorstand oder ständiger Einwohner des Platzes in Gegenwart von zwei Zeugen ein von ihm unterschriebenes Zeugniss ausstellen darf, worin er die Nichthonorirung des Wechsels bestätigt, was in jeder Beziehung dieselbe Wirkung ausübt, wie ein förmlicher Wechselprotest!

Der „Innenhandel" Old Englands ist ebenfalls sehr umfangreich, weil der Konsum ein enormer, denn nach dem „Blaubuch" wurde im Jahre 1882 verbraucht, 170,780.000 Pfd. Thee, 12,880.000 Pfd. Cacao, 50,552.000 Pfd. Tabak, 281.000 Zentner Kaffee, 969.400 Zentner Korinthen, 452.400 Zentner Rosinen, 79,735.000 Zentner Weizen und Mehl, 16,425.000 Zentner Gerste, 15,100 000 Zentner Hafer und 30,914.000 Zentner Mais, 14,287 000 Gallonen Wein, 4,290.000 Gallonen Rum, 2,891.000 Gallonen Cognac und 1,107.000 Gallonen andere Spirituosen. Daraus ersehen wir, wenn man diese Ziffern mit den Ausweisen der früheren Jahre vergleicht, dass der Konsum von Wein, Rum, Cognac, Bier und Spirituosen wesentlich ab-, der von Tabak hingegen etwas zugenommen hat, so, dass sich nunmehr der Verbrauch pro Kopf der Bevölkerung folgendermassen gestaltet: Thee 4·80 %, Korinthen 3·05 %, Weizen 1·78 %, Rosinen und Tabak je 1·42 %, Kaffee 0·89 %, Cacao 0·36 %, Wein 0·40 %, Rum 0·12 %, Cognac 0·08 %, andere Spirituosen 0·03 %.

Zu diesen gewaltigen Konsummengen gesellt sich dann noch ein kolossaler Verbrauch aller möglichen anderen Waaren wie es bei einem Lande, wo so viel Kaufkraft in einem Theile der Bevölkerung angehäuft ist, nicht anders erwartet werden kann. Doch benützt der Detailhandel andererseits auch alle nur denkbaren Mittel, um ein möglichst gutes Geschäft zu

machen, und die Reklame spielt eine so gewaltige Rolle, wie man sie ebenbürtig höchstens in den Vereinigten Staaten wiederfindet. Das Wunderbarste in dieser Beziehung leistet aber seit neuester Zeit ein Seifenfabrikant P . . . s, der alle übrigen in dieser Beziehung an Originalität und Genie übertrifft, denn jede Kunst und Wissenschaft, jedes grosse oder kleine Ereigniss wird von ihm zu diesem Zwecke herangezogen, muss ihm zur Verherrlichung seiner Seifenfabrik Frohndienste leisten. Niemals aber erregen seine geschäftlichen Gewaltsamkeiten ein widerwärtiges Gefühl, weil die Freude über die geistreiche Form und den glänzend erreichten Zweck kein Unbehagen hervorruft. So liess er z. B. ein hübsches Bildchen anfertigen, auf dem ein kleines Mädchen beim Baden seine schwarze Amme mit Schwamm und Seife weisszuwaschen bemüht ist und das ebenholzfarbene Gesicht der grinsenden Afrikanerin rührig bearbeitet, was natürlich auf diesem Bilde keinen Erfolg, wohl aber auf einer anderen, nach den Angaben des Fabrikanten hergestellten Zeichnung hat, worauf mit Hilfe seiner Seife das grosse Wunder zu sehen ist, dass das schwarze Gesicht der Amme weiss wurde. — Zu einer anderen Zeit, als der Prinz von Wales den berühmten weissen Elephanten von einem Indischen Fürsten geschenkt erhielt und dieses seltene Thier in London ankam, veröffentlichte P . . . s, „die schlauen Inder hätten einen ganz ordinären Elephanten genommen, denselben mit seiner zauberhaften Seife gebadet, wodurch das Weltwunder eines weissen Elephanten geschaffen war!“ — Originell ist es ebenfalls, in welch' geistreicher Weise P . . . s den Shakespeare plündert, um Citate zur Verherrlichung seines Geschäfts zu gewinnen; aber auch zur Verherrlichung des Liebreizes und der süssen Stimme der grossen Patti und der schönen Mrs. Langton weiss er Verse aus Shakespeare's Dichterborn zu schöpfen, und zum Danke dafür bezeugten ihm in einem überall veröffentlichten zarten Briefchen die gefeierten Künstlerinnen, dass sie keine andere als

seine Seife gebrauchten, dass keine andere mit dieser konkurriren könne, dass sie die Zartheit ihrer Hautfarbe nur dieser zu danken hätten etc.! Auch kennt er als echter Sohn Albions den Werth ununterbrochener Reklame, weiss, dass schon viel gewonnen ist, wenn nur sein Name recht oft genannt wird und überall, an allen Ecken und Enden dem Publikum vor Augen tritt. Allein diesen breiten Weg der Reklame in der Manier Anderer zu beschreiten, genügt ihm nicht, daher entwarf er unter vielen anderen Dingen folgendes Manöver, in welchem die Wirkung und das Walten einer interessanten optischen Täuschung zur Geltung kam. Auf einem riesigen rothen Plakate liess er seinen Namen, P . . . s, derartig in weissen Lettern aussparen, dass unter dem rothen Felde ein leerer weisser Raum bleibt, dann ersuchte er die Beschauer, das rothe Feld mit weissen Lettern mehrere Sekunden lang recht scharf zu fixiren und hierauf das Auge auf das leere Feld zu richten, wodurch sich plötzlich ein buntes Bild auf diesem weissen Felde zeigen würde. Und wirklich, das Feld färbt sich lila und auf diesem Lila-Grunde erscheint in rothen riesigen Lettern der Name P . . . s. Doch dem Könige der Reklame genügt es nicht, nur dies hübsche Farbenspiel geschaffen zu haben, er wollte auch mit einer psychologischen Spekulation das Publikum und besonders die Gleichgiltigen zwingen, die Farbenprobe wirklich zu machen. Daher fügte er seiner Reklame im Tone eines gekränkten Erfinders die Worte hinzu: „Viele Leute haben das Experiment mit meinem Farbenspiel gemacht und es misslang, aber die Schuld liegt nicht an meinem Apparate, sondern die Leute waren farbenblind, und bei Farbenblinden gelingt das Spiel niemals!" Natürlich wollte sich nun jeder überzeugen, ob er farbenblind sei, und so fing der Klügste die Klugen, denn das Farbenspiel stellte sich bei jedem ein, der sich die Mühe gab, die Probe zu machen, und diese machte jeder, nicht um dem P . . . s den Gefallen zu thun, sondern um sich zu überzeugen,

ob sein liebes Ich nicht etwa mit Farbenblindheit geschlagen wäre.

Unter den Ladengeschäften der grossen Städte Old Englands, in deren glänzend geschmückten, ausgedehnten Räumen häufig die erstaunlichsten Schätze aus allen Theilen der Welt aufgespeichert sind, bildet das Etablissement Mr. Whytely's, des „Universal Provider's“ im Stadttheile Bayswater, im äussersten Bezirke des Westends von London, einen eigenartigen Typ durch die Mannigfaltigkeit und den riesigen Umfang seiner Geschäftszweige. Denn es ist sein besonderes Streben, dass alles, was überhaupt in Läden gekauft werden kann, auch bei ihm vorräthig ist. Daher verkauft er Gemälde und Guitarren, Porzellan, Perücken, Sturzbäder, Stiefelwichse, Haarnadeln, Hafergrütze, Pomade, Pianinos, Tabak, Tinte, Spargel, Spazierstöcke, Käse, Kanarienvögel etc., betreibt auch noch gleichzeitig im selben Etablissement das Gewerbe eines Schlächters, Schuhmachers, Restaurateurs, Friseurs, Bankiers, Buchhändlers u. s. w. Ja mit dem noch nicht befriedigt, baut er auf Verlangen ein Haus, oder miethet es, richtet es behaglich ein; will Jemand einen Tanz geben, so schmückt er die Zimmer, sieht nach Küche und Keller, besorgt die Musikanten, und fehlt es an Silbergeräth bei solchen Gelegenheiten, dann verleiht er auch dieses noch gern. Man bekommt bei ihm Billete für's Theater, oder auch für eine Reise nach den verschiedensten Gegenden der Welt. Stirbt jemand, dann sendet er auf Verlangen und gegen gute Bezahlung pünktlich Pferde und Wagen, ja errichtet auch noch ein Monument mit einer rührenden Inschrift, wobei er für echt sicilianischen Marmor garantirt. Kurz und gut er ist der „Universal provider“ im vollsten Sinne des Wortes und sein Etablissement ein wahres Unikum, wie wir es nirgends auf der Welt in dieser Art und diesem Umfange wieder finden. — Gegenwärtig beschäftigt Mr. Whitely zirka 6000 Personen, denen er zum grössten Theile auf seinem Grund und Boden

Kost und Logis bietet und für aller intellektuelle Unterhaltung sowie Ausbildung nach besten Kräften beiträgt. So giebt es für dieselben Abends besondere Klassen für moderne Sprachen und Musik, ferner Bälle und alle Arten musikalischer Unterhaltungen, ausserdem Vereine, Football, Cricket, Rudern, ja selbst einen Dramatischen Club, aus welch' letzterem unter anderen der bekannte Schauspieler Barnes hervorging. — Und dieses ganze Riesenetablissement mit all' seinen vorzüglichen Einrichtungen hat Mr. Whitely innerhalb 20 Jahren aus nichts, nur durch seine eigene Thatkraft, Ausdauer und individuellen Fähigkeiten geschaffen. Ursprünglich zum Arzt bestimmt und zu diesem Zwecke bei einem alten Landdoktor, der als Thierarzt praktizirte, in die Lehre gegeben, vertauschte er die Medizin schon im Alter von kaum 17 Jahren mit dem Handel und wanderte 3 Jahre später mit einem Vermögen von kaum 10 £ nach London. In 11 Jahren hatte er sich aber soviel zusammengespart, dass er 1863 selbst ein Geschäft eröffnen konnte, welches er nur mit 2 Gehülfinnen, 1 Laufjungen und einem kleinen Laden begann. Doch hatte er sich durch sein allmähliges Grösserwerden auch immer mehr Neider geschaffen, die ihre Feindschaft so weit trieben, in seinem Häuserkomplexe mehrmals Feuer anzulegen, wodurch er einen Schaden von 1/2 Million erlitt.

Der Innenhandel in den „britischen Kolonien" leidet gegenwärtig unendlich durch ungünstige wirthschaftliche Verhältnisse und daher sehr beträchlich verminderte Kaufkraft der Bevölkerung, besonders sieht es in Südaustralien nach dortigen Berichten vom Juli 1885 recht traurig aus! Handel und Wandel liegen arg danieder und unter den vielen Leuten, welche Arbeit suchen, herrscht grosses Elend. Gerade zu erschreckend ist aber dort im Verhältnisse zur geringen Bevölkerung, die Zahl der Bankerotte, denn jeder Monat liefert im Durchschnitt 40 und auch mehr Zahlungseinstellungen. Monstre-Meetings der Unbeschäftigten werden abgehalten, und

die Meisten von denen, welche die Mittel dazu aufbringen können, verlassen die Kolonie und schiffen sich gewöhnlich nach Viktoria ein; ja ein Dampfer beförderte kürzlich 200 Arbeiterfamilien mit Sack und Pack von Port Adelaide nach Melbourne, wo es auch nicht viel besser ist, und kehrte dann zurück, um eine gleiche Anzahl nachzuholen. Hunderte von Arbeitern belagern das Ministerialgebäude und verlangen Arbeit, aber die Kolonialkasse ist leer, die Kolonie tief verschuldet, und die öffentliche Schuld hatte sich durch eine neue Anleihe von 1,560.400 £ am 9. Juni 1885 bereits auf 17,087.600 £ oder auf 54 £ pro Kopf der Bevölkerung gesteigert, zu deren jährlicher Verzinsung über 700.000 £ erforderlich sind. — Der Hauptbetrieb ist zwar Ackerbau, aber die Grenze, bis wohin der jährlich eintretende Regenfall denselben noch zulässt, ist längst zum Nachtheile der unglücklichen Farmer überschritten worden, und bei den häufigen Dürren sind gute Ernten selten, schlechte oder mittelmässige hingegen am häufigsten. Die Ernte des Jahres 1884/85 ergab einen durchschnittlichen Ertrag von nur 7½ Bushel Weizen vom Acre d. i. 204 Kilo von 0·40 Hektar, dabei tritt noch der grosse Uebelstand ein, wenn die Kolonien mit ihrem eigenen Bedarfe versorgt sind, dass es dann an Märkten für Absatz fehlt, und nichts Anderes übrig bleibt, als den Weizen nach England zu verschiffen. Die damit verbundenen Kosten lassen aber dem fleissigen Farmer bei einem Preise von nur 3·50 Mark pro Bushel = 27·21 Kilogramm, sehr wenig Gewinn. — Doch diese traurigen Zustände, welche die Kaufkraft der Bevölkerung so unendlich beschränken, herrschen nicht allein in Südaustralien, sondern aus Sydney, Melbourne und anderen Gegenden dieses Welttheils kommen neuester Zeit fast ebenso ungünstige Nachrichten und man schreibt von dort: „Es wäre sehr thöricht, sich einzubilden, man brauche nur nach den australischen Kolonien auszuwandern, um seine Lage zu verbessern, denn das hiesse in sehr vielen Fällen so viel als „jumping out of the frying-pan

into the fire", aus der Bratpfanne in's Feuer springen! — Selbst aus Neuseeland, welches doch, wie wir früher gesehen haben, in mancher Beziehung günstige Chancen bietet, erfahren wir, dass dort täglich an die Kapitäne der nach England zurückkehrenden Schiffe Gesuche von Eingewanderten in Menge einlaufen, ihnen gegen alle möglichen Dienstleistungen freie Rückfahrt nach England zu gewähren.

Zu diesen an und für sich recht nachtheiligen gegenwärtigen Handelsverhältnissen in den britischen Kolonien gesellen sich dann noch manche schwere Uebelstände, die den europäischen Exporteuren, besonders wenn sie sich nicht durch genaueste Kenntniss derselben zu schützen wissen, schweren Schaden bereiten. So finden wir z. B. in einem Berichte des österreichischen Konsulats in Bombay vom Jahre 1885, dass sich seit kurzem die Fälle häufen, dass Waaren im Werthe von Tausenden an sogenannte Agenten in Indien entweder in Consignation oder zur Ablieferung an Kaufleute gesendet werden, welche die Agenten dann aus irgend einem nichtigen Grunde refusiren, um einen 20-procentigen oder noch höheren Nachlass zu erpressen, oder sie übernehmen dieselben gegen werthlose Akzepte und verschleudern sie unter dem Kostenpreise. Wenn dann auf Zahlung gedrungen und klagbar aufgetreten wird, weist der Agent gewöhnlich einen Brief vor, aus dem zu entnehmen ist, dass ihm die Waare zum Verkaufe übergeben wurde und er einen Antheil am Gewinn habe. Nach dem hiesigen Gesetze wird aber die Zusage der Theilnahme am Gewinne als „partnership" angesehen, der Kläger abgewiesen und zur Zahlung der Gerichtskosten, die hier zu Lande sehr hoch sind, verurtheilt, wobei er überdies noch sein Geld verliert! Dasselbe geschah auch in Fällen, wo sich österreichische Kaufleute hier etablirten und mit den hiesigen Usancen vertraute Agenten unter der obenerwähnten Bedingung an sich zogen, denn nach kurzer Zeit geberden sich diese

als Herren im Hause, versenden Waaren in's Innere, mengen sich in die Kassengebahrung und lassen es zum Bruche kommen. Entweder treten sie dann bei solchen Gelegenheiten selbst klagbar auf oder lassen sich verklagen, auf jeden Fall bekommen sie aber Recht, und das Gericht spricht ihnen noch die Hälfte des Waarenlagers als Eigenthum zu. Gegenwärtig befinden sich für cirka 40.000 Gulden Waaren österreichischer Provenienz in den Mauthmagazinen, welche unter ähnlichen Verhältnissen herausgelockt wurden!

Im Verhältnisse zu seiner Grösse und Einwohnerzahl besitzt London auffallend wenig Märkte, so dass man sich veranlasst sah, vor einigen Jahren durch Anlage neuer und Erweiterung sowie Verbesserung der vorhandenen diesem recht fühlbaren Mangel abzuhelfen. Hervorragend unter diesen Bauten ist der von der Great Eastern-Eisenbahn nach den Plänen von Horace Jones an ihrer Bishopsgate-Station errichtete neue „Leadenhall-Market" in der City, unweit der Bank von England, der bereits am 15. Dez. 1881 in Gegenwart des Lord Mayors eröffnet wurde. Diese Markthalle, deren Erbauung 47.500 £ gekostet und die 25.000 □Fuss Flächenausdehnung hat, besteht aus zwei sich im rechten Winkel kreuzenden, bedeckten, fast ganz aus Glas und Eisen konstruirten Hallen oder Passagen, von denen die eine sich von der Gracechurch-Street bis zur East-India Avenue erstreckt, später aber noch bis zur Lime-Street verlängert werden soll, während die zweite Halle von der Leadenhall-Street nach der Lime-Street führt. Den Kreuzungspunkt bei der Passage krönt eine prächtige, auf 12 eisernen, oben mit sitzenden Greifen geschmückten Säulen ruhende Kuppel, während sich zu beiden Seiten der Hallen Läden an Läden reihen, in denen ausschliesslich Fleisch und Geflügel zum Verkauf ausgeboten werden.

Interessant ist auch in London der „Trödler-Markt", der sich in einer der bedeutendsten Geschäftsstrassen der Londoner City, nämlich der „Houndsditch-Street", genau gegenüber der

Einmündung der St. Mary Axe-Street befindet, und jeden Nachmittag von 4—5 Uhr im Hofe „Phil's buildings“ abgehalten wird. Hierher strömen dann alle Trödler und Lumpensammler von London, meist Israeliten, um das, was sie im Laufe des Vormittags aufgelesen oder erhandelt haben, für einige Shillings oder Pence wieder an den Mann zu bringen. Am Eingange zu diesem Markte, einem hohen Thorwege, an dem ein Plakat verkündet, dass man hier zu dem Trödel-Markt „Clothes market and exchange“ in Phil's buildings kommt, muss man einen Penny Eintrittsgeld bezahlen; von hier gelangt man in einen Hof von etwa 100 engl. □Fuss, in dessen Mitte ein schuppenartiges Gebäude emporragt, das der Länge nach von mehreren Gängen durchschnitten wird, zu deren beiden Seiten sich Verschläge hinziehen, von denen je einer den Stand eines Trödlers bildet. Die meisten der Käufer sind gerade so wie die Verkäufer Israeliten, und alle besitzen eine staunenswerthe Fertigkeit im Schachern, Feilschen und Ausbieten. Es ist wahrhaft erstaunlich, was hier alles verhandelt wird, denn von alten Kleidern, Schuhen, zerrissenen oder von Motten durchlöcherten Tuchstoffen und Decken angefangen bis zu schäbigen Gardinen oder abgetragenen Leinenzeugen ist hier alles vertreten und nichts ist so alt oder zerlumpt, dass es hier nicht noch einen Liebhaber und einen wenn auch noch so geringen Preis erzielen würde. — In früheren Jahrhunderten hatten auch eine Menge Kleinhändler ihre Buden in der historischen, fast tausend Jahre alten „Westminsterhalle“ in London aufgeschlagen, allein vor mehr als 50 Jahren wurden dieselben sammt ihren Waaren aus dem „Tempel“ verjagt. Nur der kleine Standplatz einer Apfelfrau in der linken Eingangsecke ward, wie man sagt, Dank dem Einflusse einer sehr hohen Persönlichkeit, nicht entfernt, und die Frau blieb nicht nur allein im Genusse ihrer Privilegien, sondern erwarb auch noch eine Art Verjährungsrecht auf ihre Bude, so dass, während sich Alles in Westminsterhall änderte, die Gerichtshöfe aus ihren alten dumpfen

Sälen in den Justizpalast einwanderten, die Katholiken und die Juden Einlass in das Parlament erhielten, die Arbeiter das Wahlrecht bekamen, und fast alle antiquirten Spinnweben der Gesetzgebung aus Westminsterhall weggefegt wurden, nur die alte Apfelfrau gleichsam als unsterbliches Ueberbleibsel der alten Zeit zurückblieb und eine der bekanntesten Gestalten Londons, ja ganz Englands wurde. So hatte sie fast Methusalems Alter erreicht, endlich, im Frühjahr 1885 erschien sie eines Tages unerklärlicherweise nicht mehr des Morgens an ihrem Platze, und als die Habitués Nachfrage hielten, erfuhren sie, Mrs. Davis sei plötzlich gestorben.

Auch in den Metropolen „Australiens“, wo wir vielfach stattliche Bankgebäude und Waarenhäuser finden, unter denen sich die meistens aus schwärzlichen Basaltsteinen aufgeführten Wollmagazine besonders auszeichnen, giebt es ausgedehnte, vortrefflich eingerichtete Markthallen, so z. B. der Eastern- und der Viktoria-Markt in Melbourne. Es sind lange, mit Eisenblech gedeckte, hölzerne Hallen, längs welchen und unter deren Schutze sich auf beiden Seiten die mit Obst, Gemüse, Blumen, Käse, Milch etc. beladenen Wagen aufstellen, während das in der Mitte erhöhte Trottoir dem Einkäufer gestattet, den Inhalt eines jeden Fuhrwerks gerade so zu betrachten, als wenn er in einem Laden aufgespeichert wäre. Dabei herrscht hier die recht eigenthümliche und gerade nicht sehr appetitliche Sitte, dass die Frauen, welche mit Kindern in den Kinderwagen kommen, ihre Einkäufe unter das Baby legen! — Die „Bombay'er Bazare“ bleiben hingegen in jeder Beziehung hinter denen der Levante zurück, trotzdem hier an Werktagen ein enormes geschäftliches Leben herrscht; ja sie sind im grossen Ganzen sogar recht schmutzig, denn weder Handwerker noch Händler legen einen so hohen Werth auf ein einladendes Aeussere ihrer Buden wie im Orient, da das, was sie auf den Bazaren auslegen, in der Regel sehr geringen Werth besitzt, während die guten Arbeiten aus den Gewerbedistrikten

Indiens von ihnen gewöhnlich in hellen, europäisch eingerichteten Läden feil geboten werden, so dass die Bazare eigentlich nur wie ein grosser Trödelmarkt aussehen. Nicht viel besser ist es in dieser Hinsicht auch in den übrigen indischen Städten! — Wahrhaft staunenswerth grossartig sind aber andererseits in Indien die „Seepe-“ und die „Hardwar-Messe“, sowohl durch die ungeheure Menschenmasse, die sich hier konzentrirt, als wie durch das pittoreske, im höchsten Grade interessante Bild, welches sie dem Beschauer gewähren. Die Seepe-Messe wird ungefähr 7 engl. Meilen von der Stadt Simla, einer berühmten Gesundheitsstation im niedrigeren Theile des Himalaya-Gebirges, bei einem, in Mitte eines dichten Forstes gelegenen indischen Tempel, der ein kleines aber von den Eingebornen hoch verehrtes Götzenbild umschliesst, je einmal im Jahre, u. z. Anfang Mai, abgehalten. Dann strömen die Eingebornen nach diesem sonst recht einsamen Orte aus allen benachbarten Distrikten des Gebirges schaarenweise zusammen, um dem Heiligthum im Seepe-Tempel ihre Verehrung zu bezeigen und um auf der gleichzeitig abgehaltenen Seepe-Messe ihre Geschäfte zu betreiben oder sich dem Vergnügen hinzugeben. Ein ausserordentlich interessantes Schauspiel entrollt sich dann den Blicken des Beschauers, denn ringsum in den lichteren und ebeneren Theilen des Waldes sind eigenartige, ziemlich primitive Schaukeln errichtet, deren Benutzung den Eingebornen beiderlei Geschlechts das grösste Vergnügen bereitet, ferner sieht man zahlreiche Kramläden, in denen Schmucksachen oder Süssigkeiten feil geboten werden, während an anderen Punkten wieder dichte Zuschauermengen Gaukler und fahrende Künstler aller Art umdrängen, worunter die Produktionen der Bogenschützen besonders beliebt sind, die darin bestehen, dass der Künstler mit jedem Schusse seines Bogens eines der mit dicken Ledergamaschen geschützten Beine eines wenige Schritte vor ihm unter den tollsten Gliederverrenkungen tanzenden Mannes zu treffen sucht, was ihm auch in der Regel gelingt. — Noch

um vieles grossartiger ist die „Messe von Hardwar“, welche jährlich an der Stelle, wo der Ganges aus dem Himalaya hervorbricht, stattfindet, und wo dann zahllose Schaaren von Pilgern und Kaufleuten aus allen Theilen Indiens, aus Arabien, Persien und Tibet sich einfinden. Schon acht Tage vor den grossen Feierlichkeiten sind 30 Meilen in der Runde alle Wege mit Menschen bedeckt, die sich in endlosen Reihen von Fussgängern, Kameelen und Ochsenkarren einer Völkerwanderung gleich heranwälzen. Man erlangt durch diesen Anblick erst einen richtigen Begriff von der unzähligen Bevölkerung Hindostans, sowie von der Macht, welche der alte Glauben trotz einer hundertjährigen Beherrschung des Landes durch Christen noch immer besitzt! Alle indischen Volksstämme sind hier vertreten, der tapfere, herkulisch gebaute Radschpute, der schüchterne Bengale, der Hindu aus dem Pendjab, der Araber aus dem Scind. Und welche Verschiedenheit des Aussehens und Benehmens! Dieser kommt aus Süd-Indien, er trägt nur einen Stock und einen kupfernen Topf; in jenem Ochsenwagen sind wie Heringe in einer Tonne fast zwanzig Männer, Weiber und Kinder zusammengepökelt, die auf diese Art seit Monaten reisen. Eine lange Reihe Kameele bringt jene Pilger aus den Wüsten Hoch-Asiens. Hier sehen wir eine Schaar dunkel gekleideter, sich verdächtig benehmender Mädchen, die mit ihrem gräulichen Geschrei den Lärm der Trommeln übertönen, womit auf einem Halteplatz die Pilger sich vergnügen. Dort spreizt sich in einem mit Goldzierraten überladenen Palankin ein reicher „Babu“, der nach Besorgung weltlicher Geschäfte seinen religiösen Pflichten am heiligen Ganges nachkommen will. Wahrhaft seltsame drastische Szenen verkünden aber dem Besucher die Nähe des Pilgerlagers, denn schon am Rande des Weges zeigen scheussliche Bettler ihre Geschwüre, ihren Aussatz, ihre entsetzlich geschwollenen Glieder, heilige Männer nackt, die Haare von Schmutz starrend, rufen mit rasendem Geschrei die Mild-

thätigkeit an; wo anders wieder stehen phänomenale heilige Ochsen, eine mit Muscheln verzierte Decke auf dem Rücken und einem fünften Beine an der Schulter, das mit weissen Fäden angenäht wurde. Mitten im Wege wieder, die reichsten Almosen erzielend, hockt auf seinem Teppich ein „Sanyassi", der den merkwürdigen Gedanken gehabt hat, sich hier mit einem Theile seines Körpers unter mehrere Zoll Erde zu legen, wodurch er einem armen heiligen Ochsen, der nicht weit davon die mildthätige Aufmerksamkeit der Gläubigen herausfordert, die gefährlichste Konkurrenz bereitet. — Und soweit der Blick reicht, von der Ebene bis zu den Bergen, dehnt sich das Zelt- und Hüttenlager aus, dessen Strassen von den Behörden vorher sorgfältig abgesteckt wurden, denn mehr als eine Million Menschen sind hier vereint, ja an vielen Stellen ist das Gedränge so dicht, dass man das Lager nur auf Elephanten besichtigen kann — die dann über die Köpfe ganzer Familien ruhender Leute hinwegschreiten, ohne dass Jemand sich rührt oder darauf achtet, — wenn man der Gefahr erdrückt zu werden, entgehen will. Das Bild furchtbarster Verthierung durch Wahnglauben zeigt aber das Lager der fanatischen „Baïragis" am Kanale, denn zu Dutzenden sitzen diese Männer schmutzbedeckt und ungekleidet am Wege, der eine streckt einen seit Jahren starr gewordenen Arm gen Himmel, am andern sind die Nägel durch die beständig geballte Faust gewachsen; und hier steht ein heiliger Büsser seit Jahren auf einem Beine! Das Hauptquartier dieser Fanatiker befindet sich jedoch unter dem Schatten eines riesigen Feigenbaumes, wo sie eine Art Altar mit kupfernen Tellern voll Reis und Blumen errichtet haben, um welchen hässlich wie chinesische Götter vier nackte Fakire hocken. — Wenn endlich Nachts die Menge der Gläubigen mit grässlichem Geheul und unter dem bedeutenden Lärme der Trommeln und kupfernen Instrumente ihre Lieder anstimmt und die Fackeln diese Szene mit düsterem Schein erhellen, so macht das Ganze einen wahr-

haft diabolischen Eindruck. — Bereits in der 6. Morgenstunde am Tage des grossen Festes verlässt die Prozession der Baïragis das Lager, um sich nach dem heiligen „Ghant“ zu begeben, wobei eine Reiterschaar im grünen Turban und scharlachrothen Röcken, unterstützt von einer Kompagnie irregulärem Militär mit Mühe den Weg frei hält. Voran schreiten, von fürchterlichem Gebrüll der Menge begrüsst, 12 reich geschmückte Elephanten, auf denen Fakire mit grellfarbigen riesigen Fahnen sitzen, hinter diesem Vortrabe schreitet ein prachtvoller Elephant, der in einem silbernen, korbartigen Behälter auf seinem Rücken das würdevoll aussehende, in einen reichen Kaschmirshawl gehüllte Oberhaupt des Baïragis-Ordens trägt. Hinter diesem Grosswürdenträger werden mehrere schöne Pferde, mit kostbaren Decken beladen, geführt, als Geschenke für die Brahmanen, welche die heiligen Orte in Obhut halten. Dann folgt eine Schaar Musikanten, mit ellenlangen Trompeten, grossen Tam-tams und anderen Instrumenten einen wüthenden Lärm machend, und an diese reiht sich schliesslich die Hauptmasse der Baïragis, welche in einer einzigen, mehr als 3000 Mann zählenden Kolonne mit furchtbarem, die ohrenzerreissendste Musik begleitenden Geheul heranziehen. — Noch seltsamer und grossartiger ist aber später die Szene an der heiligen Badestelle, denn die Oberfläche des Wassers, die Dächer der Tempel und Häuser sind dann mit einer ungeheuren Menschenmenge bedeckt und überall am Horizonte, wohin das Auge schweift, erblickt es keinen anderen leeren Raum, als die von einer dreifachen Reihe Schildwachen geschützte heilige Treppe. Mitten im Flusse stehen Elephanten, von denen reiche Eingeborne und europäische Besucher auf die sich um sie abspielende Szene herabblicken, während dicke Brahmanen mit dreifachem Kinn und unförmigem Leibe im Wasser herumspringen und Freudengeschrei ausstossen. Hier führen Kinder ihre blinden oder altersschwachen Eltern, dort trägt ein herkulischer Hindu wie ein frommer Aeneas ein altes Mütterchen in

das reinigende Bad, und auch all' diese vereinen ihre gebrochene Stimme mit dem Freudengeschrei der Menge. Auf kleinen Gerüsten im Wasser stehen Kinder mit rothen Kleidern und Helmen von Goldpapier, die in ihren Händchen Pfauenfederbüsche tragen und reichliche Almosen erhalten; an den gefährlichsten Punkten hingegen sieht man Schildwachen im rothen Rock mit einem Tuche um die Lenden, stehen, welche entweder mit Stöcken oder durch Anspritzen mit Wasser die Menge abhalten. Endlich erscheint die Tête des Zuges der Baïragis oben am Ghant und fast im selben Augenblicke sind auch schon alle Stufen der heiligen Treppe von einer ameisenartigen Menschenfluth bedeckt, die sich in den Fluss wälzt, während von einem Nebenwege her auch die Elephanten der Prozession in den Strom stürzen und die Fakire wie toll von ihrem Rücken in das Wasser springen.

VI. Das Verkehrswesen.

Kurze geographische Beschreibung des Landes in Bezug auf das Verkehrswesen. — Die Seeschifffahrt und Schifffahrt auf den Binnengewässern (Anzahl der Schiffe im Jahre). Die Häfen und wichtigeren Landestellen. Die grössten Kompagnien, welche Schifffahrt betreiben. Schiffswerften, deren Betriebsmittel und Leistungsfähigkeit. Die Passagierdampfer, ihre innere Einrichtung, Unterbringung und Verpflegung der Passagiere). Die Seeflagge. — Eisenbahnen (die verschiedenen Eisenbahngesellschaften, Länge der Schienenstränge, Betriebsmittel, Leistungsfähigkeit; im Bau begriffene und neu projektirte Linien).. — Das Postwesen (Postverkehr, Art des Betriebes, Porto. Die Postsparkassen). — Die Telegraphen (Drahtlänge, Depeschenverkehr, Tarife).

Das meerumspülte, geographisch so ausserordentlich günstig gelegene „britische Stammland" besteht aus 2 Haupt- und 1127 kleineren Nachbarinseln, unter denen Anglesey, Man, Wight die 48 Scilly- und die Normannischen Inseln, die Hebriden, die Inseln am Clydebusen, besonders Arran, Bute, Isla und Jura, die 67 Orkney- und die 117 Shetlands-Inseln am bedeutendsten sind. Grossbritannien, welches das Irische Meer von Irland trennt, erstreckt sich vom 11° 26' bis 19° 35' östl. Länge, Ferro, und vom 50° bis 58° 40' nördl. Breite, mit einer Längenausdehnung von 962 Klm. von dem Kap Dunnet gegen die Orkaden oder dem Kap Wrath in der schottischen Grafschaft Sutherland bis zum Kap Lizard in Südwest-England am,

Kanal, mit einer grössten Breite von 630 Klm. zwischen Kap Landsend und North-Foreland in Kent, während die geringste Breite in Nord-England, ausschliesslich der nördlichen Zuspitzung Schottlands zwischen dem Solwaybusen und Tynemouth in der Nähe Newcastle's nur 103·6, und in Schottland zwischen dem Clyde- und Forthbusen, sogar nur 48 Klm. beträgt. — Im grossen Ganzen ist England Hügelland, Schottland Hochland und Irland Flachland; doch finden wir auch im westlicheren Theile Englands bedeutendere Gebirgshöhen. — In Folge dieser Bodenbeschaffenheit haben denn auch alle Flüsse Grossbritanniens trotz des kurzen Laufes entsprechende Tiefe, die künstlich noch verbessert, sie der Schifffahrt sehr günstig macht, umsomehr, da sie an den Mündungen breite vortreffliche Häfen bilden. Daher besitzt denn auch das britische Stammland cirka 100 grössere Häfen für Kriegs- sowie Handelsschiffe ersten Ranges und 500 Rheden. Unter den Flüssen sind am wichtigsten der Shannon mit 358 Klm. in Irland, und die Themse mit 344 Klm. Länge. Zu diesen, durch eine vortreffliche Küstenformation, welche in Grossbritannien eine Ausdehnung von 7917 Klm., in Irland aber eine solche von 3560 Klm. hat, unterstützten günstigen Verhältnissen, kommt dann noch der Besitz zahlreicher grösserer Binnenseen sowohl in England als wie in Schottland und Irland, die auf das ingeniöseste benutzt wurden, um Hand in Hand mit Meer und Flüssen eines der besten Wasser-Kommunikationsnetze der Welt herzustellen.

„Indien" bildet ein unregelmässiges Viereck, welches im Nordosten vom Himalayagebirge, im Nordwesten vom Indus, hinter dem gleich das Hochland von Iran steil emporsteigt, im Südosten vom Bengalischen Meerbusen und im Südwesten vom Arabischen Meere begrenzt wird, und seiner natürlichen Beschaffenheit nach wieder in zwei Haupttheile zerfällt, die ungleich grosse Dreiecke darstellen, sowie durch eine Linie getrennt werden, welche sich von Osten nach Westen,

in gleicher Richtung mit dem Vindhyagebirge laufend, von der Mündung des Ganges zu der des Indus hinzieht. Das nördliche jener beiden Dreiecke, Hindostan, ist grösstentheils Tiefland, das nur an seiner Nordseite, dem südwestlichen Abfalle des Himalaya und, jedoch in geringerm Grade, auf der Südseite, dem Nordabhange des Vindhyagebirgs, Gebirgsland ist, sonst aber nur eine einzige Ebene bildet, die vom Ausflusse des Ganges bis zu dem des Indus und auf der linken Seite desselben bis zum Nordwestende des Himalaya hinaufreicht und sich auf cirka 1,193.500 □ Kilom. ausdehnt. Innerhalb Hindostans finden wir die Stromgebiete des Ganges und der linken Hälfte des Indus, die keine bemerkbare Wasserscheide trennt, sodass die untern Stufenländer des Indus sowie des Ganges ein zusammenhängendes Tieffland sind, dessen östlicher Theil das untere Ende des Brahmaputra umsäumt. Doch zeigen diese beiden Stromgebiete mannigfache Verschiedenheit bezüglich ihrer Bodenbeschaffenheit, denn die Ebene des Ganges ist fruchtbar, wasserreich, hingegen die des Indus und seiner linksseitigen Nebenflüsse im grossen Ganzen ein recht magerer Boden, der nur im Pendschab zum Theil gut angebaut ist, sonst aber von vielen wüsten Strecken durchzogen wird, wie z. B. die salzige Sandwüste „Thurr", welche sich im Osten des Ueberschwemmungsbezirks des Indus in einer Breite von 150 bis 300 und einer Länge von 750 Kilom., im Norden des Rinn, „Runn", in einer Morastniederung von 16,500 □ Kilom., südöstlich vom Ausflusse des Indus, parallel mit diesem Flusse erstreckt. — Das Dekan, „Deccan", die eigentliche vorderindische Halbinsel, hängt an seiner Nordseite mit Hindostan zusammen und dehnt sich von hier aus dreieckförmig zwischen dem Bengalischen Meerbusen und dem Arabischen Meere, mit Ausnahme der nur 25 bis 30,000 □ Kilom. einnehmenden Küstenebenen als Hochland aus, dessen Scheitel mehrere Randgebirge begrenzen. Den Nordrand bildet das Vindhyagebirge, welches sich von der Halbinsel Guzerate ostwärts bis zum Ursprunge des Nerbudda

hinzieht und aus mehreren parallelen Bergketten besteht, die sehr zerklüftet, wenig zugänglich und nur cirka 1000 Mt. Höhe erreichen. Gegen Süden fällt dieses Gebirge sehr steil zu dem tiefeingeschnittenen Längenthale des Nerbudda ab, ebenso im Westen zu dessen Mündungslande am Meerbusen von Cambay, und nur im Osten, in der Quellengegend dieses Stroms, hängt dasselbe durch plateauartige, 700 Mt. hohe Berge mit dem Innern Dekans zusammen, von wo aus sich dann niedrige Fortsetzungen zum untern Ganges abzweigen. Das 500—800 Mtr. hohe, eigenthümliche Plateau- und Bergland Mittelindiens, „Central-India" lehnt sich unmittelbar an diese Basis und fällt nordwärts plateauartig zur Dschamna ab, der es den Tschambal sowie überhaupt seine bedeutendsten Zuflüsse sendet. Dieses Plateau heisst im Osten Bandelkand, in der Mitte Malwa oder Central-India und im Westen Mewar, welch' letzteres die nordnordöstlich vom Golf von Katsch nach Delhi hin streichende, 1000—1500 Mt. hohe und grösstentheils sehr unwegsame Arawallikette, „Aravalli Range", von der Tiefebene Radschastans trennt. Hier in diesen sich kreuzenden Bergketten mit ihren tiefen Thälern, engen Schluchten und wilden Bergwässern, welche Mittelindien erfüllen und es daher für militärische Operationen recht schwierig machen, ist von Alters her bis in die neuere Zeit der Hauptsitz zahlreicher kleinerer Fürsten und der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe gewesen! — Am westlichen und südöstlichen Rande des Dekan erheben sich die West- und die Ostghats; die ersteren beginnen im Norden, nur durch eine Lücke von dem Westende des Vindhyagebirges getrennt, und ziehen sich dann dicht bewaldet in einer Kammhöhe von 700—1200 Mt., mit über 2000 Mtr. hohen Gipfeln, längs der Küste von Malabar nur durch eine wenig breite Ebene vom Meere getrennt, bis zu 11° nördl. Br. steil, terrassenförmig zur Küste, hingegen sanft im Osten abfallend. Uebrigens kann das 400—900 Mtr. sich erhebende Dekan keine eigentliche Hochebene genannt werden, denn es wird nur von

niedrigen Bergzügen, die bis zur absoluten Höhe von 1680 Mtr. emporragen, nach verschiedenen Richtungen durchzogen. Daher steigt denn auch das Terrain von der Küste Malabar's ausserordentlich steil, während es sich nach Osten, gegen das Ostghat, deren östlicher Abfall in die Küstenebene von Koromandel hinabführt, sanft, allmählig senkt und nur aus niedrigen, mehrfach durchbrochenen, durchschnittlich 450 Mtr. hohen Bergreihen besteht, welche am rechten Ufer des Mahanadi beginnen und die ganze Küste von Koromandel in einer mittlern Entfernung von 110 Kilm. vom Meere begleiten. Die Südenden der Ost- und Westghats werden durch das Gebirge der Nilgiris, „Nilgherries“, oder Blauen Berge verbunden, die im Dodabetta, dem höchsten Gipfel im Süden des Himalaya, zur Höhe von 2648 Meter und im höchsten Pass, dem Sigur-Ghat, 2145 Meter emporragen. Südwärts fallen die Nilgherries ausserordentlich steil zu einer Vertiefung, dem Gap hernieder, welches die Südspitze der Halbinsel thalartig von einem Meere zum anderen quer durchzieht und dadurch die Küsten Koromandels und Malabars mit einander vereint. Doch erhebt sich im Süden des Gap oder Palglatthals das Gebirge der Aligiri wieder steil zu einer Bergmatte mit Gipfeln von 2000 Metern, welche den ganzen Westen von der Südspitze der Halbinsel bis zum 1245 Mt. hohen, prachtvollen Kap Komorin, dem südlichsten Vorgebirge desselben, erfüllen. Die grössten Flüsse des Dekan entspringen, mit Ausnahme des Nerbudda und Tapti, am Ostfusse der Westghats, durchströmen dann in einer gemeinsamen Richtung von Nordwest nach Südost die ganze Breite des Plateaus, durchbrechen hierauf die Ostghats und bilden an ihren Mündungen in den Bengalischen Meerbusen bedeutende Niederungen, wie z. B. der Mahanadi, Gowareri, Kistna und Kareri. Hingegen werden die steilen Westghats nur von kleineren, häufig Strudel und Wasserfälle bildenden Gewässern durchbrochen. — In Folge dieser ausserordentlich reichlichen Bewässerung des ganzen Plateaus ist denn auch die

dortige Bodenbeschaffenheit ausserordentlich günstig, so dass die herrlichste, üppigste Vegetation dasselbe bedeckt, und Steppen oder Wüstenstriche nirgends vorkommen. — Das kolossalste Alpengebirge der Erde, der „Himalaya", wird in Bezug auf die Erhabenheit seiner Gipfel und Kämme, des Umfangs seiner Firmfelder und Gletscher, der Tiefe und Wildheit seiner Thäler und Schluchten von keinem andern Gebirge erreicht. Es zieht sich in mehreren Parallelketten von Osten nach Westen über 24 Längengrade und besitzt die höchsten gangbaren Pässe, die höchst gelegensten Wohnstätten der Menschen und zeigt an seinen Süd- und Nordabhängen den grössten Kontrast in der Vegetation sowie der Thier- und Menschenwelt. Obgleich das Himalayagebirge in den letzten Jahrzehnten nach den verschiedensten Richtungen durchforscht wurde, besitzt die Wissenschaft bis zur heutigen Stunde doch noch immer keine genaue Kunde von der Zahl und Höhe all' seiner Gipfel. Bis jetzt hat man etwa 120 Bergspitzen bestimmt, die sich über 6000 Meter erheben und unter diesen ragen der Kantschindjinga 8575 Mtr., der Mount Everest sogar 8837 Meter empor. — Heut zu Tage führen benutzbare Pässe über den Himalaya nach Tibet und wohlgeebnete Strassen verbinden die Theedistrikte und überziehen, wie mit einem Netze, die gut angebauten, in üppigster Vegetation prangenden südlichen Abhänge! Auch führt jetzt die Gangesthalbahn zum Fusse des Gebirges, wodurch dasselbe mit dem Meere, sowie mit der Bay von Bengalen in engste Verbindung gebracht und in das Getriebe des Welthandels und Weltverkehres gezogen ist. Von den verschiedenen Stationen dieses Schienenstranges sowie anderer Eisenbahnlinien, die in mannigfachen Richtungen Vorderindien durchkreuzen und bis in die Nähe des Himalaya ihre Curven ausdehnen, kann man dann die Weiterreise in den Himalayadistrikt antreten, um ihn als Tourist zu durchstreifen oder um einen der zahlreichen klimatischen Kurorte zu erreichen, die in heisser Jahreszeit einen

ausserordentlich angenehmen Aufenthalt bieten und von zahlreichen Europäern sowie vornehmen Indiern aufgesucht werden. Zu diesen Orten führen, besonders in dem durch seine herrlichen Naturschönheiten und sein mildes vorzügliches Klima weltberühmten Thale von Kaschmir, ohne Ausnahme gute Strassen, die man mit den vorhandenen geeigneten Transportmitteln sehr bequem bereisen kann; u. z. stehen dem Touristen bis in das Vorgebirge grosse, stark gebaute, in der Regel mit sechs Pferden bespannte Wagen zur Verfügung, welche ebenso wie die Post in Europa, den Verkehr zwischen den einzelnen, niedriger gelegenen Stationen vermitteln. Zur Weiterreise in das Innere des Gebirges benützen dann die Touristen Reitpferde oder die noch viel bequemeren Tragsessel. Ein solcher Sessel, an dessen hinterer Seite, das Gepäck, vorn aber ein Fusschemel befestigt ist, wird von zwei kräftigen Männern, mit zwei gleich langen, elastischen Holzstangen auf den Schultern getragen. — Die den Verkehr zwischen Vorderindien und Turkestan, sowie den angrenzenden Gebieten über den Himalaya vermittelnden „Karawanen“, bedienen sich dagegen fast ausschliesslich der Kameele, für die ebenfalls recht gute Strassen vorhanden sind, so dass das riesige Gebirge dem Binnenhandel fast gar kein Hinderniss mehr bereitet und alljährlich auf diesen Routen für über cirka 1 Million £ Waaren befördert werden.

Das „Dominion of Canada“ wird im Norden vom Eismeere, im Osten vom Atlantischen- und im Westen vom Stillen Ozean umspült, während es sich im Süden an die Vereinigten Staaten anreiht. Im allgemeinen ist das eigentliche Kanada, also Ontario und Quebec, ein ausgedehntes Tiefland, ohne eigentliche Bergzüge, mit nur sehr geringen Erhabenheiten, welche die einzelnen sekundären Becken sowie Gebiete der Seen und Flüsse von einander scheiden. — Das Laurentinische Gebirge läuft zuweilen 1500 Mtr. über der Meeresfläche, höchstens 900 Mtr. das umgebende Tafelland überragend, von

Labrador längs des linken Ufers des Lorenzstromes in die Gegend der Insel Orleans, hier wendet es sich dann rechts nach dem Ottawa, überschreitet diesen Fluss am Lac-du-Chat und geht nach Süden bis an die Ostspitze des Ontario. Von da zieht es in westlicher Richtung bis in die Georgienbucht des Huronsees, bildet dessen Ostufer bis an den 47° nördl. Brt. und betritt sodann in nordwestlicher Richtung die Wüste. Dagegen haben die Bergzüge der im Süden des Lorenzstromes gelegenen Gebiete, die sich vom Vorgebirge Gaspe an der Strommündung, bis zu dem „Grünen Gebirge“ im nordamerikanishen Staate Vermont hinziehen und in den Bergen von Notre Dame bis 1150 Mtr. Höhe erreichen, mehr einen Gebirgscharakter. Doch ist der ganze südliche Theil des Landes, der sich ungefähr von Montreal aufwärts, längs beiden Seiten des Stroms zu den Gestaden des Ontario-, Erie- und Huronsees in Gestalt einer grossen Halbinsel ausdehnt, eine unabsehbare Niederung, welche durch einen kaum 107 Mtr. über den Huronsee emporragenden, von der Nottewasagabay aus, um die Burlingtonbay nach dem Südufer des Ontario streichenden, und hier im Niagara die grossen Stromfälle verursachenden Landrücken, in zwei Theile geschieden wird. Aber östlich und nördlich von Montreal bildet Kanada ein Plateauland, welches nahe am Nordufer des Lorenzstromes, besonders unterhalb Quebec, steile, durchgehends 90—120, ja an einigen Stellen sogar 900 Mtr. hohe Felsufer besitzt. — All' jene, die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenz- und Hudsonsbay-Gebiete bildenden Berge sind an ihrem höchsten Punkte nur 465 Mtr. hoch; doch werden die nordwestlichen Territorien ihrer Länge nach von den noch nicht ganz durchforschten Felsengebirgen sowie den mit ihnen parallellaufenden Seealpen durchzogen, deren einzelne Spitzen bis zu 4500 Mtr. aufsteigen. Doch erfreut sich das eigentliche Kanada eines unendlichen Wasserreichthums, denn wir finden hier den Oberen-, Huron-, St. Clair-, Erie- und Ontario-See, sowie die Neben-

flüsse des St. Lorenz, nämlich Ottawa, St. Maurice, Batiscan, St. Anne, Jacques-Cartier und Sagnenay, Chambly, Yaniaska, St. Francis, Chaudière und Etcheinin. Ferner bildet der Ristigouche die Südostgrenze, während der 1050 Klm. lange Ottawa mit seinen Nebenflüssen Gatlineau, Aux-Lièvres, Rideau u. a., ein Gebiet von 210.000 □ Klmtr. umfasst. Der bei Tadousac, dem ältesten und östlichsten Hafen, mündende Saguenay kann auf 90 Klm. mit den grössten Schiffen befahren werden und fliesst zwischen hohen, wildromantischen Felsen aus dem St. Johnsee, dem Mittelpunkte des Beckens, nördlich des Laurentinischen Gebirges. Wichtig sind auch die vom St. Clairsee bis nach Chatam 128 Klmtr. weit schiffbare Thames, ferner der Severn, Ausfluss des Simcoesees in die Georgienbucht, und der French River, welcher die Wasser des Nipissingsees durch zwei Kanäle und 4 bis 5 Mündungen nach dem Huronsee führt. — Doch steht die Schiffbarkeit all' dieser Gewässer in keinem Verhältnisse zu ihrer Wassermenge, denn z. B. die Mündung des Lorenzstromes ist durch 4 Monate zugefroren und während im Sommer der untere Strom, von Montreal angefangen, 950 Klm. weit, Schiffen von 600 Tonnen, und die grossen Seen der grösseren Schifffahrt offen sind, bereiten oberhalb der letzgenannten Stadt 6 gewaltige Stromschnellen, der Niagarafall, die Untiefen des St. Clair, die Schnelle von Sault de St. Marie zwischen dem Ober- und Huronsee, und andere Hindernisse der aufsteigenden Fahrt theils sehr beträchtliche Schwierigkeiten, theils zwingen sie zur Umgehung durch Kanäle oder, wo diese noch nicht angelegt sind, durch Portagen. Daher hat denn auch schon Anfangs des 19. Jahrhunderts die Hudsonsbay-Gesellschaft den Obersee mit dem Huron durch einen kleinen Kanal bei Salt de St. Marie verbunden. Später wurden noch erbaut der „Wellandkanal", zwischen Erie und Ontario, zur Umgehung der Niagarafälle, mit einem Kostenaufwande von 15 Mill. Dollar; und der „Rideaukanal", zwischen Kingston und Ottawa-City zur

Verbindung des Ontorio mit dem Ottawa, um die Stromschnellen des St. Lorenz zu umgehen, für dessen Herstellung die Regierung 7,500.000 Dollar gezahlt hat. Doch wird dieser Kanal jetzt fast gar nicht mehr benutzt, weil man die beregten Stromschnellen jetzt auf kürzerem Wege durch den La-Chine-, Grenville-, Beauharnais- und St. Lorenzkanal vermeiden kann. — Doch giebt es in den gewaltigen Strömen der Hudsonsbayländereien noch immer genug Störungen und Klippen, die hinreichen, den dort sich niederlassenden Ansiedlern die Ausfuhr ihrer Agrarprodukte gründlichst zu erschweren und somit ihr wirthschaftliches Emporblühen fast zur Unmöglichkeit zu machen! Zwar könnte ein dicht bevölkerter Kulturstaat in diesem wasserreichen Lande, mit seinen häufigen Flussgabelungen, durch Kunstbauten schnell eine ununterbrochene Reihe guter Wasserstrassen herstellen, denn meistens sind dazu nur relativ geringe Korrekturen, wie Sprengungen, Schleusen oder Kanalanlagen nothwendig, aber die Kolonisten würden für eine lange Zeit zu einem solchen Werke keine genügende Kraft besitzen und auch der kanadischen Regierung dürfte es trotz ihrer bewährten Energie recht schwer fallen, dasselbe mit der von ihr gewünschten Eile auszuführen. — Jedenfalls werden sich aber in Zukunft die Verkehrsverhältnisse in den südlichen Landschaften u. z. am Saskatschewan, Assinibome und Red-River am günstigsten gestalten, denn diese Territorien geniessen nicht nur den direktesten Vortheil von der Pacificbahn, sondern es lässt sich hier auch mit verhältnissmässig geringen Anstrengungen eine in jeder Beziehung gute Wasserstrasse nach dem Oberen See herstellen und ausserdem bietet diesen Ländereien der Nelson einen sehr brauchbaren, natürlichen Abzugskanal nach der Hudsonsbay. Zwar wird diese Verkehrsstrasse nur während weniger Sommermonate eisfrei, daher nur ähnlich wie bisher für den Pelzhandel benutzbar sein, aber sie wäre immerhin von grosser Bedeutung für die

Ackerbauer des südlichen Binnenlandes. Dadurch würde dann auch in Zukunft das Fort „York" neben seiner jetzigen Rolle als Pelzwaaren-Stapelplatz ein wichtiges Emporium für den Getreideexport werden, doch bleibt es sehr fraglich, ob dasselbe jemals die Bedeutung Archangels zu erlangen vermag, da die Fort York unmittelbar umgebenden Ländereien noch immer gänzlich unproduktiv und die Schifffahrt quer über die Hudsonsbay, wie wir wissen, 8 bis 9 Monate durch eine Eisdecke unmöglich oder durch Treibeis gefährdet ist. Viel günstiger gestalten sich die Kommunikationsverhältnisse in Neuschottland und brittisch Kolumbia, denn hier sind die Häfen fast vollkommen frei von Wintereis und der Verkehr nach der Landseite, also nach den Vereinigten Staaten, ist nicht nur unbehindert, sondern auch durch die grossen kanadischen Seen ausserordentlich begünstigt.

Der „Austral-Kontinent" erstreckt sich vom östlichen Punkte, dem Kap Byron, 153° 40′ östl. Länge von Greenwich, bis zum westlichen, dem Steep-Point, 113° 8′ östl. Länge, neben der Dirk-Hartog-Insel, durch 40 Längengrade, also 4035 Klm., und von seinem nördlichsten Punkte, dem Kap York, 10° 43′ südl. Breite, bis zum südlichsten, dem Kap Wilson, 39° 9′ südl. Breite, durch cirka $28\frac{1}{2}$ Breitengrade oder 3152 Klm. An der Nordküste im Osten der Halbinsel Arnhemland finden wir den Carpentaria-Golf und im Westen dieser Halbinsel den Cambridge-Golf, während an der Südspitze des Kontinents die ausgedehnteste Einbuchtung, nämlich die grosse australische Bucht, „Austral-Golf", mit dem Spencer-Golf, dem St. Vincent-Golf und der Encounter-Bay liegt. Ausserdem giebt es noch an der Südspitze Australiens die Bay Port Phillip, an der Westseite die Shark-Bay und den Exmouth-Golf, an der Nordseite den Kings- und Vandimens-Golf, sowie die Bay Port-Essington an der Coburg-Halbinsel, und an der Ostseite die Hervey-, Moreton-, Shoal-, Broken-, Port-Jackson-, Botany-, Jervis- und Edgecumbe-Bay mit Port-Denison. — Doch sind nur wenige Küstenstrecken

flach, wie z. B. die im innersten Theile des Carpentaria-Golfs, während die Ufer selbst an manchen Strecken, wie längs des Austral-Golfs, mit 1—200 Meter hohen steilen Wänden schroff zum Meere abfallen. Besonders die Ostküste besitzt hohe, zernagte Felsufer mit vielen Einschnitten, und an ihrem nördlichsten Theile hindert die nah herantretende „grosse Barriere“, eine mächtige Korallenbank, sehr beträchtlich die Annäherung von der Seeseite, doch führt zwischen derselben und der Küste eine schmale gefahrlose Passage hindurch. Im Innern ist der australische Kontinent im grossen Ganzen ein 540 Mtr. hohes Tafelland, dessen tiefste Einsenkung wahrscheinlich die im Norden des Spencer-Golfs liegenden, gleichsam dessen Fortsetzung bildenden Seen Torrens und Eyre, mit 25 Mtr. Meereshöhe sind. Besonders den ganzen Nordwesten, soweit er bekannt, erfüllt ein mächtiges Tafelland von etwa 500 Mtr. Höhe, dessen wasserscheidender Rücken ungefähr 450 Klm. von der Küste entfernt zurücktritt. Auf der Hochebene erheben sich in der Gegend des Wendekreises, im Quellgebiete der zur Westseite fliessenden Ströme, einzelne Gipfel sogar bis zur doppelten Höhe der Tafelfläche, wie z. B. der über 1300 Mtr. hohe Mount-Borusee und der fast 1200 Mtr. hohe Mount-Augustus. Gleich hoch schätzt man auch den in Mitte des Kontinents gelegenen Central-Mount-Stuart. — Ausserdem giebt es überall im Innern kurze Ketten, zwischen denen sich Ebenen von den verschiedensten Dimensionen ausdehnen, die entweder mit nutzbarem Graswuchs bedeckt und von Creeks oder kleinen Gewässern durchzogen sind oder aus Sandboden bestehen, den, wie überhaupt in ganz Australien, das harte, stechende Gras Triodia pungens, „Spenifex“ genannt, in traurigster Einförmigkeit überzieht; oder auch aus wasserleeren, steinigen Schichten bestehen, welche der ebenso monotone „Scrub“, nämlich ein undurchdringliches, dorniges Strauchwerk bedeckt, das zum grössten Theile von Zwerg-Eucalypten mit todtem blaugrünem Laub bedeckt wird. — Ebenso erfüllt die Mitte Arnhemlands ein Hochland mit parallelen, steilen Sand-

steinketten. Hingegen ist der östliche Theil des Kontinents ein nach Westen allmählig sich senkendes Gebirgsland, u. z. sind das südlichste, bedeutendste Glied derselben die Australischen Alpen oder das „Warragon-Gebirge", in denen der Mount-Kosciusko, von dem man eine der prachtvollsten Aussichten der Welt geniesst, 2040 Mtr., und westlich davon der Mount-Hotham 2350 Mtr. emporragt. Nach der Westseite senkt sich der erstere fast 1000 Mtr. steil herab zu einem tiefen Schlunde, in welchem der Murray entspringt, dessen Thal viel Aehnlichkeit mit denen der schweizerischen Hochländer besitzt. Mit demselben kühnen Charakter, aber an Höhe abnehmend, zieht sich die Kette nach Südwesten und formirt hier ein fast unübersteigbares, dichtbewachsenes Gebirge. Vom Kamme des Mount-Gisborne vermag der Blick in das herrliche, von hohen Gebirgen umgebene, fruchtbare Gippsland am Fusse der Alpen, und bis weit hinaus in das tiefblaue Meer zu schauen. Andere Gebirgsmassen, wie z. B. die Pyrenäen und die Grampians, in denen man Gipfel bis zu 1900 Meter Höhe findet, reihen sich vom Westen dieser Küste bis nach Kap Wilson im Süden und bis zum Glenelg im Westen, an einander. Nördlich, im Westen von Sydney erhebt sich das 750—1270 Mtr. hohe Gebirge der „Blauen Berge", vielfach durchrissen von gähnenden Schlünden, tiefen, gewundenen Schluchten und schrecklichen Abgründen zwischen riesigen Sandsteinwänden labyrinthartig erfüllt, so dass es überall nur mit Lebensgefahr durchklettert werden kann. Nach Südwesten zweigen sich diese syenitischen und granitischen Massen zu den Honeysuckle-Ketten ab, deren Grünsteinkamm in der Mitte 1270 Mtr. Höhe erreicht, später aber noch höher wird und statt der reich bewaldeten Grünsteinkuppen öde, phantastische Syenit-Gipfel zeigt. Gegen Südwesten werden die Formationen wieder runder und bewaldet, doch ändern sie sich abermals beim Georg-See, wo ein westlicher Serpentin- und Porphyr-Ausläufer die Zuflüsse des

Murrumbidschi von denen des Lachlan scheidet. Jenseits des Bathurst-Sees läuft ein anderer, wildromantischer Ast nach Nordosten über Camden und Cumberland, während sich im Westen der Blauen Berge, zwischen dem obern Macquaire und Lachlan, die fast 1400 Mtr. aufsteigenden Canobalasberge ausbreiten. Nördlich vom Hunter-River erblickt man die Liverpoolkette, ein Granit- und Porphyr-Gebirge, welches Grünstein-Gruppen, wie der Mount-Oxley, Mount-Arthur und der im Westen von Port-Macquaire stehende Mount-Sea-View mit 1900 Mtr. Höhe krönen. — Ein anderes Gebirge umsäumt Queensland im Osten, tritt bis auf 450 oder 500 Klm. in's Innere bis an die Quellen des Victoria oder Barku, zieht sich längs der Ostküste bis in die York-Halbinsel nach Norden und zählt zu seinen Gipfeln den 1700 Mtr. hohen Mount-Lindsay im Südwesten von Brisbane sowie mehr als 1300 und 1700 Mtr. hohe Kuppen an der Ostseite der York-Halbinsel. — Im südlichen Theile des Kontinents, westlich von der Mündung des Murray, erheben sich meist niedrige, aber in einzelnen Gipfeln, wie im Mount-Arden am Nord-Ende des Spencer-Golfs, zu 1700 Mtr. aufsteigende Gebirge nach Norden zur Region der Seen, während sich im Nordwesten das mehr als 300 Klm. lange Flinder-Gebirge abzweigt, in dessen Mitte man den 950 Mtr. hohen Mount-Serle findet. — Auch an der Südwest-Seite muss man von der schmalen Küstenebene aus einen kaum 700 Mtr. hohen Bergrand, die Darling-, Herschel- und Victoriakette mit dem 1000 Mtr. hohen Mount-Bruc überschreiten, um zur inneren Hochfläche zu gelangen. — Da Australien, wie wir wissen, ein ausserordentlich trockenes Klima besitzt, so ist es auch sehr schlecht bewässert, und seine Flüsse sind während eines grossen Theiles des Jahres nichts als Reihen von Wasserlachen und Sümpfen; ja das meiste Wasser verdunstet in der Sonnenhitze, und es bleiben nur Schlamm und Kräuter zurück, wodurch die kleinen Flüsse oder „Creeks" zu einer Reihe Wasserlöcher werden, so dass ihr Lauf nur am

Sande sowie an den ihre Ufer umsäumenden Gummibäumen erkennbar ist, und so mancher von einem Gebirge in ansehnlicher Grösse herabkommende Fluss einige Kilometer weiter in der sandigen Ebene versiegt; überhaupt fehlt manchen Flüssen ein wirklich eingeschnittenes Bett gänzlich. Wären diese Uebelstände nicht vorhanden, so könnte Australien das üppigste Weideland besitzen! — Am bedeutendsten unter den bekannten Stromsystemen ist das des 1300 Klm. langen, in den Alexandrina-See mündenden Murray oder Gulba, der ebenso, wie die rechts in ihn einmündenden vereinigten Murrumbidschi und Lachlan, ein permanenter Strom genannt werden kann, da denselben die Schneemassen der Australischen Alpen speisen. Hingegen versiegt der ein weit grösseres Gebiet umfassende, ebenfalls rechts in den Murray mündende und die Wässer des Warrego, Condamine, Peel, Macquarie, Bogan aufnehmende Darling oder Callewatta zeitweise. Ausserdem giebt es noch unter den wichtigeren Flüssen den Victoria oder Barku, der mit dem Thonson vereinigt, den Cooper bildet. Doch versiegt dieser fast gänzlich in der Wüste und nur ein unbedeutender Arm von ihm, der Cooper- oder Strzelecki-Creek, mündet in den Salzsee Gregory. Unter den kürzeren Küstenflüssen findet man an der Ostseite den nördlich von Sydney sich ergiessenden, 67 Klm. langen Hawkesbury, den 150 Klm. langen Hunter, den 230 Klm. langen Clarence, den 145 Klm. langen Brisbane, den aus Dawson und Mackenzie gebildeten Fitzroy sowie den Burdekin mit dem Balyando in Queensland. Hingegen im Süden, an der Küste von Victoria, fliesst der Glenelg, der 120 Klm. lange Hopkins, der ebenso lange Yarra-yarra, der Latrobe etc., während an der Westseite der Schwanfluss, der Murchison, Gascoyne, der Fortescue und an der Nordseite der Victoria, Alligator, Roper, Albert, Flinders, Mitchell u. s. w. ihre Wässer dem Meere zuführen. — Ebenso sind auch die zahlreichen und nicht unbedeutenden „Seen Australiens“ einen

ziemlich beträchtlichen Theil des Jahres nichts als Sümpfe; nördlich liegt der fast 225 Klm. umfassende, von kahlen Sanddünen umgebene Torrens-See, während sich weiter nördlich, 27 Mtr. über dem Meere der noch grössere Eyre-See ausbreitet, in dessen Osten der Gregor-See hinzieht, und im Westen des Torrens-Sees finden wir auf der Hochebene in einer Höhe von 115 Mtr. den grossen Gairdner-See. Alle diese und noch unzählige andere kleinere Seen in derselben Region sind ausserordentlich salzreich.

Gerade solcher Wassermangel herrscht auch in der „Kap-Kolonie", denn bald schwellen die dortigen Ströme, welche sich sämmtlich durch ein starkes Gefälle auszeichnen, in Folge plötzlicher Gewittergüsse derartig an, dass sie dem Kulturboden einen enormen Schaden bereiten, bald sind sie durch die anhaltende Dürre absolut wasserleer; so füllt sich z. B. das trockene Bett des „grossen Fischflusses" zuweilen an einem einzigen Tage bis zu einer Tiefe von 10 Mtr. — Es wären daher hier ungeheure Kapital- und Arbeitskräfte nothwendig, um zum Besten der Kultur Abhülfe zu schaffen und eine Wasserwirthschaft nach Art der norditalienischen, südspanischen oder indischen einzurichten, die den Ueberfluss der einen Jahreszeit sowie den Mangel der andern ausgleicht, und durch ein künstliches System von Kanälen, Reservoiren und artesischen Brunnen auch denjenigen Gegenden das erforderliche Wasser zuführt, welche die Natur so stiefmütterlich behandelt hat. Freilich hätte man dadurch noch nicht dem Mangel der für jede Kultivation eines Landes ausserordentlich nothwendigen schiffbaren Ströme ersetzt, so dass sich die Kolonisten bezüglich des binnenländischen Verkehrs für alle Zeit auf die bekanntlich viel theurer arbeitenden Eisenbahnen beschränken müssen.

Betrachten wir die britischen „Marine- und Schifffahrts-Stationen", so finden wir, dass unter ihnen drei merkwürdig harmonische Reihen Gibraltar-Malta-Cypern, Aden-Pontegalle-Singapore und Falklandsinseln-Kapstadt-Mel-

bourne ganz besonders in's Auge springen und ein höchst sinnreiches, imposantes System von Wartthürmen und Stützpunkten an allen Südspitzen Europa's, Asiens und Afrika's bilden. Berücksichtigt man überdies noch, dass durch Jamaika und Barbadoes auch die Südspitze Nord-Amerika's militärisch von den Briten beherrscht wird, so sehen wir, dass es überhaupt keinen Südpunkt eines grösseren Erdraumes giebt, der nicht auf die eine oder andere Weise in der Gewalt der Briten wäre, wodurch sie im vollsten Sinne des Wortes die „Rulers of the Sea" genannt werden können, umsomehr, da diese Südpunkte der gewaltigen Kontinente eine unendliche Wichtigkeit für den Welthandel und Weltverkehr besitzen, weil hier die grossen Eck- und Wendepunkte der Welthandels-Strassen ersten Ranges, die Seewege aus Europa und Nordost-Amerika nach dem dicht besiedelten und produktenreichen Indien und China, sowie nach Australien und dem pacifischen Amerika liegen. Dazu kommt dann noch der grosse Vortheil für die britische Seeherrschaft, dass die meisten dieser Marine- und Schifffahrts-Stationen auch noch an engen Meerstrassen situirt sind, die absolut durchfahren werden müssen; so liegt z. B. Gibraltar vor dem schmalen Eingange in das Mittelmeer, Malta vor der wichtigen Strasse von Sicilien, Cypern vor dem Suezkanale, Aden-Perim vor der Strasse aus dem Rothen Meere, Pulo-Penang und Singapore vor der Malakka-Strasse, die Bahama-Inseln vor der Florida-Strasse und Jamaika sowie die Turk-Inseln vor der Windward-Passage.

Obwohl die Briten also heut zu Tage die „Rulers of the Sea" sind, eine riesige Kriegs- und Handelsflotte besitzen, in denen Dampfschiffe die Hauptrolle spielen, waren sie doch keineswegs die ersten, welche derartige Schiffe als Verkehrsmittel benutzten, doch machte bereits im Jahre 1787 „James Taylor" den Vorschlag, die Dampfkraft als Motor für ein Räderwerk anzuwenden, welches „H. Patrick Miller" von Dalstwinton in einer Brochure für Geschwindboote, die von Menschenhand

getrieben werden sollten, projektirte. Nach einigen Bemühungen gelang es denn auch schliesslich James Taylor, einen Mechaniker „William Symington" zu finden, der eine für diesen Zweck ganz passende kleine Maschine konstruirte, so dass bereits im Sommer 1788 der erste Versuchsdampfer die „Dalstwintoner See" befuhr. In Folge der hier zu Tage getretenen Erfolge bestellte Lord Thomas Dundas 1801 bei Symington eine Dampfmaschine zum Remorquiren der Kanalboote auf dem Forth- und Clydekanal, und kurze Zeit darauf der Herzog von Bridgewater 8 Dampfschlepper, welche auf seinem neu erbauten Merseykanale die Zugpferde ersetzen sollten. Jedoch der Herzog von Bridgewater starb vor Ausführung seines Planes, und Lord Dundas, sowie die Kanal-Eigenthümer erschracken dermassen ob der mächtigen Wellenbewegung zwischen den engen Kanalwänden, dass sie ihre Bestellungen wieder zurückzogen! — Die Folge war, dass die ganze epochemachende Errungenschaft, da leider auch noch die Erfinder nicht die Mittel besassen, grossartige Schiffsbauten in Szene zu setzen, sehr bald anfing, in Vergessenheit zu gerathen, und der schöne Probedampfer dem Verfall anheim gegeben werden musste, ja Taylor und Symington fast in Elend ihr verdienstvolles Leben beendeten. Und nachdem schon im Jahr 1806 ein „Mr. Fulton" in Amerika ein Monopol zur Befahrung des Hudsonflusses mit Dampfbooten und der Ingenieur „Steffens" bereits im Jahre 1807 mit seinem Dampfer die hohe See befahren hatte, begann erst am 5. Aug. 1812 das erste Dampfschiff in England regelmässige Passagier-Fahrten auf dem Clyde zwischen Glasgow und Greenock zu unternehmen. „Heinrich Bell", ursprünglich ein gewöhnlicher Zimmermann, erzielte aber auch jetzt noch in den ersten 6 Betriebsmonaten nur Verluste, weil sich das Publikum vor einer solchen Fahrt fürchtete. Erst bei Eintritt des furchtbar strengen Winters fanden es die Leute denn doch angenehmer im behaglichen Schiffssalon als in einer

Landkutsche zu reisen und überwanden umsomehr ihre frühere Abneigung, da auch der Fahrpreis um $^1/_3$ billiger als per Axe war. Dieser erste Clydedampfer, „Comet“, war 40 Fuss lang, $10^1/_2$ Fuss breit, hatte 25 Tons Tragfähigkeit und eine Maschine von 3 Pferdekraft, welche die an der Seite angebrachten Schaufelräder mit einer Geschwindigkeit von 5 Seemeilen per Stunde bewegten, während bei den bisherigen kleinen Gütertransport-Dampfern das Treibrad am Spiegel oder Hintertheile des Schiffes, wie wir es noch jetzt häufig bei den amerikanischen Ferry- oder Mississippibooten sehen, angebracht war. Nachdem Bell nunmehr gute Geschäfte mit seinem ersten Dampfer gemacht hatte, setzte er schon im nächsten Jahre einen zweiten ähnlichen für Lustfahrten längs den Küsten Englands, Schottlands und Irlands in Betrieb; diesem folgte ein „Dodd'scher Dampfer“ auf der Route zwischen Glasgow und Dublin, und im Jahre 1814 tauchten die ersten „Themse-Steamer“ auf, welche zwischen London, Richmond und Gravesend-Margate verkehrten. Als jedoch auf den kleinen Dampfern hie und da Feuer ausbrach oder ein Dampfkessel explodirte, fanden die kommerziellen Gegner der Dampfschifffahrt, besonders die alte Korporation der Londoner Bootführer, die vortrefflichste Gelegenheit zu einer wohlorganisirten Opposition, die schliesslich 1817 eine parlamentarische Enquete über die Nützlichkeit oder Gefährlichkeit des neuen Transportmittels erzwang. Doch hatte die ganze Clique zu frühzeitig frohlockt, denn die Kommission fällte ein sehr günstiges Urtheil zum Fortbestand der Dampfschifffahrt, so dass bereits 1818 auf den Flüssen Themse, Clyde, Mersey, Trent, Tyne, Avon, Severn, Forth etc. zahlreiche Steamer verkehrten. Im Jahre 1825 trat auch die erste Dampfyacht „Falcon“ von 200 Tons die erste Seereise nach Kalkutta an und bald folgte ihr auf demselben Wege die „Enterprise“ mit 470 Tons und 120 Pferdekraft, ja im Jahre 1832 fuhr sogar der „Royal William“, 1200 Tons und 180 Pferdekraft, in 20 Tagen nach der englischen

Küste und 1838 dampfte der „Great West ern“ 1340 Tons 400 Pferdekraft, in fünf Tagen von Bristol nach New-York!

Der heutige englische Schiffsbau ist jedoch keineswegs der beste der Welt, sondern wird von manchen andern europäischen und nordamerikanischen Werften übertroffen! Der erste eiserne Dampfer, welcher in England, jedoch nach einem französischen Patente gebaut wurde, war der im Jahre 1820 von London nach Havre fahrende „Aaron Manby“, und die günstigen Resultate, welche man mit dieser Eisenkonstruktion erzielte, veranlassten, immer mehr den Schiffskörper statt aus Holz, aus diesem Metalle zu bauen, ja man ging in dieser Beziehung sogar so weit, dass man 1857 den riesigen „Leviathan“, der später in „Great Eastern“ umgetauft wurde, fast ganz aus Eisen herstellte. Der Bau dieses gewaltigen Dampfers dauerte 4 Jahre, und als er fertig war, hatte er 692 Fuss Länge, 108 Fuss Breite und 27.000 Tons Tragfähigkeit, auch vermochte derselbe 10.000 Tons Kohle aufzunehmen, eine Quantität, die hinreichendes Brennmaterial für eine Reise um die Erde liefert, da der tägliche Kohlenverbrauch auf 360 Tons berechnet war. Zum Bau des Schiffskörpers verwendete man 6250 Tons Eisen, das Gewicht der Holzbestandtheile betrug 2500 Tons, zur Bemannung war eine Equipage von 400 Personen erforderlich und die Innenräume boten Platz genug, um in denselben 10.000 Mann Truppen unterzubringen und nach jedem beliebigen Punkte der Welt zu transportiren. — Den Plan zu diesem gewaltigen Schiffsbau hatte der Ingenieur „Brunnel“ entworfen und der weltbekannte geniale Schiffs-Ingenieur „Scott Russell“ vortrefflich ausgeführt, doch erzielte die anfangs so ausserordentlich viel versprechende, grossartige Idee in der Praxis keine so glücklichen Resultate, wie man erhoffte, denn sowohl Regierung wie Private und Assekuranz-Gesellschaften zeigten keine Lust, viele Menschenleben oder Güter einem einzigen Schiffe anzuvertrauen, so dass

der Riesensteamer nur einmal, im Jahre 1861, benutzt wurde, um 2500 Mann Truppen nach Quebec zu bringen, und seit dieser Zeit hauptsächlich nur zur Legung von transatlantischen Kabeln Verwendung fand, wobei er aber ganz vortreffliche Dienste leistete. Gegenwärtig liegt der Great Eastern, dessen vom Stapellassen allein 120.000 £ kostete, unthätig auf der Höhe von „Milford" und soll in Folge gerichtlichen Befehls im Oktober 1885 bei „Lloyds" meistbietend versteigert werden! — Der Schiffbau im britischen Stammlande beschäftigt heut zu Tage cirka 100.000 Menschen, während es für den Bau eiserner Fahrzeuge 1881 in England 48, in Schottland 36 und in Irland 5 Etablissements gab, mit einer Gesammtarbeiterzahl von cirka 50.000 Köpfen; u. z. befinden sich die Hauptcentren dieser gewaltigen Industrie an den Mündungen der Themse, des Mersey, Clyde, Tyne, Humber, Wear und Severn. Doch hatte bis in neuerer Zeit Schottland, besonders der Clydedistrikt, Dank seiner billigen Materialien und Arbeitskräfte, im Bau eiserner Schiffe eine derartig bedeutende Superiotät behauptet, dass sich seine Produktion von 154.000 Tons Schiffsraum im Jahre 1865 auf 223.000 Tons 1878 steigerte, und aus jenen gewaltigen 35 Werfte-Etablissements, die sich von Glasgow bis nach Greenock erstrecken, lange Zeit hindurch die meisten und besten britischen Eisendampfer hervorgegangen sind. Da aber häufige Streitigkeiten zwischen Meistern und Arbeitern die normale Thätigkeit unterbrachen, und 1878 ein Strike sogar 24 Wochen dauerte, welchem dann noch eine Arbeitseinstellung, „Lock-out", der Meister folgte, ging der bisherige Schwerpunkt im Eisenschiffsbau auf die englische Ostküste über. — Der Hauptsitz der stammländischen „Anker und Ankerketten-Erzeugung" befindet sich in der Nähe von Dudley, in Tipton und in West-Bromwich, u. z. werden in Süd-Staffordshire jährlich mehr als 60.000 Tons des besten Roherzes zu diesem Zwecke von 3000 Personen verarbeitet, was sehr begreiflich erscheint, wenn man

berücksichtigt, dass für je 20 Tons Tragfähigkeit eines Schiffes allein der Buganker wenigstens ein Gewicht von 1 Centner haben muss. Doch besteht hier die Fabrikation im grossen Style erst seit dem Jahre 1834, um welche Zeit man damit begann, grosse Kapitalien in diesen Industriezweig zu investiren; immerhin erzeugte man aber selbst bis zum Jahre 1848 selten schwerere Anker als 20 Centner und erst durch die Einführung des Dampfhammers und die Verbesserung des Maschinenwesens ward es möglich, so schwere Stücke zu schmieden, wie sie heut zu Tage das Seewesen braucht. Ja erst durch die Anwendung der Maschinen vermochte man jene ausserordentliche Zeitersparniss zu erzielen, Anker der schwersten Gattung binnen 24 Stunden fertig aus der Schmiede hervorgehen zu lassen, während man zu ihrer Bearbeitung früher 3—4 Tage brauchte. — Die Anker- und Ankerketten-Industrie ist seit einer Reihe Jahre so leistungsfähig, dass sie nicht nur den eigenen heimathlichen Bedarf vollkommen deckt, sondern auch zum Theile die europäisch-kontinentalen enormen Kriegs- und Handelsflotten mit diesen wichtigen Artikeln versorgt und bedeutende Mengen nach Australien, Indien, Japan, sowie andern überseeischen Ländern exportirt; u. z. beträgt das Gewicht der jährlich in den Schiffsdienst genommenen Anker ungefähr 5000 Tons, jenes der Ankerketten aber cirka 56.000 Tons, welche zusammen einen Werth von 700.000 £ repräsentiren. — Ebenso arbeitet die „Seilerei" des britischen Stammlandes nicht nur für den enormen einheimischen Bedarf, sondern sie versendet alljährlich auch grosse Quantitäten ihrer Produkte nach China, Brasilien, Peru, Japan etc., vorherrschend aber nach den eigenen amerikanischen und australischen Kolonien. Das in diesem ebenfalls ausserordentlich umfangreichen Industriezweige verarbeitete Material wird aus den verschiedensten Weltgegenden herbeigeschafft. Doch hat man seit einem halben Jahrhundert in England auch Eisen- und Stahldraht für Seilerzwecke zu ver-

wenden angefangen, da man gesehen hat, dass derartige Taue in den Bergwerken des Harzes und am Rhein lange schon vortreffliche Dienste leisteten. Das erste mit eiserner Takelage ausgerüstete Schiff war 1836 der „Marschall"; doch benutzte man schon früher eiserne Ankerkabel in Kettenform. — Da aber die meisten in der Seilerei in Verwendung kommenden Rohstoffe grosse Rauheit besitzen, so kommen bei der Fabrikation nur zum geringsten Theile Maschinen in Anwendung, und selbst in den grösseren Etablissements wird häufig gerade der mühsamste und gesundheitsschädlichste Theil der Arbeit noch immer von Menschenhand verrichtet. Zwar hat man seit neuerer Zeit auch amerikanische Hechel- und Spinnmaschinen für verschiedene Hanfgattungen eingeführt, aber dieselben kann man auch nicht für jedes Material benutzen. — Gegenwärtig giebt es in England cirka 24, in Schottland 7 und in Irland 3, also in Summa 34 grössere Etablissements für Seilerei mit zusammen ungefähr 18.000 Arbeitern, darunter Kinder und Frauen; doch ist die Zahl der Einzelbetriebe noch viel bedeutender, da in demselben weitere cirka 13.000 Arbeiter Beschäftigung finden. Im allgemeinen vermag ein geschickter Arbeiter in $10^1/_2$ Arbeitsstunden 84 Pfund Hanf zu einer Länge von 14.000 Ellen auszuspinnen, wofür er beiläufig 6 Sh. verdient. Ausser Hanf sowie Abfällen aus Flachs und Baumwolle kommen auch enorme Quantitäten Werg aus altem verfaserten Segelzeug oder Tauwerk in Verwendung. Ferner verarbeitet man noch gewaltige Mengen Neuseeländer Flachs, Manilahanf, Kokosnussfasern, indischen Sunn, Chinagras, amerikanische Agaven etc., und jedes Jahr werden noch immer neue Arten von Pflanzenfasern der Seilerei zugeführt, denen man besondere Vorzüge in Bezug auf Zähigkeit, Festigkeit und Dauerhaftigkeit nachrühmt, umsomehr da die angestellten Zerreissungsproben wahrhaft erstaunliche Resultate lieferten; so finden wir z. B., dass eine Faser von:

	bei engl. Pfd. Belastung
russischem Hanf	160
Jubbulpurhanf	190
Chinagras	350
Kotikangrahanf (Himalaya)	400

zum Zerreissen gebracht wurde, während ein von der Liverpooler Maschinenprüfungsanstalt angestellter Versuch ergab, dass ein $3^3/_4$ Zoll dickes Tau:

	bei Belastung von Tons	Ctr.
aus galvanisirtem Eisendraht	29	15
„ Manilahanf	5	17
„ russischem Hanf	4	15

auseinander ging; ja ein Manilatau ist sogar um 40% stärker als eines aus russischem Hanf. — Die Hauptsitze dieser hochentwickelten Seilerindustrie befinden sich in London, Manchester, Liverpool, Birmingham, Warington, Bristol und Bridport. In diesen Fabriken wird ausser groben Säcken und anderen ähnlichen Dingen, Segelleinwand erzeugt. — Die erste „Drahtseilfabrik" wurde im Jahre 1835 in Grimsby von Kapitän „George Harris" und dem Foreman „Binks" der königl. Marineseilerei zu Woolwich, gegründet, seitdem hat sich die Zahl derartiger Fabriken so vermehrt, dass es gegenwärtig über 30 in England giebt, und die Drahtseile nicht nur bei den Schiffsausrüstungen immer mehr in Gebrauch kommen, sondern auch in grossen Mengen, besonders nach Australien exportirt werden. Am meisten wird dieser Industriezweig in Birmingham, Warrington, Manchester, Sheffield und Newport in Monmoutshire betrieben; er beschäftigt cirka 7.500 Personen, unter ihnen auch zahlreiche Frauen, die fast ebenso verwildert sind, wie die der berüchtigten Black country, obwohl der Verdienst verhältnissmässig ein guter ist und geschickte Arbeiter bis zu 3 £ Wochenlohn erhalten.

Wie enorm die Thätigkeit auf den Schiffswerften des bri-

tischen Stammlandes ist, ersieht man daraus, dass in den nachfolgenden Jahren neu gebaut wurden:

Jahr	Segelschiffe		Steamer	
	Anzahl	Tons	Anzahl	Tons
1874	499	187.313	482	333.890
1875	566	241.646	357	178.905
1876	687	236.890	320	123.475
1877	707	212.364	389	221.330
1878	590	141.221	499	287.080
1879	400	59.153	412	297.720
1880	353	57.534	474	346.361
1881	359	92.420	486	408.764
1882	362	145.700	610	521.575
1883	368	146.818	806	621.758

Auch ist man beständig bestrebt, auf diesem Gebiete neue Erfindungen und Verbesserungen zu machen, so hat „William Coppin“, ein Schiffbauer in Liverpool, der langjährige Erfahrung im Baue von Eildampfern besitzt, neuester Zeit ein Dampfschiff mit dreifachem Rumpfe projektirt, durch dessen Konstruktion er die höchste Schnelligkeit bei vollkommener Sicherheit und grosser Stabilität gegen das Rollen zu erreichen hofft, umsomehr da er diese Eigenschaften, besonders die Schnelligkeit an einem 9 Mtr. langen Modell bereits erprobt hat. Das Drillingsschiff soll aus drei getrennten Schiffskörpern bestehen, deren beide Enden äusserst schneidig sind, während der mittlere Rumpf, welcher ein Drittel kürzer ist, als jedes der beiden Seitenschiffe, die Maschinen trägt, u. z. vorn und hinten zwei vollständige, getrennte Doppelcylinder-(Compound-) Maschinen, jede mit selbständigem Kessel, um eine Schraube vorn und eine andere hinten zu treiben, denn diese doppelte unabhängige Triebkraft giebt eine Sicherung gegen Unfälle zur See! — Der Boden des Schiffes ist halbkreisförmig statt bauchig, wodurch die Schnelligkeit sehr gefördert wird; auch verspricht sich der Erfinder bei einer bisher noch uner-

reichten Schnelligkeit von 27 Knoten per Stunde, welche einem Eisenbahneilzuge nahekommen würde, grössere Belastungsfähigkeit. Schliesslich vereinen die drei Schiffskörper stabile Brücken in ein Ganzes. Wenn sich dieses Projekt in die Praxis übertragen ebenso günstig gestalten wird, dann dürfte das neue Dreilingsschiff jedenfalls Epoche machen und das Seefahrzeug der Zukunft sein! — Ausserdem trachtet man auch jetzt im britischen Stammlande in Bezug auf Eleganz und Reichthum der inneren Schiffseinrichtung wirklich Erstaunliches zu leisten. So richtete man auf den Dampfern, welche für die Bedürfnisse reicher Privaten des Londoner Westend gebaut wurden, eigene fashionable „Ladies smoking rooms", mit einem Luxus ein, der dem glänzenden Komfort aller übrigen baulichen Arrangements dieser schwimmenden Prachtwerke vollkommen entspricht. Französische Gobelins bedecken die Wände, die Decke ist von zartgoldenen japanesischen Ledertapeten bekleidet, die Ottomanen, Fauteuils und Tabourets sind mit bernsteinfarbigem Sammt gepolstert, und das ganze Smoking room ist mit einem Worte derartig „cosy", wie es sich die verwöhnteste Lady nicht besser wünschen kann. — Doch trotz all' dieser Verbesserungen und Erfindungen im Schiffsbau, nehmen die „Seeunglücke" auf den britischen Schiffen, grösstentheils hervorgerufen durch Mängel in der Konstruktion und Bauart, sowie Fahrlässigkeit der Bemannung, nicht ab, denn während im Jahre 1860 nur 6 eiserne, ziemlich kleine Dampfer mit einer Tragfähigkeit von nicht mehr als 1288 Tons zu Grunde gingen, bezifferte sich der Verlust in den nächstfolgenden Jahren auf:

Jahr	Zahl der Schiffe	Ladungsraum Tons
1860	6	1.300
1865	24	6.000
1870	93	51.000

Jahr	Zahl der Schiffe	Ladungsraum Tons
1875	123	81.000
1876	110	79.000
1877	121	85.000

wobei wir aber nur die Eisendampfer in Rechnung gezogen haben, denn die Zahl der Schiffbrüche überhaupt und der dabei zu Grunde gegangenen Menschen sind noch um eine erschreckende Ziffer grösser. So fanden z. B. an den Küsten des britischen Stammlandes im Jahre 1876/77 im Ganzen 4164 Strandungen, Kollisionen und ähnliche Seeunfälle statt, wobei 776 Menschenleben zu Grunde gingen, während 1878/79 302 Schiffbrüche, Unfälle etc. zu verzeichnen waren, darunter von 469 Schiffen, welche 30—50; 71, welche 50—60; 33 die 60—70; 21 welche 70 - 80 Jahre; 9 die 80—90 und 5 welche 90—100 Jahre Seedienste geleistet hatten! Ja es ereignen sich sogar durchschnittlich jährlich cirka 2000 Strandungen an den felsigen Klippen, 1000 Kollisionen zwischen unvorsichtig an einander fahrenden oder in Nebel und Dunkelheit gegen einander getriebenen Schiffen, sowie 1000 Unfälle anderer Art im Bereiche der englischen Küste, und all' diese Ziffern müssten noch viel grösser sein, wenn nicht das Rettungswesen an den gefährlichen Küstenpunkten wirklich vortrefflich organisirt wäre. Das Ausserordentlichste leistet in dieser Beziehung die „National Life boat Association", welche allein im Jahre 1877 mit ihrer längs der Küste des britischen Stammlandes vertheilten Flotte, bestehend aus 269 Rettungsbooten, 4800 Personen vor dem Untergang im Meere bewahrte. Auch in den nachfolgenden Jahren leisteten die Rettungsboote und die auf 243 Stationen vertheilten Raketenapparate ausserordentliche Dienste, denn durch dieselben wurden 1880 557 Personen den Armen des Todes entrissen. — Ebenso fehlen im britischen Stammlande keineswegs zahlreiche vorzügliche „Seeleuchtthürme", denn es gab deren 1880 78 in England und Wales, 67 in Schottland und 43 in Irland.

Wie enorm die „**Handelsflotte**" Old Englands in diesem Jahrhundert an Zahl zugenommen hat, sehen wir daraus, dass es dort im:

Jahre	Dampfer	Tons	Durchschnittliche Tons
1811	1	25	25
1820	56	8.300	148
1830	315	33.500	107
1840	824	95.800	116
1850	1350	187.600	138
1860	2337	500.200	214
1870	3796	1,202.100	317

gab. Hingegen betrug die Anzahl und der Tonnengehalt der registrirten Segelschiffe des Stammlandes, welche im „Home trade" benutzt wurden, d. h. sich nur auf die Vermittlung des heimathlichen Verkehrs, sowie auf die Verbindung desselben mit der Elbe und Brest beschränkten, sammt ihrer Equipage:

	Segelschiffe				Segelschiffe		
Jahr	Anzahl	Tons	Mann	Jahr	Anzahl	Tons	Mann
1874	10.827	693.599	36.951	1879	10.709	708.082	36.782
1875	10.563	715.950	37.401	1880	10.677	693.501	35.839
1876	10.641	707.343	36.561	1881	10.269	676.792	34.623
1877	10.642	698.124	35.940	1882	10.048	655.618	33.335
1878	10.516	696.243	35.997	1883	9.998	653.518	33.498

und der Dampfschiffe, ausschliesslich Flussdampfer:

	Dampfer				Dampfer		
Jahr	Anzahl	Tons	Mann	Jahr	Anzahl	Tons	Mann
1874	1.128	219.550	13.323	1879	1.344	240.070	14.279
1875	1.183	231.722	13.479	1880	1.317	236.358	14.088
1876	1.345	247.255	14.664	1881	1.377	239.488	14.409
1877	1.323	241.253	14.378	1882	1.432	254.029	15.083
1878	1.324	243.092	14.447	1883	1.569	280.190	16.673

Theils im „Home trade", theils im auswärtigen Verkehr waren von Segelschiffen beschäftigt:

Jahr	Segelschiffe Anzahl	Tons	Mann	Jahr	Segelschiffe Anzahl	Tons	Mann
1874	1.486	251.235	9.089	1879	909	128.027	4743
1875	1.331	205.352	7.510	1880	988	132.534	4.989
1876	1.200	184.515	6.767	1881	791	106.870	4.078
1877	1.167	178.876	6.511	1882	824	115.859	4.411
1878	953	143.774	5.234	1883	618	85.944	3.224

Von Dampfschiffen:

Jahr	Dampfer Anzahl	Tons	Mann	Jahr	Dampfer Anzahl	Tons	Mann
1874	221	94.264	3.727	1879	209	84.496	3.153
1875	322	145.308	5.582	1880	179	68.598	2.700
1876	287	133.575	4.833	1881	165	63.579	2.592
1877	255	108.825	4.097	1882	323	151.491	5.298
1878	246	105.910	3.913	1883	137	56.294	2.084

Und ausschliesslich im auswärtigen Verkehr:

Jahr	Segelschiffe Anzahl	Tons	Mann	Jahr	Segelschiffe Anzahl	Tons	Mann
1874	5.613	3,092.730	82.693	1879	4.831	3,082.567	73.652
1875	5.327	3,123.202	81.329	1880	4.518	2,924.407	67.840
1876	5.387	3,234.200	82.483	1881	4.163	2,785.506	63.797
1877	5.292	3,261.149	81.112	1882	3.713	2,652.678	59.455
1878	5.235	3,236.081	78.854	1883	3.543	2,630.497	58.584

ferner Dampfer:

Jahr	Dampfschiffe Anzahl	Tons	Mann	Jahr	Dampfschiffe Anzahl	Tons	Mann
1874	1.597	1,513.210	57.823	1879	2.027	2,006.591	60.939
1875	1.465	1,470.158	54.366	1880	2.293	2.289.179	67.516
1876	1.489	1,489.264	53.330	1881	2.546	2,618.778	73.404
1877	1.640	1,627.411	54.524	1882	2.626	2,885.355	78.355
1878	1.820	1,811.024	57.140	1883	3.047	3,319.619	86.664

In Summa bestand die Handelsflotte, Segel- und Dampfschiffe, zusammengerechnet, einschliesslich der Schiffe der Insel Man und Kanal-Inseln aus:

Jahr	Anz. d. Sch.	Tons	Mann	Jahr	Anz. d. Sch.	Tons	Mann
1874	20.872	5,864.588	203.606	1879	20.029	6,249.833	193.548
1875	20.191	5,891.692	199.667	1880	19.972	6,344.577	192.972
1876	20.349	5,996.152	198.638	1881	19.311	6,490.953	192.903
1877	20.319	6,115.638	196.562	1882	18.966	6,715.030	195.937
1878	20.094	6,236.124	195.585	1883	18.912	7,026.062	200.727

u. z. waren 1883 von den auf Schiffen beschäftigten Leuten 26.000 Ausländer. — Ende desselben Jahres hatte man als zum Stammlande gehörige Schiffe registrirt, einschliesslich der Insel Man und Kanal-Inseln, 18.415 Segelschiffe von 3,513.948 Tons, und 6.260 Dampfschiffe von 3,728.268 Tons, also zusammen 24.675 Schiffe von 7,242.216 Tons, folglich 285.351 Tons mehr, als Ende des Jahres 1882. Vergleicht man die Anzahl der Schiffe des Jahres 1883 mit der des Jahres 1868, so finden wir in diesen 15 Jahren eine Abnahme von 7.382 in der Zahl und von 1,364.285 Tons in der Tonnage der Segelschiffe; hingegen bei den Steamern eine Zunahme von 3.316 in der Anzahl und von 2,805.971 Tons in der Tonnage. Auch zeigt die gesammte Segel- und Dampfschifffahrt in diesen 15 Jahren eine Abnahme von 3.769 der Schiffsanzahl, und eine Zunahme von 1,461.686 in der Tonnage. — In Summa besass aber das „gesammte britische Reich" im Jahre 1883 38.961 Schiffe mit 9,131.418 Tons, während es auf der „ganzen Erde" im selben Jahre 55.838 Handelsschiffe mit einem Gesammt-Tonnengehalte von 19,685.041 Tonnen gab. Davon waren 7.764 (also 13·9 Prozent) Dampfschiffe mit einem Gehalte von 6,037.164 Tonnen (daher 30·7 Prozent des Gesammtgehalts). Auf die wichtigeren Handelsstaaten vertheilte sich Schiffszahl und Tonnengehalt folgendermassen: die Vereinigten Staaten 6.636 Schiffe mit 2,473.532 Tonnen, Norwegen 4.212 Schiffe mit 1,443.998 Tonnen, das Deutsche Reich 3.034 Schiffe mit 1,239.661 Tonnen, Italien 3.219 Schiffe

mit 1,026.597 Tonnen, Frankreich 2.892 Schiffe mit 896.581 Tonnen und Russland 2.325 Schiffe mit 566.324 Tonnen. Darunter befanden sich Dampfer in den Vereinigten Staaten 422 mit 374.314 Tonnen, in Norwegen 209 mit 77.057 Tonnen, im Deutschen Reich 420 mit 345.103 Tonnen, in Italien 135 mit 111.548 Tonnen, in Frankreich 458 mit 444.265 Tonnen und in Russland 194 mit 98.052 Tonnen. Folglich entfallen auf Old England cirka 63·3% des Gesammt-Tonnengehalts aller vorhandenen Dampfschiffe; denn dort sind 19·8 % aller Handelsschiffe Dampfer, in Frankreich 15·8, in Spanien 15·4, in Oesterreich 14·8, in Deutschland 13·7, in Holland 10·0, in Russland 8·3, in den Vereinigten Staaten 6·3 und in Norwegen 4·9 %. Am bedeutendsten ist jedoch der Antheil der Dampfer in Belgien, da hier von 79 Handelsschiffen 52 also 65·8 Prozent mit Dampf getrieben werden.

Staunen muss man auch über die Fortschritte, welche die britische Handelsflotte in Bezug auf die Passagierbeförderung gemacht hat, wenn man bedenkt, dass noch im Jahre 1839 mit je 10 Geschützen armirte „Briggs der englischen Kriegsmarine“ den Post- und Passagierdienst zwischen England und britisch Amerika besorgten, wobei die Ueberfahrt weder schnell noch komfortabel war, und dass erst 1840, nachdem man bereits 1835 die „Great Western Ships Company“ gegründet hatte, der Schotte „Lannel Cunard“ eine regelmässige Dampfschiffverbindung zwischen Old England und Nordamerika zur Besorgung des Passagier- und Postdienstes eröffnete. In den ersten 7 Jahren genügten noch zu diesem Zwecke 7 Dampfer von je 1000 Tons Gehalt, dann vermehrte man sie allmählig und neue Kompagnien traten hinzu, so dass es jetzt im britischen Stammlande cirka 40 verschiedene Dampfschiffkompagnien für Packet-, Post-, Passagier- und Waarenbeförderung giebt, deren Steamer alle Meere durchkreuzen, und die Küsten aller Erdtheile berühren. Ja allein die Route Liverpool-Vereinigte Staaten von Amerika

wird wöchentlich von etwa 40 Dampfern befahren, u. z. laufen von der Cunardlinie ungefähr 20, von der Allanlinie 22, von der Inman-Kompagnie 14, von der National Steamship Co. 12 u. s. w., während die „Pacific Steam Navigation Co.“ 48 Dampfer für den Verkehr an beiden Seiten des Kap Horn, die „Brasil and River Plate Co.“ 30 Dampfer für die Verbindung nach diesen Punkten unterhalten. Mehr oder minder sind alle diese Schiffe recht gut gebaut, bieten durch ihre praktische, luxuriöse innere Einrichtung den Passagieren I. Kajüte vielfache Bequemlichkeiten und legen ihre Reisen verhältnissmässig in kurzer Zeit zurück, ja augenblicklich steht der Cunard-Dampfer „Etruria“ an der Spitze aller Schnellschiffe der Welt, da er die Reise von Queenstown nach Sandy-Hook, dem Leuchtthurme vor der Einfahrt in den Hafen von New-York, in 6 Tagen 1 Stunde und 9 Minuten Mittelzeit, oder in 6 Tagen 5 Stunden und 31 Minuten berichtigter Zeit zurücklegte, die schnellste bisherige Fahrt, nämlich die des „Oregon“, um 4 Stunden 39 Minuten übertraf, und durchschnittlich 19 Meilen in der Stunde machte.

Selbstredend haben die meisten dieser Steamerkompagnien ihren Sitz in den beiden Häfen London und Liverpool, wo sich der grösste Theil des kolossalen alljährlichen Schiffsverkehrs des britischen Stammlandes Mast an Mast zusammendrängt, aber auch die übrigen bedeutendsten „Häfen“ Old Englands sehen jedes Jahr eine sehr beträchtliche Zahl Schiffe der verschiedensten Art und von fast allen Staaten der Erde in ihre Docks ein- und auslaufen. So betrug im Jahre 1882 bei einem:

	Eingelaufen	Ausgelaufen
	Schiffe	Schiffe
Auswärtigen Verkehre	64.752	65.843
Küstenverkehre	288.661	249.126
Zusammen	353.413	3149.69

Der Verkehr in den Häfen:

	Eingelaufen		Ausgelaufen	
	Schiffe	Tons	Schiffe	Tons
London	50.851	10,686.062	19.981*)	6,120.970*)
Liverpool	17.483	7,851.403	19.625	7,550.948
Tyne-Häfen (Newcastle on T., North. u. South-Shields)	16.554	6,085.461	17.083	6,360.243
Cardiff	12.845	4,435.293	12.955	4,641.940
Sunderland	9302	2,603.661	9228	2,616.095
Glasgow	8036	2,420.265	8633	2,634.561
Dublin	8340	2,211.301	7742	2,125.803
Hull	4725	1,925.032	4638	1,915.436
Belfast	9432	1,767.638	9310	1,803.262
Newport	9676	1,582.890	9810	1,778.745
Southampton	9931	1,641.978	9763	1,565.563
Swansea	8315	1,397.018	8025	1,390.670
Cowes	15.291	1,313.137	15.058	1,291.816
Bristol	9282	1,192.319	8946	1,186.836
Greenock	7556	1,470.131	5192	846.685
Beaumaris	5410	1,121.422	5325	1,109.904
Middlesborough	3623	1,065.470	3497	1,045.922
Leith	3668	988.678	3550	957.266
Hartlepool	3798	867.808	3892	919.115
Rochester	5467	804.734	5363	791.933
Plymouth	3689	802.985	3336	738.245
Cork	3147	736.702	2856	654.651
Grimsby	3452	659.549	3313	648.237
Dover	2878	637.759	2875	640.734
Aberdeen	2359	574.755	2345	565.993
Kirkcaldy	3141	548.769	3125	548.702
Waterford	1985	546.755	1897	546.701
Barrow	2446	520.031	2468	551.003

*) Ohne die in Ballast ausgelaufenen Schiffe.

Die gesammte Tonnenzahl aller britischen und ausländischen Schiffe, sowohl Segel- als Dampfschiffe, welche in den Häfen des Stammlandes mit Cargoe oder Ballast, von und nach fremden Ländern sowie britischen Kolonien, während der Jahre 1874—1883 ein- und ausfuhren, betrug:

Jahr	Britische Schiffe Tons	Ausländische Schiffe Tons	In Summa Tons
1874	30,089.683	15,339.274	45,428.957
1875	30,944.744	15,332.094	46,276.838
1876	33,441.979	17,342.923	50,784.902
1877	34,765.907	16,765.170	51,531.077
1878	35,291.483	16,303.596	51,595.079
1879	37,433.991	15,281.459	52,715.450
1880	41,348.984	17,387.079	58,736.063
1881	41,543.159	16,406.286	57,949.445
1882	43,670.361	17,820.894	61,491.255
1883	47,039.079	17,922.674	64,961.753

Von dieser Tonnenzahl ausländischer Schiffe gehörten im Jahre 1883 4 Mill. nach Norwegen, 3,746.120 nach Deutschland, 2 Mill. nach Frankreich, 1,537.960 nach Dänemark, 1,367.569 nach Schweden, 1,322.909 nach den Niederlanden, 900.046 nach Spanien, 884.958 nach Italien, 582.400 nach den Vereinigten Staaten, 582.212 nach Belgien und 453.235 nach Russland. — U. z. entfielen von der Gesammttonnenzahl der zum Löschen ihrer Ladung eingelaufenen Schiffe 11,400.274 Tons auf London, 10,634.842 auf Liverpool, 6,674.992 auf Cardiff, 5,494.969 auf Newcastle, 3,108.692 auf Hull und 2,387.721 auf Glasgow. Während die Tonnage aller britischen und ausländischen Schiffe, die im Küstenverkehre unter denselben Verhältnissen und zu demselben Zwecke einliefen im Jahre 1883 79,831.704 Tons betrug.

In mancher Beziehung noch interessanter als der riesige Hafen Londons mit seinen gewaltigen Dockanlagen, von denen allein die in neuerer Zeit bei Gravesend für die grössten Seeschiffe erbauten Docks 20 Millionen kosten, und seinem wirk-

lich bewundernswerth organisirten Schleusensysteme, dessen schwere Pforten sich durch gigantische hydraulische Kräfte fast geräuschlos in wenigen Augenblicken öffnen und schliessen, ist der Hafen von Liverpool, welcher durch die grossartige Ausdehnung seiner Schifffahrtverbindung mit allen Plätzen der Erde hauptsächlich dazu beitrug, die Herrschaft der englischen Flagge auf dem Meere zu etabliren und unermessliche Absatzgebiete für die Erzeugnisse der britischen Industrie zu erobern. Die wahrhaft ingeniösen Einrichtungen dieses Hafens gehören fast nur der Neuzeit an, denn noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war Liverpool ein ganz unbedeutendes Städtchen. Die ersten Docks wurden 1710 angelegt, doch ist auch von diesen beinahe nichts mehr übrig geblieben, da sie später vollkommen umgebaut und erweitert wurden. Diese neuen Docks dehnen sich nunmehr längs der beiden Ufer des Mersey in einer Länge von mehr als 27 englischen Meilen aus, bedecken eine Oberfläche von 200 Hektaren, haben 20 Millionen £ gekostet, wozu der Staat gar keinen Beitrag leistete, und besitzen Raum genug, 35.000 Schiffe im Jahre aufzunehmen, während sich hinter ihnen die Stadt Liverpool mit über 88.000 Häusern und 500.000 Einwohnern ausbreitet. Ausser der Merseybucht hat Englands Westküste keinen einzigen natürlichen Hafen, der gegen die Stürme und scharfen Strömungen der irischen See hinlänglichen Schutz bietet, und zugleich eine genügende Wassertiefe zur Aufnahme der grössten Schiffe besitzt. — An der Einfahrt der Liverpooler Bucht beträgt die vertikale Hebung und Senkung des Wasserspiegels 33 1/2 Fuss in den höchsten Springfluthen, wobei sich das Wasserbecken auf 20 Meilen in der Länge und 2 bis 3 Meilen in der Breite ausdehnt. Wenn nun diese Wassermenge bei eintretender Ebbe mit einer Schnelligkeit von 5 bis 6 Meilen per Stunde wieder in den Ocean zurückströmt, öffnet sie einen weiten Kanal durch die der Bucht gegenüberliegenden Sandbänke, tief genug, um die

grössten Seefahrzeuge durch zu lassen. Doch ist die Einfahrt in den Hafen immerhin noch recht schwierig und gefährlich; diese bedeutenden Uebelstände werden aber durch die verschiedensten Vorsichtsmassregeln, besonders einen vorzüglichen Signaldienst und ausserordentlich geschickte Piloten derartig paralysirt, dass trotz des kolossalen Schiffsverkehrs höchstens „ein“ Unglücksfall in zwei Jahren vorkommt! — Da sich die Wasserhöhe im Hafen von Liverpool 4 Mal des Tages um 33 Fuss ändert, so ward es nothwendig, besondere Vorrichtungen mit bedeutenden Kosten und grosser Geschicklichkeit herzurichten, um mit den aus- und einlandenden Fahrzeugen kommuniziren zu können; u. z. finden wir die ingeniöseste Leistung dieser Art bei der vor dem George- und Prinzessdock verankerten, mit der Ebbe und Fluth sinkenden sowie steigenden, 2063 langen, 80 Fuss breiten, zum Anlegen kleiner Dampfer bestimmten Landungsbrücke, welche aus 149 eisernen, wasserdichten Pontons besteht, wovon 22 Stück 96 Fuss und 127 Stück 80 Fuss lang, je 10 Fuss breit und 5 bis 6 Fuss tief sind, zusammen ein Gewicht von 5000 Tons haben und cirka 1 Meter über den Meeresspiegel emporragen. Auf dieser „Landing-Stage“ sind grosse geräumige Hallen für Passagiere, Restaurants, Aufseher etc. erbaut, und 7 bewegliche, 150 Fuss lange, 14 Fuss breite Separatbrücken, von denen 3 vollkommen geschlossen und mit Glas eingedeckt sind, verbinden die grosse Landungsbrücke mit dem Ufer. Hingegen rollt das schwere Fuhrwerk über eine, tief in's Land hineinreichende, 500 Fuss lange und 35 Fuss breite, ebenfalls auf Pontons ruhende, schwimmende Brücke, die nach dem Plane des Ingenieurs „W. Cabitt“ prachtvoll ausgeführt wurde. — Ausserdem erstrecken sich kolossale Magazine auf einer Distanz von 1 bis 2 Meilen vom Ufer landeinwärts. Zu den hervorragendsten Gebäuden in den Docks, deren es 27 am rechten und 7 am linken Mersey-Ufer giebt, gehört der im Waterloo-Dock stehende „Getreide-Speicher“, ein wahr-

haft imposantes, massives Steingebäude, 650 Fuss lang und 185 Fuss breit, mit 5 Stockwerken und ausgedehnten Kellerräumen, dessen Herstellung 218.000 £ kostete und welches von drei Seiten ein weites Wasserbecken umschliesst, worin die grössten Ozeanschiffe anlegen können, und das hinreichend Raum bietet, um 165.000 Quarters Getreide unterzubringen. Die Schiffe werden hier gewöhnlich durch Maschinen entladen, um dann das Getreide zuerst in die unter dem Wasserspiegel gelegenen, wasserdichten Kellerräume hinabzulassen und von dort mit Hülfe eines durch hydraulischen Druck bewegten Apparates nach den verschiedenen Stockwerken zu befördern. Durch diese Einrichtung vermag man binnen einer Stunde mit Leichtigkeit 250 Tons Getreide von den Schiffen nach den oberen Lagerräumen zu bringen. Um es aber dem Kontroleur dieses grössten Getreidespeichers der Welt möglich zu machen, jeder Zeit diejenige Abtheilung des Hauses auf das Genaueste bezeichnen zu können, wo jede einzelne Konsignation eingelagert wurde, hat man auch noch einen ganz besondern, höchst einfachen Registrirungs-Apparat angebracht. — Ueberdies findet man an den verschiedensten Theilen der Docks gewaltige Krähne, mit denen 70 Tons auf einmal gehoben und herabgelassen werden können; auch sind die Docks auf der Liverpooler Seite, die zu den grössten Pracht- und Riesenbauten der Neuzeit gehören, durch 7 Meilen lange, 11—12 Fuss dicke und 40 Fuss hohe, von aussen fast durchgehends mit schottischen Granitquadern bekleideten Seemauern umkleidet. — Die Zugänge und Verbindungskanäle der Docks sperren und öffnen cirka 100 Paare Wasserthore, u. z. hatten dieselben bei den älteren Docks nur eine Weite von 45 Fuss, in den neueren erhielten sie hingegen die enorme Weite von 80, ja sogar von 100 Fuss, so dass sie die grössten Seeschiffe, mit Ausnahme des Great Eastern, einzulassen vermögen. All' diese gewaltigen Thore sind aus „Greenheart“ gezimmert, einer Holzgattung, die den Wäldern

Süd-Amerika's, hauptsächlich aber dem Strande des Demerara und der benachbarten Flüsse entstammt. — Doch die horrenden Summen für die riesigen Hafenbauten, welche bereits im Jahre 1877 allein eine Dock-Einnahme von 1,247.000 £, gegen eine Ausgabe von 1,003.000 £. somit einen Ueberschuss von mehr als 244.000 £ geliefert haben, entstammen zum grössten Theile den Erträgnissen aus dem von Liverpool in früheren Jahren so intensiv betriebenen „Sklavenhandel", der für diese Stadt einen ewigen, nicht zu verwischenden Schandfleck bildet! Denn Liverpooler Rheder waren es, die in ihrer Suche nach rentablen Schifffahrts-Unternehmungen auf den abscheulichen Gedanken geriethen, einen schwunghaften Handel mit „schwarzem Ebenholz", wie sie den Sklavenhandel nannten, zu treiben und daher die ersten Schiffe ausrüsteten, um Sklaven an der afrikanischen Küste zu holen, zu kaufen oder zu erbeuten und nach West-Indien zu transportiren. — Uebrigens übertrifft seit jüngster Zeit der „Antwerpner Hafen" den Liverpooler an Grossartigkeit, da die neuen Anlagen des ersteren vier mal so gross als diejenigen Liverpools sind und mehr als 100 Mill. Franken gekostet haben, u. z. ist die merkwürdigste dieser Anlagen ein Kai von 3500 Meter Länge und einer durchschnittlichen Breite von 100 Meter, der seiner ganzen Beschaffenheit nach das Anlegen der grössten Schiffe bei jedem Wasserstande ermöglicht. — Auch in „Dublin" wurden seit einigen Jahren Hafenbauten im grösseren Style, mit vortrefflicher Konstruktion ausgeführt, was ausserordentlich nothwendig erschien, da bis 1865 der grösste Theil des Dubliner Landungsquais eine so niedrige Lage hatte, dass man grössere Seeschiffe nur in Kingston auszuladen vermochte. Nunmehr ist die Quaimauer auf eine Länge von 6500 Fuss ausgedehnt und besitzt en front, selbst bei Ebbe eine Wassertiefe von 15—24 Fuss. Der Bau des grossen Fluthbassins, zu dessen Konstruktion man künstliche Blöcke im Wasser versenkte, begann 1871; diese Steinblöcke

sind 29 Fuss hoch, 21 Fuss 4 Zoll breit und 11½ Fuss lang, wurden am Lande zusammen gesetzt, hier drei Monate getrocknet und dann mit mächtigen Hebevorrichtungen an die Versenkungsstelle geschafft, was vielfache Schwierigkeiten bereitete, denn ein jeder derselben wog 700 Centner. Auch musste vorher der Meeresgrund mit Hülfe einer gewaltigen, ganz eigenartig konstruirten „Taucherglocke" zur Aufnahme der Steinblöcke planirt werden. Diese Glocke war 1600 Ctr. schwer und bestand der Hauptsache nach aus einer 6½ Fuss hohen und 20 Fuss im Gevierte habenden Gusseisen-Kammer, an welcher eine 3 Fuss weite und 44 Fuss lange Eisenröhre derartig angebracht war, dass das Kopfende derselben den Wasserspiegel überragte, wenn der Boden der Glocke Grund gefasst hatte, so dass die Arbeiter durch dieselbe ein- und aufsteigen konnten, ohne es nöthig zu machen, die Glocke selbst aus dem Wasser zu heben. Ueberdies verwendete man noch 14.000 Centner schwere künstliche Steinblöcke zur Erbauung eines neuen Leuchthauses am Nord-Eingange des Hafens, die ebenfalls vor der Versenkung am Lande zusammengesetzt und dann auf Fahrzeugen drei Meilen weit transportirt werden mussten.

Die Gesammtzahl der in den Häfen „Indiens" im Jahre 1883 zum Löschen der Ladung eingefahrenen Schiffe belief sich auf:

	Eingefahren		Gelöscht	
	Anzahl	Tons	Anzahl	Tons
Britische Schiffe	2126	2,688.523	2131	2,680.247
Britisch-Indische Schiffe .	1302	189.197	1223	171.992
Heimathliche Barken . .	1514	87.631	1585	88.001
Ausländische Schiffe . .	922	575.527	912	592.766
	5864	3,538.878	5851	3,533.006

Hingegen landeten im Jahre 1884 5812 Schiffe von 3,632.305 Tons, während 5850 von 3,618.298 Tons löschten. — Die Anzahl der Dampfschiffe, welche indische Häfen via Suez-Canal

anfuhren, betrug 1873 259 von 318.300 Tons, 1883 711 von 1,152.440 Tons, 1884 839 von 1,405.007 Tons, und es löschten auf dieser Route kommend 1873 273 von 308.524 Tons, 1883 934 von 1,433.480 Tons und 1884 1091 von 1,746.785 Tons. Ausserdem bezifferte sich der Küstenverkehr 1882/83 auf 98.118 Schiffe von 6,857.606 Tons und 1883/84 auf 103.503 Schiffe von 7,407.342 Tons.

Der grösste Theil dieses ganzen indischen Schiffsverkehrs konzentrirt sich in „Bombay", dessen riesiger Hafen in Mitte einer mächtigen Bay in neuer Zeit durch gewaltige Dockbauten sehr bedeutend verbessert wurde, so dass bereits im Jahre 1882 hier bequem auslaufen konnten:

	Beladen		Leer		Im Ganzen	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
Dampfer .	758	916.325	130	165.642	888	1,081.967
Segelschiffe	81	72.932	63	62.384	144	135.316
Zusammen	839	989.257	193	228.026	1032	1,217.283

u. z. befanden sich unter den beladenen Dampfern 700 englische, 32 österreichisch-ungarische, 12 italienische, 4 belgische u. s. w., hingegen unter den beladenen Segelschiffen: 64 englische, 9 amerikanische, 3 portugiesische, 2 französische u. s. w. Doch langte der grösste Theil der in Ballast abgegangenen Schiffe mit Kohlen an, und war zu Ladungen nach anderen Häfen Indiens, namentlich Kalkutta und den Rice-ports (Birmah) für England gechartert. — Der Hafen von „Kalkutta" liegt verhältnissmässig weit im Festlande, denn die Fahrt von der Mündung des Hughley bis zur Stadt Kalkutta dauert einen vollen Tag; auch haben grosse Schiffe bei dieser Gelegenheit wegen der im Flusse häufig wechselnden Sandbänke mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, so dass ausserordentlich geschickte Piloten erforderlich sind. Doch bietet die Fahrt andererseits, wenn man die Mündung einmal im Rücken hat, wieder vielfaches Interesse durch das bunte lebendige Treiben auf dem Wasser, wo unzählige Fahrzeuge der verschiedensten

Grösse aneinander vorüber rauschen, sowie durch die flachen, bewaldeten, dicht mit Villen, Gärten, Dörfern, Fabriken und Weilern besetzten Ufern, auf welche der Palast des letzten „Oude-King" von hohen Mauern düster hernieder blickt. — Noch viel ungünstigere Hafenverhältnisse herrschen in „Madras", ja die dortige Rhede gehörte noch vor wenigen Jahren zu den gefährlichsten von ganz Asien, weil der von zahlreichen modernen Häusern, die malerisch vom saftigen Grün der umgebenden Bäume, sowie dem braungelben Sande des Untergrundes kontrastiren, umsäumte Strand sehr flach, die Brandung selbst beim besten Wetter äusserst heftig ist, zu gewissen Jahreszeiten hier furchtbare Orkane wüthen, und es weder eine Bucht noch eine Bay giebt, die den Schiffen als Zufluchtsort dienen könnte, so dass man nicht zu begreifen vermag, wie es möglich war, dass eine so grosse und merkantilisch wichtige Stadt wie Madras gerade an dieser Stelle sich entwickeln konnte. Doch seit neuerer Zeit hat man diesen grossen Uebelständen wenigstens insofern einigermassen abgeholfen, dass man aus künstlichen Quadern zwei gewaltige Steindämme aufführte, die weit in das Meer hinausragen, so dass sich die Brandung dadurch etwas vermindert hat. Immerhin müssen aber noch die Schiffe 1—2 Meilen weit von Madras in See bleiben und den Verkehr mit dem Lande Booten überlassen, welche die Ladungen von einem zwischen den Dämmen hinausgebauten auf eisernen Rosten ruhenden Pier in Empfang nehmen und bei dieser Gelegenheit derartig von den Wogen herumgeworfen werden, dass die Waaren häufig schon beschädigt sind, bevor sie noch an Bord der Seeschiffe gelangen. — Zur Beförderung der Passagiere vom Steamer auf das Land dienen die grossen, breiten, 6 Fuss tiefen, aus Kokosnuss-Stricken zusammen genähten, ausserordentlich elastischen „Massulahboote", welche mit je 12 braunen, fast ganz nackten Ruderern, deren Kopf bis auf einen Schopf fliegender Haare am Scheitel glatt rasirt ist, einem Steuermann, sowie einem

Bootführer bemannt sind. — Bei derartig misslichen Hafenverhältnissen in Kalkutta und Madras ist es denn auch sehr begreiflich, dass die Schifffahrt Indiens ihren Hauptsitz nicht in diesen Kapitalen, sondern in Bombay nahm, wo wir denn auch eine grosse Anzahl Dampfschifffahrts-Gesellschaften finden, welche diese Stadt durch regelmässige Fahrten mit den wichtigsten Häfen von Indien, China, dem persischen Golf, der afrikanischen Küste und Australien, sowie mit allen bedeutenden Handelsplätzen Europa's in Verbindung setzen. Die hervorragendsten unter ihnen sind die „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company", deren Dampfer, da die Gesellschaft auch Postverträge mit Europa, China und Australien abgeschlossen hat, zweimal im Monate nach London, Alexandrien, Brindisi, Venedig und Triest, sowie zwischen Bombay-China und Bombay-Australien fahren; ferner die „British Indian Steam Navigation Company", die in einem Postvertrage zur indischen Regierung steht und Bombay mit Kalkutta verbindet, wobei ihre Dampfer die wichtigsten Häfen der Küste von Malabar und der Koromandelküste berühren. Diese Kompagnie unterhält auch wöchentliche Fahrten nach dem persischen Golf bis Bassorah, in Verbindung mit der „Euphrat and Tigris Steam Navigation Company" für den Dienst Bassorah-Bagdad; nach Kurache zweimal die Woche; nach Zanzibar und Mozambique einmal im Monat; nach Rangoon zweimal monatlich. Ueberdies giebt es in Bombay noch eine Menge ausserordentlicher Dampfer, die mit Kohle, Eisen, Baumwollwaaren, Maschinen etc. oder in Ballast anlangen und hier mit Baumwolle, Getreide und Oelsaaten befrachtet werden, sowie zahlreiche Seegelschiffe, welche grösstentheils unbeladen einfahren und die man dann für England miethet; ja diese Schiffe erzielen nicht selten verhältnissmässig höhere Frachten als Dampfer. Ausserdem giebt es noch viele heimische Barken, „Bugallows", die den Verkehr zwischen den benachbarten Häfen und längs der Küste von Malabar sowie dem persischen Golfe vermitteln. Den Waarentransport

auf den Binnengewässern Indiens besorgen ausser Dampfern häufig ganz eigenartige Flösse, welche aus Fellen geschlachteter Ochsen oder Kälber bestehen, die nach ihrer natürlichen Form und Grösse zu Beuteln zusammengenäht, und dann, nachdem man alle Oeffnungen sorgfältig geschlossen hat, mit Luft aufgeblasen und mit Stricken Reihenweise neben und aneinander befestigt werden, so dass stets die Bauchseite nach oben kommt. Ist dieses geschehen, dann breitet man über die so gewonnene Unterlage Bretter und erhält dadurch ein Fahrzeug von ganz ungewöhnlicher Tragfähigkeit, das die Eingebornen selbst im schwierigsten Fahrwasser sehr geschickt mittelst 4 grosser Ruder steuern, von denen je eins in jeder der 4 Ecken des Flosses befestigt ist.

In „Ceylon" ist „Point de Galle" der wichtigste Hafenplatz und gehört zu den wenigen Punkten der Insel, wo Segelschiffe zu jeder Jahreszeit einfahren können; daher haben denn auch hier die Ueberland-Dampfer Suez-Kalkutta, Singapore-China und Kap-Indien ihren Stationsplatz, auch sieht man täglich in diesem Hafen zahlreiche andere Schiffe aus- und einlaufen, so dass ein ausserordentlich reges Leben herrscht. Die Einfahrt wird dadurch noch bedeutend erleichtert, dass die dortigen Lootsen den Schiffen oft schon auf 40 Meilen Entfernung, noch ehe diese das Land sehen, in ihren kleinen, von drei halbnackten Eingebornen geruderten Booten entgegenkommen, welche so schmal und eng sind, dass ein etwas beleibter Mann darin gar keinen Platz findet. Zwei an den Seiten angebrachte Querstangen, welche von aussen wieder durch einen schweren Balken verbunden sind, der parallel mit dem Boote auf dem Wasser schwimmt, verleihen dem Fahrzeuge eine ausserordentliche Stabilität und Seetüchtigkeit. Auf derselben Aussenseite, wo der Balancier oder Ausleger angebracht ist, befestigt man auch den Mast des Bootes. Diese Fahrzeuge segeln sehr gut und lassen sich ausserordentlich leicht rudern. Den Hafen von Point de Galle umsäumen kokosbewaldete Hügel, auf

einem Vorsprunge erhebt sich ein schlanker Leuchtthurm und im Hintergrunde erblickt man höhere Waldberge, während schon 6 Meilen vor dem Hafen die „Piroguen" der Eingebornen, ebenso konstruirt wie die Pilotenboote und mit vier fast unbekleideten Eingebornen bemannt, zahlreich umherschwärmen Doch ankern die grösseren Schiffe, wenn sie nur wenige Tage hier bleiben, auf der offenen Rhede vor dem Hafen, weil die Einfahrt in den inneren Hafen wegen der vielen Korallenriffe ziemlich schwierig ist, und die Rhede während der Nordost-Monsumzeit vollkommene Sicherheit gewährt, trotzdem die Cyklonen des indischen Oceans, jene furchtbaren Orkane, welche aus der Sundastrasse hervorbrechend, ihre parabolische Bahn über Mauritius und Rodriguez beschreiben, in der Nähe Ceylons den Schiffen ausserordentlich gefährlich sind. — Einen reizenden Anblick gewährt die Einfahrt in den Hafen „Singapore", jener gewaltigen Handelsmetropole Asiens, denn der Blick schweift über bergige Waldinseln an der Küste von Sumatra, über die Carinons, einen ganzen Archipel kleiner Inseln, auf deren einer sich ein mächtiger Leuchtthurm erhebt, und über viele Kanäle, auf denen unzählige „Prahus", chinesische Dschunken, sowie Vollschiffe und Barkschiffe aus- und einlaufen. Doch müssen sich diese Fahrzeuge durch ein Labyrinth von Inseln nach der Rhede von Singapore durchwinden, auf welcher Tausende Schiffe aller Grössen, Formen und Nationen, Mast an Mast ein Schauspiel gewähren, wie man es fast auf keinem Punkte der Erde in dieser Art wieder findet. — In die Häfen von „Hongkong" fuhren im Jahre 1882 28.668 Schiffe von 4,976.233 Tons ein, wovon 25.231 mit 1,805.390 Tons chinesische „Junks" waren, hingegen betrug der Schiffsverkehr 1883 5,301.667 Tons. Verhältnissmässig sehr bedeutend ist auch hier die Zahl der heimathlichen Schiffe, da es, ausschliesslich mehrerer Tausend kleinerer Boote, welche jährlich Hongkong aufsuchen, 52.000 Fahrzeuge mit cirka 1,300.000 Tonnengehalt giebt. — Diesen grossartigen Schiffsverkehr verdankt die Insel

Hongkong ihrer a .sserordentlich günstigen geographischen Lage und Konfiguration, denn sie besteht aus einem Granit- und Schiefer-Fels, der von dem chinesischen Festlande getrennt, sich steil aus dem Meere, unmittelbar vor der Mündung des „Chou-Kiang“ oder Kantonflusses, und in geringer Entfernung von der grössten chinesischen Hafenstadt erhebt. Der Hongkong vom Festlande scheidende Sund ist an seiner schmalsten Stelle kaum einen Klm. breit und der Weg in dem Chou-Kiang hinauf bis nach Kanton hat nur eine Länge von 130 Klm. Ueberdies ist Hongkong der Mittelpunkt eines grossen, komplizirten Systems von Klippen und Zwerginseln, die bis jetzt dem Anprall der von den Teifunen gepeitschten Brandung getrotzt haben. — Doch erlangte das als gefährlicher Seeräuber-Schlupfwinkel bereits in alten Zeiten wohlbekannte Hongkong seine grossartige merkantile und maritime Bedeutung erst, nachdem die klugen Briten sich desselben am Anfang des Opiumkrieges 1841 bemächtigt hatten und an der prächtigen Hafenbucht zwischen der Nordküste und der Halbinsel „Kaulung“, welche 1861 ebenfalls in den Besitz Greater Britains überging, „Victoriatown“ gründeten, welches sich mit amerikanischer Geschwindigkeit entwickelte, bezüglich des chinesischen Aussenhandels dem alten Kanton den Rang streitig machte und erst neuerdings von dem grossen Jangtsekiang-Hafen Shangai darin überflügelt wurde. Bei der Einfahrt nach Hongkong bietet sich dem Auge des Beschauers ein wahrhaft prachtvoller, imposanter Anblick auf die vielbuchtige Inselgruppe und das dahinter liegende Festland, denn letzteres zeigt uns eine Gebirgscenerie, wie sie ausser dem Cap der guten Hoffnung keine andere Küste bietet! Bis zu 3000 Fuss Höhe erheben sich hier imposante Granitberge in den tiefblauen tropischen Himmel, theils spitze nadelförmige Zacken, theils steile Felskegel, welche an den Corcovado bei Rio de Janeiro erinnern, theils runde Kuppen oder lang gestreckte Rücken bildend, die von wilden Schluchten durchrissen, steil, fast senk-

recht aus dem Meere emporragen. Ueberdies sind fast alle kahl oder nur mit niederen Gräsern und Buschwerk bekleidet, so dass die energischen Formen von Fels und Stein durch nichts verwischt werden. Um in den unendlich belebten Hafen von Victoriatown, einer vollkommen europäischen Stadt, zu gelangen, müssen sich die einlaufenden Schiffe noch durch ein Labyrinth zahlreicher enger Kanäle mit vieler Mühe durchwinden, nachdem sie noch vorher, gleich bei der Einfahrt in die prächtige Hafenbucht Hongkongs, Tausende chinesischer Fischerbarken passirt haben, die immer paarweise nebeneinander segelnd, das Netz nach sich ziehend, die Wasserfläche bedecken, und in den tiefen Schluchten der zahllosen Inseln eine Menge Schlupfwinkel finden, wohin ihnen Niemand zu folgen vermag, so dass sie noch heut zu Tage ziemlich ungestraft Räubereien an ihren eigenen Landsleuten sowie an schwachen fremden Kauffahrern auszuüben vermögen. — Die den Verkehr längs der Küste vermittelnden „Handelsdschunken“ sind schwerfällige, manchmal auch einige kleine Geschütze an Bord führende, fast viereckige Schiffe mit hohen Mattensegeln, welche alle Kauffahrteischiffe früher im höchsten Grade fürchteten, weil ihre Bemannung sehr häufig berüchtigte Seeräuber waren. Jetzt hat Dank der zahlreichen von den Grossmächten unterhaltenen Kriegsschiffe das dortige Piratenwesen zum grössten Theile aufgehört, doch sieht man sich noch immer veranlasst, alle möglichen Vorsichtsmassregeln zu beobachten, um sich vor den mit raffinirtester Schlauheit ausgeführten Ueberfällen der dortigen Seeräuber zu schützen, welche sich noch am 22. August 1878 auf den Dampfer „Spark“ der „Hongkong-Kanton und Macao Steamboat Company“ eingeschmuggelt, die Offiziere ermordet und den Steamer ausgeplündert hatten. So sind z. B. noch heute die den Verkehr zwischen Hongkong, Kanton und Macao vermittelnden Dampfer verhältnissmässig schwer armirt und die chinesischen Passagiere müssen es sich gefallen lassen, während

der Fahrt in den unteren Schiffsräumen eingeschlossen und von einem Matrosen mit gezogenem Säbel bewacht zu werden. — Dieses Seeräuberwesen konnte sich nur dadurch in den ostindischen Gewässern so lange erhalten, weil die Piraten stets die thatkräftigste Unterstützung sowohl an der Küste in allen Fischerdörfern, als wie auch überhaupt bei jedem Landsmanne finden, der sich mit der Schifffahrt beschäftigt. Zu diesen gehören ganz besonders die Besitzer und Bewohner der flachen Boote „Zampan" oder „Sampan", welche im Hafen zahlreich an der Quaimauer liegen und den Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lande vermitteln. Diese merkwürdigen, etwa 1 1/2—2 Meter breiten, 8—10 Meter langen Flachboote dienen der ganzen Familie ihres Besitzers, welche sehr selten das Land betreten, als beständiger Wohnort. Diese Leute führen hier ein ganz eigenartiges, jedoch mit vielfachen Entbehrungen verknüpftes Leben; schon am Morgen wird grosse allgemeine Wäsche nicht nur mit den Kindern und deren leinenen Kleidchen, die dann zum Trocknen an Bord ausgebreitet werden, vorgenommen, sondern auch mit dem Boote selbst, dessen Oberdeck man unzählige Male mit Wasser abspült, bis die Planken förmlich erglänzen; dann erst bereiten die Leute ihr höchst frugales Mahl aus Reis, Seetang, und manchmal auch aus Fischen oder Krabben. An den verschiedenen Arbeiten auf dem Boote beschäftigt sich die ganze Familie, denn selbst kleine Mädchen von 6 Jahren handhaben schon sehr geschickt das schwere Ruder, um Tag und Nacht ihrem Vater behülflich zu sein, und diese gegenseitige Liebe und Unterstützung bietet der Familie mannigfachen Ersatz für vieles andere, was sie entbehrt. — Doch auch unter diesen Bootführern, obwohl sie in der Regel fröhlicher als die Chinesen am Lande sind, findet man harte, böse Gesichter und unheimliche Augen, wobei es auffallend ist, dass alle älteren Bewohner des Bootes denselben schlimmen Gesichtsausdruck an sich tragen, auch ist ihnen, wie gesagt, keineswegs zu trauen, und es ist

vorgekommen, dass Personen, welche sich einem Zampan in der Nacht anvertraut haben, ermordet, ausgeplündert und ihre Leiche in das Meer versenkt wurde. Jetzt freilich ist es um vieles besser geworden, denn ein indischer Schutzmann vom Stamme der Tikhs, in kleidsamem rothen Turban, steht immer auf der Landungsbrücke und notirt die Nummern der Zampans auf, welche in der Nacht in Anspruch genommen werden, ja wacht auch darüber, dass die Bootführer die Fremden nicht übervortheilen. Durch diese so ausserordentlich nothwendige behördliche Schutzmassregel haben aber auch die Inhaber der Zampans gewonnen, denn ihr Verdienst beläuft sich jetzt in Hongkong durchschnittlich täglich auf 1 Dollar, so dass sie damit all' ihre geringen Bedürfnisse vollkommen befriedigen können. — Am Heck eines jeden Zampans und jeder Dschunke ist gerade so wie an jedem chinesischen Hause einer von jenen rothen Zetteln angebracht, welche die chinesischen Priester zu Neujahr verkaufen und die als Talisman dienen, der Glück und Segen bringen soll. Auch haben all' diese Fahrzeuge am Bug mächtige aus Holz geformte Augen, welche aber keineswegs als Schutzdecke der Ankertauöffnungen, „Klüsen", dienen, denn diese Taue laufen stets über die Stützen, welche sich auf einer jeden Dschunke vorn befinden, daher mit den Klüsen nicht in Verbindung stehen; ebenso sind sie auch keine Geschützluken, sondern nur ein Produkt des Aberglaubens, da die Leute sich einbilden, „dem Schiffe Augen geben zu müssen, damit es seinen Weg sehen könne", ja sogar bei Sturm diese Augen verhüllen, damit das Schiff nicht zu sehen und zu scheuen vermag! — Doch wird man sehr bald die Dschunken nur noch im Hafenverkehr finden, weil die Kriegs-Dschunken durch moderne Schiffe völlig verdrängt wurden und die Hunderte von Dschunken, welche jeder Taifun zerstört, die Besitzer derselben veranlasst, sich immer mehr der soliden Dampf- und Segelschiffe zu bedienen.

Nord-Borneo oder das „Sabah-Territorium" hat nur

einen Flächeninhalt von 40.000 □Klm., besitzt aber an seiner 760 Klm. langen Küstenlinie die besten Häfen Borneo's, besonders die Gaya-Bucht, den Hafen von Ambony, die Ousukan-Bucht und den Sandakan-Hafen, so dass es einen der werthvollsten Theile der grossen ostindischen Inseln bildet. Ausserdem wird diese an und für sich äusserst vortheilhafte Position noch durch reiche Kohlenschätze begünstigt, welche man nicht nur in Labuan, sondern auch in Nord-Borneo gefunden hat. In mancher Beziehung nachtheilig sind jedoch die Verhältnisse bei den Binnengewässern, da alle wasserreichen nach Norden fliessenden Bergströme kurz und reissend, daher für die Vermittlung des Verkehrs der Küstenstriche mit dem Innern wenig geeignet sind; doch bietet sich andererseits in dem der Ostküste zutrömenden Kinabatangan-Flusse ein vorzüglicher natürlicher Abzugskanal für die Produkte des Inneren, umsomehr, da man hofft, denselben mit leichter Mühe auf einer Strecke von mehreren Hundert englischen Meilen sogar für grössere Dampfer schiffbar machen zu können. — In „Neuseeland" fuhren im Jahre 1883 805 Schiffe von 494.926 Tons an, während 851 Schiffe von 507.565 Tons löschten; u. z. gehörten, ausser 78 Schiffen der ersteren und 81 der letzten Kategorie, alle nach England und den britischen Kolonien. — In „Queensland" fuhren im selben Jahre 936 Schiffe von 455.985 Tons an und 867 Schiffe von 426.506 Tons löschten, von den ersteren segelten 913 Schiffe von 445.028 Tons und von den letzteren 847 Fahrzeuge von 415.360 Tons unter britischer Flagge. — „Tasmanien" ward 1883 von 1141 Schiffen mit 418.011 Tons besucht, die theils nur für kurze Zeit einfuhren, theils ihre Fracht ausluden. — Ausserdem betrug die Anzahl der dort registrirten, zu Tasmanien gehörenden Schiffe 1883 192 mit 16.304 Tons, wovon 20 Steamer mit 4637 Tons waren. — In „Victoria" fuhren 1882 2023 Schiffe mit 1,464.752 Tons ein, von welchen 1838 mit 1,280.233 zu Greater Britain gehörten. Gelöscht haben 2064 Schiffe mit

1,499.579 Tons, darunter 1878 von 1,313.630 Tons britische Schiffe. — „West-Australien" besuchten 1883 219 Schiffe mit 194.273 Tons, von denen 212 mit 194.829 Tons löschten. — Unter den Häfen des Austral-Kontinents nimmt Port Jackson bei „Sydney" den ersten Rang ein wegen der Grossartigkeit der dortigen Dock-Anlagen und mit seinen eingebuchteten reizenden Ufern. Es erinnert an den Hafen von Mahon, nur mit dem Unterschiede, dass die Lehnen nicht kahl, sondern mit der herrlichsten Vegetation bedeckt sind und elegante Landhäuser aus dem Grün ihrer Gärten, halb von Schlingpflanzen und semitropischen Gewächsen verschleiert, hervorblicken. — Hingegen besitzt der eigentliche Hafen von „Adelaide" keine genügende Tiefe, so dass die grösseren Schiffe schon in dem 6½ Meilen entfernten, aber mit der Eisenbahn zu erreichenden Glenely ankern müssen, wo sich ein lang hinausgebautes Wharf von Holz befindet, an dessen Endpunkte ein eiserner Leuchtthurm steht. — Die „Melbourne-Bucht" hat im allgemeinen niedriges, an mehreren Stellen sandiges Ufer und nur links in der Ferne erhebt sich ein etwas höherer Hügel; doch macht die von Gärten unterbrochene Hügellehne von St. Kilda einen recht freundlichen Eindruck. Die Passagierdampfer landen gewöhnlich an dem Wharf von Williamstown, wo auch die Schienenstränge der Eisenbahn hingeleitet wurden, so dass die Reisenden gewissermassen direkt von der Falltreppe des Steamers in die Eisenbahnwaggons einsteigen können. Von da fahren dann Extrazüge bis zur Einmündung in die Hauptbahnroute. Die Schiffe müssen, um zum prächtigen Dock von Melbourne zu gelangen, der ringsum mit Stufen aus tasmanischen Steinen umgeben ist, die nunmehr vortrefflich regulirte, mit Basaltsteinen umsäumte Yarra hinauf fahren. Hier sowie in den Docks sieht man neben zahlreichen ausländischen Fahrzeugen auch häufig die flinken guten Steamer der Tasmanian-Steam-Navigation-Company, Union-Steam-Ship-Company und anderer Gesellschaften, deren Maste, wie überhaupt bei vielen

australischen Dampfern, mit Messing umkleidet sind. — Der Hafen von „Auckland“ in Neuseeland, einer Stadt im englisch-europäischen Schnitt, ist eine lange Seitenbucht des Huraka-Golfs, vor welchem zahlreiche Inseln und Felsenklippen liegen, während die Gegend von Auckland nichts von all' jener Grossartigkeit besitzt, welche Neuseelands merkwürdige Natur weiter südlich bietet. Nur zahlreiche 500—800 Fuss hohe Eruptionskegel, sowie ungefähr 2000 Fuss sich erhebende Bergketten und ein flachwelliges Hügelland, das in steilen Sandsteinwänden am Meere endet, sind hier zu sehen, doch giebt es im weiten Golf viele verschiedene Buchten und Kanäle.

In „Kanada“ waren Anfang des Jahres 1884 als heimathliche Schiffe registrirt:

	Schiffe	Tons
New Brunswick	1107	315.906
Nova Scotia	3037	541.715
Quebec . , ...	1733	216.577
Ontario	1138	140.972
Prince Edward Island . .	241	40.400
British Columbia	94	9046
Manitoba	24	2778
Zusammen	7374	1,267.394

Unter dieser Gesammtzahl sind 1006 Steamer mit 203.539 Tons; auch hatte man 1883 im Dominion 374 neue Schiffe von 74.090 Tons, im Werthe von 3,334.050 Dollar erbaut, während der Gesammtwerth sämmtlicher Schiffe Kanada's 1883 auf 38,021.820 Dollar geschätzt wurde. Die Anzahl der einlaufenden Schiffe betrug 1883 10.781 mit 4,004.357 Tons, wovon 1700 mit 1,534.705 Tons britische und 5605 mit 933.825 Tons kanadische Fahrzeuge waren. Die Gesammtzahl der löschenden Schiffe bezifferte sich auf 10.717 mit 3,968.420 Tons, wovon 1703 mit 1,466.366 Tons zu Old England und 5686 mit 952.341 Tons zu Kanada gehörten. Der grösste Theil dieser hochentwickelten kanadischen Schifffahrt konzentrirt sich in „Quebec“, einer

Handelsstadt ersten Ranges, mit vortrefflichem Hafen am Zusammenflusse des gewaltigen Lorenzstromes mit seinem Nebenflusse, dem St. Charles. Hier ist der Sammelpunkt der Produkte von ganz Kanada, der Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht, der Minen und des Waldes. Besonders umfangreich gestaltet sich aber in Quebec der Holzhandel, denn über 25.000 Holzfäller „Lumbermen" ziehen jedes Jahr von hier aus in die Wälder, und die Buchten des Flusses sind mit Flössen bedeckt, während die grossen französischen und englischen Firmen einen Umsatz von Millionen erzielen! — Die Fahrt von der Meeresküste auf dem gewaltigen St. Lorenzstrome nach Quebec führt an dem herrlichen „Montmorencyfall" vorbei, der aus einer Höhe von 250 Fuss fast senkrecht an den Klippen zerstäubend und die schwarze Felswand mit weissem Gischt bedeckend, herniederstürzt. — Den Hafen Quebecs, dessen überzinnte Dächer schon von weitem entgegenblinken, umgeben prächtige Parkanlagen und die Docks sind dort so tief, dass selbst grosse Seesteamer hier anlegen können. — Gegenwärtig fahren Schiffe von 600 Tons Gehalt von Chicago nach Montreal etc. durch den Michigan-, Huron-, Erie-, Ontariosee und Lorenzstrom, eine Strecke von 1261 engl. Meilen, während in Montreal schon wieder die Oceandampfer mit einem Gehalt bis zu 5000 Tonnen warten, um die Ladung aufzunehmen und sofort nach Europa zu transportiren, so dass also thatsächlich eine direkte Wasserstrasse vom fernen Westen Amerika's bis nach Europa besteht.

Während im Hafen von „Mauritius", Port Lossis, im Jahre 1882 614 Schiffe von 274.702 Tons einfuhren und 611 Schiffe mit 275.869 Tons löschten, landeten in der „Kap Kolonie" 1883 802 Schiffe mit 930.928 Tons, und der Küstenverkehr bezifferte sich auf 1333 Fahrzeuge mit 2,059.349 Tons, überdies löschten von auswärtigen Schiffen 794 mit 922.164 Tons, und von den Küstenfahrern 1321 mit 2,047.094 Tons. — In demselben Jahre fuhren in „Natal" 328 Schiffe von 232.097

Tons ein und 326 Schiffe von 231.892 Tons clearten. — Die „Tafelbay“ vor Kapstadt ist zu einigen Jahreszeiten starken Nord- und Nordwestwinden ausgesetzt, somit kein sicherer Hafen, hingegen liegt Simonsbay, wo sich die „Simonsstadt“, der Kriegshafen des Kaps befindet, viel günstiger. Doch haben die hinfahrenden Schiffe häufig mit den Wellenbergen des Kapfelsens, den gewaltigsten die es überhaupt auf der Welt giebt, zu kämpfen, denn dieselben erreichen nicht selten eine Höhe von 32 Fuss. Besonders heftig toben sie aber um den 800 Fuss hohen, schroff in die furchtbar brandende See herabfallenden Sandsteinfelsen, der an der äussersten Südspitze der Kaphalbinsel liegt und das eigentliche Vorgebirge der „guten Hoffnung“ bildet. — Simonsstadt besteht nur aus einer einzelnen Strasse mit einem halben Hundert meist niedlich und rein aussehenden, im englischen Style aufgeführten Häusern, die den Strand entlang stehen; das Hauptgebäude ist das Marine-Arsenal, dem sich die Wohnung des hier stationirten Admirals sowie 5 Kirchen verschiedener Religionen anreihen. Die ganze unmittelbare Umgebung dieses Ortes ist aber im höchsten Grade traurig, nur in den englischen Gärten, die ein paar Häuser umringen, sieht man einige Bäume, während der Strand theils dicht mit Patellen oder tiefem Sande bedeckt ist. Um von hier nach Kapstadt zu gelangen, benutzt man die sogenannten „Kapkarren“, welche je mit 2 kräftigen Pferden bespannt, in 3—4 Stunden die Tour machen. Der Weg führt fast eben längs des Strandes, bald auf festem Grunde gut chaussirt, bald über Sandflächen hinweg.

Die erste „Eisenbahn“ wurde im britischen Stammlande im Jahre 1825 in Betrieb gesetzt; von diesem Zeitpunkte an bis Ende 1850 legte man 6.621 engl. Meilen Schienenstränge, also 265 Meilen jährlich. Ende 1860 waren bereits 10.433 engl. Meilen dem Verkehr übergeben, somit eine Vermehrung von 381 engl. Meilen jährlich; Ende 1870 gab es schon 15.537 engl. Meilen Schienenstränge, also eine jährliche

Zunahme von 510 engl. Meilen. Mit Schluss des Jahres 1880 betrug die Eisenbahnlänge 17.933, hatte sich somit um 240 engl. Meilen pro Jahr vermehrt, und Ende 1883 gab es bereits 18.681 engl. Meilen Bahnen, so dass sich die Vermehrung in den letzten 3 Jahren auf 249 engl. Meilen bezifferte. — Von diesen gesammten Schienensträngen, die alle in den Händen verschiedener Kompagnien ruhen, da es im Stammlande gar keine Staatsbahnen giebt, entfielen Ende 1883 13.215 engl. Meilen auf England und Wales, 2964 Meilen auf Schottland und 2502 Meilen auf Irland, während das investirte Kapital, die Passagieranzahl und die Waarenbewegung in den letzten 10 Jahren betrug:

Jahr	Länge der am Ende jeden Jahres dem Betriebe übergebenen Linien	Gesammtes eingezahltes Kapital (Shares und Loans) am Ende eines jeden Jahres	Gesammt-Anzahl der beförderten Passagiere mit Ausnahme der Jahresbillet-Inhaber	Einnahmen		In Summa einschliesslich Diversem
				Von Passagieren	Von der Frachtbeförderung	
	engl. Meilen	£	Anzahl	£	£	£
1874	16.449	609,895.919	478,316.701	24,893.615	32,005.883	59,255.715
1875	16.658	630,226.942	507,532.187	25,714.681	33,268.072	61,237.000
1876	16.872	658,214.776	538,681.722	26,163.551	33,754.317	62,215.775
1877	17.077	674,059.048	551,593.654	26,534.110	34,109.947	62,973.328
1878	17.335	698,545.154	565,024.455	26,889.614	33,564.761	62,862.674
1879	17.696	717,003.469	562,732.890	25,915.585	33,479.697	61,776.703
1880	17.933	728,316.848	603,885.025	27,200.464	35,761.303	65,441.625
1881	18.175	745,528.162	622,423.000	27,461.645	36,446.592	66,557.442
1882	18.457	767,899.570	654,838.295	28,796.813	37,740.315	69,377.124
1883	18.681	784,921.312	683,718.137	29,508.733	38,701.319	71,062.270

Ungefähr die Hälfte der gesammten Bahnen waren zwei- und mehr geleisig; ausserdem hatten die Bahnen bereits im Jahre 1882 14.128 Lokomotiven und 462.061 Wagen, darunter 406.797 Güterwagen. Nebst den schon oben erwähnten Passagieren beförderten sie auch noch 599.568 Abonnenten, und von den gesammten Reisenden benutzten 5·68 % die erste, 10·03 % die zweite und 84·29 % die dritte Wagenklasse. — An dem gesammten Anlagekapital participirten 1883 England und Wales mit 650,945.834 £, Schottland 98,531.315 £ und Irland mit 35,444.163 £; ferner an den Einnahmen England und Wales mit 60,521.538 £, Schottland mit 7,685.493 £, Irland mit 2,855.239 £. Die Betriebskosten sämmtlicher Eisenbahnen beliefen sich im selben Jahre in Summa auf 37,368.562 £, also 53 % der Gesammteinnahmen! — Vergleichen wir jetzt noch die am 1. Januar 1884 im Betriebe stehende gesammte Bahnlänge Old Englands mit derjenigen sämmtlicher Kolonien des britischen Reichs, so finden wir folgende hochinteressante Ziffern:

			engl. Meilen	engl. Meilen
Stammland				18.681
Indien			10.832	
Ceylon			164	
Dominion of Canada			9065	
Jamaica			26	
Britisch Guayana			21	
Trinidad			38	
Australien	Neusüdwales	1320		
	Victoria	1562		
	Süd-Australien	991		
	Queensland	1038		
	Tasmanien	167		
	Neuseeland	1486		
	West-Australien	55		
Gesammt-Australien		6619		

Kap. Kolonie und Natal	1318	
Mauritius.	94	
Die gesammten britischen Kolonien zusammen		28.177
Das gesammte britische Reich		46.858

Fast alle Bahnen sind im britischen Stammlande mit ausserordentlicher Solidität und möglichster Benutzung aller technischen Fortschritte gebaut, doch fand ursprünglich nur die einfache Flachschiene Anwendung, die aber sehr bald durch die Schiene mit Flansch verdrängt wurde, auf diese folgte dann die glatte Schiene, und das Rad wurde mit der Flansche versehen, doch herrschen noch jetzt in der Form der Schienen zum Theil grosse Abweichungen. Die Zunahme des Verkehrs legte überdies den Gedanken nahe, der schnellen Abnutzung der Schienen durch Härtung vorzubeugen, und 1854 versuchte man eine Methode der Stahl-Anplattung für Spitzweichen und Gleiskreuzungen. Nachdem im Jahre 1882 bei Chack Farm versuchsweise Stahlschienen gelegt worden waren, die im Jahre 1865 eine Abnutzung von nur 1/4 Zoll beiderseits gezeigt hatten, fanden die Stahlschienen schnell Eingang, und 1866 lagen auf der London North Western-Bahn schon 3000 Tonnen Stahlkopfschienen und 50 Meilen (ca. 80 Kilometer) Stahlschienen. — Der Erfinder dieses für den Eisenbahnbau so epochemachenden Stahls war „Henry Bessemer", doch auch er hatte mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er endlich zum gewünschten Ziele gelangte, ja bei seinen mühsamen und kostspieligen Versuchen drangen seine Freunde so lange in ihn, von diesem Unternehmen abzustehen, dessen Gelingen alle Welt für unmöglich hielt, dass er, trotz all' seiner riesigen Thatkraft und Zähigkeit, anfing sich selbst zu misstrauen! Andererseits wurden aber seine Bedenken immer wieder durch die seiner Meinung nach unumstösslichen Beweise der Richtigkeit seiner Idee zerstreut und ohne die selbst seine beträchtlichen,

vorher durch andere Erfindungen erworbenen Mittel stark vermindernden Kosten zu scheuen, schritt er zur praktischen Durchführung seiner Versuche. Seine muthige Ausdauer wurde denn auch schliesslich durch glänzenden Erfolg belohnt, er gewann einen Stahl der 50—60 £ per Ton werth war, aus einem kohlenstoffhaltigen Roheisen, das ihn nur 7 £ pro Tonne kostete, indem kalte, gepresste Luft in feinen Strahlen fünfzehn Minuten lang durch das geschmolzene Eisen geblasen wurde. — Bis vor kurzem waren aber noch in Fachkreisen die Anschauungen über die Haltbarkeit der Stahlschienen sehr getheilt, da in dieser Beziehung keine gründlichen Erfahrungen vorlagen; es wurde daher mit allgemeiner Freude begrüsst als die „Compagnie du Chemin de fer Grand Central Belge“ in neuester Zeit, mit dem Resultate einer langen Reihe interessanter Erhebungen hervortrat, die eine Klärung in den Ansichten herbeiführten und die übertriebenen Schätzungen bezüglich der langen Haltbarkeit der Stahlschienen auf das richtige Maass zurückführten. Danach war allerdings auf einer im Jahre 1869 mit Stahlschienen belegten Bahnstrecke während der ersten zwölf Jahre nur ein Ersatz von 0·89 % erforderlich, im dreizehnten Jahre aber mussten auf einmal 48·34 % und im vierzehnten Jahre die restirenden 50·77 % ausgewechselt werden. Berücksichtigt man auch, dass diese Erhebungen auf einer starkbefahrenen Strecke gemacht wurden, auf welcher sich die früher zur Anwendung gelangten Eisenschienen niemals über die Garantie-Zeit hinaus widerstandsfähig gezeigt haben, so wird man doch nichtsdestoweniger zu dem Schlusse kommen müssen, dass die bisher angenommene 40—50 jährige Dauer der Stahlschienen ganz wesentlich übertrieben, dass vielmehr die durchschnittliche Dauer der Bessemer Stahlschienen wohl auf höchstens 20 Jahre zu veranschlagen ist. — Noch ungünstiger gestalten sich aber die Verhältnisse bei dem noch viel weniger

widerstandsfähigen „Thomas-Material", aus welchem jetzt auf dem Kontinente ein grosser Theil der Schienen hergestellt wird! —

Gewaltige Entwicklungsphasen haben im britischen Eisenbahnwesen auch die „Signale" durchgemacht und nicht minder verschiedenartig wurde eine Lösung der Bremsfrage versucht, namentlich auch in Bezug auf die Verlässlichkeit. In dieser Hinsicht liess man zuerst den Dampf direkt auf die Bremsen wirken, hierauf kam die Verbindung mehrerer gewöhnlicher Bremsen zu einem Systeme, um sie von einem einzigen Bremser bedienen lassen zu können, dann verband man die Puffer mit dem Bremsapparat, um so die Kraft des Zuges selbst zur Erzeugung einer Hemmung des Zuglaufes heranzuziehen, ja letztere Methode wurde im Jahre 1858 sogar mehrfach speciellen Versuchen unterzogen, ohne jedoch befriedigende Resultate zu liefern. Das zweite erwähnte System erfand „Newall", der eine Welle über 2—3 Wagen, ja sogar über einen ganzen Zug anbrachte, wodurch gleichzeitig auf sämmtliche Bremsklötze eingewirkt wurde; es bildete die Grundlage zu mehreren späteren Ausführungen an Güterzügen, wobei die Ingangsetzung stets durch einen Bremser erfolgte. Ueberhaupt ist auf dem Gebiete der „Bremsen" ein ganz gewaltiger Fortschritt zu verzeichnen, denn während früher Züge von ca. 30 Tonnen bei einer Geschwindigkeit von ungefähr 55 Kilom. per Stunde in 700—900 Meter Distanz kaum zum Halten gebracht werden konnten, vermag man jetzt zwei- bis dreimal schwerere Züge bei einer viel höheren Geschwindigkeit in 20—30 Sekunden, auf 270—370 Meter Entfernung, zum Stillstand zu bringen; auch ist in England die Ausstattung der Lokomotiven und Eisenbahnwagen mit kontinuirlichen Bremsen fortdauernd im Zunehmen begriffen, und während im Jahre 1878 die Anzahl der Maschinen, welche mit kontinuirlichen Bremsen versehen waren, nur 634 oder 13 % betrug, gab es am 30. Juni 1883 bereits 3478 oder 60 %; ferner waren von sämmtlichen Wagen 1878 nur 7310 oder 19 % mit der-

artigen Bremsen ausgerüstet, gegenwärtig sind bereits 32.685 Wagen oder 69 % mit der neuen Bremsvorrichtung versehen. — Gleichzeitig vervollkommneten sich auch die Mittel zur Herstellung der Bahnen, namentlich die Systeme der „Tunnellirung“ und der „Pilotirung“ u. z. brachte in letzterer die Anwendung des Dampfes nach „Nasmyth“ eine Umwälzung hervor, weil es dadurch gelang, die Pfeiler in gewöhnlichen Boden pro Minute 1·5—3 Meter einzutreiben. Die Anwendung eiserner Cylinder zur Fundation datirt seit 1842, und die erste praktische Anwendung des Systems der komprimirten Luft zur Senkung der Cylinder ward schon 1839 in England patentirt und bei der Rochester-Brücke in Anwendung gebracht. An der Spitze dieser Tunnellirungsarbeiten für Eisenbahnzwecke stehen, wegen ihrer Grossartigkeit und der Genialität der Konception die leider aus wirthschaftlichen sowie strategischen Gründen nicht ihrem Endziele zugeführten, hochinteressanten Vorarbeiten zu einem „unterseeischen Eisenbahntunnel zwischen England und Frankreich“. Schon seit vielen Jahren hatte man sich mit der Idee beschäftigt, diese beiden Länder direkt zu verbinden, und zahlreiche Pläne waren zu diesem Zwecke ausgearbeitet worden, so wollten z. B. einige die Strasse von Calais überbrücken, andere wieder einen riesigen Damm aufschütten. An Stelle all' dieser fantastischen Projekte trat schliesslich seit Anfang der 80er Jahre, nach gründlicher Untersuchung des Meeresbodens, der Plan, unter dem Kanal, zwischen Dover und Calais, also auf einer Entfernung von cirka 30 Kilometer, einen Tunnel zu bauen. — Die Vorarbeiten begannen auf der englischen Küste am Fusse der Shakespeareklippe, zwischen Folkestone und Dover, u. z. hatte man dort zuerst einen Schacht abgeteuft, neben dessen Mündung eine Dampfmaschine aufgestellt wurde. Der Schacht war 160 engl. Fuss tief, von kreisförmiger Gestalt und seine Wände mit Bohlen ausgeschlagen; vom Boden desselben gelangte man zunächst in einen grossen viereckigen, rings durch mächtige Balken

gestützten Raum, welcher den Eingang zu der Versuchsgallerie bildete, die einen kreisförmigen Tunnel darstellte, der gegen 7 engl. Fuss im Durchmesser hatte und auf dessen Boden eine doppelte Schienenreihe gelegt war. Die geologische Formation, durch welche man diese Versuchsgallerie getrieben, war eine graue, kein Wasser durchlassende Kreideschicht; darüber lag dann wasserhaltige weisse Kreide, während nach unten zunächst die ebenfalls kein Wasser durchlassende Thonschicht, „Gault Clay" kam, der sich schliesslich wasserhaltiger Grünsand anreihte. Genau so, wie diese Versuchsgallerie sollte auch der definitive Tunnel, der grauen Kreideschicht stets folgend, sich auf dem Grunde derselben hinziehen, so dass er nach oben von zwei für Wasser absolut undurchdringliche hinreichend dicken Schichten und nach unten von einer derselben umschlossen war. Diese unterseeischen Versuchsgallerien hatte man mit einer von Beaumont und English konstruirten Bohrmaschine herausgebohrt, welche 33 engl. Fuss lang war, und an dem vorderen Ende ihrer horizontalen Achse zwei Arme besass, von denen jeder mit 7 kurzen, aber starken Schneiden versehen war, welche die weiche Kreide ausbohrten oder richtiger abschaufelten und so ein cylindrisches Loch von 7 Fuss Durchmesser aushöhlten. — Bei jeder Umdrehung rückte der tragende Apparat um $^5/_{16}$ engl. Zoll vorwärts, und zur Bedienung desselben gehörten nur 2 Mann, von denen der eine den sich vorn ergebenden Kreideschutt in die Kästen eines Paternosterwerkes schaufelte, welches denselben am Ende der Maschine in die auf Schienen laufenden, von einem zweiten Manne herbeigeschobenen Kippwagen entleerte, die nach ihrer Füllung andere Leute zum Schacht transportirten, wo der Schutt in Förderkasten nach oben geschafft wurde. Den treibenden Motor der Maschine bildete komprimirte Luft, welche eine Dampfmaschine an der Schachtmündung zusammenpresste und mittelst eiserner Röhren in die Versuchsgallerie leitete, wo sie gleichzeitig zur Ventilation

diente. Später erweiterte man die Gallerie auf 14 Fuss Durchmesser durch eine ähnliche Maschine, wie die eben geschilderte, und flachte dann die Sohle ab, um Raum für 2 Schienengeleise zu erhalten. Ueberdies beabsichtigte man zur Bewegung der den Tunnel passirenden Züge nur mit komprimirter Luft getriebene Beaumontlokomotiven zu verwenden. — Jetzt ruhen alle Arbeiten und es ist der Zukunft vorbehalten, ob dieser Riesenbau, der so ungeheure Vortheile für den internationalen Verkehr bieten würde, zu Stande kommt. — Hingegen wurde am 13. Februar 1885 der „Tunnel unter dem Mersey“ von Liverpool nach Birkenhead eröffnet. Beide Städte sind thatsächlich schon lange nur eine Stadt gewesen, da die eine Meile breite Wasserscheide durch den ununterbrochenen Dienst von Dampffähren überbrückt wurde, welcher Liverpool mit Birkenhead und dadurch mit dem ganzen Nord-Wales vereint, während andererseits Birkenhead in unmittelbare Landverbindung mit dem ungeheuren Eisenbahnnetze tritt, welches in Liverpool zusammenläuft. Die früheste Geschichte dieses grossartigen Produkts moderner Ingenieurkunst ist voll von Täuschungen sowie misslungenen Versuchen, und es bedurfte 19 Jahre, vom Tage der ersten Bill zur Anlegung des Tunnels, bis derselbe beendet war, denn 10 Jahre vergingen, wo wenig oder gar nichts gethan ward, bis endlich 1880 unter der Leitung des „Major Isaac“ sich eine neue Kompagnie bildete, die das Werk mit den besten Maschinen der Neuzeit in Angriff nahm und nunmehr glücklich vollendet hat. — Gegenwärtig arbeitet man auch an einer Verbindung der „Insel Wight“ durch einen Tunnel mit England, wozu die erforderlichen Bohrversuche bereits gemacht wurden und derartig günstige Resultate ergeben haben, dass man ohne grosse Schwierigkeiten das Werk durchzuführen hofft. — Ferner fuhr am 5. September 1885 der erste Eisenbahnzug durch den 7664 Yards langen, die Entfernung Cardiff-London um 13 Meilen abkürzenden „Severn-Tunnel“, von dem mehr als die Hälfte 40 Fuss unter dem Bette des Flusses ge-

legen ist. Dieser Riesenbau nahm fast 13 Jahre in Anspruch und es wurden dazu allein 75 Millionen Ziegel verwendet; jetzt braust die Lokomotive in cirka 20 Minuten hindurch. — Viel weniger zahlreich als die See-Unglücke sind im britischen Stammlande die „Unfälle auf den Eisenbahnen", obwohl auch diese leider noch eine recht stattliche Ziffer repräsentiren, denn nach dem „Blaubuche" wurden im Jahre 1884 1134 Personen getödtet und 4100 verletzt. Unter den Getödteten befanden sich 135 und unter den Verletzten 1491 Passagiere, von diesen waren aber durch Eisenbahnunfälle oder Zusammenstösse nur 31 getödtet und 864 verletzt, so dass die Uebrigen meist durch eigene Unvorsichtigkeit verunglückten. Veranlassung zu den Kollisionen der Bahnzüge gab in 15 Fällen die Sorglosigkeit oder Vergesslichkeit der Signalisten, in 16 Fällen das zu schnelle oder nachlässige Fahren der Lokomotivführer, in 3 Fällen der Irrthum der Weichensteller; u. z. ereignete sich die grösste Anzahl, nämlich 12, dieser 105 verschiedenen Unfälle auf der „Midland-Eisenbahn". — Ausser diesen beregten Kunstbauten giebt es im britischen Stammlande noch zahlreiche andere wahrhaft bewundernswerthe Leistungen der Technik, die sämmtlich dazu beitragen, den Eisenbahnverkehr hemmende Hindernisse so viel wie möglich aus dem Wege zu räumen, da die tägliche Cirkulation der Bahnzüge kolossale Dimensionen angenommen hat. Es werden ja allein von den Stationen Londons in je 24 Stunden 2200 Züge abgelassen, und es bewegen sich, ganz abgesehen von der eigentlichen dortigen Stadt- und Stadtdistriktbahn, zwischen 10 Uhr Vormittags und 11 Uhr Abends 1600 Züge, also den ganzen Tag hindurch stündlich mindestens 120 oder jede Minute 2 Züge nach dieser Riesenkapitale. Von den täglich abgehenden 2200 Zügen dienen 1750 den Vorstadtbezirken auf 30 engl. Meilen ringsum die City, 15 nehmen ihren Weg nach Schottland und Irland, 16 nach dem Kontinente, 312 Züge gehen von der Victoria-, 321 von der Liverpool-, 395 von der Broad-Street-

Station ab. — Im allgemeinen fahren die Bahnzüge in Old England ungeheuer schnell und es giebt hier Jagdzüge, wie z. B. der London-Edinburger, denen auf dem europäischen Kontinente nur sehr wenige Blitzzüge, wie z. B. der von Paris nach Marseille gleichkommen, was im britischen Stammlande zur Nothwendigkeit wird, da sonst die Eisenbahnen ihre Aufgabe nicht zu erfüllen vermögen. — Dabei sind die Personenwagen recht praktisch und die der 1. Klasse sogar höchst komfortabel eingerichtet, auch reist man bedeutend billiger und in mancher Beziehung angenehmer als auf dem europäischen Kontinente, weil alles bis auf's Genaueste geregelt ist, man nicht wie wo anders jenes Herumschreien und Lärmen hört, und die Kondukteure, „Guards", recht höflich sind. Für das Gepäck hat man gar nichts zu bezahlen, muss aber dasselbe von aussen mit dem Namen versehen und anwesend sein, wenn der Kofferträger den Namen des Orts, wo man hinreist, daraufklebt; ebenso darf man bei der Ankunft beim Ausladen des Gepäcks nicht fehlen, um die Sachen in Empfang zu nehmen, die erstaunlich schnell ausgeliefert werden, so dass man nicht so lange wie auf den übrigen europäischen Eisenbahnen darauf warten muss. Doch ist das Gepäck der Reisenden, mag es nun als Passagiergut ankommen oder nachgesendet werden, bei Eintreffen an der Küste Old Englands, wegen der in den letzten Jahren so häufig vorgekommenen Dynamit-Attentate einer äusserst strengen Revision unterworfen, und die Koffer werden sogar von den visitirenden Beamten offiziell erbrochen, wenn kein Schlüssel beiliegt. — Auch an „Tramways" ist das Stammland reich, denn nach einem Parlamentsberichte vom 30. Juni 1884 standen dort 762 engl. Meilen Strassen- und Pferdebahnen im Betriebe, von denen während des Jahres 1883/84 eine Einnahme von 2,420.765 £ erzielt wurde, wogegen sich die Ausgaben auf 1,852.039 £ bezifferten, so dass die Reineinnahmen die Höhe von 568.716 £ erreichten, während das investirte Kapital

10,989.552 £, die gesammte, von den Tramways beförderte Passagierzahl 330,794.405, die Anzahl der Pferde 21.784, der Dampfwagen 207 und der Waggons 3038 betrug.

„Indien" hatte bis zum Jahre 1845 keine Eisenbahnen, erst von diesem Zeitpunkte an formirten sich zwei grosse Privat-Gesellschaften zum Zwecke des Bahnbaues; da es ihnen aber unmöglich war, ohne Staatshülfe die erforderlichen Summen aufzutreiben, so beschloss die indische Regierung, der es selbst sehr am Herzen lag, bald möglichst die Lokomotive durch die weiten Gebiete des ausgedehnten Reiches brausen zu sehen, den Kompagnien thatkräftigst unter die Arme zu greifen, und garantirte ihnen die erforderlichen Summen mit 5 % auf 99 Jahre, wobei sie jedoch zu ihrer eigenen Sicherheit einen offiziellen Direktor ernannte, der das Gebahren der Gesellschaft zu überwachen hatte. Ausserdem behielt sie sich das Recht vor, nach Ablauf einer Periode von 25 oder 50 Jahren, vom Tage des Kontraktes, die Eisenbahnen für den Werth der Antheilscheine der 3 vorhergehenden Jahre, oder durch Bezahlung einer entsprechenden Annuität bis Ende des 99. Jahres, wo sämmtliche Bahnen mit ihrem ganzen Fundus-Instructus in das Eigenthum des Staates übergehen, ankaufen zu können. In Folge dessen ward es möglich, die erste Eisenbahn Indiens, die Strecke „Bombay-Thanah", endlich am 18. April 1853 zu eröffnen, und die Kompagnien vermochten nun rüstig ihr Werk fortzusetzen. Auch entschloss sich die indische Regierung 1869, durch eigene Regierungs-Agenten Bahnen zu bauen; ferner wurde 1879 die grosse „East India Railway" verstaatlicht, doch ruht ihr Betrieb bis jetzt noch in den Händen der Kompagnie; überdies erbauten im selben Jahre Private mit Staatshülfe mehrere Zweigbahnen. — Die garantirten Bahnlinien haben der Hauptsache nach den Zweck, die Verbindung im Lande selbst zu fördern, während die Staatslinien das höhere Ziel verfolgen, das Reich in wirthschaftlicher Beziehung so viel wie möglich zu erschliessen, was ihnen denn

auch ganz vortrefflich gelungen ist, da sich nunmehr die national-ökonomischen Verhältnisse Indiens ausserordentlich gebessert haben. — Zu den garantirten Linien gehören die „Great India Peninsula“, die „Madras“, die „Oudh and Rohilkund“, die „Bombay-Baroda-Central India“, die „Sind-Punjab-Delhi“, die „South India“ und die „Eastern Bengal“. — Im Jahre 1853 waren nur $20^{1}/_{2}$ engl. Meile im Betriebe, 1863 erst 2519 engl. Meilen, 1873 5695 engl. Meilen und 1874 6227 engl. Meilen; seitdem betrug das Anwachsen der verschiedenen Bahnen in engl. Meilen:

Jahr	East India	Garantirt	Subventionirt	Staats-Bahnen	Provinzial-Bahnen	Natives Staates Bahnen	Zusammen
1875	1503	4192	—	540	129	155	6519
1876	1503	4394	—	652	129	155	6833
1877	1503	4526	—	680	458	155	7322
1878	1503	4541	—	1457	556	155	8212
1879	1504	4568	8	1607	630	175	8492
1880	1504	4590	38	2134	745	297	9308
1881	1504	4590	58	2421	874	445	9892
1882	1506	4611	97	2474	952	504	10.144
1883	1506	4611	97	2573	1026	504	10.317
1884	1509	4641	256	2649	1273	504	10.832

Da das bis jetzt von der Regierung sanktionirte Bahnnetz Indiens auf 12.655 engl. Meilen fixirt ist, so blieben daher noch Anfang des Jahres 1885 1823 engl. Meilen zu erbauen übrig. — Im Jahre 1874 wurden auf den indischen Bahnen 24,280.459 Passagiere, im Jahre 1883 aber schon 65,098.953 befördert. Die Brutto-Einnahme aller Eisenbahnen belief sich 1883 auf 16,389.381 £, während die Gesammt-Ausgaben 7,961.772 £ und der Gewinn 48·62 % betrug. Hingegen erreichte das gesammte in den Bahnen investirte Kapital bis zum 31. März 1884 die Höhe von 142,423.903 £, doch waren in den garantirten Bahnen nur 69,735.650 £ angelegt, wofür 89,264.609 £ zu

bezahlen waren, so dass der Staat noch immer einen Verlust von 25,035.023 £ hatte. Andererseits betrug das im selben Jahre für Staatsbahnen ausgegebene Kapital 33,773.108 £, die Reineinnahme 4,655.159 £ und die Zinsen für die Anleihe 9.429.269 £, so dass der Staat auch bei diesen Bahnen 4,774.110 £ einbüsste. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei der East India Railway, denn das für dieselbe ausgegebene Kapital belief sich auf 38,915.145 £ die Reineinnahme auf 11,977.030 £, die Zinsen und Annuitäten auf 6,615.627 £, so dass ein Reingewinn von 5,461.403 £ erzielt wurde und der Gesammtverlust des Staates an den Eisenbahnen bis zum 31. März 1884 sich auf 24,347.730 £ reduzirte. — Natürlich war man bei der Anlage des indischen Bahnnetzes besonders darauf bedacht, das geographisch so ausserordentlich günstig gelegene „Bombay", dessen merkantile Wichtigkeit seit Eröffnung des Suezkanals noch unendlich zugenommen hatte, möglichst vortheilhaft mit dem Innern des Reiches zu verbinden, so dass es nunmehr durch zwei Eisenbahnen, welche die fruchtbaren Hochebenen Indiens durchschneiden und den grössten Theil der dortigen Produkte der Küste zuführen, mit dem Festlande zusammenhängt. Die Hauptbahn dieser beiden Linien ist die „Great India Peninsular Railway", welche auf einer Seite bis Jubulpure, 616 Meilen, reicht, sich hier an die East India Railway anschliesst, und somit die direkte Verbindung mit Kalkutta derartig herstellt, dass die Gesammtlänge Bombay-Kalkutta 1409 Meilen beträgt und mit dem Postzuge „Mail train" in 61·5 Stunden zurückgelegt wird. Auf der andern Seite steht Bombay durch die „Great India Peninsular Railway", welche bei Raichore an die Madras Railway anschliesst, mit Madras in direkter Verbindung, u. z. beläuft sich die Entfernung Bombay-Madras im Ganzen auf 793 englische Meilen, die man in 41 Stunden durchfährt. Die zweite Bahnlinie, „Bombay-Baroda and Central India Railway" vereinigt Bombay mit den nördlichen Provinzen und

erstreckt sich bis Ahmedabad, 310 Meilen. Diese ohnehin schon für den Handel Bombay's ausserordentlich wichtige Linie, da sie durch die Baumwolldistrikte von Surat und Broach führt, nahm an Bedeutung noch zu, seitdem die „Rajputana State Railway" vollendet ist, welche sie mit Jaypore und Agra sowie durch die „Scinde Punjaub and Delhi Railway" mit Delhi und Lahore in Verbindung setzt. — In Folge dieser direkten Kommunikation wurde ein grosser Theil des Handels von Agra und Delhi zum Vortheile Bombay's von Kalkutta abgelenkt, so dass jetzt fast die ganze unter dem Namen „Bengal Cotton" bekannte Baumwolle über Bombay exportirt wird. Auch bewirken die Vortheile, welche Bombay den Dampfern durch kürzere Fahrt, leichteres Anlegen und geringere Hafenspesen bietet, obwohl die Frachtentarife der Bahnen zwischen Bombay, Delhi und Agra bedeutend höher sind, als jene zwischen diesen letztgenannten Plätzen und Kalkutta, dass die Seefrachten erfolgreich mit Kalkutta konkurriren können und die Kaufleute es vorziehen, ihre Waaren in Bombay verladen zu lassen.

Im Vergleiche mit den Vereinigten Staaten von Amerika ist aber der Eisenbahnbau Indiens ausserordentlich zurück geblieben, denn es entfielen im letzteren Reiche im Jahre 1880 auf 10.000 Einwohner nur 0·7 Klm. Schienenstränge, gegen 36·8 Klm. in der Union; ferner leidet auch das ganze Bahnnetz noch an grosser Unvollständigkeit, da wohl, wenn auch auf grossen Umwegen, die Verbindung zwischen dem Süden und Norden, Westen und Osten des Reiches hergestellt ist, doch noch immer ausgedehnte Landestheile dieses so ausserordentlich wichtigen Verkehrsmittels entbehren. Zwar genügen diese grossen Trunklinien, welche nur sehr wenige Zweigbahnen besitzen, um die früheren Hungersnöthe, die in einzelnen Landestheilen, bei gleichzeitigem Ueberflusse in anderen, herrschten, zu verhindern, aber sie sind keineswegs hinreichend, die all-

gemeinen Ansprüche zu befriedigen, welche die Volkswirthschaft an ein Eisenbahnnetz stellt, umsomehr, da gegen diese Hauptrouten wegen zu hoher Frachtsätze und der in Folge dessen behinderten Entwicklung der Weizen-Erzeugung Beschuldigungen erhoben wurden! Ja letztere Uebelstände trugen sogar bisher fast einzig und allein die Schuld, dass der indische Weizen nicht gegen den amerikanischen zu konkurriren vermochte, denn die Erzeugungspreise des Weizens betrugen im Norden 12 Sh. und im Süden 8 Sh. per Quarter, gegen 20 Sh. in den Vereinigten Staaten, so dass die längere Strecke Kalkutta-Liverpool mit 12.870 Klm. wohl fast gar nicht gegenüber der viel kürzeren New-York-Liverpool mit 4827 Klm. in Frage käme, wenn nicht in Indien die hohen Transit-, Kanal-, Hafen- und Versicherungs-Spesen so ausserordentlich nachtheilig wirken würden. So finden wir z. B. dass noch vor 4 Jahren in der Präsidentschaft Bombay die Zufuhrskosten für Weizen in 13 der grössten Erzeugungs-Bezirke zur nächsten Bahnstation sich noch durchschnittlich auf 7·2 Sh. per Tonne bezifferten, dazu kam dann noch, dass die niedersten Eisenbahn-Tarife noch immer das Doppelte und Dreifache der amerikanischen betrugen, und erst 1884, besonders bei der durch den Staat angekauften grossen „East India Railroad" auf annehmbare Sätze herabgedrückt wurden. Diese nunmehr vorgenommene Reduktion konnte, auch ohne den Bahnen empfindliche materielle Verluste zu bereiten, vorgenommen werden, denn dieselben machen brillante Geschäfte und ihre Regie vermindert sich auch schon dadurch von Jahr zu Jahr, dass sie durch die rapide Zunahme des indischen Kohlenbergbaues auch immer mehr die heimathliche billigere Kohle als Brennmaterial benutzen können, von der bereits 1882 auf den indischen Bahnen 383.709 Tons, gegen 175.951 Tons englischer Kohle verbrannt wurden. — Bei all' diesen beregten Fortschritten des indischen Bahnwesens ist es im Interesse der Weltwirthschaft um so aufrichtiger zu be-

dauern, dass diese so hochwichtige Agrar-Produktionstätte noch immer nicht durch einen gewaltigen Schienenstrang mit Europa verbunden ist, und nichts charakterisirt drastischer das alle national-ökonomischen Fortschritte auf das äusserste hemmende innere politische Zerwürfniss Europa's, als die noch immer nicht vollendete indische Ueberland-Route. Ja wir sehen hier wieder so recht bei der amerikanischen Union mit ihren Pacificbahnen, welch' grossartige Erfolge auf wirthschaftlichem Gebiete durch Einigkeit zu erzielen sind und wie weit das alte Europa in dieser Beziehung gegen den jungen Riesenstaat jenseits des Atlantischen Ozeans zurücksteht. Besitzen doch die Vereinigten Staaten nunmehr 5 gewaltige Bahnen mit einer Gesammtlänge von 35.000 Klm., welche ihren kolossalen Kontinent von einem Meere zum andern durchschneiden und dabei durch vielfach rauhe, höchstens von Indianern bewohnte Gebiete führen, die erst der Kultur eröffnet werden mussten! — Wie hätte aber auch das Kapital und der Unternehmungsgeist Europa's bei dem so langsamen Fortschritte der türkischen Bahnen, dem Kriege von 1878, den später noch fortdauernden verworrenen Zuständen der Balkan-Halbinsel und des osmanischen Reiches, sowie den wiederholten Kriegsdrohungen in West und Ost, daran denken können, diese so hochwichtige Weltbahn auszubauen, trotzdem die Entfernung von Paris, Antwerpen, Vliessingen oder Hamburg bis Bassora am Persischen Meerbusen nur rund 5000 Klm. beträgt. Von der Strecke Hamburg-Bassora wird bereits im Jahre 1886 schon die volle Hälfte, nämlich die Strecke Hamburg-Konstantinopel, fertig gestellt sein, so dass der europäische Unternehmungsgeist nur noch den 14. Theil der Länge jener Bahnen zu errichten hat, welche von den Vereinigten Staaten nach der Küste des Stillen Ozeans gezogen wurden. Und man hat doch die Geleise nur durch ein uraltes Kulturgebiet zu legen, welches schon von vorn herein

die Rentabilität der Bahn sichert, und es steht ein kolossaler Verkehr mit Indien in Aussicht, denn den Suezkanal passirten bereits im Jahre 1882 3198 Schiffe mit einem Gehalt von 7·1 Millionen Tons, so dass der Kanal, welcher 471 3/4 Mill. Francs gekostet hatte, den Aktionären im selben Jahre ein Erträgniss von 16·2% einbrachte und die ursprüngliche Aktie von 500 Francs zeitweilig auf über 3000 Francs stand!

Zwar hatte man schon vor Dezennien in England an eine Eisenbahn zwischen Indien und Europa gedacht und bereits im Jahre 1850 setzte Sir „Macdonald Stephenson" Lord Palmerston seine Ansichten bezüglich der Nothwendigkeit auseinander, eines Tages ein grosses Eisenbahnglied zu bauen, um die Eisenbahnsysteme des Ostens und Westens zu verbinden, und unterbreitete die Sache auch den Haupthöfen Europa's. Der Plan wurde überall, auch in den grossen Blättern der Tagespresse, welche die Frage sehr eingehend erörterten, günstig aufgenommen, obwohl er damals zur Ausführung noch nicht reif war. — Die meisten der seitdem zur besseren Verbindung des Ostens und Westens empfohlenen Routen waren in dem ursprünglichen Plane als Linien begriffen, die sich zur Untersuchung eigneten, und diese Untersuchung wurde später angestellt, um zu entscheiden, welche Linie die beste sein würde. Zur Lösung dieser Aufgabe sammelte man in Old England alle verfügbare Kenntniss über die zwischen Europa und Indien liegenden Länder aus Konsularberichten, Blaubüchern, Verhandlungen von Vereinen, Reisebüchern und anderen Quellen, so dass man zu diesem Zwecke etwa 5000 Bände und 1000 Landkarten prüfte und dadurch ein derartiges Wissen von den Niveauverhältnissen, der Topographie, der Geologie, den Handelsstrassen, dem Mineralreichthum und anderen Eigenschaften der betreffenden Gebiete gewann, dass man im Stande war, die beste Route auszusuchen. Die Linie des Euphratthales hatte viele ernste Bedenken gegen sich, denn wenn man sie nahe dem Flusse führt, so ist sie den Ueberschwemmungen

ausgesetzt, während sie sonst durch ödes Land gelegt werden müsste; in beiden Fällen ist aber die Bevölkerung nur spärlich, der Verkehr unbedeutend und der untere Theil des Stromes ein grosser Sumpf. Ueberdies ist die zwischen der Mündung des Euphrat und Indien liegende Gegend wüst, und Bergzüge fallen zur See ab, die an einzelnen Stellen 20 Meilen lange Abstürze bilden, gegen welche die Wogen anstürmen, während die Hitze fast unerträglich wird, das Wasser mangelt, die Bevölkerung dünn und räuberisch ist, und der Seeweg auf der ganzen Strecke der Eisenbahn den Rang ablaufen würde. Besser eignet sich in mancher Hinsicht die Linie des Tigristhales; man könnte sie nach Persien hinein, etwas südlich von Kermanschah durch einen Pass leiten, doch im grossen Ganzen genügt auch sie ebensowenig, wie die des Euphrat. Die von Sir Macdonald Stephenson vorgeschlagene Route geht von Konstantinopel aus, wo sie sich den europäischen Bahnen anschliesst, durch Angora, Sivas, Kharput, Moosh, Ban, Tabreez, Teheran, Mesched, Herat, Kandahar und schliesst sich an die indischen Bahnen bei Sukkur oder Mooltan. Aber die Antitauruskette muss bei Sivas überstiegen werden, und hier ist man gezwungen, einen kurzen Tunnel anzulegen, um im Winter die Schneeverwehungen zu verhindern; dafür vermeidet man aber die Tauruskette und diese Linie bietet von Anfang bis zu Ende keine ernstliche Schwierigkeit. — Endlich im Jahre 1871 wurde ein Ausschuss des englischen Parlaments beauftragt, die beste Route für eine Eisenbahn zu finden, welche das Schwarze- oder das Mittelländische Meer mit dem Persischen Golf verbinden könnte, und man forderte Sir Macdonald Stephenson auf, sich darüber auszusprechen, was dieser aber mit der Behauptung ablehnte, d a s s k e i n e d e r a r t i g e E i s e n b a h n d a s v e r l a n g t e V e r b i n d u n g s g l i e d z w i s c h e n d e n e u r o p ä i s c h e n u n d i n d i s c h e n B a h n n e t z e n b i l d e n k ö n n t e, u n d d a s s j e d e u n t e r b r o c h e n e L i n i e, w e l c h e e i n e U m l a d u n g n ö t h i g m a c h t, k e i n e e r n s t e B e a c h t u n g v e r -

dient! — In Folge dessen sah sich die Kommission so ziemlich auf sich selbst angewiesen, und da sie auch nur über ein sehr geringes Material verfügte, welches ihren Berathungen als Basis hätte dienen können, so waren die Endresultate natürlich sehr unbedeutend. — Zu diesen an und für sich gerade nicht sehr glücklichen, von der britischen Regierung unternommenen Anläufen zur Realisirung der Idee einer Ueberlandsbahn nach Indien, gesellte sich dann noch bald darauf in erhöhter Potenz die alte missgünstige Konkurrenz zwischen Great Britain und Russland über die India-Routen, die sich von Tag zu Tag vermehrten, so dass nunmehr weder von Russland, noch von Grossbritannien eine Förderung der natürlichsten, ältesten Route durch Kleinasien und die Balkan-Halbinsel zu erwarten ist! Ja während in früherer Zeit die einflussreichsten Kreise der russischen Gesellschaft jede Erstreckung der mittelasiatischen Eisenbahn über Samarkand hinaus gegen Afghanistan abgewiesen, ist jetzt, im Hinblick auf die Erfahrungen des Berliner Kongresses, sowie auf die für Russlands Interessen in West-Europa sehr empfindliche Konkurrenz des amerikanischen Getreides, und auf die durch eine Ueberlandroute zu erhoffende Erhöhung der Macht und des Reichthums, die Eisenbahnverbindung mit Hindostan in Russland populär geworden! Und man arbeitet dort in den letzten Jahren mit bewundernswerther Thatkraft und Zähigkeit daran, diese Idee zu verwirklichen. Das erste Projekt einer grossen russischen Ueberlandlinie ging vom General „Anenkow“ aus; es basirt auf einer Linie Paris-Warschau-Moskau-Wladikawkas-Baku-Kysyl-Arwat-Herat-Kandahar-Schikarpur-Indus, bildet eine sogenannte „gemischte Linie“, da zwischen Batu und Kysyl-Arwat die Uebersetzung des Kaspi-Sees vermittelst Trajekts in Aussicht genommen wurde, und hat eine Gesammtlänge von 8000 Klm., so dass die Reise 12 bis 16 Tage dauern würde. — Die zweite Linie ist die von „Lesseps“ und „Cotard“ seiner Zeit projektirte und auf Grund

von Erhebungen der russischen Regierung durch den Ingenieur Rudnicky verbesserte Linie Paris-Warschau-Moskau-Orenburg-Taschkend-Samarkand-Kabul-Peschawer-Indus, welche eine Länge von 10.700 Klm. hat und in 18—20 Tagen zurückgelegt werden kann. — Die dritte Route hatte von Paris bis Tiflis dieselbe Richtung wie das Anenkow'sche Projekt, statt aber von Tiflis über Baku und den Kaspi-See östlich zu gehen, würde sie von Tiflis südsüdöstlich über Tabris nach Teheran streichen, um von dort gleichfalls über Kandahar, Schikarpur den Indus zu erreichen; ihre Gesammtlänge beträgt 8250 Klm und die Reisedauer 16 Tage. — Von diesen drei Routen wählte die russische Regierung zunächst das Projekt Anenkows, welches nunmehr in voller Ausführung begriffen ist, obwohl über den letzten Theil der Linie, soweit er turkomanisches und afghanisches Gebiet betrifft, die Untersuchungen noch nicht vollkommen abgeschlossen wurden. Im Uebrigen sind von den 8000 Klm. dieser Route schon über 6000, einschliesslich den Trajekt über das Kaspische Meer, im Betriebe, so dass bis zum Anschluss an das englisch-indische Bahnnetz nur mehr cirka 2000 Klm. zu erbauen wären. — Vergleicht man das Anenkow'sche Projekt mit der uns nächstliegenden Route über die Balkan-Halbinsel und Kleinasien zu den Euphrat-Mündungen und von dort zur See nach Indien, nämlich mit der Linie Paris-Wien-Pest-Belgrad-Sophia-Konstantinopel-Kjutahia-Aleppo-Bassora-Bombay, so wird von dieser Route, welche, ausschliesslich der Seefahrt von der Euphrat-Mündung bis Bombay, 6400 Klm. beträgt, und 14—20 Reisetage erfordern würde, bis zum Jahre 1886 die Strecke Paris-Konstantinopel mit einer Länge von 2600 Klm. ausgebaut sein, dagegen bleiben von Skutari bis Bassora noch 2300 Klm. zu erbauen, ja es ist hier trotz vielfacher Studien noch nicht einmal die Trace festgestellt. — Den noch unfertigen cirka 2000 Klm. der russischen Bahn werden also im Jahre 1886 noch 2300 unfertige Klm. der Balkan-Linie gegenüberstehen —

ein Verhältniss, das sich voraussichtlich bei der Thätigkeit und Energie der Russen bis zum Jahre 1886 noch weit ungünstiger für die Balkan-Linie gestalten wird! — Seit neuester Zeit bewerben sich übrigens auch Berliner Firmen in Teheran um die Konzession zur Erbauung einer Eisenbahnlinie von „Enseli-Rescht" über „Kaswin, Teheran, Kun, Ispahan," nach Mohomara am Persischen Meerbusen, wobei sie zunächst einen grossen Erdöl-Transport von Baku nach Indien im Auge haben.

In „Ceylon" standen am Ende des Jahres 1884 164 engl. Meilen Eisenbahnen im Betriebe und 16 engl. Meilen im Bau. — Hingegen waren 1883 in „Neu-Südwales" 1320 engl. Meilen Eisenbahnen eröffnet, 597 engl. Meilen im Bau, u. z. hatte die Regierung sämmtliche im Betriebe stehende Bahnen für den Kostenpreis von 16,905.014 £ erbaut, während sich die Einnahmen im selben Jahre auf 1,931.464 £ und die Ausgaben auf 1,177.788 £ beliefen. — Das in „Neuseeland" zur Verbindung der Hauptstädte errichtete Eisenbahnnetz wurde auf Rechnung der Regierung im August 1872 begonnen. Am 31. Dez. 1883 waren hier bereits 469 engl. Meilen Schienenstränge im nördlichen Theile der Insel, 926 engl. Meilen im südlichen Theile und ausserdem 91 Meilen Privatlinien, also in Summa 1486 engl. Meilen eröffnet, welche in diesem Jahre cirka 3 Millionen Passagiere befördert hatten. Mit Schluss des Fiskaljahres 31. März 1884 bezifferten sich die Reineinnahmen auf 305.314 £, hingegen die Gesammtausgaben für die Erbauung der Staatslinien auf 12,057.972 £; überdies werden die Kosten für das gesammte gegenwärtig projektirte Eisenbahnnetz sammt rollendem Material 16 Millionen £ betragen. — In „Queensland" standen 1883 1038 engl. Meilen Eisenbahnen im Betriebe und 454 Meilen im Bau oder Projektion. Auch hier sind sämmtliche Bahnen Staatslinien und die Kosten der Herstellung beliefen sich bis Ende des Jahres 1883 auf 7,431.142 £, während die Einnahme die

Höhe von 548.116 £ und die Betriebsausgaben von 291.347 £ erreichten. — „Süd-Australien“ besass Dez. 1883 $990^3/_4$ engl. Meilen eröffnete und 225 engl. Meilen im Bau befindliche Eisenbahnen, u. z. giebt es dort zwei Hauptlinien, nämlich die „Port Line“, welche Adelaide mit Port Adelaide, und die „North Line“, welche Adelaide mit der wichtigsten Kupfermine verbindet. — Die erste Eisenbahn „Tasmania’s, wurde im Februar 1871 eröffnet; 1883 gab es hier bereits 167 Meilen im Betriebe, bestehend aus einer Hauptlinie zur Verbindung der zwei wichtigsten Häfen „Hobart Town“ und „Launceston“ sowie einer Linie, die von Launceston nach Deloraine führt; überdies waren 207 engl. Meilen im Jahre 1884 im Bau. — Sämmtliche Bahnen „Victoria’s“ sind Staatsbahnen, u. z. waren Anfang 1884 1562 engl. Meilen im Betriebe, während weitere 130 Meilen im Bau standen. Die gesammten Bahnen vertheilten sich auf folgende Hauptlinien

Linien	Länge derselben engl. Meilen
Northern	501
Western	497
North-Eastern	360
Eastern	188
Melbourne and Hobson’s Bay	16
Zusammen	1562

Die Gesammtkosten all’ dieser Schienenstränge bezifferten sich, ausschliesslich der Gebäude und des Materials, Anfang 1884 auf 22 Millionen £, also durchschnittlich auf 14.100 £ für die engl. Betriebsmeile, während die Anleihe Ende 1882 die Höhe von 17,621.400 £ erreicht hatte, wofür man 932.640 £ Zinsen bezahlte. Die Gesammteinnahmen betrugen 1883 1,898.000 £ die Ausgaben 1,082.000 £ oder 61·68 %, somit der Gewinn 816.000 £. — An Waaren wurden 1882 befördert 1,626.829 Tons und an lebenden Thieren 57.384 Tons; ferner legten die Eisenbahnzüge 1883 in Summa ungefähr 5,700.000 engl. Meilen

zurück, wofür die Einnahme pro Meile 7 Sh. betrug, so dass auf die Betriebsmeile 1370 £ entfielen; hingegen belief sich, im Verhältnisse zur Gesammteinnahme, die Passagier- und Waarenbeförderung auf 47 und 53%. — Ueberdies standen auch noch in „West-Australien" 1883 55 engl. Meilen im Betriebe und 68 im Bau. — Auf all' diesen australischen Bahnen sind meistens die Stationshäuser, nach Art der im britischen Stammlande, aus Holz aufgeführt und mit Eisenblech eingedeckt, während wieder die im grossen Ganzen vortrefflichen Waggons vollkommen amerikanische Konstruktion zeigen, daher auch bewegliche Lehnen besitzen, so dass man entweder auf der einen oder andern Seite Platz nehmen kann. Doch wurde das ganze Material für die bisherigen Bahnen einschliesslich Lokomotiven und Waggons hauptsächlich von England und Amerika eingeführt, u. z. lieferte das letztere besonders alles Eisenwerk für die Viadukte und Lokomotiven, so dass man annehmen kann, dass von dem für Eisenbahnen ausgegebenen Gelde wenigstens 12 Millionen £ für importirtes Material bezahlt werden mussten. — Zu den theils projektirten, theils im Bau begriffenen australischen Eisenbahnlinien gehören die von der Süd-Australischen Regierung geplante Verbindung Port Augusta-Silverton sowie die Vollendung der von ersterem Orte nach Palmerston im Nord-Territorium schon im Mai 1883 begonnene Bahn; ferner die Linien in Tasmanien und Neu-Seeland, um die Produkte der dortigen reichen Kohlenlager nach den nächsten Küstenhäfen transportiren zu können. — In etwas weiterer Ferne steht noch, obwohl zu diesem Zwecke seit dem Jahre 1879 wieder lebhaft agitirt wird, der Ausbau der grossen „australischen Pacificbahn", welche die Distanz zwischen den reichen Küstengegenden um Adelaide, Melbourne, Sydney und Brisbane auf der einen Seite und den alten Kulturländern Europa's und Asiens auf der andern, sehr bedeutend verkürzen soll, was auch thatsächlich der Fall wäre, wenn sie, wie das

ursprüngliche Projekt beabsichtigt, dass die Bahn in Sydney-Melbourne-Adelaide ihren Anfang nähme und nach dem besten Hafenplatze der Nordküste, „Port Darwin", geführt, also den Erdtheil ziemlich genau in der Mitte durchschneiden würde, da die Länge dann nur 2300—2600 Klm. hätte. Sie wäre dann also ungefähr 700—1000 Klm. kürzer als die amerikanische Zentral-Pacificbahn, würde aber aus Gegenden, die durch ihr gemässigtes Klima eine vorzügliche Stätte energischer Kulturarbeit geworden sind, in Gebiete führen, welche es bis jetzt, in Folge ihres ausgeprägten Tropenklima's und anderer ungünstiger Verhältnisse, zu keiner nur halbwegs wirthschaftlichen Blüthe gebracht haben, was natürlich ein grosser Nachtheil sein dürfte, da man in Süd-Amerika in dieser Beziehung gerade keine sehr rosigen Erfahrungen gemacht hatte, während sich die nordamerikanischen Pacificbahnen von Osten nach Westen überall in gemässigten Klimaten hinziehen. Auch waren zur Zeit als sie geplant wurden, ihre Endpunkte bereits dem heutigen südöstlichen Australien fast ebenbürtige, oder wenigstens ihre hohe Entwicklungsfähigkeit auf das Klarste an den Tag legende Kulturgegenden. — Ueberdies stösst die Erbauung einer australischen Kontinentalbahn auf gewaltige technische und wirthschaftliche Schwierigkeiten im Innern des Kontinents, die viel grösser sind als diejenigen bei den amerikanischen Pacificbahnen, ja man dürfte in den wasserlosen Spinifex-Wüsten und Flugsand-Strecken des australischen Innern, die vor der Hand als absolut unbewohnbar gelten und von einer breiten, sehr ungleichmässig mit Wasser versorgten Randzone umgeben werden, in der nur hier und da gutes Weide- oder Buschland vorhanden ist, ähnliche Hindernisse finden, wie sie die französische Sahara-Bahn bereitet. Und wenn man selbst die chauvinistischen Anschauungen mancher Australier gelten lässt, dass auch diese öden Gefilde durch Vermeiden und Verhüten der Gras- und Buschbrände, durch sorgfältige

Pflege des vorhandenen Waldkleides, durch künstliche Wasser-Reservoirs und Irrigations-Kanäle, sowie durch artesische Brunnen fruchtbar gemacht werden könnten, so vermag man diese Hoffnungen vor der Hand doch noch nicht beim Bau der australischen Pacificbahn in das Kalkül zu ziehen. Ganz anders waren auch in dieser Beziehung gleich ursprünglich die Verhältnisse in Amerika, denn die Kolonisten hatten schon damals die Prairien westlich des Mississippi theilweise in ergiebiges Ackerland verwandelt, und in den Felsengebirgen war man bereits vor langer Zeit auf riesige Metallschätze gestossen. Rechnet man noch dazu, dass im Innern des Austral-Kontinents Bergzüge sowie tief eingeschnittene Betten periodischer Ströme liegen, die mit manchen technischen Schwierigkeiten überbrückt werden müssten, so wird man es sehr begreiflich finden, dass keineswegs alle australischen Kolonien diesem Projekte zujubeln, sondern sich im Gegentheil die beiden reichsten und entwickeltsten, Victoria und Neusüdwales, bei denen der Schwerpunkt aller politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen in den Hauptstädten Melbourne und Sydney konzentrirt ist, ungemein kühl verhalten. Ja, Melbourne und Sydney sehen in der geplanten Transkontinentalbahn nicht nur keine so grossen Vortheile für sich wie die jüngeren Handelsplätze, sondern fürchten sogar, die neue Route könnte ihnen einen Theil der bisher durch ihre Hände gegangenen Stapel-Artikel entziehen und sie dadurch beträchtlich schädigen! Anders liegen natürlich die Verhältnisse in den Kolonien Süd Australiens und Queenslands, wo die Haupt- und Hafenstädte noch nicht auf so höher Stufe stehen wie in Victoria und Neusüdwales, ja, wo überhaupt die gesammte wirthschaftliche Entwicklung noch viel weiter zurück geblieben ist, man daher von dem Einflusse des neuen Schienenstranges mit vollem Rechte das Beste erwartet, wobei noch zu berücksichtigen ist, dass die nördlichen Endpunkte dieser Route in ihr Gebiet fallen. Ueberdies hat Süd-Australien die wenigsten Schulden

sämmtlicher dortigen Kolonien, verfügt daher über eine ziemliche Kapitalkraft und kann bereits in dem grossen Ueberlands-Telegraphen einen glänzenden Erfolg auf dem Gebiete des Kommunikationswesens aufweisen. — Doch sind Süd-Australien und Queensland allein keineswegs im Stande, dieses Riesenwerk fertig zu stellen, umsomehr, da dasselbe in den letzten Jahren sehr wenig von der Stelle rückte, denn die mit aller Kraft in Süd-Australien begonnenen Bauten zur Realisirung desselben bezweckten doch nur in erster Instanz die Kupferminen im Innern sowie die sogenannten „Government Gums“ mit der Küste zu verbinden, auch ist durch diese Arbeit nur der „neunte“, u. z. keineswegs schwierigste Theil des projektirten Riesenwerkes vollbracht. — In Queensland hat man ebenfalls mit der Transkontinentalbahn begonnen, d. h. es wurden die Schienenstränge Brisbane-Charleville, Rockhampton-Barkaldine und Townsville-Hughenden mit der Absicht gelegt, dieselben vereint bis Port Parker, im Süden des Karpentaria-Golfes weiter zu führen, aber all' dies ist noch nicht die geplante Transkontinentalbahn mit ihrer kürzesten Richtung auf Europa. — Kommt aber dieselbe mit den Jahren endlich zu Stande, dann wird sie zweifellos, gerade so wie die amerikanische Pacificbahn ausserordentlich dazu beitragen, die Kolonien des Austral-Kontinents einander näher zu bringen, ihre Interessen enger mit einander zu verknüpfen und dadurch die in weltwirthschaftlicher und politischer Beziehung so ausserordentlich erwünschte australische „Kolonien-Konföderation“, die leider jetzt noch immer an dem Partikularismus der einzelnen Kolonien scheitert, in's Leben zu rufen!

Im „Dominion of Canada“ hatte das im Betriebe stehende Bahnnetz Ende Juni 1883 eine Gesammtlänge von 9065 engl. Meilen, also um 996 Meilen mehr als im Jahre 1882, auch waren in der gleichen Zeitperiode 2299 engl. Meilen im

Bau und noch weitere projektirte 3000 engl. Meilen bereits von der Regierung konzessionirt. Zu diesen letzteren Linien gehört theilweise ein am 18. Mai 1885 vollkommen beendeter Schienenstrang, der das ganze Dominion of Canada, vom Atlantischen Meere zur Pacificküste durchschneidet, zu dessen Herstellung die britische Regierung durch garantirte Loans im Betrage von 2½ Mill. £ beitrug und von dem man bereits im Jahre 1883 2888 Meilen gelegt hatte.— Die Anzahl der im Jahre 1883 auf sämmtlichen kanadischen Bahnen beförderten Passagiere betrug 9,579.948, während sich die Einnahmen auf 33,244.585 Dollar, die Ausgaben auf 25,691.627 Dollar, die Reineinnahmen auf 8,552.958 Dollar und das gesammte investirte Kapital Ende 1883 auf 494,271.265 Dollar bezifferte, wovon 111,807.069 Dollar von der Regierung subventionirt sind. — Die kanadische „Grand-Trunk-Bahn" zieht sich von Portland in Maine durch die sogenannten Extern-Townships, den einzigen nicht französischen Distrikt in Unter-Kanada, nach Montreal, von da am Nordufer des Lorenz-Stroms sowie des Ontario über Kingston nach Toronto, und weiter westlich nach Sarnia, an der Südspitze des Huron, mit einer Gesammtlänge von 1650 Klm. Die „Great-Western-Bahn" hingegen überschreitet den Niagarafluss unterhalb der Fälle auf einer prächtigen, 80 Meter über dem Wasser schwebenden Hängebrücke und läuft dann westlich über Hamilton und London nach Windsor. Von hier aus führen dann Zweigbahnen nach Toronto und von London nach Sarnia am St. Cairfluss, während andere Kreuzbahnen Paris, gegenüber Buffalo, mit Goderich am Huron, Toronto mit Collingwood an der Georgienbucht, Coburg am Ontario mit Beaverton am Simcoe, Brockville am Lorenzstrom mit Arnprior am obern Ottawa, und Ottawa-City mit Prescott am St. Lorenz verbinden; hingegen wird Montreal mit Plattsburg am Westufer des Champlain, und via Burlington am Ostufer desselben Gewässers, mit New-york sowie Boston vereinigt. Die Brücke bei Montreal über den gewaltigen Lorenzstrom ist die längste und

wegen ihrer kühnen Konstruktion auch bedeutendste der ganzen Welt. Sie verbindet die Hauptstadt Kanada's mit dem ungeheuren Bahnnetz der Grand-Trunk-Eisenbahn und hauptsächlich mit den nach den Vereinigten Staaten führenden Verzweigungen, hat eine Länge von 2637 Meter, 24 Bogen von je 78 Meter Lichtweite und eine mittlere Oeffnung von 106 Meter Weite, während die Pfeiler und Landfesten aus Haustein in den Granit eingesenkt sind, welcher den Grund des Strombettes bildet, und cirka 20 Meter über dem höchsten Wasserstande eine ungeheure eiserne Röhre tragen, durch welche die langen Züge der kanadischen Grand-Trunk-Eisenbahn den Strom überschreiten, da man nur durch Erbauung eines derartig kolossalen in der Luft schwebenden eisernen Tunnels des Eisgangs und der Anhäufung der Schneemassen herrzuwerden vermag. Die Eröffnung der Brücke erfolgte im Jahre 1857 nach einer 5½ jährigen Arbeit; sie kostete ungefähr 32 Millionen Mark und die Gefahren und Schwierigkeiten des Unternehmens sind so gewaltig gewesen, dass dabei mehr als 200 Menschen ihren Tod fanden. — Bei Richmond in den Eastern Townships schliesst sich auch an den Grand-Trunk eine Fortsetzung nach Quebec, von wo aus man dann auf der „Europa-Amerika-Bahn" 200 Klm. den Fluss hinab bis nach Rivière du Loup gegenüber Tadonsae fahren kann; ausserdem zieht sich noch die Fortsetzung bei Riniouski, südlich nach Campbellton, an der Bai von Chaleurs wendend, und dann längs der Küste die Kommunikation mit Halifax herstellend. — All' diese Schienenstränge verbinden nicht nur die Haupthandelsplätze Kanada's mit denen der westlichen Union, sondern auch den höchsten Nordwesten des Dominions mit dem Innern desselben. Dabei sind die Eisenbahn-Compagnien schon aus eigenem Interesse bestrebt die Ansiedlung in den von ihnen durchzogenen, noch unbewohnten Territorien so viel wie möglich zu fördern. So verkauft z. B. die kanadische Pacific-Bahn Ländereien zu verhältnissmässig günstigen Bedingungen, denn der Morgen kostet

durchschnittlich 2 1/2 Dollar, und bei unmittelbar an den Bahnkörper anstossenden Grundstücken der Acre cirka 5 Dollar. Doch haben sie noch die Erleichterung getroffen, dass der Kolonist beim Erwerben des Bodens nur ein Sechstel der Kaufsumme anzuzahlen, den Rest aber erst nach Verlauf von 5 Jahren abzutragen braucht; wofür er ihnen 6 % Zinsen bezahlt. Ueberdies bewilligt die Gesellschaft jedem Ansiedler 50 % Rabatt für jeden vor Ablauf des 4. Jahres kultivirten Morgen Landes, so dass derselbe nach wenigen Jahren gutes Land in nächster Nähe der Bahn um 1—2 Dollar pro Acre zu erwerben vermag. — Leider hat die Regierung des Dominions seit dem Jahre 1881 der „Canadian Pacific-Railway-Company“ auf 20 Jahre das alleinige Recht zur Erbauung von Eisenbahnen in der Richtung von Osten nach Westen ertheilt, so dass in den nächsten 17 Jahren auf keine Konkurrenzbahn zu hoffen ist, wodurch es möglich wäre, die hohen Frachtsätze jener Eisenbahn-Gesellschaft herabzudrücken, die natürlich höchst nachtheilig auf Handel und Wandel einwirken. — Bei den kanadischen Eisenbahnen finden wir fast dieselben Einrichtungen wie in den Vereinigten Staaten, doch bestehen ausserdem noch ganz besondere Schutzmassregeln gegen die häufigen Verkehrsstörungen, welche die furchtbaren Schneestürme während des langen oft 20—32° Réaumur kalten Winters hervorrufen. So hat man z. B. alle Eisenbahnbrücken mit Dächern versehen, um die Ansammlung und Aufhäufung von Schneemassen auf der Fahrbahn zu verhindern, die den Unterbau derselben eindrücken könnten; ausserdem sind im Winter alle Lokomotiven mit kleinen scharfkantigen, schmiedeeisernen Schneepflügen ausgerüstet, die noch durch dicke Balken verstärkt werden. Aber auch diese Vorkehrung reicht häufig nicht immer hin, so dass man dann zum eigentlichen Schneepfluge greifen muss. Dieser ist ein aus Eisen gebauter starker Eisenbahnwagen, der vorn nach unten und nach den Seiten mit

Pflugschar ähnlichen starken Stahlkanten versehen ist, welche den Schnee von den Schienen nehmen und zur Seite werfen, während ihn bei starkem Schnee zwei zusammen gekoppelte Lokomotiven vorwärts schieben, damit er dem nachfahrenden Eisenbahnzuge die Bahn frei macht.

In der „Kap Kolonie“ gab es am 1. Januar 1884 1213 engl. Meilen Staatsbahnen, u. z. vertheilten sich die im Betriebe stehenden Bahnen auf 3 Haupt-Linien „The Western“ vom „Cape Town“; „The Midland“, welche vom Port Elisabeth ausgeht und nunmehr mit der ersteren Linie zusammenhängt, und das „Eastern System“, von East London sich abzweigend. — Das bis Anfang des Jahres 1884 in die Eisenbahnen investirte Kapital belief sich auf 10,487.417 £; die Gesammteinnahmen 1883 auf 915.274 £, und die Ausgaben auf 649 440 £, so dass ein Reingewinn von 265.725 £ erzielt wurde. — In „Natal, standen 1884 105 engl. Meilen Eisenbahnen im Betriebe, die 1,200.000 £, nebst einer Landverleihung von 2 $^1/_2$ Millionen Acres, einer Konzession auf gewisse Kohlenfelder, und einer Subvention von 40.000 £ jährlich gekostet hatten. Weitere 120 engl. Meilen sind mit einem Voranschlage von 1,100.000 £ in der Richtung auf den Orange Freistaat im Bau, so dass im Voranschlage für das Budget pro 1885 die Eisenbahn-Ausgaben auf 289.964 £, und die Einnahmen auf 235.000 £ geschätzt wurden. — „Mauritius“ besass ebenfalls im Jahre 1885 2 Eisenbahnlinien, mit 2 Zweigbahnen in einer Gesammtlänge von 94 engl. Meilen; und „Ceylon“ hatte Ende 1884 164 engl. Meilen Eisenbahnen im Betriebe, sowie 16 engl. Meilen im Bau.

Welch' eminenten Werth man im britischen Reiche auf das „Post-“ und „Telegraphenwesen“ legt, beweist, dass es im Stammlande keinen Minister für Ackerbau oder die Justiz, wohl aber einen solchen für die Post giebt, der den Titel „Postmaster-General“ führt, einen Gehalt von 2500 £ bezieht, oft sogar Mitglied des „Privy-Council“ ist

und mit dem Gesammt-Ministerium fällt! Doch erstreckt sich sein Wirkungskreis nur auf das Stammland sowie auf die britisch-europäischen Besitzungen, während die Kolonien ihre Post und Telegraphie selbst verwalten; auch kann er eigentlich nur der nominelle, verantwortliche Chef seines Departements genannt werden, da er mehr Staats- als Fachmann ist und die eigentliche technische Leitung in den Händen des „Secretary to the Post Office", General Sekretärs, ruht, der entsprechend seiner hohen wichtigen Stellung einen Jahresgehalt von 2000 £ bezieht. Wie kolossal die Thätigkeit in diesem Ressort ist, beweist, dass es im britischen Stammlande Ende März 1884 15.951 „Post Offices", Postämter, 15.749 Briefkasten, 46.000 Beamte, einschliesslich Frauen, und 45.000 provisorisch angestellte Hülfsarbeiter gab, während die Briefbewegung und ihr Verhältniss zur Bevölkerung in den Jahren 1875—1884:

Jahres Ende 31. Dez.	Anzahl der ausgegebenen Briefe in Millionen			Anzahl der Briefe auf 100 Personen der Bevölkerung		
	England und Wales Mill.	Schottland Mill.	Irland Mill.	England und Wales	Schottland	Irland
1875	847	91	71	3529	2600	1339
1876	856	91	72	3520	2579	1354
31. März						
1878	884	100	74	3601	2808	1386
1879	922	99	76	3698	2748	1419
1880	950	102	76	3775	2801	1417
1881	981	105	79	3828	2852	1497
1882	1037	110	82	3967	2930	1601
1883	1078	117	86	4069	3083	1692
1884	1112	122	87	4100	3200	1700

und die Anzahl der beförderten Korrespondenzkarten, Buchpackete und Zeitungen im Jahre 1883/84:

	England und Wales	Vermehrung %	Schottland	Vermehrung %	Irland	Vermehrung %	Stammland in Summa	Vermehrung %
Korrespondenzkarten	128,554.800	6·0	17,406.400	9·3	7,624.900	5·4	153,586.100	6·6
Bücherpack.	249,347.900	1·9	31,353.700	7·8	13,892.900	4·9	294,594.500	2·2
Zeitungen	109,945.100	1·2	16,729.600	5·6	16,027.600	1·1	142,702.300	1·5

betrug. — Jedenfalls im Verhältnisse zum gesammten Briefverkehr der ganzen Erde eine ungeheure Ziffer, denn nach einer Zusammenstellung der letzten Statistiken der Post-Verwaltungen der Erde werden jährlich rund 10.818 Mill. Briefsendungen (Briefe, Postkarten, Drucksachen, Waarenproben und Zeitungen) zur Weiterbeförderung aufgegeben. Davon entfallen auf den Brief- und Postkartenverkehr 6257 Mill. und daran nimmt Theil Europa mit 4089 Mill., Amerika mit 1800 Mill., Asien mit 260 Mill., Australien mit 89 Mill., Afrika mit 19 Mill. Europa beherrscht also fast $^2/_3$ des gesammten Brief- und Postkartenverkehrs der Erde; während auf jeden Bewohner der Erde jährlich durchschnittlich 4·47 Briefe und Postkarten kommen, welche derselbe absendet und empfängt, entfallen in Europa auf jeden Bewohner 12·48 Briefe und Postkarten. — Grossbritannien war aber keineswegs das erste Reich Europa's, welches eine organisirte Postverbindung besass, sondern wir finden, wenn wir in der Weltgeschichte rückwärts blättern, dass Deutschland den Reigen eröffnete, obwohl es dann freilich später, wo es sich nur um Einführungen von epochemachenden Verbesserungen handelte, die in England auf dem Gebiete des Postwesens gemacht wurden, recht gewaltig nachhinkte, — denn eine der ersten Posten der Welt existirte schon vor etwa 650 bis 675 Jahren in Hamburg und besorgte den Verkehr mit Bremen, Lübeck, ja sogar mit Frankfurt a. M. sowie einigen andern wichtigen Städten Deutschlands! — Hingegen errichtete man im britischen Stammlande erst im Jahre 1649 das „General Post Office", als dessen erster hervor-

ragender Chef der Postmaster-General „Edmund Prideaux“ genannt wird, der eine regelmässige „Courierpost“ zur Einführung brachte, die 136 Jahre bestand, aber so langsam fuhr, dass sie nur eine deutsche Meile per Stunde zurücklegte! Doch hatte 1685 der Kaufmann Dockwara auch eine „London District Post“ begründet, der er den populären Namen „Penny-Post“ gab, weil sie die Besorgung von Briefen und Packeten innerhalb Londons à 1 Penny besorgte, die aber bald auf Veranlassung des Postmaster-General vom Staate angekauft und als abgesonderter Zweig der Reichspost einverleibt wurde. 1801 verwandelte man sie aber in eine „Zweipenny-Post“, und als solche bestand sie bis zum Jahre 1854; auch erweiterte die Königin Anna den Wirkungskreis des Postmaster-General auf sämmtliche britische Besitzungen. Endlich Mitte des 18. Jahrhunderts kam der Theaterdirektor John Palmer auf den glücklichen Gedanken, für die Einführung von „mails“, Malleposten, zu agitiren, wobei er aber bei den Post-Autoritäten auf hartnäckige Opposition stiess und nur dadurch, dass sich der Premier Pitt für das Projekt interessirte, es schliesslich zur Ausführung brachte, so dass die ersten mails mit einer Geschwindigkeit von 1 1/2 bis 1 3/4 Meilen per Stunde verkehrten. Als Belohnung wurde Palmer zum Post-Sekretär ernannt und erhielt von der Regierung ein ansehnliches Ehrengeschenk, während sein System bis 1839 fortbestand, wo die Beförderung der Post durch die Lokomotive an dessen Stelle trat. — Den eminentesten Einfluss auf die Entwicklung des englischen Postwesens nahm aber, trotzdem in den 4 Dezennien seit Einführung der Bahnpost viele und gewaltige Reformen im Postwesen vorgenommen wurden, der Erfinder des „Penny Porto's“ für das ganze Vereinigte Königreich, „Rowland Hill“, welcher erst am 27. Aug. 1879 im Alter von 84 Jahren starb. Zwar hatte bereits in einer Parlamentssitzung des Jahres 1833 der Abgeordnete für Greenock, „Wallace“ von Kelly, einen Antrag auf Herabsetzung und gleichmässige Fest-

stellung des britischen Briefporto's eingebracht, doch Hill war es, der 1837 den Muth und die Energie besass, dieses gescheiterte, halb in Vergessenheit gerathene Projekt wieder an das Tageslicht zu ziehen und mit einer ganz erstaunlichen Zähigkeit der Verwirklichung zuzuführen. Er bewies auf das Logischste in Wort und Schrift die Ungerechtigkeit, dass sich die Regierung mehr als einen Shilling für die Bestellung eines Briefes von London nach Edinburgh bezahlen lasse, welcher ihr, nach seiner genauesten Berechnung nur den 36ten Theil eines englischen Penny kostete, und beleuchtete, unter Hinweis auf statistische Notizen sowie genaue Kalkulationen, alle Vortheile eines kleinen gleichmässigen Portosatzes für alle Briefe, unabhängig von der Entfernung ihrer Ziele. Zugleich führte er die schwerwiegende Thatsache in's Treffen, dass wegen des theuren Briefporto's von der ärmeren Bevölkerung häufig Schmuggel getrieben wurde, indem sie sich gegenseitig Briefe zuschickten, die nichts als ein leeres Blatt Papier enthielten, während auf dem Kouvert einige unscheinbare Zeichen ihnen die Mittheilung machten, so dass sie nach der Einsichtnahme des Kouverts den Brief als „nicht angenommen" zurückweisen konnten, und doch über all' das verständigt waren, was man ihnen hatte mittheilen wollen. Ein System, wie es ähnlich auch unter den polnischen Juden Preussens zur Zeit des theuren Postgeldes herrschte, und das auch oft von sibirischen Verbannten benutzt wurde, um sich mit ihren Verwandten zu verständigen. Ferner machte Hill darauf aufmerksam, dass bereits im vorigen Jahre das Zeitungsporto von 4 Pence auf 1 Penny herabgemindert war, wodurch sich der Verkehr unendlich gesteigert hatte. — Alle diese Argumente Hills fanden denn auch sehr bald Wiederhall im Publikum und eroberten wie im Sturme die öffentliche Meinung, so dass sein Projekt bereits 1838 einer besonderen Kommission des Unterhauses überwiesen wurde, die es gründlich untersuchte und sich sehr günstig darüber aussprach, in Folge dessen das

Ministerium Melbourne sich zur Verwirklichung desselben gezwungen sah und Robert Hill zur Einführung seines Systems zwar nicht im Postwesen aber doch wenigstens provisorisch auf 2 Jahre im Finanzministerium mit einem Gehalte von 1500 £ anstellte. Hier kämpfte er nun mit ungemeinen Schwierigkeiten, verwirklichte aber schliesslich doch seine Idee, trotzdem sich die massgebenden Kreise der Postverwaltung in ihrer Kurzsichtigkeit gegen diese ungeheure Portoherabsetzung mit aller Macht sträubten und einen eklatanten Ruin der ganzen Postverwaltung prophezeiten, denn das System, welches sich als eine unschätzbare Wohlthat für die gesammte Menschheit erwies, wurde am 10. Jan. 1840 in England in's Leben gerufen, nachdem man eine dreiwöchentliche Uebergangsperiode mit einem 4-Pence-Porto hatte vorausgehen lassen! Obwohl schon nach verhältnissmässig sehr kurzer Zeit der Erfolg klar zu Tage trat, zeigte sich die Regierung aber doch recht undankbar gegen Hill, denn unter dem Ministerium Robert Peel wurde er ohne weitere Belohnung oder Anstellung nach Ablauf der 2 Jahre entlassen, worüber sich natürlich heftiger Unwillen im Publikum erhob; man machte eine öffentliche Subskription und überreichte ihm als Nationaldank das Erträgniss derselben im Betrage von 13.000 £. Ausserdem wurde er später zum Direktor und dann zum Verwaltungsrath der London-Brightoner Eisenbahn ernannt. — Als im Jahre 1846 die Whigs mit dem Ministerium John Russells wieder an's Staatsruder kamen, ward Rowland Hill zum Sekretär des General-Postmeisters ernannt und 1854 zum General-Sekretär befördert, mit der unbedingten Vollmacht, die neue Organisation zu vervollständigen, was er auch unter den beiden folgenden General-Postmeistern in Ausführung brachte. — 1864 trat er schliesslich von seiner segensreichen Wirksamkeit mit der vollen Pension von 2000 £ in den Ruhestand, nachdem er vorher den Bath-Orden erhalten, geadelt worden war, und ihm auch noch das Parlament ein

Ehrengeschenk von 20.000 £ votirt hatte. — Trotzdem sich schon nach dem 10. Jahre der Einführung des Penny-Systems im britischen Stammlande eine Verfünffachung des Briefverkehrs einstellte, jeder Schmuggel sofort gänzlich aufhörte und im Laufe weniger Jahre die Staatskasse aus dem Postregal bereits einen Ueberschuss erzielte, gelangte das Penny-Porto in den andern Staaten Europa's aber erst viel später zur Einführung, und selbst noch heute haben ausser England nur noch die Vereinigten Staaten von Amerika ein so billiges Porto.

Während seiner 20jährigen Amtsthätigkeit als Post-General-Sekretär reduzirte Hill überdies noch im Jahre 1855 die Sätze für Briefe nach dem Kontinent und den Kolonien sowie für inländische Buch- und Mustersendungen. Ueberdies regelte er die Verhältnisse zwischen der Post und den Eisenbahnen, denn die London „Distrikt-Post" wurde abgeschafft und der „General-Post" einverleibt, was die Eintheilung Londons in 10 Postbezirke zur Folge hatte, die übrigens später wieder auf 8 vermindert wurden, nämlich Nord, West, Ost, Nordwest, Südwest, Südost, Mittelost, Mittelwest. Diese Bezirke sind auf den Briefschaften und an den Strassenecken mit N., W., E., NW., SW., SE., EC. und WC. bezeichnet; auch erhielt jeder Bezirk ein eigenes „Chief Post Office" oder „District Head Office", Bezirks-Hauptpostamt, mit ziemlich autonomer Gebarung. Dadurch erzielte man eine enorme Zeitersparniss im Betriebe, denn während früher ein nach 2 Uhr Mittags aufgegebener Lokalbrief erst am anderen Tage abgeliefert werden konnte, gelangte jetzt jedes zur Post gegebene Lokalstück innerhalb 4 Stunden oder oft noch viel rascher an seine Adresse, so dass Jemand selbst 4 Briefe täglich mit einer und derselben Person wechseln konnte. — In Folge der Verschmelzung der Posten wurden auch die Briefträger in eine Klasse vereinigt; bisher gab es nämlich „London letter-carriers" und „Foreign letter-carriers", ausländische Briefboten, von denen letztere eine schönere Uniform und einen

besseren Gehalt hatten. — 1855 brachte Hill auch zur Einführung, dass von nun an jährlich im Namen des Postmaster-General Bericht über die Thätigkeit des Departements der Staatsverwaltung unter dem Titel „The postmaster-general's annual report" ausgegeben werden sollte, der voll des interessantesten kulturhistorischen Stoffes ist und gegenwärtig für den geringen Preis von 6 D., oder bei Zusendung durch die Post für 8 1/2 D. durch die Firma Eyre & Spottiswoode, London, Great New Street, Fetter Lane E. C. bezogen werden kann. Gleichzeitig wurde mit der Publikation des „British Postal Guide" begonnen, nämlich einer Art Vierteljahresschrift, die jede 3 Monate von amtswegen als Broschüre im Umfange von 250 Seiten erscheint, für deren Inhalt der Postmaster-General verantwortlich ist. Dieser Guide, der in Folge seines ausserordentlich geringen Preises eine weite Verbreitung findet und vielfach zur Verminderung der Anfragen und Beschwerden beiträgt, da er mannigfache Gelegenheit zur Aufklärung bietet, enthält bis in's kleinste Detail die allgemeinen Postbestimmungen, die Portosätze nach der ganzen Erde, ein Verzeichniss sämmtlicher Postämter und Sammelkästen im Vereinigten Königreiche und Geldanweisungs- sowie Versicherungs-Tabellen, jedesmal nach dem Stande der neuen Postübereinkommen und Verträge. — Nach Hills Rücktritt wurde das Postwesen dann noch in mancher anderen Richtung reformirt, so brachte man z. B. 1870 in England die 1869 zuerst von Oesterreich-Ungarn in's Leben gerufenen Korrespondenzkarten zur Einführung, mit denen man glänzende Resultate erzielte. — Seit neuerer Zeit kam schliesslich auch die sogenannte „Fahrpost" zur Errichtung, welche im Stammlande gerade so wie in Frankreich fehlte und nur von Privaten betrieben wurde, während sie in Deutschland und Oesterreich-Ungarn schon lange besteht. Doch fand dieselbe gleich Anfangs beim Publikum wenig Anklang und expedirte im ersten Jahre ihres Bestehens nur 15 Mill. Packete; seit dieser Zeit ist aber diese Zahl auf weit über 30 Mill.

jährlich gestiegen, ja am 7. Juli 1885 fand sogar die Eröffnung des Packetpostverkehrs mit Gibraltar und Aden statt; die übrigen Theile des britischen Reiches werden auch hierin in angemessenen Zwischenräumen folgen. Auch knüpfte man zu diesem Zwecke Verhandlungen mit Italien, Deutschland und Frankreich an, die bald erledigt werden sollten, so dass sich daraus ein „Weltpacketverkehr" entwickeln dürfte, umsomehr, da mit Indien schon lange eine Fahrpost-Verbindung besteht, nur hatte früher die Post die dorthin gerichteten Sendungen in einem separaten Bureau in der City, u. z. unter der Bedingung übernommen, dass weder Edelmetall, noch Juwelen oder Flüssigkeiten darin enthalten seien.

All' diese Umgestaltungen und Verbesserungen bewirkten denn auch schliesslich, dass das heutige Postwesen im britischen Stammlande das beste der ganzen Welt ist und auf das eminenteste das ausserordentliche Organisationstalent und den praktischen Sinn der Briten bekundet! — Doch dieser kolossale Mechanismus beschäftigt sich nicht allein mit der Beförderung von Briefen, Korrespondenzkarten, Zeitungen, Packeten etc., sondern betreibt auch die Geschäfte einer Bank, Sparkasse und Versicherungsanstalt, wobei sie alljährlich ungeheure Summen in Umsatz bringt, u. z. besteht in dieser Beziehung ihr Hauptgeschäft im Kauf und Verkauf der „Money-Orders", d. h. Post-Geldanweisungen, da sie die in Deutschland und anderen Ländern eingeführten „Geldbriefe", nämlich versiegelte Kouverts mit Wertherklärung nicht annimmt, so dass Jeder, der auf einem englischen Postbureau Geld absenden will, entweder seinen Brief ohne Inhalts-Deklaration „einschreiben" lassen oder aber eine Money-Order nehmen muss. Uebrigens sind diese Post-Geldanweisungen keine neuere Errungenschaft, denn bereits 1792 gab es in London ein von Privaten betriebenes Money-Order Office, das hauptsächlich den Soldaten und Matrosen diente, sich Geld von zu Hause kommen zu lassen oder erspartes nach Hause zu senden,

wegen der enorm hohen Sätze aber wenig benutzt wurde und 1838 in die Hände der Postverwaltung überging. Bei den Money-Orders muss der Aufgeber stets seinen vollen Vor- und Zunamen, oder wenigstens den Anfangsbuchstaben desselben anführen, auch sind der Name und die Adresse des Empfängers, besonders wenn die Postanweisungen für das Ausland bestimmt sind, vollständig anzugeben; ausgenommen hiervon werden als Empfänger nur Banken und Geschäftsfirmen. Ferner können diese Anweisungen ebenso wie die Cheques durchkreuzt, „crossed", werden, und gelangen dann nur an einen Bankier zur Auszahlung, dessen Vermittlung von dem Empfänger der Postanweisung in diesem Falle in Anspruch genommen werden muss. Ist hingegen kein bestimmtes Postamt angegeben, wo die Zahlung erfolgen soll, so gilt als Zahlungsstelle stets das Hauptpostamt des betreffenden Ortes. Wünscht der Aufgeber eine Bestätigung darüber, dass die Postanweisung ihren Bestimmungsort richtig erreicht hat, so kann dies dadurch geschehen, dass er bei dem Aufgabe-Amte, wo er die Postanweisung erhebt, eine Penny-Marke auf die Anweisung klebt und seinen Namen über dieselbe schreibt, in Folge dessen die Money-Order erst 10 Tage nach der Ausstellung zahlbar ist. — Zum Umsatze ihrer Money-Orders hat die Postverwaltung eine Unmasse Filialen, aber jede in ganz England ausgestellte Order muss, bevor sie abgeliefert wird, durch das Londoner Hauptpostamt gehen. — Die Gesammtzahl der im Jahre 1883/84 vom Post-Office im britischen Stammlande ausgegebenen Money-Orders betrug 16,663.635 im Gesammtwerthe von 27,629.879 £. Von diesen waren 13,790.732 im Werthe von 25,012.117 £ „Inland-Orders", während die übrigen für die Kolonien und das Ausland bestimmt waren, so dass 38·7 Inland-Orders auf je 100 Köpfe der Bevölkerung entfielen, was im Vergleiche zum Jahre 1878 eine Verminderung bedeutet, da die Gesammt-Anzahl damals 18,770.967 im Werthe von 29,153.452 £ betrug, während gegen

das Jahr 1881/82 eine Verminderung des Werthes zu konstatiren ist, weil dieser sich nur auf 25,393.574 £ bezifferte. Von den Money-Orders waren 1881/82 4,462.920 Postal-Orders im Werthe von 2,006.918 £, 1882/83 7,980.328 im Werthe von 3,451.284 £ und 1883/84 12,286.556 im Werthe von 5,028.663 £. — In England und Wales betrug die Anzahl der inländischen Money-Orders 11,664.711 im Werthe von 21,484.880 £, so dass 43 auf je 100 Personen entfielen; in Schottland 1,303.479 von 2,274.316 £, also 34 auf je 100 Personen; und in Irland 822.542 von 1,252.921 £, daher 16 auf je 100 Personen. — Die „Postal-Orders", Post-Zahlscheine, wurden zu dem Zwecke in neuerer Zeit in's Leben gerufen, um im Stammlande dem empfindlichen Mangel an kleineren gangbaren Banknoten wenigstens theilweise Abhülfe zu schaffen. Sie werden in Appoints zu 1 Sh. und 1 Sh. 6 D. gegen Entrichtung einer Gebühr von $^1/_2$ D., auf 2 Sh. 6 D., 5 Sh. und 7 Sh. 5 D. für 1 D., und auf 10 Sh., 12 Sh. 6 D., 15 Sh., 17 Sh. 6 D. und 20 Sh. für 2 D. von jedem Postanweisungs-Amte ausgefolgt. Auch sind zur Bequemlichkeit des Publikums mit der Erhebung dieser Post-Banknoten keinerlei Formalitäten verknüpft, und der Käufer hat nur den Namen des Empfängers auf die zu diesem Zwecke frei gelassene Linie einzutragen, während derjenige, der den Betrag erhebt, seinen Namen auf die zur Empfangsbestätigung bestimmte, offen gelassene Stelle niederschreibt. Ferner wird die Order dem Präsentanten ohne Weiteres bei dem zuständigen Postamte ausgezahlt und ist im Verkehre leicht unterzubringen, da sie 3 Monate Gültigkeit besitzt; präsentirt man sie später, dann wird für je drei Monate oder einen Bruchtheil derselben ein der ursprünglichen Gebühr gleichkommender Betrag in Abzug gebracht und hierzu als weitere Kommission die einfache Gebühr gerechnet. Wird aber auf der für den Namen des Empfängers bestimmten Linie . . . . . & Co. eingezeichnet, so gilt der Postzahlschein als „Crossed" und kann nur durch die Vermittlung eines Bankinstituts

einkassirt werden. — Das Institut der „Post-Sparkassen“, „Postal-Office-Saving-Banks“, stammt ebenfalls erst aus neuerer Zeit. Früher gab es zwar in England eine Menge Sparkassen nach kontinentalem System, doch hatten sie manche bedeutenden Nachtheile, entsprachen daher nicht mehr den Bedürfnissen der fortschreitenden Zeit, ja 14 Grafschaften sowie 150 Städte mit je über 10.000 Einwohnern besassen gar keine Sparkassen und in den übrigen Landestheilen gab es zwar mehr als 600, aber sie waren nur jede Woche oder gar nur 2 Mal monatlich während weniger Stunden geöffnet. Um diesem gewaltigen Uebelstande, der besonders bei den unteren Volksschichten grell zu Tage trat, abzuhelfen, machte 1807 „Whitbread“ den Vorschlag, die Post möge die Spargelder an sich nehmen; später plaidirte auch John Stuart Mill in dieser Richtung. Aber all' dies blieb erfolglos, da die Sache mit sehr wenig Energie und Ausdauer in die Hand genommen war, und erst „Gladstone“ fällt das ganze Verdienst zu, sich der Angelegenheit, während er Finanzminister war, derartig thatkräftig angenommen zu haben, dass am 16. September 1861 die „Post-Office-Savings-Banks“ in Wirksamkeit traten, was die günstigsten Resultate erzielte. Zwar wurden anfangs nur 300 Postämter als Sparkassen eingerichtet, aber nach einem halben Jahre war der Erfolg schon so gross, dass man sich veranlasst sah, 2532 Postsparkassen zu etabliren, und Ende 1883 gab es im Stammlande schon 7369 „Post-Office-Saving-Banks“ mit 3,105.642 offenen Kontos, was also eine Vermehrung von 246,000 gegen 1882 bedeutet, während die Depositen Ende des Jahres 1883 die Höhe von 13,575.167 £ erreichten, somit um 754.000 £ mehr gegen 1882; und sich die Summe aller offenen Kontos auf 41,768.808 £ belief, also eine Vermehrung von 2,750.000 £ gegen 1882. Greifen wir noch weiter zurück, so finden wir, dass bei den Privat-Sparkassen vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1880 die Gesammtguthabungen der Einleger von 41,260.000 £ auf 44,255.000 £, daher nur um cirka 3,000.000 £

gestiegen sind, während im selben Zeitraume die bei den Postsparkassen eingelegten Summen 33,744.000 £, folglich mehr als das 11fache betrugen. Diese „Post-Office-Savings-Banks" sind natürlich in erster Instanz für kleine Einlagen bestimmt, obwohl sie auch für Reisende eine grosse Bequemlichkeit bieten, da das Nachsenden von Geld in solchen Fällen nicht nur sehr umständlich ist, sondern auch viel Porto kostet. Gegenwärtig dient ein jedes Postamt im britischen Stammlande als Aufnahmestelle; für die Einlagsbücher wird auch keine Gebühr berechnet und die gesammte, auf die Einlage von Geldern u. s. w. Bezug habende Korrespondenz zwischen Privatpersonen und Postanstalten geniesst Postfreiheit. Doch darf die einmalige Einlage nicht geringer als 1 Sh. sein, und von einer Person im Laufe eines Jahres nicht mehr als 30 £, im Ganzen aber nicht mehr als 150 £ eingelegt werden, die das Post-Office jedoch mit $2^1/_2$ % verzinst. Rückzahlungen leistet auf Anmeldung, „Notice of withdrawal", an den Kontroller des Post-Office-Savings-Banks-Department binnen 3 Tagen das Einlagspostamt. Auch werden zur Förderung des Sparens seit einigen Jahren bei jedem Postamte Formulare gratis ausgefolgt, welche den Raum zum Aufkleben von 12 Penny-Marken enthalten und die, wenn sie mit der erforderlichen Zahl von Marken beklebt sind, als Spareinlage behandelt werden. — Ebenso kann jeder Einleger die Postanstalt beim „Erwerb von Staats-Schuldverschreibungen" als „ehrlichen Makler" gebrauchen, u. z. wurde die Minimalsumme für derlei Transaktionen auf 10 £, die Maximalsumme auf 300 £ festgesetzt, während die Maklergebühr sich auf cirka $^1/_{10}$ % beläuft. Damit die Postverwaltung beständig eine Kontrolle über das ganze Sparwesen auszuüben vermag, muss jeder Postmeister täglich der Centralstelle einen Rapport über das während des Tages vorgekommene Sparkassen-Geschäft einsenden; ausserdem ist für die Verrechnung und Registrirung der „Savings" des ganzen Reiches eine eigene Centralstelle bei der Postdirektion in London

aufgestellt; hingegen erfolgt die Verwaltung und zinstragende Verwerthung der Einlagsgelder, aus denen die Postverwaltung alljährlich eine recht beträchtliche Reineinnahme zieht, von Seite der parlamentarischen Kommission für die Verringerung der Staatsschulden. — Die „postalische Lebens- und Rentenversicherung" steht unter staatlicher Garantie; sie nimmt nur Personen beiderlei Geschlechts auf, welche mindestens 16 Jahre alt sind und das 60. Lebensjahr nicht überschritten haben, dabei ist für die Aufnahme und ärztliche Untersuchung keine Gebühr zu erlegen. Die Versicherungssumme beträgt mindestens 20 £ und höchstens 100 £, während die zu zahlenden Prämien sich, wie bei allen anderen Lebensversicherungs-Gesellschaften, nach dem Alter des zu Versichernden und nach der Zahlungsweise richten, u. z. kann die Zahlung der Prämie ganzjährlich, halbjährlich, dreimonatlich, monatlich und vierzehntägig erfolgen. Auch die Prämie ist sehr gering und beträgt z. B. bei einer im 30. Lebensjahre stehenden Person, bei einer Versicherung von 100 £, bei jährlicher Zahlung 2 £ 6 Sh. 7 D., bei vierzehntägiger 2 Sh. 2 D.

Die „Centralleitung" des riesigen Postwesens im britischen Stammlande zerfällt wieder in mehrere Abtheilungen zur Verwaltung und Kontrolle der verschiedenen Ressorts, an deren Spitze das „Secretary's Department" steht, welchem der Generalsekretär persönlich präsidirt und das die Aufsicht über die gesammte britisch-europäische Post, wozu auch das Telegraphenwesen gehört, und den ganzen Verkehr zwischen der Post und dem anfragenden sowie sich beschwerenden Publikum besorgt. Ganz besonders in Bezug auf letztere Angelegenheit herrscht hier eine ausserordentliche Schnelligkeit, Zuvorkommenheit und Höflichkeit gegenüber dem Publikum, wie man sie nirgends auf der Welt in so hohem Grade bei Staatsbeamten wiederfindet, und die nicht genug auf das Lobenswertheste hervorgehoben werden kann! Jede Mittheilung wird noch am selben Tage beantwortet,

und wenn es nicht möglich ist einen Bescheid zu ertheilen, so erfolgt wenigstens gleich eine gedruckte Empfangsbestätigung mit der Nachricht, dass nach Ermittelung der betreffenden Sache weitere Aeusserungen zu erwarten sind, welche auch niemals ausbleiben. Ferner hat das Publikum für seine Korrespondenz mit dem Postamte, gleichgültig ob es sich um Briefe, Spareinlagen, Geldanweisungen oder andere geschäftliche Dinge handelt, kein Porto zu bezahlen, während es in andern Ländern nicht nur seine Zuschriften an die Postverwaltung frankiren, sondern auch für die unfrankirte Rückantwort doppeltes Porto entrichten muss. Ja in einzelnen zweifelhaften Fällen sendet das „Secretary's Department" sogar auch einen Post-Inspektor in die Wohnung des Gesuchstellers, um Aufklärung zu verlangen oder zu geben. — Hat man daher irgend ein Anliegen an die Postverwaltung, so braucht man nur unter der Adresse: „On Her Majesty's Service, X. X. Secretary to the General Post-Office, London", ein Schreiben abgehen zu lassen. — In das Ressort dieses Departements gehört auch die Ueberwachung der an Private verpachteten Produktion von Briefmarken, „Stamps", deren es bis zum Jahre 1840 noch keine gab und die erst Hill einführte, freilich sehr verschieden von den heutigen, denn sie wurden anfangs ohne Zwischenräume gedruckt, hingegen ist das Durchstechen eine Erfindung „Archer's" im Jahre 1852, und wird gegenwärtig mit einer Maschine bewerkstelligt. — Eine weitere Abtheilung bildet das „Solicitors Office", Advokaten-Bureau, zur Besorgung der Rechtsgeschäfte des Postwesens; ferner das „Mail Office", welches das Wagen-Departement, die Schiffspost und die ambulanten Eisenbahn Postzüge beaufsichtigt. Dann das „Receiver and Accountant General's Office" zur Besorgung aller rein administrativen finanziellen Angelegenheiten der Post-Verwaltung, d. h. es bezahlt alle Gehalte und andere laufenden Ausgaben und führt die Haupt-Bücher. Schliesslich das „Surveyors Department", welches die Provinzial-Postämter überwacht und zu diesem Zwecke Kontrollore über das ganze Land vertheilt hat. Ausserdem besteht noch

bei dieser Centrale der Post-Verwaltung der „literarische Verein“ nebst einer grossen Bibliothek der Postbeamten, sowie eine medizinische Abtheilung, in welcher dieselben, wenn sie weniger als 150 £ Gehalt beziehen, gratis mit ärztlichem Beistande und Medikamenten versorgt werden. — Die wichtigsten dieser beregten Departements befinden sich im Hauptpost-Gebäude Londons auf „Saint Martin's-le-Grand“, gegenüber dem neuen Telegraphenamt, welches 1829 von dem berühmten Architekten „Smirke“, im jonischen Style aber ziemlich kalt und regelmässig aufgeführt wurde und eine Länge von 120 Mtr., sowie einen grossen 18 Mtr. breiten und 24 Mtr. langen Saal nebst einem von vielen Säulen gstragenen Portikus hat. Hier in diesem Riesenpalaste konzentrirt sich auch der „eigentliche Postdienst“ der gewaltigen Weltmetropole London, der naturgemäss wieder in mehrere Abtheilungen zerfällt, unter denen das „Circulation Department“, wo die Briefe sortirt und expedirt werden, sowie das „Blind oder dead oder Returned letter office“, Bureau für unbestellbare Sachen, wegen des ungewöhnlichen, fast ameisenhaft zu nennenden Getriebes der vielen Maschinen, Apparate und anderen Einrichtungen, Hand in Hand mit einer staunenswerthen Akkuratesse, Präzision, Klugheit der Beamten und unendlichen Rücksichtnahme für die Interessen des Publikums, ausserordentlich interessant sind. Dieses Londoner „Circulation Department“ besitzt eine Filiale in jedem Bezirke, in manchen auch zwei, und besorgt oder überwacht das Expediren, Kartiren, sowie die Ankunft und Austragung aller Postsendungen, welche in Londoner, auswärtige, eingeschriebene, unbestellbare und postlagernde eingetheilt, dem entsprechend auch in verschiedenen Abtheilungen behandelt werden. Berücksichtigt man dabei, dass, während es im Jahre 1826 in London ausser dem Hauptpostamte nur eine einzige Filiale gab, heut zu Tage dort kein Haus existirt, welches weiter als $^1/_{40}$ einer deutschen Meile von einem Briefkasten, nämlich den mannshohen, runden, in die Erde gesenkten Thürmchen, wie man sie in Brüssel und

theilweise auch in Paris sieht, und weiter als $^1/_{20}$ einer Meile von einem Postamte oder einem „Receiving House", d. h. Privat-Postamt, für dessen Haltung den betreffenden Spezerei-, Papierhändlern u. s. w. eine mässige Vergütung gezahlt wird, entfernt ist; dass es in London weit über 2000 Briefkasten giebt, und dass fast jede Stunde die Sammelkasten in den Postämtern sowie auf den Strassen geleert werden, ja dass schliesslich auch die jeweilig ankommende Post in der City 12 Mal, in den 7 anderen Bezirken 11 Mal und in den Londoner Vorstädten, „Suburban districts", gerade so wie in der Provinz 6 Mal des Tages ausgetragen wird, so begreift man, wie hier die Beamten bei der enormen Brief-Anzahl, die immerwährend befördert werden muss, Hals über Kopf zu arbeiten haben, damit alles bewältigt wird. Doch besteht in London, wie überhaupt im ganzen britischen Stammlande, die eigenthümliche Einführung, dass Briefe nicht bis unmittelbar vor Abgang der Karriolwagen, sondern nur bis 6 Uhr angenommen werden. Alles nach dieser Zeit Aufgegebene wird nur dann noch am selben Abende expedirt, wenn es mit einem „late-fee" oder „extra stamp", d. h. einer das gewöhnliche Porto um 1 Penny bis 1 Shilling übersteigenden Gebühr, frankirt zur Aufgabe kommt. In Folge dessen drängt sich das Publikum zu dieser Stunde derartig schaarenweise an die grossen Postämter, besonders aber an das Hauptamt, namentlich am Freitag, an welchem die Wochenblätter, und am Sonnabend, an dem die stärkste Korrespondenz der Woche zur Aufgabe gelangt, heran, dass einige Konstabler in das Vestibül postirt werden müssen, um mit Aufbietung all' ihrer Kraft und Autorität halbwegs Ordnung und Ruhe zu erhalten! — Bei der Auslieferung der Postsendungen haben es aber die englischen Briefträger, „Postmen", viel bequemer als ihre Kollegen auf dem Kontinente, denn sie brauchen niemals Treppen zu steigen, sondern übergeben die Post, indem sie ihre Anwesenheit vor der Thüre durch einen, jedem Londoner sofort kenntlichen, scharfen, raschen Doppelschlage mit dem

„Klopfer“ an der Hausthür kund geben, was sehr leicht durchführbar ist, da in jedem Hause nur eine Partei und höchstens noch ein Aftermiether wohnt. Ausserdem muss der Postmann selten warten, bis die Thüre geöffnet wird, weil die meisten Häuser mit kleinen Aufnahmskästchen versehen sind. Hat der Postmann „eingeschriebene“ Sachen abzuliefern, so deutet er dies durch ein zweimaliges Doppelklopfen, „Postknock“, an. Auch braucht er am Sonntag in London nicht zu arbeiten, da an diesem Tage Posten weder ausgetragen noch abgesendet werden und alle Postämter gesperrt sind, während diejenigen der Provinz sowie sämmtliche Telegraphenämter arbeiten müssen! — Auch das „Dead letter office“ hat ungeheuer viel zu thun, denn allein die Zahl der wegen Nichtzustellbarkeit geöffneten und hier erledigten Briefe mit Werthinhalt beträgt jährlich durchschnittlich 40.000, in denen Hunterttausende £ in baarem Gelde und 30—40 Millionen £ in Wechseln sowie ähnlichen Papieren enthalten sind, die ohne alle Vorsicht zur Post gegeben wurden; u. z. findet man am meisten unbestellbare Sachen und solche mit Werthinhalt in Irland, während in Schottland die wenigsten blinden Briefe, und fast niemals solche mit werthvollen Einlagen angetroffen werden. Ferner beläuft sich die Zahl der ganz ohne Adresse aufgegebenen Briefe im Jahre durchschnittlich in England auf 20.000, und in London werden täglich 250 Briefe irrthümlicher und vergesslicher Weise unverschlossen in die Briefkasten geworfen, welche die Post dann sämmtlich zumacht und expedirt. — Das Ueberstempeln der Briefe geschieht mit einer Maschine, doch wird nicht wie in anderen Ländern das Datum auf die Marke gedrückt, sondern letztere gerade so wie in Frankreich, durch schwarze Streifen und Punkte entwerthet während man das Datum daneben anbringt, das sich in der Regel durch ausserordentliche Deutlichkeit auszeichnet. — Auch bezüglich der Wahrung des Briefgeheimnisses finden wir im britischen Stammlande einen Unterschied von anderen Ländern,

denn die englische Gesetzgebung sagt: „Die unberechtigte Oeffnung eines an eine dritte Person gerichteten, durch die Post beförderten Briefes gilt, ebenso wie die Nichtablieferung desselben, als ein Vergehen, wenn die vorbedachte böswillige Absicht nachgewiesen werden kann, andererseits aber wird die Verletzung des Briefgeheimnisses als eine blosse „Unart" betrachtet, gegen welche die Gerichte keinen Schutz bieten. Auch gelten Briefe nicht als absolutes Eigenthum des Empfängers, und wenn derselbe von dem Inhalte eines ihm zugegangenen Schreibens Gebrauch machen oder dasselbe veröffentlichen will, so muss er die besondere Bewilligung des Absenders einholen. — Ferner finden wir noch, dass die Post-Verwaltung nur diejenigen Zeitungen als „Newspaper" betrachtet, welche innerhalb des Vereinigten Königreiches erscheinen, für die Registrirung als „Newspaper" jährlich eine Taxe zahlen und binnen einer Woche nach Erscheinen aufgegeben werden; alle übrigen Zeitungssendungen gehören hingegen in die Kategorie der Bücher und sind daher doppelt so hoch zu frankiren als die Newspapers.

Die Beförderung der Post per „Eisenbahn" begann am 1. Juli 1873, denn an diesem Tage ward der erste Postwaggon von London abgelassen; seit dieser Zeit wurde diese Beförderungsart derartig ausgedehnt, dass gegenwärtig statt des einen Waggons eine ganze Reihe derselben in einen Zug rangiren, die zusammen das „Travelling post office", ambulantes Post-Bureau, bilden, deren Fortschaffung nicht nur der Hauptzweck des Eisenbahnzuges ist, sondern manche derartige Züge nehmen gar keine Passagiere mit und befördern ausschliesslich nur die Post! Sämmtliche Waggons des Travelling post office sind durch Gänge mit einander verbunden, haben keine Fenster, werden durch Lampen erleuchtet, erwärmt und sind gut ventilirt. Die hauptsächlichste Arbeit, welche hier von den mitfahrenden Postbeamten besorgt wird, ist das Sortiren der Briefschaften etc. nach Städten und kleinen Postbezirken,

was natürlich ungeheuer schnell geschehen muss, da die Züge mit 10 deutschen geographischen Meilen per Stunde fahren; zu diesem Zwecke enthalten die Sortirwaggons auf ihren grossen Tischen Kästchen mit den Namen der Stationen der betreffenden Bahnlinie, sowie eine Menge genau gehender Uhren. — Dabei fahren derartige ambulante Postzüge oft stundenlang in einer Tour ohne anzuhalten, was auch gar nicht nöthig ist, weil die einzelnen für jedes Postamt bestimmten Sendungen, nachdem sie aus den Kästchen genommen, umbunden und in Säcke gewickelt sind, sobald man sich der Station, wo sie abgegeben werden sollen, nähert, in einen eigenartig konstruirten Waggon gebracht werden. Hier befindet sich eine Maschine, die mit einer Vorrichtung auf dem Perron des Bahnhofes korrespondirt, so dass in dem Momente, wo der Zug dort vorbeikommt, die Säcke aus dem Waggon hinunterfallen und gleichzeitig die auf dem Perron in Bereitschaft gehaltenen, die Korrespondenz des betreffenden Bezirkes enthaltenden Säcke in den Waggon hinaufschnellen. Dieser Vorgang wiederholt sich bei jeder Station, und nur bei denjenigen Stationen, die Knotenpunkte für mehrere Linien bilden, wird Halt gemacht. — Doch trotzdem die Post-Verwaltung den Eisenbahn-Kompagnien alljährlich weit über $^1/_2$ Million £ für die Beförderung der Postsendungen bezahlt, ist diese Art der Fortschaffung doch lange nicht so kostspielig und wenig lohnend wie die „Schiffspost" nach den überseeischen Ländern, welche bis zum Jahre 1860 von der Admiralität verwaltet wurde, jetzt aber nunmehr an die Dampfschifffahrts-Gesellschaften verpachtet ist, wofür diese grosse Summen von der englischen Regierung beziehen. — Einen sehr wichtigen Faktor zur schnellen Vermittelung des Londoner Postverkehrs bildet auch die seit cirka $2^1/_2$ Decennien dort bestehende „pneumatische Post", welche von der „Pneumatic Despatch Company" gegründet wurde, die sich aber längst aufgelöst und ihr Rohrnetz der Post-Verwaltung verkauft

hat. Um auf dieser Rohrpost, deren Linien sich vom Hauptpostamte aus nach verschiedenen Richtungen, besonders aber nach den Bahnhöfen und Bezirkspostämtern verzweigen, Postsendungen zu befördern, werden die Briefbeutel etc. auf eiserne Wagen gelegt, was man mittelst dem daneben befindlichen Telegraphen der Station anzeigt. Dann lässt man den Wagen in die Röhre gleiten, in die sodann, nach Schliessung der Klappe von einer Dampfmaschine Luft eingeblasen wird, so dass der Wagen mit einer Geschwindigkeit von $^1/_4$ Meile in der Minute fortgleitet. Auf der Ankunftsstation wird dann wieder die andere Verschlussklappe des Rohres rechtzeitig geöffnet, damit Luft einströmen kann und den ungestümen Anprall des heran brausenden Wagens verhindert, zu welchem Zwecke überdies noch Gummipuffer an den Wagen angebracht sind.

Das ebenfalls zum Ressort der Post-Verwaltung gehörende „Telegraphenwesen" im britischen Stammlande wurde erst 1870 verstaatlicht, indem in diesem Jahre die Regierung sämmtliche vorhandene Linien, die das Eigenthum von 35 verschiedenen Kompagnien waren, für 7 Mill £ ankaufte und bald darauf ein spezielles Telegraphen-Gebäude, „General Telegraph Office", errichtete, das im Jahre 1873 eröffnet wurde und für dessen Baugrund die Regierung 450.000 £ bezahlte. Es steht halb in Newgate Street, halb in St. Martin's-le-Grand gegenüber dem Central-Postamte und ist das schönste, umfangreichste und besteingerichtete Gebäude dieser Art auf der ganzen Erde. Der grosse Saal desselben hat eine Länge von 95 und eine Breite von 30 Metern; im Parterre befinden sich drei Dampfmaschinen à 50 Pferdekraft, zur Vorwärtstreibung der Depeschen durch die unterirdischen pneumatischen Röhren nach den verschiedenen Bezirken Londons, und das Wasser zur Speisung der Maschinen liefert ein im Hause selbst befindlicher artesischer Brunnen. Welch' enorme Dimensionen das Telegraphenwesen in Old England angenommen hat, geht daraus

hervor, dass es dort laut offiziellen Berichten im Jahre 1884 27.604 engl. Meilen Linien mit 140.498 Meilen Drahtlänge, einschliesslich Privatlinien gab, während die Gesammteinnahmen 1,760.899 £, die Ausgaben 1,709.506 betrugen, so dass sich der Reingewinn auf 51.393 bezifferte, gegen 1,740.063 Einnahmen, 1,504.204 Ausgaben und 235.859 £ Reingewinn im Jahre 1883; ferner gegen 989.921 £ Einnahmen, 874.946 £ Ausgaben und 114.975 Reineinnahmen 1873. — Dies ergiebt, wenn wir auch die Ein- und Ausgaben für die Post etc. hinzurechnen, für das „Post-office" im Jahre 1883/84 eine Gesammteinnahme von 9,896.053 £, eine Gesammtausgabe von 7,208,953 £ und eine Reineinnahme von 2,687.100 £, daher um 374.648 £ plus gegen 1882/83. — Die Anzahl der von sämmtlichen Post-Telegraphenstationen beförderten Depeschen, mit Ausnahme derjenigen für die Presse sowie der sämmtlichen offiziellen Telegramme, betrug:

Mit dem 31. März als Jahresende	England und Wales	Schottland	Irland	In Summa im Stammlande
1875	15,776.694	2,132.787	1,343.639	19,253.120
1876	17,233.996	2,287.359	1,452.180	20,973.535
1877	17,794.634	2,402.347	1,529.162	21,726.143
1878	18,092.602	2,490.776	1,588.489	22,171.867
1879	22,422.918	2,477.003	1,559.854	26,459.775
1880	22,247.562	2,704.574	1,595.001	26,547.137
1881	24,633.014	3,042.291	1,736.677	29,411.982
1882	26,275.513	3,207.994	1,862.354	31,345.861
1883	26,928.722	3,244.202	1,919.102	32,092.026
1884	27,606.846	3,299.428	1,936.846	32,843.120

und die Gesammtzahl der „Post offices", welche auch als Telegraphenstationen dienten, belief sich im Jahre 1884 auf 5873. einschliesslich Eisenbahn-Telegraphen-Stationen.

Nach der Verstaatlichung des Telegraphenwesens wurde 1871 das höchstwichtige „Telegraph Clearing House", Telegraphen-Abrechnungsbureau, errichtet und dem Chef der Finanz-

Abtheilung der Post unterstellt. Das ganze Personal desselben besteht aus Damen, u. z. 1 Superintendentin, 2 Oberbeamtinnen 3 Beamtinnen erster Classe und 35—55 Beamtinnen untergeordneten Ranges, welche die Aufgabe haben, jeden Monat alle Telegramme zu prüfen, die an einem Tage auf jedem Postamte des ganzen Stammlandes aufgegeben wurden, ob sie allen Vorschriften genau entsprechen. Die einen Verstoss, enthaltenden Depeschen werden ausgeschieden, mit aufklärenden Notizen beschrieben und dem schuldtragenden Postvorstande retournirt, was bei durchschnittlich 10 % aller durchgesehenen Depeschen der Fall ist! Ferner die Ueberprüfung der von den Eisenbahngesellschaften eingereichten Rechnungen für die Führung der Telegraphenämter auf den Bahnhöfen im Namen des Staates, um etwaige allzuhohe Ansprüche zu mässigen. Weiter obliegt dem Clearing House die Zusammenstellung der Jahresrechnungen für alle diejenigen Zeitungs-Eigenthümer, welche für ihre Depeschen Kredit geniessen, wobei jedes Wort eines einzelnen Telegrammes gezählt und ermittelt werden muss, welches Telegramm bei Tage oder des Nachts expedirt wurde; auch ist es nothwendig, den Hauptinhalt jedes einzelnen Stückes in die Rechnung einzutragen, da auch dieser die Preise beeinflusst. — Ausserdem hat die Verwaltung Separat-Uebereinkommen getroffen mit telegraphischen Korrespondenzbureaux, wie Reuters, Macleans, Newspaper Press Agency etc., die ihre Depeschen in vielen Exemplaren an Zeitungen, Hôtels und Klubs versenden, und mit denen die Verrechnungen sehr verwickelt sind, daher viel Geduld und Aufmerksamkeit erfordern, ganz abgesehen davon, dass man all' die mannigfaltigen hier geltenden Regeln und Instruktionen genau kennen und gewissenhaft zur Ausführung bringen muss, da diese Kontos alljährlich weit über 50.000 betragen. — Die Telegraphen-Verwaltung im britischen Stammlande hat auch die Einrichtung getroffen, dass Jeder einen eigenen in- oder ausländischen Draht, „Private

wire", von ihr pachten kann, was besonders vortheilhaft für grosse Banken und Zeitungen ist. — Ueberdies finden wir sie beständig bestrebt, zur Vermehrung der „unterseeischen Telegraphenkabel" beizutragen. Bis jetzt ist Irland durch vier unterseeische Telegraphenkabel von 4129 Mtr. Länge mit Amerika verbunden; zwei submarine Kabel führen von Dover nach Frankreich, ein anderes nach dem Haag, zwei nach der Küste von Hannover und eins nach Dänemark, während die submarine Telegraphenkompagnie 1446 Klmtr. Draht gelegt hat, u. z. gehören zu ihren Kabeln auch Falmouth-Vigo-Lissabon und Kap Lizard-Bilbao. — 1885 kam auch zwischen der britischen Regierung und der „Eastern Telegraph-Company" zum Zwecke der Legung eines unterseeischen Telegraphenkabels von Gibraltar oder St. Vincent nach der „Westküste Afrika's" ein Uebereinkommen zu stande. — Ein Theil dieser zahlreichen, dem internationalen Verkehre dienenden Telegraphenleitungen Old Englands hat einen sehr wichtigen Knotenpunkt in der kleinen dänischen Stadt „Fredericia", da kein einziger anderer Ort im nördlichen Europa mit so vielen fremden Ländern durch Kabel in Verbindung steht. Die Expedienten müssen hier eine ganze Reihe Sprachen kennen und bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit sprechen, denn sie kommuniziren mit Newcastle on Tyne via Newhiggen, mit Paris via Kalais, mit Russland via Libau, mit Schweden via Goteborg, mit Norwegen via Arendal, und endlich mit Deutschland via Hamburg. Der grösste Theil der Korrespondenz zwischen Russland, China, Schweden etc. einerseits, und England und Frankreich anderseits, sowie ein Theil des telegraphischen Verkehrs zwischen den Vereinigten Staaten und China geht durch dieses in der grossen Welt unbekannte Städtchen und muss zum Theile hier umtelegraphirt werden, womit 70 Expedienten an 30—40 Apparaten beschäftigt sind. — Auch in Bezug des „Telegraphentarifs" ist im britischen Stammlande nunmehr eine beträchtliche Ermässigung zu verzeichnen, indem vom

1. Oktober 1885 ab der neue 6 Pence-Tarif für Inland-Depeschen in Kraft tritt, d. h. für je 12 Worte sind 6 Pence und für jedes weitere Wort 1/2 Penny zu bezahlen, die Worte der Adresse des Absenders und Empfängers mit eingerechnet.

In „Indien“ hat naturgemäss die Vermehrung der Eisenbahnen, der Aufschwung des Handels und die erhöhte Ausbeutung der Mineralschätze auch eine sehr beträchtliche Hebung des Postverkehrs hervorgerufen, denn Ende März 1883 belief sich die Anzahl der von der indischen Post beförderten Briefe und Korrespondenzkarten auf 168,119.398; der Zeitungen auf 14,675.677; der Muster- und Waarenproben auf 1,312.228 und der Packete auf 3,113.266; also in Summa auf 186,620.569 Stück, während die Postsendungen in den Jahren 1874—1883 betrugen:

Mit dem 31. März als Jahresende	Anzahl der Briefe, Zeitungen etc.	Post-offices und Briefkasten	Gesammte Einnahme	Gesammte Ausgabe
1874	109,235.503	6805	676.645	725.357
1875	116,119.231	7344	719.587	729.191
1876	119,470.921	8108	752.094	745.445
1877	122,541.753	9306	782.320	744.281
1878	128,826.080	9681	832.666	768.088
1879	131,899.268	10.524	894.634	839.478
1880	142,977.644	10.811	985.812	914.889
1881	158,666.856	11.242	999.233	962.591
1882	171,804.992	12.009	945.325	943.598
1883	186,620.569	13.246	971.638	983.778

Dabei ist noch zu berücksichtigen, dass Ende März 1870 die Post im Ganzen 50.281 engl. Meilen zurücklegte, wovon 40.586 Meilen per Bote und „Runner“, 5460 Meilen per Karriol und durch berittene Boten, und 4235 Meilen per Eisenbahn hinterlegt wurden. — Die Runner oder „Hurkaras“ wandern, ausgerüstet mit einem Botenspiesse und einem Felleisen zur Aufnahme der Briefschaften, über Land und bedienen sich zum Ueber-

setzen der zahlreichen, meist brückenlosen Ströme häufig eines eigenartigen Flosses, welches aus einer entsprechenden Anzahl getrockneter Kürbisse oder grosser irdener Töpfe besteht, die durch ein Stricknetz verbunden und fest gehalten werden, über die man dann eine der bei den indischen Eingebornen landesüblichen leichten Bettstätten legt, auf welchen der Eilbote Platz nimmt, sobald dieses originelle, aber verhältnissmässig ausserordentlich tragfähige Fahrzeug auf das Wasser gebracht wurde; um aber das Floss in der Richtung zu halten und gehörig zu steuern, schwimmen je ein Native an den 4 Ecken desselben. Doch kann man dieses Fahrzeug zur Zeit des Hochwassers wegen der heftigen Strömung nicht benutzen, und man hilft sich dann vielfach dadurch, dass man die Postfelleisen an vorher ausgespannten Seilen über den Strom zieht und am andern Ufer von einem zweiten Eilboten in Empfang nehmen lässt, der sie dann weiter befördert. — Auch auf dem Gebiete des Telegraphenwesens geschah seit neuer Zeit manches, denn der indische Staatstelegraph hatte:

am 31. März als Ende des Fiskaljahres	Gesammte Drahtlänge engl. Meilen	Gesammte Linienlänge engl. Meilen	Gesammt-einnahmen £	Betriebs-ausgaben £	Depeschen-anzahl
1874	32.438	15.954	250.638	411.837	745.468
1875	33.246	16.154	286.479	432.109	837.391
1876	35.626	16.634	309.040	493.160	907.369
1877	39.036	17.232	341.227	473.127	1,109.036
1878	42.011	17.600	358.430	480.895	1,357.014
1879	43.783	17.971	424.694	525.921	1,371.721
1880	52.805	20 520	505.552	451.143	1,562.461
1881	55.974	20.346	539.087	497.834	1,656.230
1882	59.442	21.050	469.208	536.201	1,613.375
1883	62.830	21.740	545.315	625.279	1.799,179

während es am 31. März 1883 324 „Telegraphen-offices“ gab.

Das „Dominion of Canada“ besass am 1. November 1883 6395 Post-offices; die Anzahl der beförderten Briefe und

Korrespondenzkarten innerhalb des am 30. Juni 1883 abgeschlossenen Fiskaljahrs betrug 80,990.000, der Zeitungen 7,402.000 und der Bücher, Waarenproben etc. 8,724.000; dabei erreichten die Einnahmen eine Höhe von 2,264.385 Dollar und die Ausgaben von 2,689.395 Dollar, was ein Deficit von 425.010 Dollar ergab, trotzdem brachte man aber für das ganze Dominion höchst lobenswerther Weise ein 3 Cents Briefporto zur Einführung. Auch bestehen im Dominion „Postsparkassen", welche bereits Ende 1881 die hohe Zahl von 51.463 Sparkontos über zusammen 9½ Millionen Dollar hatten. — Der kanadische „Telegraph" besass im Jahre 1883 23.329 engl. Meilen Linien mit 2259 Offices.

In „Neu-Südwales" beförderte die Post 1883 35,462.400 Briefe, 19,577.300 Zeitungen und 1,648.900 Packete, auch gab es dort im selben Jahre 17.272 engl. Meilen „Telegraphendrähte", deren Errichtung 569.315 £ gekostet hatte und bei denen 368 Stationen bestanden. — Die Post „Neu-Seelands" hatte im selben Jahre 33,588.408 Briefe und 13,030.563 Zeitungen expedirt, wobei die Gesammteinnahmen 172.664 £ betrugen. — An „Telegraphenlinien" gab es in dieser Kolonie am 1. Januar 1884 4074 engl. Meilen und 10.037 engl. Meilen Drahtlänge mit 289 Offices, während die Depeschenanzahl eine Höhe von 1,599.400 erreichte, worunter über 1¼ Millionen Privatdepeschen waren, so dass sich die gesammten Telegrapheneinnahmen auf 81.401 £ bezifferten. — In „Queensland" betrug 1883 der Postverkehr 7,260.079 Briefe, 5,868.575 Zeitungen und 650.685 Packete, den 538 Post- und Receiving-offices bewältigten; doch arbeitete auch hier die Post mit beträchtlichem Deficit, denn im selben Jahre beliefen sich die Posteinnahmen auf 75.647 £ und die Ausgaben auf 167.457 £. — Ende 1883 hatte diese Kolonie 6654 engl. Meilen „Telegraphenlinien" und 10.617 Meilen Drahtlänge mit 201 Stationen, während der Depeschenverkehr 917.605 inländische und 100.745 auswärtige Telegramme um-

fasste. Die Gesammteinnahmen erreichten eine Höhe von 70.583 £ und die Betriebskosten 76.262 £. — In „Süd-Australien" bestanden 1883 541 Post-offices, die 12,381.600 Briefe und Packete sowie 6,029.426 Zeitungen expedirten. — Ferner besass diese Kolonie Ende 1883 5278¼ engl. Meilen Telegraphen mit 8824½ Meilen Drahtlänge. Hier wurde auch 1872 eine auf Kosten der südaustralischen Regierung erbaute Telegraphenlinie eröffnet, welche von Adelaide nach Port Darwin, durch die Mitte des Australkontinents, auf eine Distanz von 2000 engl. Meilen läuft und Hand in Hand mit dem „British Australian Cable" eine telegraphische Kommunikation mit allen Theilen der Welt herstellt. — Die Entfernung dieser hochwichtigen internationalen Verkehrslinie von Adelaide bis Falmouth beträgt 20.000 Kilom., wovon 14.700 auf unterseeische Leitungen kommen, während eine Depesche von 10 Worten von Adelaide nach London cirka 189 Mark kostet, und durchschnittlich 14 Stunden braucht, bis sie an Ort und Stelle gelangt. — In „Tasmania" beförderte die Post im Jahre 1883 3,579.251 Briefe, 318.980 Packete, 2,718.010 Zeitungen und 43.033 Korrespondenzkarten. Die Einnahmen erreichten eine Höhe von 23.516 £ und die Ausgaben von 33.841 £. Ueberdies gab es 222 Post-offices, 358 Beamte, 1968 engl. Meilen Poststrassen, und 701.438 engl. Meilen wurden in diesem Zeitraume von der Post zurückgelegt. — Das „Telegraphennetz" Tasmaniens gehört ebenfalls der Regierung, erstreckt sich aber nur auf den besiedelten Theil der Kolonie. Ende 1883 finden wir hier 1543 Meilen Drahtlänge, während sich die Anzahl der Stationen auf 99 und die der Depeschen auf 235.697 bezifferte. Am 1. Mai 1869 hatte man auch eine Telegraphenverbindung mit dem Australkontinente durch ein Submarinkable hergestellt, auf welchem 1883 42.161 Depeschen befördert wurden, so dass die Einnahmen des ganzen Telegraphen-Systems die Höhe von 9203 £ und die Ausgaben von 91.999 £ erreichten. — In „Victoria"

betrug im selben Jahre der Postverkehr 30,962.167 Briefe, 5,401.330 Packete und 13,982.222 Zeitungen, der von 1295 Post-offices bewältigt wurde, während sich die gesammten Posteinnahmen, einschliesslich der des Telegraphen auf 330.909 £ beliefen. — Der dortige „Telegraph" hatte 3660 engl. Meilen Linien mit 7271 Meilen Drahtlänge auf 365 Offices, von denen 1883 1,474.971 Depeschen befördert wurden, die eine Einnahme von 81.264 £ abwarfen. — Die „West-Australische Post" expedirte 1883 1,180.650 Briefe, 916.274 Zeitungen und 108.682 Packete. — Im selben Jahre standen 1609 engl. Meilen „Telegraphenlinien" mit 29 Stationen im Betriebe, wobei sich der Draht von Albany nach Süd-Australien erstreckte. Ueberdies baut man in West-Australien eine 750 engl. Meilen lange Linie, die von Geraldton nach Port Cossack an der Nordwest-Küste führt, und wahrscheinlich durch ein Submarinkable mit dem inneren Telegraphennetze verbunden werden wird. — Wir sehen also, dass in Australien die wichtigsten Orte in den Kolonien und die Kolonien selbst untereinander durch Telegraphenleitungen verbunden sind; überdies bestehen auch seit Januar 1874 3 verschiedene Postverbindungen mit Europa, u. z. die ältere Linie via Point de Galle-Suez, welche von den Kolonien Viktoria, Südaustralien, Westaustralien und Tasmania übernommen wurde; ferner via San Franzisko-New-York, die von den Kolonien Neusüdwales und Neuseeland in Betrieb gehalten wird, und schliesslich eine Linie durch die Torres-Strasse über Singapore und Suez, welche die Kolonie Queensland unterhält. — Die Linie Queenstown-New-York-San Franzisko, welche die grösste Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten hat, existirte bisher aber nur durch eine bedeutende Subvention, die zum kleineren Theile von Honolulu und Neu-Südwales, zum grössten Theile von Neu-Seeland getragen wurde, da von San Franzisko 13 Mal im Jahre die Schiffe der „Pacific-Postdampfer-Gesellschaft" über Honolulu und Auckland nach Sydney fahren. Wie nun ein

Journal in San Franzisko meldet, würde die Pacific-Mailsteamer-Company diese Linie mit dem 1. November 1885 eingehen lassen, weil die australischen Kolonien die bisherige Subvention nur unter der Bedingung weiter zahlen wollen, dass ein Theil derselben von der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika getragen werde, was aber der amerikanische Minister für Posten und Telegraphen ablehnte. Uebrigens herrschten vor 2 Jahren, als der Kontrakt ablief, fast ganz dieselben Verhältnisse, und man hat sich schliesslich doch geeinigt; ebenso dürfte es diesmal geschehen, denn die direkte Postverbindung zwischen Australien und Amerika durch den Stillen Ozean ist für beide Länder geradezu unentbehrlich, und überdies ist die Reiseroute von Australien via Amerika nach Europa und umgekehrt so beliebt und stark frequentirt, dass die „Pacifische Postdampfer-Gesellschaft“ ihre Drohung schwerlich ausführen dürfte. — In der „Kap Kolonie“ endlich betrug der Postverkehr 1883 6,561.279 Briefe und 3,984.294 Zeitungen, der durch 684 Postannahmestellen vermittelt wurde, während sich die Einnahmen auf 111.516 £ und die Ausgaben auf 235.200 £ bezifferten. — Die „Telegraphen“, welche ausschliesslich von der Regierung gebaut sind, zählten 4031 engl. Meilen Linien mit 209 Offices, und der Depeschenverkehr 679.588 Telegramme, während sich die Einnahmen auf 57.798 £, die Ausgaben auf 53.032 £ beliefen.

VII. Der Staat.

Der Staat als Gesammtkörper. Regierungsform. — Staatsgrundgesetze. — Das Staatsoberhaupt (das regierende Haus) und die Residenzen. — Die Landesfarben und das Landeswappen. — Die ganze Staatsmaschine im Grossen. — Die Ministerien und ihre Gebäude. — Der Beamtenstand (Rangverhältnisse, Uniformirung, Gagen, Avancement- und andere Verhältnisse). — Das Parlament (die politischen Parteien und das parlamentarische Leben). — Die Staatsfinanzen. — Die Steuern. — Die Münzen und Banknoten. — Die Zölle.

Regierungsform. — Staatsgrundgesetze. — Die herrschende Dynastie und das Staatsoberhaupt. — Die Ritterorden. — Die Landesfarben und das Landeswappen.

Das gewaltige britische Reich, hervorgegangen aus der völligen Vereinigung Schottlands mit England, durch die Unionsakte vom 6. Mai 1707, und Irlands durch den Akt vom 2. Juni 1800, führt den offiziellen Titel „United Kingdom of Great Britain and Ireland", „Vereinigtes Königreich von Grossbritannien und Irland." Es ist eine erbliche, konstitutionelle, beschränkte Monarchie, in welcher die Kolonien von der Krone abhängig sind, doch giebt es im britischen Stammlande keine eigentlichen systematischen „Grundgesetze." Die Verfassung beruht auf dem Freiheitsbriefe König Heinrich I., der „Charta

libertatum" vom Jahre 1101; dem grossen Freiheitsbriefe, Great Charter, „Magna Charta", Königs Johann vom Jahre 1215, welche jedem Briten völlige Sicherheit der Person und des Eigenthums zusichert; den „Londoner Statuten" vom Jahre 1297; der Parlamentsakte „Petition of rights" von 1628, wodurch die Landesprivilegien gegen die königl. Gewalt gesichert werden; der „Testakte" von 1673; der „Habeas-Corpus-Akte" von 1679, ein vom Parlamente gegen Karls II. despotisches Verfahren gerichtetes und in bedenklichen Zeiten nur vom Parlamente bisweilen zeitweise ausser Wirksamkeit erklärtes Gesetz, nach welchem jeder Brite nur in Folge richterlichen Befehls verhaftet werden darf, den Grund seiner Verhaftung sogleich erfahren, binnen 24 Stunden verhört und, ausser bei Staats- und Kapitalverbrechen, gegen Bürgschaft, dass er sich zur gerichtlichen Untersuchung stellen wolle, freigelassen werden muss; der „Declaration of rights" vom 22. Januar 1689, wonach kein Gesetz ohne Parlamentsgenehmigung Gültigkeit erlangt; der Successionsakte, „Act of settlement" des Hauses Hannover vom Jahre 1701 und derjenigen von 1705; der „Unionsakte", betreffend Schottland vom 6. März 1707, und Irland vom 2. Juni 1800; der Katholiken-Emanzipationsakte vom 13. April 1829, wodurch die Testakte und andere die Katholiken vom Parlament ausschliessende Bestimmungen aufgehoben und sie zu jedem Amte zugelassen werden; der „Reformakte" vom 7. Juni 1832, nebst den dazugehörigen Bestimmungen für Schottland und Irland, bezüglich Zusammensetzung und Wahl der Mitglieder des Unterhauses; der „Volksvertretungsakte" vom Jahre 1867 für England und Wales, vom Jahre 1868 für Schottland und Irland, und vom Jahre 1884 für das gesammte britische Stammland.

Der „König", als ursprünglicher Träger aller Regierungsgewalt, ist in den wichtigeren Akten der Gesetzgebung seit dem 14. Jahrhundert an die Zustimmung des Parlaments, in den wichtigeren einzelnen Regierungsmassnahmen an die Mit-

wirkung der Minister, und in Entscheidung streitiger Rechtssachen an den Ausspruch selbständiger Gerichtshöfe gebunden. Doch übt der König andererseits im geheimen Rathe gesetzgebende Befugniss aus, seine Person gilt als heilig und unverletzlich, die höchste vollziehende Gewalt ruht in seinen Händen, und derselbe ist über alle persönliche Verantwortlichkeit erhaben, denn alle Handlungen des Monarchen werden im Sinne der Gesetze erklärt, und man setzt voraus, dass nichts in der Absicht des Königs liege, was den Gesetzen zuwiderläuft. Daher werden denn auch alle ungesetzlichen Massnahmen, welche von der obersten Exekutivgewalt ausgehen, nicht dem Könige, sondern seinen Rathgebern zugeschrieben, und diese sowie diejenigen, welche sie zur Ausführung brachten, in Anklagestand versetzt, ohne dass sie sich auf den Befehl des Königs berufen dürfen! — Ferner ist der König die Quelle aller Würden, Ehren und Vorrechte! Schon seit Heinrich VIII. erkennt ihn die Kirche als ihr Oberhaupt an, und in dieser Eigenschaft müssen die Satzungen, „Canones“, welche dieselbe in ihrem geistlichen Parlamente, „Convocation“, macht, von ihm genehmigt werden, auch ernennt er, in Form einer blossen Empfehlung bei den Kapiteln, alle Erzbischöfe. Als oberster „Friedensbewahrer“ ist der Monarch Inhaber der höchsten Polizeigewalt, mit Ausnahme jeder Art von Gutspolizei, und Frieden, Krieg sowie auswärtige Verhältnisse hängen von ihm allein ab, so lange dazu keine ausserordentlichen Geld-Erfordernisse nothwendig werden. Er vergiebt die meisten Staatsämter, kann aber ihre gesetzlichen Befugnisse weder vermindern noch vermehren.

Als höchster Rath der Krone besteht der gegenwärtig 220 Mitglieder zählende „Privy council“, Geheime Rath, welcher sich aus den Prinzen des königl. Hauses, den Ministern und zahlreichen andern, vom Könige ernannten, politisch hervorragenden Männern zusammensetzt. Die beiden Erzbischöfe,

die hohen Kronbeamten, und der Sprecher des Unterhauses sind in Folge ihrer Stellung regelmässige Mitglieder des Geheimen Raths, die den Titel „Right honourable“ führen. Doch können die Geheimräthe vom Könige beliebig entlassen werden, und mit dem Tode desselben nimmt ihr Amt von selbst ein Ende, aber dem alten Herkommen gemäss werden sie vom neuen Monarchen gewöhnlich wieder ernannt. Seit dem 17. Jahrhundert besteht jedoch ein Widerspruch zwischen der gesetzlichen Stellung des Privy Council und der Praxis der Ministerwaltung, denn dem Gesetze nach ist der Geheime Rath, „Staatsrath“, der verfassungsmässige Sitz der Staatsregierung“ das königl. Verordnungsrecht wird vom „Könige im Rathe“ ausgeübt, besonders bei Proklamationen über Krieg und Frieden sowie bei Gegenständen des Völkerrechts. Der Präsident des Geheimen Raths ist immer einer der Minister des jeweiligen Kabinets, doch seit der Revolution werden nur noch aus der grossen Zahl der Geheimräthe die aktiven Staatsminister und noch einige andere Mitglieder, gewöhnlich unbedingte Anhänger des am Ruder stehenden Ministeriums, den Sitzungen beigezogen, so dass die Sitzungen des Privy Council seit beinahe 200 Jahren in Wirklichkeit nichts anders als eine Sitzung des Staatsministeriums sind, denen der Monarch persönlich beiwohnt. Auch werden die Versammlungen dieses Raths heut zu Tage nur nach Bedürfniss, in Zwischenräumen von 3 oder 4 Wochen, in der Residenz der Königin abgehalten. Früher nahmen bei den Berathungen die Mitglieder nach ihrer Rangordnung Platz, wobei das Jüngste seine Stimme zuerst abgab; nach neuerem Herkommen aber sitzen nur die königl. Herzöge zur rechten Hand der Königin, nächst ihnen der Lord Kanzler und zur linken der Lord Präsident, im Uebrigen wird bei dem Ceremonialakt die Rangordnung nicht mehr beobachtet. Der Lord Präsident des Raths hat das Recht des Vorsitzes, er wartet der Königin an der Rathstafel auf, proponirt die zu verhandelnden Geschäfte und erstattet

ihr Bericht. Sodann werden der Reihe nach die schon vorbereiteten Beschlüsse zur formellen Sanktion „der Königin im Rathe" vorgelegt, die nöthigen Staatsräths-Orders zur Ausführung erlassen und dem betreffenden Verwaltungs-Departement zur weiteren Amtshandlung zugestellt. Kein Mitglied erscheint ohne Einladung im Namen der Königin durch den Lord Präsidenten, doch ist usancemässig nur die Anwesenheit von 6 Privy Councillors und des „Clerk of the Council", dessen alleinige Zeichnung zur Attestirung der Akte des Raths hinreicht, nothwendig, ja manche Sitzung für die gewöhnlichen Geschäfte beruht auf ziemlich formloser Rücksprache zwischen dem Lord Präsidenten und einem Staats-Sekretär, in Folge dessen sich nur die 6 nöthigen Mitglieder zusammenfinden. — Selbständig arbeiten gegenwärtig nur noch einzelne Abtheilungen des Staatsraths, besonders eine Justiz-Abtheilung, als oberster Gerichtshof für Prozesse aus Indien sowie den Kolonien, und eine Abtheilung für geistliche und Marine- sowie ein Komitee für Erziehungs-Angelegenheiten, aus welchem sich in neuester Zeit ein Unterrichts-Ministerium herausbildet.

Das britische Reich wird von der „Welfen- oder Braunschweig-Lüneburg'schen" Dynastie regiert, u. z. ist die Krone in männlicher und weiblicher Linie nach dem Rechte der Erstgeburt, in strenger Linealordnung erblich, so dass das weibliche Geschlecht in der älteren Linie den männlichen Verwandten der jüngeren vorangeht, aber unter Geschwistern die Söhne stets zuerst zur Thronfolge gelangen, wobei die Krone unmittelbar, ohne dass eine Anerkennung von Seiten des Parlaments oder eine Krönung vorherzugehen braucht, an den Thronerben übergeht. Doch erfolgt gewöhnlich später eine Krönung in der Westminster-Abtei zu London durch den Erzbischof von Canterbury, und ein sofortiges Ausrufen in der Hauptstadt. Eine Grundbedingung der Thronfolge ist aber, dass der Thronerbe, gerade

so wie der Monarch, der anglikanischen Kirche angehört! — Die Volljährigkeit des Königs beginnt mit dem 18. Lebensjahre; während seiner Minderjährigkeit führt die Königin Mutter, oder sonst ein vom Vorgänger auf dem Throne, oder wenn letzterer dies nicht gethan, ein vom Parlamente ernannter Prinz des Hauses die Regentschaft. — Der Gemahl der Königin hat jedoch keinen Antheil an den königl. Rechten und führt nicht den Titel eines Königs von Grossbritannien und Irland.

Das gegenwärtige „Staatsoberhaupt" des britischen Reichs ist Ihre Majestät die Königin von Grossbritannien und Irland, und Kaiserin von Indien, „Victoria", geb. in Kensington Palace, London, am 24. Mai 1819; Tochter des Herzogs Eduard von Kent, vierten Sohnes des Königs Georg III. und der Prinzessin Victoria von Sachsen-Saalfeld-Koburg, der Wittwe des Prinzen Emmerich von Leiningen. — Ihre Maj. bestieg den Thron nach dem Tode ihres Onkels, Königs Wilhelm IV., am 20. Juni 1837, wurde am 28. Juni 1838 in der Westminster-Abtei gekrönt, vermählte sich am 10. Febr. 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha und wurde am 14. Dezember 1861 Wittwe. — Der gegenwärtig übliche Titel, „Style", Ihrer Majestät, der auch in der Proklamation für Indien im Jahre 1848 gebraucht wurde, lautet: „Victoria, by the grace of God, of the United Kingdom of Great Britain and Ireland, and the Colonies and Dependencies thereof in Europe, Asia, Africa, America and Australia Queen, Defender of the Faith", oder „Victoria, Königin des Vereinigten Königreichs Grossbritannien und Irland und seiner Kolonien und Dependenzen in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, Kaiserin von Indien, Beschützerin des Glaubens, Herzogin von Lancaster und Cornwall, Herzogin von Rothesay und Schottland, Herzogin und Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg." Dieser Style ist jedoch nicht zu verwechseln mit dem erblichen „Title" zur Krone, welcher im Mittelalter noch mehrfach verschieden war, wie His Highness, His Majesty etc., wofür man später His Sacred

Majesty, oder Most Excellent setzte, während er jetzt „Her Majesty“ lautet.

Der älteste Sohn des Monarchen ist stets geborner Herzog von Cornwall, Herzog von Rothesay in Schottland, Graf von Carrick und Dublin, Baron von Renfrew und Lord der Inseln, Grossrichter, „High-Stewart“ von Schottland, mit den Rechten und Einkünften dieser Stellung, und wird nach der Taufe durch königl. Patent zum „Prinzen von Wales“ und Grafen von Chester ernannt. — Der Thronfolger „Albert Eduard Prince of Wales“ wurde geb. am 9. November 1841 und vermählte sich am 10. März 1863 mit der Prinzessin Alexandrina, ältesten Tochter des Königs Christian IX. von Dänemark. — Sämmtliche Prinzen des königl. Hauses sind geborne Peers, erlangen mit dem 21. Jahre ihre Volljährigkeit, beziehen sodann einen Jahresgehalt und erhalten vom Könige besondere Titel; dürfen sich aber ohne Zustimmung des Monarchen nur dann vermählen, wenn sie nach dem erreichten 25. Lebensjahre ein Jahr vorher dem Privy Council die Anzeige darüber erstattet haben und das Parlament dagegen keinen Einspruch erhebt. — Gegenwärtig zählt die königl. Familie ausser dem Prinzen von Wales und seiner Gemahlin 24 Prinzen und Prinzessinnen, von denen 6 Kinder der Königin und 5 des Prinzen von Wales sind, während die andern in mehr oder minder naher Blutverwandtschaft zur Königin stehen.

Bei ihrem Regierungs-Antritte hat die Königin Victoria ein neues Arrangement bezüglich ihrer „Kron-Dotation“ getroffen, indem sie ihre ganze Kron-Revenue dem Parlamente zur Verfügung stellte und dafür eine Civilliste von 385.000 £ mit einer Zusatzrente von 10.000 £ für die Diener der königl. Haushaltung erhielt (Vict. c. 2); u. z. in folgenden Rubriken: königl. Privatschatulle 60.000 £, Gehalte und Ruhegehalte des königl. Haushalts 131.260 £, Ausgaben des königl. Haushaltes 172.500 £, königl. Gnadenbewilligungen, Almosen und Spezialdienste 13.000 £, Extrapensionen, verleihbar „für besondere

Verdienste um die Person des Monarchen, die Krone oder den Staat, nützliche Entdeckungen in der Wissenschaft oder Auszeichnung in Kunst oder Literatur", bis zu einem jährlichen Maximum von 1200 £ für Neubewilligungen; Dispositionfond, 8000 £. — Auch in diesem wie in dem früheren Gesetze über die Kron-Dotation, ist das Finanzministerium ermächtigt, Ende jeden Rechnungsjahres die Ersparnisse eines Zweiges zur Ergänzung von Bedürfnissen in anderen Rubriken verwenden zu lassen; übersteigen aber die Gesammt-Ausgaben 400.000 £, dann muss ein Detailausweis bezüglich dieser Ueberschreitung binnen 30 Tagen dem Parlamente vorgelegt werden. — Ausser der Civilliste, ganz unabhängig davon, gehören dann noch der Königin die Verwaltungs-Ueberschüsse des sogenannten Herzogthums Lancaster. — Ueber ihre „Private purse" für persönliche Ausgaben und mildthätige Zwecke verfügt die Königin durch einen Privatkassirer, „Keeper of the Privy Purse", der nicht zu den Hofchargen gehört, und getrennt von den offiziellen Hofämtern auch keine Hofbeamten unter sich hat. — Entsprechend dem Doppelsystem in der Staatsverwaltung bildet der „Hofstaat" 2 Systeme, und besteht aus einer Reihe von Aemtern, durch welche die Parlaments-Regierung mit dem Hofe innig zusammenhängt, u. z. einerseits aus 3 mit den Ministern wechselnden Verwaltungs-Departements, nämlich das des Lord Steward of the Household, des Lord Chamberlain und des Master of the Horse. Andererseits aus der Hofgeistlichkeit und einigen erblichen Ehrenämtern an welche sich diejenigen Theile der Verwaltung anlehnen, die dem Systemwechsel nicht unterworfen sind. — Das Departement des „Lord Steward of the Household" oder das Wirthschafts-Departement „Below stairs", besteht aus dem Lord Steward, dem Treasurer of the Household, dem Comptroller of the Household, dem Master of the Household, und dem Secretary of the Board of Green Cloth. Es dient zur Aufsicht über die Dienerschaft, zur Kontrolle der Ausgaben

und Rechnungen des Hofstaates unter dem Titel „The Board of Green Cloth." Die 3 ersten Beamten wechseln mit dem Partei-Ministerium, jedoch der Master und Secretary gehören zum permanenten Dienste. An der Spitze des Departements steht der Lord Steward, welcher einen Gehalt von 2000 £ bezieht und mit der Patronage sowie der Oberaufsicht über die Beamten und Diener des Departements sowie über die königl. Hoflieferanten, „Queens Tradesmen", beauftragt ist, und gerade so wie sein Stellvertreter, der Treasurer, der einen Gehalt von 904 £ erhält, stets als Mitglied des Privy Council eingeschworen wird. — Der Comptroller, mit 904 £ Gage, prüft die Haushaltungs-Rechnungen; der Master of the Household mit 1158 £ Jahresgehalt, kontrollirt einen Theil der Rechnungen, ganz besonders aber die Auswahl, Qualifikation und Führung der Dienerschaft, dabei bildet er nominell auch das Hofmarschallamts-Gericht, wozu ihm der Knight-Marshal beigeordnet ist. Unter letzterem stehen die 8 „Marshalmen", Polizeivögte im Bezirke des Hofhalts, mit dem Verhaftungsrechte auf „Haftbefehle des Board of Green Cloth", doch ist diese Gerichtsbarkeit schon lange Zeit fast ausser Gebrauch und theilweise aufgehoben durch 9 Geo. IV. c. 31, hingegen die Civilgerichtsbarkeit durch 12 et 13 Vict. c. 101. — Die Oberbeamten des „Departements des Lord Chamberlain", der eigentlichen Repräsentation, sind der Lord Chamberlain, der Vice Chamberlain, die dienstthuenden Kammerherren, der Kapitän der Leibgarde, der Kapitän der Leibtrabanten, die alle mit der Parteiverwaltung wechseln; ferner der Comptroller of Accounts und der Master of the Ceremonies. Als Departement-Chef fungirt der Lord Chamberlain, der einen Gehalt von 2000 £ bezieht, mit der Oberkontrolle über die Beamten und Diener des königl. Chambers, des Ober-Departements im Haushalt „Above stairs", sowie über die Aerzte, Wundärzte, Apotheker, die Kammermusik, das Theaterpersonal, die Stabträger, Trompeter, Boten und die für den Haushalt ar-

beitenden Handwerker betraut ist, und überdies auch noch, seit Aufhebung des Garderobenamts 1782, die Würde eines Keeper of the Great Wardrobe bekleidet. Ferner ist er Chef der dienstthuenden Kammerherren, übt eine Art von Theaterzensur und wird als Mitglied des Privy Council ebenso zum Mitgliede des Staatsraths ernannt, wie sein Stellvertreter, der Vice-Kammerherr, mit 924 £ Gehalt. — Die dienstthuenden Kammerherren, „Gentlemen Ushers daily Waiters", wechseln monatlich im ordentlichen Dienst nach einem bestimmten Turnus, während einer anderen Klasse, den „Gentlemen Ushers of the Privy Chamber", der ausschliessliche Dienst im „Closet" und in der Kapelle obliegt, sie auch sonst Kammerherren-Dienste verrichten und die Ehre haben, die Königin in Abwesenheit der höheren Hofbeamten, zu führen. — Ausser den „Gentlemen Ushers daily Waiters" giebt es noch eine andere Gattung dienstthuender Kammerherren, die „Gentlemen Ushers quarterly Waiters", welche zur Aushülfe dienen. Von den ersteren ist der Senior der „Usher of the black rood", auch erster Ceremonial-Beamter des Oberhauses und des Hosenband-Ordens. — Die „Gentlemen Privy Chamber" sind hingegen nur Titular-Kammerherren ohne Gehalt und Dienstleistung; der Ceremonienmeister besorgt die Einführung und Präsentation der Botschafter. — Ferner ist noch von politischer Bedeutung die Stellung des Lord Chamberlain bei „Levees" und „Drawing Rooms", da alle Personen, welche der Königin vorgestellt zu werden wünschen, ihm ihre Karte zu übersenden haben, damit er dafür sorgen kann, dass nur diejenigen Ihrer Majestät vorgestellt werden, die durch Stellung und Charakter einen Anspruch darauf haben. Uebrigens ist die politische Frage über „Recht des Zutritts zum Monarchen", Kourfähigkeit und Petitionsrecht durch Herkommen dahin entschieden, dass alle öffentlichen Adressen durch die Minister, Petitionen an die „Königin im Rathe" durch den Lord Präsidenten, andere Petitionen, Adressen und

Druckschriften aber durch den Minister des Innern ihren Weg nehmen. Doch besitzt jeder Pair das alte Recht, eine Audienz zur Vortragung von Staatsangelegenheiten zu erbitten, während andere Personen, die von dem Lord Chamberlain zu einer Staatskour und einem Levee zugelassen werden, Ihrer Majestät persönlich Bittschriften, und Autoren ihre Werke nach vorhergehender Meldung und Anzeige bei dem Lord Chamberlain überreichen dürfen. — Die „Hofdamen" sind diesem Departement nebengeordnet und unterstehen der „Misstress of the Robes", gewöhnlich einer Herzogin, welche einen jährlichen Gehalt von 500 £ bezieht; ihr Amt war schon früher unter einer regierenden Königin gewöhnlich mit dem des Maître de Garderobe, „Groom of the Stole" vereint. Sie ist Chef des Departements der „Bedchambre", hat die Oberaufsicht über die Staatsroben, die Oberleitung der königl. Toilette bei Staats-Ceremonien, zu denen sie in einem Wagen mit der Königin fährt, und sie bestimmt den Turnus in der Dienstleistung der 8 Hofdamen, „Ladies of the Bedchamber", welche ebenfalls je 500 £ Gehalt beziehen, denen wieder 8 Kammerfrauen, „Bedchamber Women", mit 300 £ Gage unterstehen, während andererseits die 8 Ehrendamen, „Maids of Honour", welche 400 £ erhalten, nach einem Turnus die täglichen Gesellschafterinnen der Königin sind und den Ehrentitel „Honourable" führen, auch wenn sie keine Pairs-Töchter sind. — Der dritte dirigirende Hofbeamte, „Master of the Horse", Ober-Stallmeister, mit 2500 £ Gage, ist Chef der Marställe, der Stallmeister und Pagen; er beaufsichtigt das Stallpersonal und ernennt die für die königl. Ställe arbeitenden Handwerker. Sowohl er wie sein Stellvertreter, der „Clerk Marshal and Chef Equerry", wechseln mit den Partei-Verwaltungen. Untergeordnet sind ihnen die 4 Stallmeister, „Equerries in ordinary", mit 750 £, und 4 Ehrenpagen.

Die „Hofgeistlichkeit" und die königl. Kapelle, welche von den mit den Parteiverwaltungen wechselnden Departements

getrennt dastehen, sind ebenso, wie der königliche Palast und seine Beamten von der weltlichen Amtsgewalt, von der Gewalt des Bischofs befreit! Zum Chef derselben, „Dean of the Chapel Royal“, wird in der Regel der Bischof von London ernannt, der wieder seinen „Subdean“ bestimmt, die königl. Almosen an den 12 Festtagen des Jahres vertheilt und das Ernennungsrecht über die Unterbeamten der Kapelle, besonders aber über den Organisten, die Musiker und Chorknaben ausübt. Der „Clerk of the Closet“, königl. Hauskaplan, soll eigentlich das Tischgebet sprechen und während des Gottesdienstes im Closet neben dem Monarchen sitzen, „um solche Zweifel zu lösen, die in geistlichen Dingen entstehen können“. Ausserdem wechseln von den 48 königl. Hofkaplanen, die gewöhnlich mit einer Pfründe königl. Patronats dotirt sind, je 4 monatlich im Dienste, predigen am Sonntag in der königl. Kapelle, halten den täglichen Hausgottesdienst, und sprechen das Tischgebet in Abwesenheit des Clerk of the Closet. — Der „Lord High Almoner“, Lord Ober-Almosenier, gewöhnlich ein Bischof, hat das Spezialamt am grünen Donnerstag die königl. Almosen, bestehend aus so vielen Silberpfennigen, als die Königin Jahre zählt, an eine Zahl armer Personen zu vertheilen, eine Ceremonie, die im innigen Zusammenhange mit der mittelalterlichen Sitte der Fusswaschung steht, welche noch von Karl II. ausgeübt wurde, denn dieser wusch so vielen armen Männern an diesem Tage die Füsse, als er Lebensjahre zählte. Dafür erhielten sie 2 Ellen Tuch zu einem Rocke, 3 Ellen Linnen zu einem Hemde, Schuhe, Strümpfe, eine Börse mit so vielen Pfennigen, als der Monarch Lebensjahre zählte, eine zweite Börse mit 20 Pfennigen, einen Kopf von einem Klippfisch, einen Kopf von einem Lachs, eine Quantität rother und weisser Häringe, ein Fässchen Bier und ein Fässchen Wein, um die Gesundheit Seiner Majestät trinken zu können. Erst unter Königin Victoria empfangen die „Maundy-Männer und Frauen“ zum ersten Male 1 £ 10 Sh. als Ab-

findung für alle Naturalleistungen, und überdies eine den Lebensjahren Ihrer Majestät entsprechende Anzahl Silberpfennige, sowie eine rothe Börse mit 2 £ 10 Sh.

Im Gegensatze zu all' diesen zahlreichen hohen und niederen Hofbeamten gab es jedoch jederzeit in Folge der eigenthümlichen Gestalt des normannischen Lehnswesens nur wenige „erbliche Hof- und Landesämter", von denen sich bis auf den heutigen Tag lediglich 3 alte Erbämter erhalten haben, u. z. der Earl Marshal, der Lord Great Chamberlain, und der erbliche Grossalmosenier. Von diesen hat der „Graf Marschall von England", Herzog von Norfolk, das erbliche Oberamt, das Ceremonial königlicher Taufen, Vermählungen, Leichenbegängnisse, Krönungen, sowie anderer grossen Ceremonien zu ordnen und den Vollzug dieser wichtigen Ereignisse zu veröffentlichen. Er ist noch heute der nominelle Chef des mittelalterlichen „Court of Chivalry", dessen Gerichtsbarkeit aber seit Jahrhunderten nur nominell besteht und sich auf die administrativen Funktionen eines „Heroldamts" beschränkt. Dieses besteht aus Wappenkönigen und Herolden als Unterbeamten des Earl Marshal, es entwirft die Programme der königl. Festlichkeiten und Ceremonien unter Sanction des Chefs, während die „Herolde" den Regierungsantritt des Monarchen, sowie Kriegserklärungen und Friedenschlüsse proklamiren; auch führen sie den Krönungszug und ordnen alle königl. Aufzüge, Vermählungen, Installationen, Kreirungen von Pairs, Gesandtschaften und Leichenbegängnisse. Ferner ist das Heroldsamt ermächtigt, auf Grund königl. Bewilligung Wappen gegen Gebühr an Personen von Vermögen und Verdienst zu ertheilen, Stammbäume zu reguliren, und über ältere Verhältnisse der Familien amtliche Auskunft zu geben. — Der „Lord Great Chamberlain", Lord Gross Kämmerer, hat noch gegenwärtig das nominelle Ehren-Gouvernement des Palastes von Westminster, dessen Schlüssel ihm an grossen Ehrentagen überliefert werden. Bei derartigen

Gelegenheiten stehen der „Gentleman Usher of the black rod" und die Kastellane unter seinem Befehle, überdies obliegt ihm bei Krönungs- und ähnlichen Feierlichkeiten die Anordnung der Ausschmückung der königl. Halle. Wenn sich die Königin in Prozession zum Parlament begiebt, überliefert er das Staatsschwert einem der Minister, der es hierauf der Königin vorträgt, er selbst aber schreitet dann zur rechten Seite Ihrer Majestät! Während der Parlaments-Sitzungen hat der Grosskämmerer auch die Oberaufsicht über gewisse Arrangements in dem Hause der Lords, und bei der Eröffnung der Prorogation des Parlaments ertheilt er die Zulassungskarten, auch bezieht er gewisse Gebühren, so oft ein Pair oder Prälat Huldigung leistet, und von jeder Kreirung eines neuen Pairs, sowie bei der Krönungsfeierlichkeit recht bedeutende Sporteln. Dieses Erbamt gehört von altersher der Familie Willoughby d'Eresby, ist aber durch Vererbung auf Töchter getheilt und jetzt in gemeinschaftlichem Besitze des Marquis of Cholmondeley und des Lord Willoughby. — Das Erbamt des „Hereditary Great Almoner", Gross-Almoseniers, ursprünglich zur Baronie Bedford gehörend, ist jetzt in Händen des Marquis of Exeter; die ganzen Funktionen desselben beschränken sich auf die Vertheilung der Krönungsmünzen unter die versammelten Zuschauer, wofür ihm die silberne Schüssel gebührt. — Als Titulatur besteht dann noch die Würde eines „Hereditary Grand Falconer of England" für den Grafen von St. Albans.

All' diese unabhängig vom Ministerwechsel dastehenden Landesämter haben hauptsächlich ihren Ehrentag bei der „Krönungs-Ceremonie", bei welcher in den Formen eines mittelalterlichen Hausstandes frühester Zeit der historische Fortbestand des Königthums und des Staatswesens zur bildlichen Darstellung gelangt, denn in diesem Sinne lebt der alte Hofstaat der Normannen-Könige wieder auf, während der vom Monarchen zu leistende Krönungseid „To govern the people

according the statutes in Parliament agreed on and the laws and customs of the same" durch 1. Will u. M. c. 6, u. sp. g. formulirt ist. Für diesen Tag wird der alte Gross-Seneschall, Lord High Steward of England, wieder ernannt und hat als Richter in der weissen Halle des Palastes von Westminster über alle Petitionen der Gross-Staatsbeamten und des Adels zu entscheiden, welche bei der Krönung gewisse Rechte beanspruchen; daher stammt auch der Name „Court of Claims." Bei der Krönung Georgs III. und IV. wurde jedoch dazu eine besondere Kommission von Staatsräthen „unter dem grossen Siegel" ernannt, und bei den letzten beiden Krönungen entfiel auch dies, doch bleiben noch immer dem Lord Steward die alten Ehrendienste bei der Krönungs-Ceremonie. — Auch das Amt des „Lord High Constable", Gross-Connetable, wird für diesen Tag besetzt, und der erbliche Grosskämmerer „Great Chamberlain" bringt der Königin beim Bankett das Waschbecken und die Kanne, mit Unterstützung des „Cupbearer" sowie des Grundherrn von „Haydon", der das Handtuch hält. Zu diesen gesellen sich dann noch manche andere erbliche Dienstleistungen, die mit dem Besitze von Manors verbunden sind, unter ihnen das Erbamt des „Kämpen", der Familie Dymoke gehörend, welcher in voller Rüstung zum Bankett einreiten und jeden zum Zweikampfe fordern soll, der den königl. Titel bestreitet, was aber bei der Krönung der Königin Victoria unterblieb. — Bei allen diesen Diensten herrscht auch noch die uralte Sitte, dass jeder Träger eines Ehrenamts die Gegenstände sich aneignen darf, die er darreicht, so gebührt z. B. dem Lord Chamberlain, der dem Könige die Prachtgewänder bei der Krönung überreicht, das Bett, das Ameublement und der königl. Morgenrock; für das Serviren des Wassers behält er die Waschschüssel und Handtücher, und ausserdem hat er einen Anspruch auf 40 Ellen Kormoisin-Sammt zu seinen Roben. Der Grundherr von Wemonley überreicht den ersten Becher Wein und behält ihn als seine Gebühr, der Repräsentant

der Familie Enryder präsentirt knieend drei Ahornbecher, die er dann auf Grund eines alten Rechts dem „Mayor von Oxford“ überliefert. Ein Ehrenrecht bei der Krönung haben auch seit Eduard dem Bekenner die Vertreter der 5 Häfen, doch wurde ihnen ihr Ehrenplatz zur Rechten des Königs beim Krönungsbankett von Georg II. genommen, indem man sie nöthigte, an einer besonderen Tafel Platz zu nehmen. Selbstredend haben alle Pairs schon seit altersher das Recht, bei der Krönung gegenwärtig zu sein; für die Mitglieder des Unterhauses wurden jedoch erst bei der Krönung Wilh. IV. zum ersten Male Plätze reservirt. — Ein Haupttheil des Krönungsaktes ist die Huldigung der Erzbischöfe, Bischöfe und weltlichen Lords; zuerst kniet der Erzbischof von Canterbury nieder, und neben ihm die übrigen Bischöfe, indem sie die folgenden Worte wiederholen, die er ihnen vorspricht: „Ich N. N. will sein treu und wahrhaftig, und Treue und Wahrheit halten Euch unserer souveränen Herrin und Euren Erben Königen von England. Und ich will thun und getreulich anerkennen den Dienst von den Ländern, die ich beanspruche von Euch zu halten aus dem Recht der Kirche, so helfe mir Gott!“ Sodann küsst der Erzbischof der Königin die Hand. Nach den Bischöfen leisten die weltlichen Pairs ihr „Homagium“ in gleicher Weise, u. z. zuerst die Herzöge, dann die Marquis, die Grafen, die Viscounts und die Barone. Der erste Herzog lässt sich auf den Knieen nieder, die übrigen thun dasselbe neben ihm und sprechen mit abgenommenem Koronet: „Ich N. N. werde Euer Lehnsmann, „Liegeman“, an Leben und Gliedern und weltlicher Ehre, und Treue und Wahrheit will ich halten Euch auf Leben und Sterben gegen alle Arten Volks, so helfe mir Gott!“ Nach Leistung dieses Eides steigen sie einzeln die Stufen des Thrones empor, berühren das Haupt Ihrer Majestät und küssen der Königin die Hand.

Das prachtvollste, kostbarste Stück der britischen Kron-Insignien, welche im uralten historischen Tower in London

aufbewahrt werden, ist die Krone, welche die Königin Victoria auch bei Eröffnung des Parlaments trägt. Sie wurde im Jahre 1838 angefertigt und die Juwelen dazu entnahm man theils alten Kronen, theils lieferte sie die Königin. Die Krone ist mit rothem Sammt und Hermelin verbrämt und mit weisser Seide gefüttert; das Bruttogewicht derselben beträgt etwas über 1140 Gramm, der untere Reif über dem Hermelinstreifen besteht aus 129, der obere aus 112 Perlen, zwischen welchen auf der Vorderseite ein grosser Sapphir, von Georg IV. herstammend, angebracht ist. Auf der Rückseite befinden sich 7 kleine Sapphire, zwischen denen 8 Smaragde gefasst, und darüber und darunter blitzen 14 Diamanten, und im Kreise um die Smaragden 128 Diamanten mit 16 kleeblattartigen aus 128 Diamanten bestehenden Ornamenten. Ueber dem Reif sehen wir 8 Diamanten und eine gleiche Anzahl Sapphirsteine, zwischen welchen 8 aus 148 Diamanten Festons hervorstrahlen. An der Vorderseite der Krone und in der Mitte des daselbst angebrachten Malteserkreuzes ruht der berühmte Rubin, der angeblich von Don Pedro, König von Kastilien, dem sogenannten Schwarzen Prinzen (Edward Prince of Wales, Sohn Eduard III.) im Jahre 1367 nach der Schlacht von Navarette zum Geschenk gemacht wurde und sich in dem Helm befand, den Heinrich V. in der Schlacht bei Azincourt trug; rings um diesen Rubin erblickt man 175 das Kreuz bildende Diamanten. Die Krone hat ausserdem noch 3 Malterkreuze, je eines auf beiden Seiten und eines rückwärts, deren mittlere Theile aus Smaragden bestehen, während die Kontouren von 132, 140 und 130 Brillanten gebildet werden. Zwischen den Malteserkreuzen finden wir noch 4 Ornamente in Gestalt von Lilien, „fleur-de-lis", aus Rubinen und Rosetten bestehend, von denen 4 aus Eichenblättern und Eicheln zusammengesetzte Verzierungen ausgehen, in denen 108 Brillanten, 116 flach geschliffene Diamanten und 559 Rosetten à jour gefasst sind, während von deren oberem Theile 4 grosse birnenförmige Perlen in von Diamanten gebildeten

Kelchen herunterhängen. Ausserdem hat noch das ganze oben befindliche Kreuz im Mittelpunkte einen grossen von 108 kleinen und 4 grossen Brillanten umgebenen Sapphir. — Die „schottischen Kronjuwelen“ — welche im „Holyrood Palace“ in Edinburgh aufbewahrt werden, aber seit der Union Schottlands mit England nichts als interessante Antiquitäten sind, weil die Könige von England mit der im Tower niedergelegten grossbritannischen Krone zugleich auch die von Schottland aufsetzen — bestehen aus einer Krone, deren Reif noch für Robert Bruce gemacht sein soll, einem Szepter, von Jacob V. herstammend, einem Schwerte, das der Papst Julius II. an Jacob IV. schenkte, und noch einigen anderen Stücken. Neben den ausländischen Perlen und Edelsteinen spielen in diesen Insignien besonders die berühmten schottischen Krystalle, „Cairngorms“, eine Hauptrolle, u. z. befindet sich ein schöner grosser Cairngorm auf Jacobs V. Szepter, ein anderer auf einem aus Jacobs III. Zeit herrührenden Szepter. Diese Cairngorms sind rauchfarbige, den isländischen Krystallen ähnliche Quarze, die in dem Granite des Berges Cairngorm im Norden Schottlands, in Invernessshire gefunden werden. — Ausser diesen Kron-Insignien und denen, die im Tower von London untergebracht sind, hat Grossbritannien keine andern, denn Irland, obgleich es ein Königreich genannt wird, besitzt dergleichen nicht, ausser einigen alten Kron-Insignien von den Provinzial-Königen von Munster und Leinster, die von irischen Privatleuten aufbewahrt werden.

Die älteste königl. Leibgarde ist das „Band of Gentlemen Pensioners“, Corps der Leibgarde; es wurde von Heinrich VIII. 1509 errichtet, erhielt aber von Wilhelm IV. den Namen „Gentlemen at Arms“, und besteht aus einem Kapitän, Mitglied des Staatsraths, mit 1000 £ Gehalt, einem Lieutenant mit 500 £, einem Standartenträger, einem Clerk of the Cheque und 40 Gentlemen mit dem Range eines Esquire, welche auf Vorschlag des General-Kommando's aus

verdienstvollen Offizieren der Armee und des Marine-Korps ernannt werden und nebst ihren Armeegebühren 70 £ Gage beziehen. Sie bilden eine Ehrenwache bei den Gallakours, Ueberreichungen von Adressen, Krönungen, Leichenbegängnissen und bei dem Zuge der Königin nach dem Parlamente. Die „Yeomen of the Guards“, das Korps der Leibtrabanten, seit dem Jahre 1846, bildet nominell die Schlosswache, von welcher man täglich eine Abtheilung in dem Wachtzimmer mustert. Sie sind formirt aus einem Kapitän, der gewöhnlich Pair, Mitglied des Staatsrathes ist und 1000 £ Gage bezieht, einem Lieutenant mit 500 £, einem Fähnrich, 4 Korporals oder Exons (Exempts) und 100 Yeomen, die jetzt ebenfalls auf Vorschlag des General-Kommando's aus Offizieren der Armee ernannt werden. — Ferner giebt es noch 8 Stabträger, „Serjeants-at-Arms“, mit 100 £ Gehalt, die zur Begleitung der Prozessionen, zur Dienstleistung im Parlamente und im Hofe des Kanzlers bestimmt sind. Der Serjeant-at-Arms des Lordkanzlers und des Oberhauses erhält sogar als solcher bedeutende Gebühren; noch wichtiger ist aber die Stellung des Serjeant-at-Arms des Unterhauses, stets ein Stabs-Offizier, da er als dessen Exekutiv- und Ceremonial-Beamter fungirt. — Dann besteht auch noch eine schottische Leibgarde, „The Royal Company of Archers“, die königl. Kompagnie der Bogenschützen, von denen ein Herzog der Kapitän, und ein anderer Herzog Fahnenträger ist, deren Kostüm die alte Highland-Tracht bildet und die zum schottischen Hofstaate Ihrer Majestät gehören. — Hingegen hat Irland nur eine Vice königl. Leibgarde „His Excellency's Company of battle axe guards“, Sr. Exzellenz Kompagnie von Schlacht Axt-Garden. — Die schönste aller Garden ist aber das wundervolle Korps der „Horse Guards“, welche jedoch vollkommen militärisch organisirt sind und einen integrirenden Bestandtheil der Armee bilden.

Unter den vielen prächtigen „königl. Schlössern" bieten am meisten Interesse Buckingham Palace, am Ende von St. James-Park, im Westen von London; St. James Palace, die alte Residenz der englischen Könige, von welcher der Hof seinen Namen erhält, jetzt Residenz der verw. Herzogin von Cambridge; Kensington Palace, der Geburtsort der Königin, gegenwärtig von der Prinzessin Louise und ihrem Gemahl, dem Marquis of Lorne bewohnt; Kew, einst Residenz Georg III; Hampton-court Palace, das die Prinzessin Friederike von Hannover mit ihrem Gemahl, dem Baron von Pawel-Rammingen inne hat; Holyrood Palace in Edinburgh; Schloss Balmoral in Schottland; Windsor Castle bei London; und Osborne auf der Insel Wight. Doch residirt die Königin in der Regel je nach der Jahreszeit nur in Windsor, Balmoral oder Osborne. — „Windsor-Castle", eines der grossartigsten Gebäude dieser Art in ganz Europa, erhebt sich auf einer Anhöhe in der Nähe des Marktfleckens gleichen Namens, 20 Klm. von London entfernt, am Ufer der Themse. Es wurde von Wilhelm dem Eroberer, bald nachdem er sich zum Herrn von England hatte proklamiren lassen, erbaut; später wählte es Heinrich I. zu seinem Aufenthalte, und Eduard III. liess es nach einem neuen Plane erweitern. Ebenso that auch Karl II. sehr viel für die Verschönerung desselben, so dass es seitdem der Lieblingsaufenthalt der Könige von England und deren gewöhnliche Sommer-Residenz wurde; umsomehr, da ebenfalls Georg IV. grosse Summen für die prächtige innere und äussere Ausschmückung verwendete. Das imposante, alterthümliche Schloss enthält 2 Haupthöfe, welche der sogenannte runde Thurm, die Wohnung des Kommandanten, von einander trennt. An der Nordseite des oberen Hofes, in dem auch die metallene Bildsäule Wilhelms des Eroberers emporragt, liegen die Staats- und Audienz-Zimmer, während sich an der Ostseite die Appartements der Königin und gegen Süden die der vornehmsten Hof-Beamten befinden.

Im unteren Hofe erblicken wir die „St. Georgenkapelle", in der die Hosenband-Ritter aufgenommen, die Kapitel abgehalten werden. Der interessanteste Saal unter den zahlreichen prachtvoll eingerichteten und mit werthvollen Gemälden gezierten Innenräumen ist aber der herrliche 60 Mtr. lange „St. Georgs-" oder „Banketsaal" mit den Bildnissen der britischen Monarchen von Jacob I. bis Georg IV. — Rund um das Schloss, auf dessen hohen Zinnen, so lange Mitglieder der königl. Familie hier residiren, die grosse englische Flagge weht, erstreckt sich ein schöner umfangreicher Park, auf den man den schönsten Anblick von der berühmten, einzig in ihrer Art dastehenden „Terrasse von Windsor-Castle" gewinnt, die sich längs der östlichen und theilweise nördlichen Seite des Schlosses ausdehnt, 570 Mtr. lang ist und eine verhältnissmässig sehr bebeutende Breite besitzt. Doch nicht allein auf die umfangreichen Parkanlagen geniesst man von hier aus einen wunderbaren Fernblick, sondern auch noch auf die gewaltige, durch eine der reichsten Landschaften sich hinschlängelnde Themse, deren Ufer die mannigfachsten reizendsten Landhäuser, Dörfer und Flecken umsäumen, sowie auf den parkartigen Wald von Westminster und die in der Nähe liegenden Gärten. — Inmitten des Schlossparks von Windsor-Castle befindet sich überdies noch der königl. Landsitz „Frogmore-Lodge", gegenwärtig die Wohnung der Prinzessin Helena und ihres Gemahls, Christian von Schleswig-Holstein, in dessen Nähe nach dem Tode des Prinz-Regenten Albert ein prächtiges Mausoleum errichtet wurde, in dem die Leiche des Gemahls der Königin beigesetzt wurde und worin auch die Hohe Frau ihre Ruhestätte einst zu finden wünscht. — Die Herrschaft „Balmoral-Castle", Sommer-Residenz Ihrer Majestät, in einem Bergthale der schottischen Grafschaft Aberdeen, ist kein alter königl. Besitz, sondern gehörte in alten Zeiten dem Haupte des Clan Farquharson, und ging erst, nachdem es mehrere Eigenthümer gewechselt hatte, durch Kauf 1852 in das Eigenthum des

Prinzen Albert über, der jedoch, da das hier vorhandene, bescheidene Jagdschloss für die königl. Familie zu klein war, ein kastellartiges Gebäude im alt-schottisch-gothischen Style aus Granit, am Rande des Flusses Dee, welcher hier sich um eine Bergkette ziehend eine grosse Halbinsel bildet, 282 Mtr. über dem Meere, aufführen liess. Doch ist auch dieses neue Schloss in seinen inneren Räumen noch immer derartig beschränkt, dass die dienstthuenden Minister nicht einmal ihre Sekretäre mitbringen können und die geschäftlichen Arbeiten und Korrespondenzen in ihren Schlafzimmern erledigen müssen. Von einem 32 Mtr. hohen Thurme des Castles hat man ein prachtvolles Panorama auf die Hochlande und auf die Herrschaft Balmoral, welche ein Areal von weit über 40.000 Hekt. einnimmt, da der Prinz Albert noch bedeutende Strecken Landes zum ursprünglichen Komplex hinzugekauft hat, aus denen er einen 12.000 Hekt. grossen Wildpark herstellen liess, so dass die Herrschaft nicht allein eine vortreffliche Fischerei und zahlreiche andere ländliche Vergnügungen, sondern auch eine vorzügliche Rothwild- und Birkhuhnjagd bietet, Annehmlichkeiten, die leider durch nur allzuhäufige Regengüsse beeinträchtigt werden. — Ebenso ist „Osborne“ nur ein reizend gelegenes Landhaus. — Die königl. Residenz „Holyrood Palace“ in Edinburgh besitzt nicht den Zauber des alterthümlichen oder architektonisch Schönen, sondern ist ein keineswegs imposantes viereckiges Gebäude in ebener Lage, welches erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtet wurde, denn ein alter, auf dieser Stelle stehender Palast brannte im Jahre 1542 nieder, wurde dann wieder aufgebaut und ward 1650 zum grossen Theile wieder erneuert ein Raub der Flammen, nur blieben glücklicher Weise die Privatgemächer der Maria Stuart und ihres Gemahls Lord Darnley verschont, welche man denn auch beim Neubau dem jetzigen Gebäude einverleibte, so dass sie die Nordwestecke des heutigen Schlosses bilden. Von dem inneren rechteckigen Hofe führt eine Treppe

nach dem Zimmer Darnley's, in denen sich eine schmale offene Thür befindet, von der man auf die berüchtigte steinerne Wendeltreppe blicken kann, welche in Verbindung mit dem Raume steht, der Maria Stuart als Schlafgemach diente. Auf den schmalen, halb in Dunkel gehüllten Stufen dieser Treppe drang einst Darnley an der Spitze einiger Freunde in die Appartements der Königin, die einen Stock höher liegen, um ihren Privat-Sekretär zu ermorden. Es sind vier unregelmässige ungleich grosse Zimmer, von denen das halbdunkle Audienz-Zimmer das Entrée bildet, hinter dessen Thür auf den Dielen ein grosser Fleck gezeigt wird, wo sich Rizzio verblutete, während der zweite Raum das Schlafgemach der Königin war, in dem noch das vermoderte, zerfetzte Himmelbett Maria Stuarts und einige alte Möbel stehen. Auf der Ostseite mündet die bewusste Wendeltreppe, und einen Schritt von ihr entfernt, auf der Nordseite, gelangt man durch eine niedrige Thür in ein schmales hohes Zimmer, worin die Königin mit Rizzio und einigen Freunden an dem Abende, welchen Darnley zur Ausführung seines Verbrechens erwählt hatte, speiste. Unbemerkt waren die Mörder in das Schlafgemach gelangt und drangen plötzlich in das enge Zimmer. Voll Todesangst klammerte sich bei ihrem Anblicke der Italiener an das Kleid der Königin, doch Darnley suchte ihn aus dem Zimmer zu reissen, um ihn wenigstens vor den Gemächern seiner Gemahlin zu tödten, aber in der Ungeduld der Mordgier versetzte ihm Einer einen Dolchstoss, worauf auch die Uebrigen über ihn herfielen, so dass er halb entseelt durch das Schlafzimmer und das Audienz-Zimmer geschleppt wurde und, aus dreiundfünfzig Wunden blutend, in der Nähe der Treppe todt zusammenbrach. Die vierte, unregelmässig gebaute Kammer, ein nüchterner, in keiner Beziehung merkwürdiger Raum, benutzte die Königin als Kleidezimmer. — Zu diesem keineswegs anheimelnden Residenzschlosse gehört noch heut zu Tage ein ganzer „königl. schottischer Haushalt", dessen Erzämter

fast nicht weniger zahlreich als die des englischen Haushaltes der Königin sind, und fast alle erblich den Familien, welche sie besitzen, den Genuss einiger alter Vorrechte und Einkünfte gewähren. So giebt es noch einen Erzerb-Vorschneider, „Hereditary Carver", einen Erb-Gross-Connetable, „Hereditary Grand Constable", einen Erb-Standart-Träger, „Hereditary Standard-Bearer", einen Grosssiegel-Bewahrer, „Keeper of the great Seal" und noch mehrere andere hohe Würdenträger.

In Balmoral hält sich die Königin Victoria so viel wie möglich in freier Luft auf, erledigt dabei die Staatsgeschäfte oder lässt sich in einem Zelte von ihren Hofdamen vorlesen; in Windsor und Osborne führt sie aber das Leben eines souveränen Einsiedlers, dessen Einsamkeit und Gleichförmigkeit zwar durch häufige Staatsbesuche und dann und wann durch Hoffeste unterbrochen wird, aber sonst im grossen recht einförmig verläuft, denn die Hohe Frau beschränkt ihren Empfang fast nur auf die zahlreichen Mitglieder ihrer Familie. Die Hinzuziehung zur königl. Tafel ist die einzige Auszeichnung, die sie hervorragenden Geistlichen, Ministern, Gesandten, Generalen, ja selbst fremden Fürsten gewährt, und die Zahl solcher Gäste überschreitet selten 5 oder 6 zur gleichen Zeit. Das Frühstück und Lunch nimmt die Hohe Frau allein in ihren Gemächern ein, während das Diner am königl. Hofe um 9 Uhr Abends servirt wird; Punkt 5 Minuten vor 9 Uhr erscheint die Königin zu diesem Zwecke in dem Empfangszimmer und wenn die Uhr 9 schlägt, betritt sie an der Spitze ihrer Gäste den Speisesaal. Doch haben die königl. Mahlzeiten den grossen Vortheil kurz zu sein, denn bald nach 10 Uhr wird die Tafel aufgehoben, die Gäste kehren noch einmal in das Empfangszimmer zurück, Ihre Majestät richtet hier noch an Jeden einige freundliche Worte, und um 11 Uhr ist Alles zu Ende. — Trotz solcher Einschränkungen bildet aber das Leben der Königin einen Glanzpunkt der englischen

Gesellschaft, und wenn auch mancher Skandal aus höheren Kreisen, wie vor kurzem der Ehescheidungs-Prozess des Herzogs von Marlborough und viele ähnliche Geschichten, welche die öffentliche Gerichtsbarkeit und die Presse an's Tageslicht bringen, beweisen, dass unter dem Tugendschein viel Heuchelei verborgen, so hat selbst diese Aeusserlichkeit jedenfalls dazu beigetragen, die Moral der höheren und mittleren Klassen zu heben. Die Königin sieht mit grosser Strenge auf die Sittenreinheit ihrer Umgebung und niemand wird zu den Hoffeierlichkeiten zugelassen, deren drei oder vier jährlich in Buckingham Palace abgehalten werden, auf den ein Makel ruht. Die Hoffeste, „Drawing-rooms", sind eine Einrichtung, deren ähnliche man wohl in keinem Lande findet; zur Abhaltung eines solchen Empfangs kommt die Monarchin für ein oder zwei Tage nach London, und alle diejenigen, welche nicht früher Ihrer Majestät vorgestellt wurden, setzen nicht nur einen Ehrgeiz darein, dieser Ehre theilhaftig zu werden, sondern bei allen jungen Damen hängt auch der Eintritt in die Gesellschaft davon ab. Der Vorgang beim Drawing-room ist sehr einfach; alle Erschienenen schreiten an der Königin vorbei, sobald der Ceremonienmeister laut und vernehmlich den Namen ausgerufen hat, dann macht jeder eine vorschriftsmässige tiefe Verbeugung, (eine Bewegung, die von hochbezahlten Damen gelehrt wird, welche keinen anderen Beruf haben), küsst die königl. Hand, verschwindet am entgegengesetzten Ende des Saales und hat somit seinen Antheil an dem grossen Ereignisse genommen. Die Hohe Frau richtet übrigens hier und da auch einige Worte an bekannte Personen, während das berühmte Musikkorps der Grenadier-Garde im inneren und das der Life Guards im äusseren Hofe spielt. Erfrischungen werden nicht verabreicht, jeder eilt daher schnell zum Wagen mit der inneren Befriedigung, seinen Namen am folgenden Tage in allen Zeitungen unter den anwesend gewesenen Personen erwähnt zu sehen.

Um 4 Uhr ist alles vorüber, Ihre Maj. verlässt den Palast und benutzt den um 5 Uhr an der Paddingtonstation wartenden Extrazug nach Windsor, wo sie um 6 Uhr ihrenThee einnimmt.

Bei einem derartig zurückgezogenen und so ausserordentlich einfachen Leben, wie es die Königin führt, darf es daher nicht wundern, dass die Hohe Frau, obwohl ihr Haushalt wegen der unzähligen Hofbediensteten und der Erhaltungskosten für die vielen Schlösser enorme Summen verschlingt, doch noch immer sehr beträchtliche Ersparnisse alljährlich erzielt, die dann regelmässig zum kolossalen Privatvermögen der Königin geschlagen werden, welches selbst das der Familie Rothschild übersteigen dürfte, da die Zinsen desselben immer wieder kapitalisirt werden und ausser den jährlichen Erträgnissen von durchschnittlich 500.000 £ des Herzogthums Lancaster, welche ebenfalls der Privatschatulle der Königin zufliessen,. noch viele ausgedehnte, enormen Werth repräsentirende Liegenschaften in Grossbritannien, Amerika, sowie ein Kapitalbetrag von 5 Mill. £ in Konsols dazugehören. Im Privatbesitze der Königin Victoria befindet sich auch noch der berühmte, flach ovale, 106 $^1/_{16}$ Karat schwere Diamant „Koh-i-noor“, der einen Werth von 120.000 £ repräsentirt, dessen Geschichte sich im Dunkel indischer Lager verliert und erst von Beginn des 14. Jahrhunderts mit Sicherheit verfolgt werden kann. Er war Jahrhunderte lang das Kronjuwel der Radschas von Malwa und galt mit Recht als Talisman der Herrschaft, weil er immer die Siegesbeute des stärkeren Eroberers bildete. Auf diese Art ward er, nachdem er den Besitzer oft gewechselt, 1813 das Eigenthum des Herrschers von Lahore, von dem ihn im Aufstande der Sikh-Truppen 1850 die englischen Soldaten erbeuteten und der Königin Victoria darbrachten. Damals hatte er noch ein Gewicht von 186 $^1/_{16}$ Karat, war aber vor mehreren hundert Jahren von dem venetianischen Steinschneider Hortensio Borgio so unvollkommen geschnitten, dass er wenig Effekt

machte, was die Königin Victoria veranlasste, ihn durch Herrn „Voorsanger", den geschicktesten Künstler der berühmten Diamanten-Schleiferei des Herrn Coster zu Amsterdam, 1852 neu schneiden zu lassen, wozu dieser nur 38 Tage brauchte. — Ferner nennt auch die Königin einen so prachtvollen und kostbaren „Silberschatz" ihr Eigen, wie ihn kein anderer Monarch der ganzen Welt besitzt. Dieser Schatz prangt gewöhnlich bei festlichen Gelegenheiten im Schlosse Windsor auf zwei riesigen Buffets an jedem Ende der Tafel in der St. Georgs-Halle und besteht aus Gefässen verschiedenster Art, Aufsätzen, Kandelabern etc., die einen Gesammtwerth von ungefähr 200 Mill. £ repräsentiren! Die beiden Hauptstücke sind der „Lyre-bird", Lyra-Vogel, und der „Tiger-Kopf", die seiner Zeit von Tippo Sahip erbeutet und dem Grossvater der Königin, Georg III., als Geschenk überreicht wurden. Der Tiger-Kopf, welcher einst dem Rajah von Mysore als Schemel gedient hatte, ist lebensgross in feinstem Silber ausgeführt, reich vergoldet, hat Augen von Bergkrystall und eine Zunge von reinem Golde; ebenso sind auch des Lyra-Vogels Kopf und Schwanz aus feinstem Golde verfertigt und reich mit Brillanten, Rubinen, Smaragden und Perlen besetzt, so dass der Vogel einst, als er noch in der ganzen Juwelenpracht schimmerte, einen Kapitalwerth besass, der heut zu Tage cirka 1500 £ Zinsen abwerfen dürfte! — Ausserdem gehört der Hohen Frau auch eine der grössten Zucht-Anstalten für Rennpferde im britischen Reiche, u. z. wird in diesem 1812 von Georg IV. als Prinz-Regent begründeten Gestüte zu Hampton-Court, welches 1851 in das Eigenthum der Königin Victoria überging und seitdem wahrhaft musterhaft verwaltet wird, das sich vortrefflich bewährende Prinzip aufrecht erhalten, alle hier gezogenen Vollblutpferde, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, zur Ausnutzung auf der Rennbahn schon einjährig zu verkaufen. Das Gestüt hat sich aus kleinen Anfängen immer mehr entwickelt und es wurden in den letzten

Jahren nicht nur bedeutende Verbesserungen an den Baulichkeiten vorgenommen, sondern auch zahlreiche werthvolle Zuchtthiere angekauft, so dass die beste Garantie für den weiteren Erfolg des Unternehmens gegeben ist. Zwar ging bisher noch kein Derby-Sieger aus dem königl. Gestüte hervor, aber dort gezüchtete Pferde, wie „The Earl", Sieger im Grand Prix de Paris, „The Duke", „Julius Cäsar" und besonders der berühmte „Springfield" haben dem „Hampton-Court-Gestüt" einen Weltruf erworben.

Aus dem konsolidirten Staats-Fond, von welchem 171.000 £ für die Appanagen der Mitglieder der königl. Familie bestimmt sind, erhält alljährlich der Prinz von Wales in Folge des Akt 26 Vict. Cap. 1 40.000 £, überdies bezieht er noch die Revenuen des Herzogthums Cornwall, welches im Jahre 1883 104.816 £ eingebracht hat, ausschliesslich 9370 £ Rückstände und einer Summe von 65.167 £, welche dem Prinzen noch ausserdem ausbezahlt wurde. Die Prinzess von Wales bezieht nach Akt 26 Vict. cap. 1 10.000 £ und bei ihrer allenfallsigen Wittwenschaft 30.000 £. — Ferner erhalten noch aus diesem konsolidirten Fond 25.000 £ der Herzog von Edinburgh, 25.000 £ der Herzog von Connaught, 8000 £ die Kronprinzessin Friedrich Wilhelm von Preussen, 6000 £ die Prinzess Christian von Schleswig-Holstein, 6000 £ die Prinzess Louise Marquise von Lorne, 6000 £ der Herzog von Cambridge, 3000 £ die Grossherzogin von Mecklenburg-Strelitz 5000 £ die Prinzessin von Teck, früher Prinzessin Marie von Cambridge, 12.000 £ der Herzog Georg von Cambridge und 6000 £ die Prinzess Helena von Waldeck, Herzogin von Albany.

Die Heroldswissenschaft in England unterscheidet 10 Klassen von „Wappen", jedoch nimmt die neuere Gesetzgebung davon nur in so weit Kenntniss, als sie auf die Führung von Wappen eine Steuer legt, mögen solche vererbt, verliehen oder willkührlich angenommen sein, u. z. wurde dieselbe 1885 von mehr als 30.000 Personen entrichtet

Im britischen Reiche giebt es 10 „Ritter-Orden", nämlich den von Eduard III. 1348 gestifteten „blauen Hosenband-Orden", in 1 Klasse für Mitglieder souveräner Häuser und Personen aus dem hohen Adel, umfassend 25 ordentliche Mitglieder die einheimischen jetzt nur noch aus der Zahl der Pairs, nebst einigen „Extra Knights", Gebühr über 440 £; den „schottischen Orden der Distel oder vom heiligen Andreas", gest. 787, in 1 Klasse; den „irländischen Orden von St. Patrick", gest. 1783 von Georg III., in 1 Klasse, die nur wenige Mitglieder zählt; den „Orden des Sterns von Indien", gest. 1861 von der Königin Victoria in 1 Klasse, für Personen, welche sich um Indien verdient gemacht haben; den ebenfalls von der Königin Victoria 1877 gestifteten „kaiserlichen Orden der indischen Krone", in 1 Klasse, für hohe Damen; den „Bath-Orden", gest. 1399 nur als militärischen Orden, er wurde 1847 durch königl. Erlass umgestaltet und in 3 Klassen getheilt, u. z. jede in eine Civil- und Militär-Abtheilung sowie in ordentliche und Ehren-Mitglieder, die vom Staats-Sekretariat vorgeschlagen werden. Die erste Klasse der Grosskreuze besteht aus 50 Militär-Mitgliedern nicht unter dem Range eines General-Majors oder Kontre-Admirals und 25 Civil-Mitgliedern; die 2. Klasse der Commanders aus 180 ordentlichen Mitgliedern, die militärischen nicht unter dem Range eines Oberst-Lieutenants; und die 3. Klasse „Companions", welche nicht das Ehren-Prädikat „Sir" erhalten, besteht aus 525 Militär- und 200 Civil-Mitgliedern. Ferner giebt es noch den „Malteser-Ritter-Orden von St. Michael und St. Georg", gest. 1818, in 3 Klassen, für Verdienste im Mittelmeer; den „indischen Reichs-Orden", gest. 1877; den „Militär-Orden" für Eingeborne Britisch-Ostindiens, gest. 1842; und das „königl. rothe Kreuz", gest. 1883 in 1 Kl. von der Königin Victoria, für Frauen. Ausserdem wird noch das 1856 gestiftete „Victoria-Kreuz" zur Belohnung persönlicher Tapferkeit vor dem Feinde verliehen.

Das britische „Reichswappen" besteht aus einem Haupt-

und einem Herzschild, von denen jedes 4 Felder besitzt. Im ersten und vierten stehen in rothem Felde die drei goldenen Leoparden von England; im zweiten, welches auf goldenem Grunde eine doppelte Einfassung mit untergelegten Lilien zeigt, der aufgerichtete rothe Löwe von Schottland; im dritten endlich befindet sich die goldene Davidsharfe Irlands mit silbernen Saiten im blauen Felde. Das von einer Königskrone bedeckte „Herzschild" hat rechts die beiden goldenen Löwen des Herzogs von Braunschweig in Roth, links in einem goldenen Felde mit rothen Herzen bestreut den blauen Löwen von Lüneburg und das springende sächsische weisse Ross in blauer Umgebung. — Den Hauptschild bedeckt die königl. Krone von England mit dem darüber stehenden goldenen, gekrönten Löwen, während das grosse blaue Band des Hosenband-Ordens mit der Devise „Honni soit qui mal y pense" den Schild umgiebt und unter ihm die beiden Zweige liegen, welche die englische Rose, die schottische Distel und den irischen Klee in sich vereinigen und die Devise der Krone „Dieu et mon droit" umschlingen, während ein gekrönter Löwe sowie ein Einhorn die Schildhalter sind. — Die Reichsflagge, „Union Jack", ist aus den Kreuzen des St. Georg, Andreas und Patrick, den englischen, schottischen und irischen Ritter-Orden, zusammengesetzt und zeigt die drei Farben Roth, Blau, Weiss.

Die Volksvertretung und das parlamentarische Leben.

Die zweit höchste Gewalt im britischen Staate ist das „Parliament", Parlament, da dieses im Vereine mit der Krone dem Volke die bindenden Gesetze giebt, doch besteht keine niedergeschriebene vollständige Verfassung, sondern das ganze Zusammenwirken beider beruht auf altem Herkommen und einzelnen Vereinbarungen. Die Vor-

rechte der Krone als Oberhaupt der Nation erstrecken sich dem Parlament gegenüber auf einzelne spezielle Machtbefugnisse sie ernennt die Erzbischöfe und Bischöfe, welche als geistliche Lords dem Oberhause angehören, ertheilt den weltlichen Lords die Pairswürde erblich oder für ihre Person allein, und auf ihren Befehl wird die Volksvertretung gewählt, vertagt, einberufen, entlassen und auch gänzlich aufgelöst, während sich das Parlament aus eigener Vollkommenheit nur auf wenige Tage vertagen darf, sich mit dem Tode des Königs von selbst auflöst, beständig versammelt ist und niemals länger als auf 7 Jahre gewählt werden kann. Andererseits ist aber wieder, obwohl die Krone die sichtbare Spitze des Parlaments bildet, doch in letzterer die wirkliche Macht vertreten! — Die Fundamente des parlamentarischen Lebens in Grossbritannien wurden zuerst in der „Magna Charta" des Königs Johann vom Jahre 1215 niedergelegt, worin nicht nur eine Volksvertretung zur gesetzlichen Anerkennung gelangte, ein Privilegium, an dem keine spätere englische Regierung zu rütteln vermochte, sondern auch der Volksvertretung das Steuer- und Geldbewilligungs-Recht verbürgt wurde. Damals sassen aber die gewählten Gemeinen noch mit den ernannten Pairs in derselben Versammlung beisammen, eine Trennung der beiden Häuser erfolgte nur gelegentlich, indem dann die Gemeinen im Kapitelhause des Abtes von Westminster ihre Berathungen hielten. Seit dem Jahre 1530 haben sich aber die Gemeinen schon als besonderes Haus, „House of Commons", Unterhaus, eingerichtet und bald nachher bestätigte auch die Krone den erwählten „Speaker", Sprecher, oder Vorsitzenden derselben in seiner eigenartigen Würde. — Zu manchen Zeiten war die Zahl der Mitglieder dieses Hauses eine vielfach wechselnde, denn zu den Burgflecken, welche gleich von Anfang Vertreter dahin sandten, kamen später noch viele andere hinzu, denen dieses Recht von der Krone verliehen wurde;

andererseits ging durch Vernachlässigung oder Bestechung einigen Burgflecken jenes Recht wieder verloren und anderen ward es, weil sie die Kosten für ihren Abgeordneten nicht mehr zahlen konnten oder wollten, entzogen, obwohl in alten Zeiten ein Burgflecken-Vertreter nur 2 Shilling und ein städtischer 4 Shilling tägliche Diäten erhielt, während sie heut zu Tage das 10 und 5fache bekommen. — Durch die Vereinigung Schottlands und Irlands mit England wurden cirka 150 neue Sitze geschaffen, so dass die Zahl der Gemeinen bis 658 stieg, und die früher sehr beschränkten Wahlen, welche aus altherkömmlichen Rechten hervorgingen, sind durch die Reformakte vom 1867 sehr bedeutend erweitert worden, indem jeder Besitzer eines Hauses, dessen Reinertrag 10 £ beträgt, ebenso das Wahlrecht erhielt, wie jeder städtische Miether, der über ein Jahr lang eine unmöblirte Wohnung in demselben Werthe inne hatte, und nur für Schottland und Irland wurden diese Bestimmungen insofern etwas modificirt, dass man sie den dortigen Verhältnissen anpasste. Auch das Recht der Wählbarkeit ist nicht mehr vom Besitze eines bestimmten Vermögens abhängig, aber um eine Wahl durchsetzen zu können, sind so bedeutende Summen erforderlich, da durchschnittlich eine Wahl 1000 £ kostet, dass, wenn nicht die betreffende Partei die Kosten bezahlt, nur sehr wohlhabende Männer sich eine derartige Bewerbung erlauben können. — Doch dieses soeben beregte, bis zum Jahre 1884 Giltigkeit habende Wahlgesetz hatte vielfache schwer empfundene Uebelstände an sich, denn von den $9\frac{1}{2}$ Millionen erwachsenen Männern im britischen Stammlande besassen nur 3 Millionen, oder da manche Wähler doppelt und dreifach ihre Stimme als Hausherren, Grundbesitzer, Universitäts-Mitglieder u. s. w. abgaben, eigentlich wohl nur $2\frac{1}{2}$ Mill. das Stimmrecht; ja dieses Missverhältniss äussert sich noch schroffer, wenn wir die Wahlverhältnisse in England und Schottland, wo ein Mann unter 10 das Wahlrecht besass,

gegen Irland vergleichen, in welchem nur ein Mann unter 25 in der Wählerliste vertreten war, was seinen Grund darin hatte, dass dieses Land betreffs seiner gewerblichen Entwicklung hinter England und Schottland zurück ist. Auch überwiegt die städtische Bevölkerung in England die ländliche, während es in Irland umgekehrt ist, und da auch in England die Feldarbeiter nicht das Stimmrecht besassen, so war dasselbe um so weniger in Irland der Fall, in Folge dessen eine Menge dieser Leute oder ihnen nahe kommende Kleinpächter den Wahlen entzogen blieben. Im Gegensatze zum wenig städtereichen Irland ist in England die Zahl der Stadt- und Land-Bevölkerung nahezu gleich, aber unter den verhältnissmässig stärker vertretenen Städten gehören in den kleinen der Boden und die Häuser meist dem benachbarten Grundadel, so dass dieser unverhältnissmässig stark im Unterhause vertreten war und kleine, in jeder Beziehung unbedeutende Burgflecken mehr Abgeordnete, als manche gewerbliche und geistig regsame Grosstadt hatten. Am ungünstigsten gestalteten sich diese Zustände in London, denn diese Metropole mit einer ganz Schottland gleichkommenden Bevölkerungszahl hatte nur 25 Abgeordnete, während jenes 60 besass! — All' diese und manch' andere Uebelstände, die hier zu erörtern uns zu weit führen würde, veranlassten die Liberalen, immer nachdrücklicher mit ihren Reform-Bestrebungen hervorzutreten und zu diesem Zwecke mehrere Tausend Meetings abzuhalten, an denen sich in Summa ungefähr 4 Mill. Menschen betheiligt haben dürften. Nachdem auf diese Weise die öffentliche Meinung für die Sache gewonnen war, sah sich Minister Gladstone in die Lage versetzt, mit Aussicht auf Erfolg ein „neues Wahlgesetz" im Parlament einbringen zu können, welches denn auch nach langen und heftigen Kämpfen zwischen den beiden grossen politischen Parteien, am 6. Dezember 1884 die Sanktion der Königin erhielt. Dasselbe führte den Titel „Gesetz zur

Erweiterung des Rechts in Bezug auf die Vertretung der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs". Keins der früheren Wahlreform-Gesetze hat eine so grosse Zahl neuer Wähler geschaffen wie das jetzige. 1832 waren es nicht ganz 500.000 Bürger des britischen Stammlandes, welchen das Wahlrecht verliehen wurde; 1866 stieg die Zahl der nach dem Gesetze von 1832 zur Wahl Berechtigten auf 1,136.000. Durch den Akt vom Jahre 1867 wuchs diese Zahl auf 2,448.000, die sich durch die Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes auf cirka 3 Mill. bezifferten. Das Gesetz vom 6. Dezember 1884 fügt den Wahllisten volle 2 Millionen neue Wähler, Haushalter und Miether in Stadt und Land hinzu, und zwar über 1,300.000 in England und Wales, über 200.000 in Schottland, und über 400.000 in Irland. Dieses neue Gesetz trat mit dem 1. Jan. 1885 in Kraft, in Wirklichkeit jedoch können die neuen Wahlberechtigten nicht vor dem Beginne des Jahres 1886 von ihrem Rechte Gebrauch machen, da die Registrirung derselben erst im Herbst 1885 erfolgen konnte. — Doch wäre dieses grosse verdienstvolle Reformwerk Gladstone's wahrscheinlich nicht im Jahre 1884 zum vollen Abschluss gekommen, wenn die Königin nicht so sehr mit ihrer Abreise nach Balmoral gedrängt hätte, so dass das Unterhaus, um keine weitere Verzögerung in der Sanktion eintreten zu lassen, in Bausch und Bogen die vom Hause der Lords vorgenommenen Korrekturen an dem neuen Gesetze annahm, denn hätte sich die jetzige Abreise verzögert, so war die Möglichkeit vorhanden gewesen, dass einige Radikale im Unterhause protestirt hätten, wodurch es wieder einmal einen Konflikt zwischen den beiden Häusern gegeben hätte. — Leider nimmt die wesentlichste „Korrektur" manchem Hunderttausend ihr Wahlrecht, doch auch in der von der Regierung vorgelegten Bill war dies durch den Satz geschehen, dass W ä h l e r, w e l c h e f ü r s i c h o d e r i h r e F a m i l i e f r e i e ä r z t l i c h e B e h a n d l u n g o d e r M e d i z i n e n v o n d e r G e m e i n d e e r h i e l t e n, u n f ä h i g s e i n s o l l t e n, z u s t i m m e n,

was jedenfalls im höchsten Grade ungerecht ist, denn der Wähler der Zukunft lebt in vielen Fällen nur von einem kargen Wochenlohne in ärmlichem Häuschen und würde selbst nicht im Stande sein, einen Arzt zu honoriren, wenn ihm also die Gemeinde zu Hülfe kommt, so ist das nicht als ein Almosen anzusehen, sondern man will damit verhüten, dass nicht durch ärztliche Vernachlässigung dieser kleinen Leute der Keim zu epidemischen Krankheiten gelegt wird, und es ist nur zu bedauern, dass in einem von einem liberalen Kabinet eingebrachten Gesetzentwurf eine so gehässige Bestimmung Aufnahme finden konnte. Aber Gladstone hatte eben in äusseren und inneren Fragen mit vielen wechselnden Kompromissen arbeiten müssen, um die liberalen Moderados, oder einzelne steifleinene Whigs, die den Liberalismus als Sammtweste tragen, oder auch um einen so frisch gebackenen Liberalen, wie den Ex-Tory Lord Derby, zu beschwichtigen und geschmeidig zu machen. Höchst lobenswerther Weise strich jedoch das Unterhaus jene medizinische Klausel, die aber dann vom Hause der Lords im vollen Umfange wieder hergestellt wurde. — Die praktischen Vorarbeiten für die zum November 1885 in Aussicht gestellten Neuwahlen gaben natürlich viel zu thun, denn die frisch geschaffenen 2 Millionen Wähler mussten registrirt und nach Farbe, „blau" oder „gelb" gebucht werden. Die leichteste Arbeit bot Schottland, da der schottische Mann aus dem Volke durchweg politisch radikal ist, obwohl er sich andererseits in religiösen Dingen ungeheuer konservativ verhält. Er besass bereits Schulbildung, ehe man in England auch nur an die Einführung des Schulzwanges dachte; er ist aber radikal, weil die ländlichen Grundherren noch heute rücksichtslos ihrem Eigennutz die Zügel schiessen lassen und die Clan-Treue mit Undank belohnen! In England machten Agenten dem „Hodge" (Spitzname für Bauer) die feinen Unterschiede zwischen Whig und Tory klar, trotzdem er selbst kaum weiss, ob er ein

konservativer oder liberaler Staatsbürger ist, und der Arbeiter in den ländlichen Fabriken wurde durch manche stumme Pression gezwungen, nach dem Willen des Brodgebers zu stimmen, denn die geheime Zettelwahl wirkt in Bekanntenkreisen nicht als Schutzmittel gegen die Ausfindung der Person! — Daher darf man von der ersten Probe mit der neuen Reform nicht allzugrosse Veränderung in der Landesvertretung voraussetzen; immerhin ist aber Gladstone's Bill ein werthvoller Anfang zu grossen Neugestaltungen in der Zukunft! — Für die Metropole London (61 Sitze) treten 56 liberale, 43 konservative und 11 Arbeiter- oder unabhängige Kandidaten auf; für 400 Sitze im übrigen England 397 Liberale, 324 Konservative und 26 Unabhängige; für 30 Sitze in Wales 27 Liberale und 20 Konservative; und für 72 Sitze in Schottland 67 Liberale, 35 Konservative und 13 Kleinbauern oder Arbeiter. Somit giebt es für 567 Sitze, ausschliesslich Irland mit 103 Abgeordneten, 547 liberale und 422 konservative Kandidaten, sowie 53 Unabhängige, Radikale, Arbeiter-Kandidaten etc. Die Zahl der Mitglieder, welche ihre Wiederwahl anstrebten, betrug 299, worunter sich 233 Liberale befanden, während man die unbeanstandeten Liberalen gegenwärtig auf 94 und die unbeanstandeten Konservativen auf 57 schätzt. All' die Neuwahlen für das Parlament werden aber erst in der dritten Woche des November 1885 stattfinden, worauf das neue Parlament im Dez. zusammentritt, jedoch die Geschäfte nur auf die Erwählung des Sprechers und die Einschwörung der Mitglieder beschränkt, da es dann wieder vertagt wird, um wie herkömmlich, im Februar 1886 für die regelmässige Session sich wieder zu versammeln.

Doch ist man in liberalen Kreisen mit dem nun endlich erlangten neuen Wahlgesetze, aus dem man so bald wie möglich die traurige Klausel über die Wahlunfähigkeit wegen Inanspruchnahme sanitärer Gemeindehülfe entfernen

will, noch keineswegs zufrieden, sondern arbeitet jetzt schon energisch an wichtigen Gesetzvorlagen zur gründlichen Reorganisation des Oberhauses, das man in politischer Beziehung analog dem Hause der Gemeinen konstruiren will, so dass die jeweilig am Ruder stehende Partei nicht allein wie jetzt nur im House of Commons, sondern in beiden Häusern dominirt, wodurch eine Menge schwer drückende Uebelstände aus dem Wege geräumt wird, zu denen in erster Instanz der ewige Streit zwischen dem Hause der Lords und dem Hause der Gemeinen gehört, welcher nicht nur viele Gefahren in sich birgt, sondern auch eine Demüthigung für beide Häuser bildet. Ferner verlangt man, wenn schon eine zweite erbliche Kammer nöthig, dass ihr nur gestattet sei, eine Vorlage einmal zu verwerfen, und dass sie gezwungen sein soll, dieselbe anzunehmen, wenn sie ihr ein zweites Mal zugeht. Viele gehen übrigens noch weiter und erklären in ihren verschiedenen Reden, eine erbliche und unverantwortliche gesetzgebende Körperschaft könne keine dauernde Institution in einem freien Lande bleiben! — Das gegenwärtige Oberhaus oder Haus der Lords, „House of Lords“, besteht aus den volljährigen Prinzen des königl. Hauses, „Princes of blood royal“; den geistlichen Lords, „Lords spiritual“, d. h. den beiden Erzbischöfen von Canterbury und York und 24 Bischöfen; und aus den weltlichen Lords, „Lords temporal“, auch Pairs des Reichs, „Peers of the realm“ genannt, welche das erbliche Privilegium geniessen, mit dem 21. Lebensjahre einen Sitz im Oberhause einzunehmen. Dazu kommen dann noch 16 für die Dauer jedes Parlaments von ihren Standesgenossen gewählte Repräsentanten des schottischen, und 28 lebenslänglich gewählte des irischen Adels. Doch sitzen mehrere Mitglieder des schottischen und irischen Adels auf Grund englischer Titel im Parlament, wie z. B. der schottische Herzog von Buccleugh als englischer Graf von Doncaster. — In der 2. Session des Jahres 1884 bestand das Haus der Lords aus

512 Mitgliedern, von welchen 4 königl. Prinzen, 2 Erzbischöfe, 20 Herzöge, 18 Marquesse, 113 Earls, 27 Viscounts, 24 Bischöfe, 260 Barons, 16 schottische Repräsentanten-Pairs und 28 irische gewählte Pairs waren; ausserdem gab es noch 12 minderjährige Pairs. Die Anzahl der Namen auf der „Roll", Liste, betrug 1830 401, 1840 457, 1850 448, 1860 458, 1877 503. Ungefähr 200 dieser erblichen Pairs wurden im 19. Jahrhundert ernannt. Ausschliesslich königl. und geistliche Pairs datiren die 4 ältesten jetzt bestehenden „Peerages" im House of Lords vom Ende des 13. Jahrhunderts, während 5 aus dem 14., 10 aus dem 15., 18 aus dem 16., 45 aus dem 17., 110 aus dem 18. und 296 aus dem 19. Jahrhundert stammen. Doch sind 6 erbliche, 21 schottische und 67 irische Pairs nicht Pairs des Parlaments.

Für das „Haus der Gemeinen" besitzen nach dem neuen Wahlgesetze im ganzen britischen Stammlande das „aktive und passive Wahlrecht" die Eigenthümer oder Pächter von Wohnhäusern, welche die Armensteuer zahlen; die Besitzer von Läden und verschiedenen Gebäuden mit oder ohne Land, die nicht in die Kategorie der Wohnhäuser fallen, wenn der Netto-Ertrag oder reine Werth eines solchen Besitzes mindestens 10 £ beträgt; die Miether von solchen Wohnungen, die einen jährlichen Netto-Werth von 10 £ und mehr haben. Ausgenommen hiervon sind die Minderjährigen, d. h. diejenigen, welche noch nicht das 21. Lebensjahr erreicht haben, Frauen. Ausländer, die englischen und schottischen Pairs, die Richter und gewisse andere Beamte, die Geistlichen der englischen, schottischen und römischen Kirche und Personen, welche zur Regierung in einem Kontraktverhältnisse stehen. — Um aber für dieses Haus „wählbar" zu sein, muss ein Mann nicht nur das 21. Lebensjahr erreicht haben, sondern auch alle übrigen Vorbedingungen eines Wählers besitzen. Ausgeschlossen hiervon sind jedoch alle Priester und Diakonen der englischen

Kirche, oder Geistliche der Kirche von Schottland, und römisch-katholische Priester; ferner sämmtliche Regierungs-Kontrahenten, Sheriffs oder Returning-Officers für den Ort, wo sie amtiren, und sämmtliche Pairs, mit Ausnahme der irischen. — Auch wurde, um die Unabhängigkeit der Abgeordneten des House of Commons zu erhalten, durch das „Statute 6 Anne" festgesetzt, dass wenn irgend ein Deputirter ein Amt von der Krone annimmt, welches mit materiellen Vortheilen verbunden ist, seine Wahl rückgängig gemacht und eine neue ausgeschrieben werden muss!

Durch einen Akt vom Jahre 1872, der bis zum 31. Dez. 1880 in Kraft zu bleiben hatte und dann wieder von Jahr zu Jahr verlängert wurde, haben alle Wahlen für das Parlament durch geheime Abstimmung und Ballotage vor sich zu gehen. — Das Parlament wird einberufen vom Lordkanzler durch einen Erlass im Namen des Monarchen, im Auftrage des „Privy-Council", wenigstens 35 Tage vor dem Versammlungs-Tage, u. z. betrug die Dauer der verschiedenen Parlamente seit dem Jahre 1796:

Unter der Regierung	Parlament	Wurde einberufen	Wurde aufgelöst	Dauerte J.	M.	T.
Georg III. .	1.	27. Sept. 1796	29. Jan. 1802	5	4	3
„ .	2.	31. Aug. 1802	24. Okt. 1806	4	1	25
„ .	3.	15. Dec. 1806	29. Apr. 1807	0	4	15
„ .	4.	22. Juni 1807	24. Sept. 1812	5	3	7
„ .	5.	24. Nov. 1812	10. Juni 1818	5	6	16
„ .	6.	4. Aug. 1818	29. Feb. 1820	1	6	25
Georg IV. .	7.	23. Apr. 1820	2. Juni 1826	6	1	9
„ .	8.	14. Nov. 1826	24. Juli 1830	3	8	10
Wilh. IV. .	9.	26. Okt. 1830	22. Apr. 1831	0	5	28
„ .	10.	14. Juni 1831	3. Dez. 1832	1	5	20
„ .	11.	29. Jan. 1833	30. Dez. 1834	1	11	1
„ .	12.	19. Feb. 1835	18. Juli 1837	2	5	0
Victoria	13.	14. Nov. 1837	23. Juni 1841	3	7	9

Unter der Regierung	Parlament	Wurde einberufen	Wurde aufgelöst	Dauerte J.	M.	T.
Victoria . .	14.	11. Aug. 1841	23. Juli 1847	5	11	12
„ . .	15.	21. Sept. 1847	1. Juli 1852	4	8	11
„ . .	16.	4. Nov. 1852	20. März 1857	4	4	11
„ . .	17.	30. Apr. 1857	23. Apr. 1859	1	11	23
„ . .	18.	31. Mai 1859	6. Juli 1865	6	1	6
„ . .	19.	6. Feb 1866	31. Juli 1868	2	5	25
„ . .	20.	10. Dez. 1868	26. Jan. 1874	5	1	16
„ . .	21.	5. März 1874	24. März 1880	6	0	17
„ . .	22.	29. Apr. 1880	18. Nov. 1885	5	6	19

Tritt, während das Haus versammelt ist, eine Vakanz ein, so wird die Ersatzwahl auf Grund eines Beschlusses des Hauses ausgeschrieben, ereignet sich aber die Vakanz während der Ferien, dann schreibt der Speaker die Ersatzwahl aus. — Seit einiger Zeit ist es auch Sitte, dass sich das Parlament in alljährigen Sessionen vereinigt, die von Mitte Februar bis ungefähr Mitte August dauern, doch muss jede Session mit einer „Prorogation" enden, so dass alle Bills, welche nicht bis zum Schluss der Session erledigt wurden, fallen, und um sie durchzubringen, in der nächsten wieder ganz neu eingebracht werden müssen. — Beide Häuser haben gleichzeitig zu tagen, und die Vertagung geschieht entweder durch den Monarchen persönlich oder durch einen Beauftragten der Krone oder durch Proklamation. Das House of Commons erscheint bei dieser Gelegenheit wieder an der „Bar", worauf der „Speaker", sobald Ihre Majestät persönlich anwesend ist, über die Arbeiten der beendeten Session Bericht erstattet. Wenn das Parlament tagt, werden zu bestimmten Zwecken vom Unterhause besondere Kommissionen, „Special committees", erwählt, hingegen bei Spezialberathungen erklärt sich das Haus selbst als Kommission, „General committee", und dann präsidirt nicht der Speaker, wie in jeder beschliessenden Sitzung, sondern der Vorsitzende des Finanz-Ausschusses

„Chairman of the Committee of ways and means“ übernimmt das Präsidium. — Jedes Mitglied des House of Commons darf im Hause einen Gesetzvorschlag, „Bill“, machen; betrifft derselbe allgemeine Angelegenheiten, so wird er „Public bill“, öffentliche Bill, genannt, ist jedoch die Anordnung für einen bestimmten Fall in's Auge gefasst, so heisst der Vorschlag „Private Bill“, Privatbill. — Der Sprecher, Vorsitzende des Oberhauses, der Lordkanzler, hat ebenso kein Stimmrecht wie die „Beisitzer“ im Oberhause, zu denen die 12 Ober-Richter des Landes, sowie eine Anzahl hoher richterlicher Würdenträger gehören, die ihren Rath nur dann abgeben, wenn sie das Haus besonders dazu auffordert. Als Sitz dient sowohl dem Sprecher als den Beisitzern der „Wollsack“, ein grosses, viereckiges, mit rothem Tuch bedecktes Kissen. — Die Mitglieder des Oberhauses stimmen mit „Content“, einverstanden, und „Non content“, nicht einverstanden, während die des Hauses der Gemeinen mit „Ay“, Ja, und „No“, Nein, ihre Stimme abgeben. Das Oberhaus ist beschlussfähig, sobald nur „3“ Mitglieder mit Einschluss des Lordkanzlers, das House of Commons wenn 40 Mitglieder der Sitzung anwohnen. — Die Pairs bilden ausserdem den „obersten Gerichtshof“, der über die Apellation gegen die Entscheidungen der anderen Gerichtshöfe erkennt; auch richten sie nur allein über ihres Gleichen, und die im Gesetzwege auszusprechenden Strafen gehören der Hoheit des ganzen Parlaments an. Werden Anklagen in Vertretung des Volkes erhoben, so stellen die Gemeinen zuerst das Verbrechen fest und halten demnächst die Anklage vor den Lords aufrecht. Ferner übt das Haus der Gemeinen, ebenso wie das der Lords eine unbedingte Disziplin über seine Mitglieder und kann selbst die Ausstossung derselben beschliessen, wenn ihre Handlungen geeignet wären, das Ansehen des Parlaments zu beeinträchtigen. — Doch haben die Gemeinen nur korporativ mit ihrem Speaker an der Spitze und nur dann, wenn sie eine Adresse zu überreichen wünschen,

das Privilegium eine Audienz beim Monarchen zu verlangen. — Sonst stehen beide Häuser in Bezug auf ihre Privilegien gleich und beide haben das Recht zu erklären, welche Fälle nach dem Gesetz und Gewohnheitsrecht des Parlaments Privilegienbruch sind; immerhin ruht aber der Schwerpunkt des ganzen staatlichen Lebens im Unterhause, da dieses die Höhe der Steuern und alle für den Staat erforderlichen Gelder feststellt. — Beide Häuser bestrafen die Schuldigen durch Verweis oder Freiheits-Entziehungen, auch wenn dieselben nicht dem Parlament als Mitglieder angehören, und ihren Haftbefehlen müssen die Gerichtsbehörden und Sheriffs in den Gemeinden des Landes ohne Weigerung nachkommen, ja jeder Widerstand unterliegt sogar strengen Strafen! Die Beleidigung des Parlaments durch Schmähschriften wird als Attentat auf dessen Privilegien mit Geldbusse oder Freiheitsentziehung geahndet, und Fälle dieser Art sind auch noch in neuerer Zeit häufig vorgekommen; früher galt auch die Veröffentlichung der Sitzungsberichte als strafbares Vergehen und wurde noch im vorigen Jahrhundert vom Parlament verfolgt und erst in diesem Säculum hat man stillschweigend geduldet, dass die Zeitungen die Debatten der Sitzungen veröffentlichen, ja den Vertretern der Presse wurde sogar eine eigene „Journalisten-Tribüne" zugewiesen, welche allmählig eine stets bedeutendere Entwicklung gewann und sich innerhalb der letzten Jahre wesentlich vergrössert hat, denn ihre Mitgliederzahl beträgt jetzt 228. Aber der für diesen Zweck bestimmte Raum ist im Hause der Gemeinen und Lords so knapp bemessen, dass die Tribüne bei grossen Debatten buchstäblich überfüllt ist. Sie theilt in dieser Beziehung eben das Schicksal des Unterhauses, dessen Mitglieder, wenn sie in voller Zahl anwesend, auch genöthigt sind, sich in alle möglichen Ecken und Winkel einzuzwängen, sodass viele stehend der Debatte lauschen. Alljährlich wählt die Journalisten-Tribüne ein zwölfgliederiges Komité, das über die Disziplin

der Tribüne wacht, für die nöthigen Veranstaltungen sorgt und bei Behörden das Wort für dieselbe führt. Diese Wahl hat jüngst wieder stattgefunden und „J. Heckscher", ein Deutscher, Chef des Berichterstatter-Personals des Reuterschen Bureau's auf der Tribüne und einziger Ausländer in derselben, wurde wieder an die Spitze des Komité's berufen. — Auf Grund des alten Rechts kann aber noch immer die Veröffentlichung der Sitzungs-Berichte jederzeit verboten und der Drucker derselben zur Verantwortung gezogen werden! — Auch ist es erst in den letzten Jahrzehnten gestattet worden, da alle Parlaments-Sitzungen grundsätzlich geheim sind, dass Fremde den Sitzungen als Zuhörer beiwohnen, doch kann noch gegenwärtig jedes Mitglied des Hauses vom Speaker die Räumung der Gallerien, „To observe strangers", d. h. Fremde zu bemerken, verlangen, was denn auch häufig geschieht; überdies bringt jeder Ungehorsam des Fremden im Hause denselben unter das Strafrecht dieser Volksvertretung. — Andererseits schützen aber Privilegien der verschiedensten Art die Parlaments-Mitglieder vor Verfolgung durch die Gerichte, vor Schuldhaft und Auspfändung. — Ebenso wie all' diese beruhen noch viele andere Rechte des Parlaments hauptsächlich auf altem Herkommen sowie der glücklicherweise allmählig modernisirten Praxis, wodurch dasselbe gewissermassen einen altfränkischen Charakter an sich trägt, und in seinen Verhandlungen häufig recht eigenartig im Vergleich zu den europäischen Parlamenten erscheint, denn das altehrwürdige steckt überall seinen Zopf heraus und man müsste unwillkührlich darüber lachen, wenn nicht hinter all' diesem Ererbten eine so grosse Macht stehen würde! Am meisten zeigen sich diese uralten Ceremonien bei jeder Eröffnung des Parlaments, denn bei solchen Gelegenheiten ist das Haus der Lords mit seiner schweren Pracht und seinem goldverzierten Throne der Schauplatz des feierlichen Ereignisses. In diesem Saale vereinen

sich dann beide Häuser. Das Staatsoberhaupt besteigt den Thron, die geistlichen Pairs in ihren Ornaten und die weltlichen Lords in häufig überladenen Gala-Uniformen oder in ihren Roben gruppiren sich streng nach dem Range geordnet zu beiden Seiten desselben, und der Lordkanzler nimmt mit Gravität seinen Sitz auf dem „Wollsack" ein, während die „Clerks" mit ihren Gehülfen an ihrem breiten Schreibtische beschäftigt sind, und die Thürsteher in altenglischer Tracht mit langen schwarzen und weissen Stäben auf ihren Posten stehen. Ist alles derartig versammelt, dann giebt der Lordkanzler einen Wink, worauf einer der Gentlemen Thürsteher, mit dem schwarzen Stabe hinausschreitet, um die in ihrem Sitzungs-Saale im andern Flügel des neuen gothisch gebauten Parlamentshauses versammelten Gemeinen zu benachrichtigen, dass die Lords ihr sofortiges Erscheinen verlangen, in Folge dessen sich diese in den Saal der Pairs begeben, wo dann das Verlesen der Thronrede oder der königl. Ordre, die das Parlament eröffnet, erfolgt, nach deren Schluss der Lordkanzler die Aufforderung an die Gemeinen richtet, sich ihren „Speaker", Präsidenten, zu wählen. Die Gemeinen kehren hierauf gleich in ihren Sitzungs-Saal zurück, während das Haus der Lords sich zur Ablegung der Roben vertagt. — Nach dem Wiedereintritt der Pairs in den Saal, denen im Falle der Verhinderung des Lordkanzlers einer der von der Krone ernannten „Lord Commissioners" präsidirt, wird das Gebet, mit dem jede Sitzung des Tages eröffnet werden muss, von einem der Bischöfe verlesen und dann zur Eidesleistung übergegangen, wozu der „Wappenkönig" das Verzeichniss der weltlichen Lords einreicht. Sind neu ernannte Pairs vorhanden, dann werden sie in ihren Roben von zwei Pairs ihres Ranges in demselben Kostüm, eingeführt, voran der Thürsteher mit dem schwarzen Stabe, nach ihm der erste Wappenkönig Englands, der Lord-Oberhofmarschall und der Lord-Oberkämmerer, worauf die Novizen auf einem Knie ruhend, dem Lordkanzler ihre Patente

überreichen. Während dieser Zeit wählt das Unterhaus seinen Sprecher, der wegen seines wichtigen, schwierigen Amtes als Wächter der Privilegien des Hauses sowie der geheiligten Gebräuche und Gesetze desselben ein im Parlamentsleben praktisch sehr erfahrener und hochgeachteter Mann sein muss. Doch wird bei dieser Wahl gar nicht auf die politische Parteistellung desselben gesehen, und ein Wahlkampf, wie in den Abgeordnetenhäusern anderer Länder findet in der Regel nicht statt, sondern einer der einflussreicheren Abgeordneten, der allerdings mit der Meinung des Hauses vertraut sein muss, schlägt zu diesem Zwecke eines der Mitglieder desselben zum Speaker vor, ein anderer der Gegenpartei unterstützt diesen Antrag, und erhebt sich, wie dies gewöhnlich kein Widerspruch, so ist der Vorgeschlagene ohne weitere Abstimmung gewählt und wird zu seinem erhöhten Sessel „Chair", geleitet, wo er die Glückwünsche der hervorragendsten Deputirten empfängt. Zugleich legt man den Stab, das alterthümliche Szepter, „Mace", als Zeichen seiner Würde vor ihm auf die Tafel, wo es sich während der Sitzungen immer befindet, so lange der Sprecher den Chair einnimmt. Am folgenden Tage versammeln sich die Abgeordneten wieder, der Sprecher in langer Perrücke und schwarzer Robe mit weissen Bäffchen thront auf seinem reich geschnitzten Stuhle und erwartet die Ankunft der Botschaft des Lordkanzlers, um sich dann an der Spitze seines Hauses abermals zu den Pairs zu begeben, denen er sich zur Bestätigung in seinem Amte vorstellt. Hierauf spricht der Lordkanzler die königl. Bestätigung aus, und der Speaker erwidert dies mit der herkömmlichen Petition Namens der Gemeinen an das Staatsoberhaupt, um Anerkennung aller hergebrachten und zweifellosen Rechte, die der Lordkanzler ebenfalls in deren Namen sogleich ertheilt.

Nach diesem umständlichen Vorspiele beginnt das Haus der Gemeinen seine eigentliche Geschäftsthätigkeit. Der Sprecher

nimmt nach dem Gebete zum ersten Mal die Zählung des Hauses vor und darf seinen Sitz nicht einnehmen, bevor nicht 40 zur Beschlussfassung nothwendige Abgeordnete anwesend sind, und ist dies der Fall, so findet als erste Handlung die Eidesleistung jedes der anwesenden Mitglieder statt. Häufig hält das Parlament auch Abends und Nachts seine Sitzungen, wobei jedoch einer alten Gewohnheit gemäss keine Kronleuchter, Lampen oder Kerzen benutzt werden dürfen, sondern heut zu Tage elektrisches Licht die weiten Räume durch die matte Glasdecke Tageshell erleuchtet und den Sitzungs-Sälen einen Schein ruhiger, wohlthuender Klarheit verleiht. Ueberdies ist im Unterhause auch nichts von jenen bunten Farben und romantischen Bildern, von Purpur, Edelsteinen, Wappensprüchen etc., wie bei den Lords, zu sehen, sondern überall herrscht schlichte bürgerliche Einfachheit, aber im modernen Style. — Die Verhandlungen bewegen sich in genau vorgeschriebenen Formen, über deren Beobachtung der Sprecher sorgfältig wacht, doch besteht keine geschriebene Geschäftsordnung, sondern nur eine Resolution des Hauses vom 29. Febr. 1880, durch welche dem systematischen Missbrauche der unbegrenzten Freiheit der Debatte abgeholfen werden soll. — Rechts und links vom Sessel des Speakers befinden sich die mit grünem Leder überzogenen Bänke der Mitglieder, u. z. sitzen rechts die Ministeriellen, links die Opposition; jeder Abgeordnete kann sich übrigens hinsetzen, wo es beliebt, nur hat er kein Recht auf den Platz, wenn er nicht auf demselben beim Gebet zu Anfang der Sitzung gewesen ist. So lange die Abgeordneten auf den Bänken sitzen, haben sie, wenn sie wollen, ihren Cylinderhut auf dem Kopfe, wer zu reden beabsichtigt, steht auf und nimmt den Hut ab; auch giebt es keine Redner-Tribüne und keine besondere Minister-Bank, sondern jeder spricht von seinem Platze aus. Kommt es zur Abstimmung, so weist der Speaker pro forma mit lautem Rufe die anwesenden Fremden hinaus, doch Niemand leistet dieser

Aufforderung Folge, wenn nicht wirklich zu einer geheimen Sitzung übergegangen werden soll. Die Mitglieder verlassen, um abzustimmen, den Saal, dessen äussere Thüren verschlossen werden; dann stellen sich die erwählten Stimmzähler an bestimmte Eingänge, durch welche die Abgeordneten, wenn sie sich über die Abstimmung entschieden haben, wieder einzeln eintreten, u. z. kommen durch die eine Thür die „Ay-", Ja-, durch die andere die „No-", Nein-Sager. Hierauf setzen sich die Mitglieder wieder auf ihre grünen Bänke und die Verhandlung, welche meistens den Anschein eines ungeregelten Durcheinander hat, nimmt ihren weiteren Verlauf, nur zuweilen unterbrochen durch ein Hört! Hört! ein Gemurmel oder einen Ruf zur Ordnung, oder auch einer Rüge des allmächtigen „Speakers", wenn sich ein Redner eine Ungehörigkeit, vielleicht gar eine Beleidigung des Hauses oder eines anderen Abgeordneten zu Schulden kommen liess. War aber das Verschulden grösser, dann folgt gewöhnlich auch schon die Disziplinar-Strafe unmittelbar auf dem Fusse, welche bei Ungehorsam ohne Weiteres in Haft besteht, worauf man den Schuldigen in den Tower oder in's Parlaments-Karzer abführt, wo er ohne Gnade so lange bleibt, bis ein Beschluss des Hauses oder das Ende der Session ihm die Freiheit meist nur unter der Bedingung zurückgiebt, vor versammeltem Hause demüthig Abbitte zu leisten. Für derartige Urtheils-Vollziehungen ist stets der „Sergeant-at-Arms" auf dem Posten, dem der Kastellan des Hauses als sein Oberpedell zur Seite steht. Diesen Beamten und Unterbeamten, wozu ebenfalls die Thürhüter gehören, obliegt es, die Ordnung in und vor dem Hause aufrecht zu halten, die Gefangenen des Parlaments zur Vernehmung einzuführen und in Gewahrsam zu schaffen, die Fremden, wenn es verlangt wird, zu entfernen und sie fest zu nehmen, wenn sie sich ungeziemend betragen; auch sind sie mit der Vollstreckung der Haftbefehle ausserhalb des Hauses beauftragt. — Trotz dieser strengen Disziplin, verbunden mit

vielfachen Kosten, Mühsalen, Arbeiten, ja Beschimpfungen gelegentlich der Wahlen, denen jeder Abgeordnete unterworfen ist, bildet doch ein Sitz im Unterhause wegen der dadurch gewonnenen Privilegien, des Einflusses auf die Gesetzgebung und des Ansehens der Gesellschaft, das Ziel der Sehnsucht für die reiche Mittelklasse Englands!

Wenn die Königin das Parlament in „eigener Person“ eröffnet, was seit dem Tode des Prinz-Gemahls sehr selten geschieht, dann strömt stets eine ungeheure Volksmenge herbei, um den prächtigen Zug zu bewundern, der vom Buckingham-Palace über Whitehall nach dem Parlaments-Gebäude geht. Voraus zieht ein Kortège, bestehend aus 6 sechsspännigen Wagen, einer Eskadron der berittenen Leibgarde und zwei Musikkorps, diesen folgt dann der achtspännige Wagen der Königin, in welchem die Hohe Frau mit einer Diamantkrone auf dem Haupte, Platz genommen hat, gleichfalls von Leibgarden zu Pferde und einer zahlreichen Dienerschaft in alterthümlichen Kostümen eskortirt, während ihr gegenüber die Ober-Hofmeisterin sitzt. — Der Zug tritt dann durch das hohe Portal des Victoriathurmes in das Innere, worauf die Königin mit ihrer Begleitung über die „Royal Staircase“, Treppe, zur „Norman Porch“, Vorhalle, schreitet, und sich von hier aus in's „Robing-room“, wo ihr der königl. Mantel umgehängt wird, und dann durch die „Royal Gallery“ nach dem „Hause der Lords“ begiebt. Dieser Sitzungs-Saal des Oberhauses ist der prachtvollste Raum des ganzen Gebäudes, er hat 27·4 Mtr. Länge, 13·7 Mtr. Breite, eben solche Höhe, und an seinen beiden Langseiten 12 mit schönen Glasmalereien geschmückte Fenster, überdies zieren ihn noch zahlreiche hervorragende Gemälde, Holzschnitz-Arbeiten und kunstvolles gothisches Getäfel. Im grossen Ganzen zerfällt der Saal in drei Theile, den südlichen mit dem königl. Throne, den mittleren Hauptraum mit dem „Wollsack“ und den Bänken der Pairs, und schliesslich den nördlichen Raum hinter der „Bar“, in welchem bei der

Eröffnungs- und Vertagungs-Ceremonie des Parlaments ein Theil der Mitglieder des Hauses der Gemeinen mit dem Sprecher an der Spitze Platz findet. Die Bänke der Lords werden aber bei der Eröffnung gewöhnlich von den Damen der Pairie, und die der Bischöfe von den fremden Gesandten eingenommen da sich die Lords sowie die Bischöfe stehend in der Nähe des Thrones aufhalten. Dieses ganze vornehme Ensemble, dessen Mittelpunkt die Königin auf dem Throne bildet, macht durch seine kostbaren, zum Theil malerischen Trachten und die eleganten Toiletten der zahlreichen Damen, welche auch die Gallerien erfüllen, einen wahrhaft imposanten festlichen Eindruck; doch ist die Ceremonie der Parlaments-Eröffnung gewöhnlich schnell vorüber, denn nachdem der Lordkanzler die Thronrede verlesen hat, entfernt sich die Hohe Frau wieder und der königl. Zug kehrt dann in derselben Ordnung nach Buckingham-Palace zurück, wie er gekommen.

Was die inneren „Partei-Verhältnisse des Parlaments" betrifft, so finden wir, dass in neuerer Zeit gewaltige Veränderungen vor sich gegangen sind, denn der linke Flügel der Torys und der rechte der altliberalen Whigs hatte sich zu einem gemeinsamen Vorgehen vereint, was schliesslich zum Sturze des Ministeriums Gladstone führte. Es waren endlich die Dinge gereift, die sich schon seit Langem vorbereitet hatten, umsomehr, da bereits in den beiden letzten Sessionen des Parlaments die ministerielle Mehrheit wiederholt in Frage gestellt war, so oft heikle Angelegenheiten, wie die „Cloture-Bill", auf der Tagesordnung standen, so dass der Gegensatz zwischen den altliberalen Whigs aus der historischen und den neuliberalen Fortschrittlern aus der philosophischen Schule während der dem Sturze des Ministeriums vorausgehenden zwei Sessionen nur von Fall zu Fall mühsam ausgeglichen werden konnte, und mehr als einmal das gemeinsame Band, das sie zu einer geschlossenen Partei unter der ministeriellen Fahne einigen sollte, beinahe zerrissen wurde. So z. B. damals,

als der Herzog von Argyll aus der Regierung schied und sich mit einer Reihe seiner Gesinnungsgenossen der Opposition anschloss, ein Ereigniss, dem dann später der Austritt des Staats-Sekretairs für Irland, M. Forster, wegen der Abmachungen zwischen Gladstone und Parnell folgte. Mehr als das eigene Verdienst und Ansehen Gladstone's und seiner Freunde half zur Ueberwindung dieser Krise die Scheu der Gegner, die irische Last auf die eigenen Schultern zu nehmen, denn weder die Torys, noch die mit diesen verbundene whigistische Gruppe hielten sich für stark genug, die in Irland so gründlich verfahrene Politik wieder in ein richtiges Geleise zu bringen und wollten es Gladstone überlassen, mit der ganzen Verlegenheit fertig zu werden. Sie meinten nicht mit Unrecht, dass sich damit die durch die irischen Missgriffe ohnedies schon erschütterte Volksthümlichkeit des Premiers vollends abnützen werde. — Inzwischen kamen die Ereignisse in Egypten, und der billige Erfolg von Tel-el-Kebir brachte es dahin, dass jeder weitere Angriffsplan gegen das Kabinet auf eine gelegenere Zeit vertagt werden musste, und die Torys sowie ihre Verbündeten sich mit dem kleinen Kriege begnügten, um dadurch die Pause bis zu einer früher oder später in sicherer Aussicht stehenden Wendung auszufüllen. Diese kam denn auch plötzlich und ganz unerwartet! Der Umschlag der Dinge, der in Egypten eingetreten war, liess die ministerielle Politik in einem nichts weniger als günstigen Lichte erscheinen und gab der Opposition neuerdings Veranlassung zu begründetem Tadel, da Gladstone und seine Kollegen in dieser für England so überaus wichtigen Angelegenheit eine geradezu unglaubliche Kurzsichtigkeit bewiesen und nothgedrungen gestehen mussten, dass die Toryführer die Lage weit richtiger beurtheilt hatten, als sie gegen die beabsichtigte Räumung des Nil-Landes stimmten und für die doktrinairen Reformpläne, die eingewurzelten egyptischen Uebel mit einer parlamentarischen Schablone heilen zu wollen, nicht genug Worte des Hohnes

fanden. Dazu kam dann noch die veränderte Lage in Irland, wo die Repressiv-Gesetze, welche die liberale Regierung eingeführt und für die sie das Odium auf sich genommen hatte, es jetzt jedem anderen Kabinete möglich machten, das Verwaltungsgeschäft auf der grünen Insel ebenso gut und so schlecht wie ihre Vorgänger weiterzuführen. Nachdem Gladstone und seine radikalen Genossen im Amte es also mit ihren Beschwichtigungsmitteln nicht weit gebracht und auch die öffentliche Meinung in England für die Nothschreie aus Irland ziemlich abgestumpft war, konnten es auch die Tories mit der irischen Frage versuchen, ohne dabei besorgen zu müssen, man werde von ihnen irgend ein grosses Wunder verlangen. Und auch das letzte Bedenken, welches sie bisher noch von ihrer Absicht, den Widerstand gegen die Regierung bis zum Aeussersten zu treiben, abhalten konnte, war durch die neue Partei-Gruppirung beseitigt, die aus dem Gegensatze zwischen den historischen Whigs und den Neuliberalen, den Anhängern der europäischen und amerikanischen demokratischen Ideen hervorging. So lange es Gladstone vermied, diesen Gegensatz im Parlamente anzuregen, vermochte er sich noch einigermassen den Rücken zu decken, mit dem Moment aber, als er die Grafschafts-Wahlreform vor das Unterhaus brachte, welche die Gentry, aus der die Whigs sich zumal rekrutiren, politisch schwächte, und auch noch durch die „Londoner Munizipal-Reform" der Geld-Aristokratie der City das Heft aus den Händen winden wollte, war plötzlich der Umschlag geschehen, denn einer solchen Schädigung ihrer besonderen Klassen- und Familien-Interessen widersetzten sich die alten Whigs ebenso wie die Torys. Daher erklärte sich ihre Annäherung an die ehemaligen Parteifreunde, welche mit dem Herzog von Argyll bereits vor ein paar Jahren zur Opposition übergetreten waren. — Im Torylager hatte man auch den richtigen Augenblick glücklich erfasst und liess es an weitgehendem Entgegenkommen nicht fehlen, ja Lord Salisbury unterhandelte

mit dem Herzog von Argyll sowie den Whigs und bot diesen die Leitung des gemeinsamen Kampfes gegen das Kabinet an, dem dann später, da sich auch Forster und Lord Hartington den Bestrebungen anschlossen, die Verschmelzung der beiden historischen Parteien folgte, welche, bevor es Liberale und Radikale im modernen Sinne gab, England durch anderthalb Jahrhunderte beherrscht haben, so dass nunmehr im britischen Parlament die Vertreter der geschichtlichen Ueberlieferung als geschlossene Partei jenen der anderen Gesellschaftsklassen gegenüberstehen, welche ihre Theilnahme an der Selbstverwaltung des Landes durch keinerlei historische Gewohnheiten beschränkt wissen wollen. — Uebrigens ist es ein eigenthümliches Zusammentreffen, dass in dem Augenblicke, wo die französische Republik durch die neu angenommene Listen-Abstimmung in ihren parlamentarischen Partei-Verhältnissen Schaden erleidet, England im Begriff steht, die von Frankreich fahren gelassene Wahlart anzuwenden! Es wird sich daher wahrscheinlich aus der jetzt eingeführten Bezirks-Abstimmung eine ähnliche Folge ergeben, wie in Frankreich bei dem gerade entgegengesetzten System, d. h. es wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die gemässigte liberale Mittelpartei Verluste erleiden und das Unterhaus daher voraussichtlich aus einer mehr radikal-fortschrittlichen Parteigruppirung einerseits und einer scharf ausgeprägten torystischen andererseits bestehen, wozu dann noch eine vermehrte Partei unversöhnlicher irischer Sonderbündler kommt. Natürlic können dann heftige Stösse und Gegenstösse, mit abwechselnd verschiedenartigen Nothbündnissen ebenso nicht ausbleiben, wie in Frankreich. Zwar herrscht noch immer im Lager des „Cobden-Clubs" und anderer liberalen Vereine die Anschauung, es werde im ganzen Lande eine liberale Mehrheit von gewaltigem Umfange dominiren; das erscheint aber sehr fraglich, denn bei der völligen Unerprobtheit der 2 Mill. neuen

Wähler und der grossen Veränderung in den Wahlbezirken kann man jetzt noch gar keine sicheren Schlüsse ziehen.

Ausser diesem britischen Parlament mit seiner ungeheuren Macht finden wir noch auf den Inseln in der britischen See besondere Legislaturen, welche den Governors an die Seite gestellt sind, so besteht z. B. auf der Insel Man der gesetzgebende Körper aus dem Oberhause von 9 Mitgliedern und dem Hause der „Keys" von 24 Gemeinen. Die Stände „States of Deliberation" auf jeder der Inseln Guernsey mit Dependenzen, und Jersey, sind aus dem Ober-Richter, den Schöffen, „Jurats", den Pfarrherren, den Bürgermeistern und einer Anzahl Mitgliedern gebildet, die von den Steuerzahlenden gewählt werden.

Die Staatsverwaltung im Stammlande.

Die Exekutive der Central-Regierung ruht im britischen Reiche im verantwortlichen Ministerium, „Cabinet council", welches von der Krone ernannt wird, aber von der Majorität im House of Commons abhängig ist, mit der es steht und fällt, denn der Führer der Opposition im Unterhause rückt stets in das neue Kabinet, sowie seine Partei die Oberhand gewinnt. — Seit dem Jahre 1714 gab es folgende Ministerien:

First Lords of the Treasury	Tag der Ernennung	
Robert Walpole . . .	10. Oktober	1714
James Stanhope . . .	10. April	1717
Earl of Sunderland . .	16. März	1718
Sir Robert Walpole . .	20. April	1720
Earl of Wilmington . .	11. Februar	1742
Henry Pelham	26. Juli	1743
Duke of Newcastle . .	21. April	1754

First Lords of the Treasury	Tag der Ernennung	
Earl of Bute	29. Mai	1762
George Grenville . . .	16. April	1763
Marquis of Rockingham .	12. Juli	1765
Duke of Grafton . . .	2. August	1766
Lord North	28. Januar	1770
Marquis of Rockingham .	30. März	1782
Earl of Shelburne . . .	3. Juli	1782
Duke of Portland . . .	5. April	1783
William Pitt	27. Dezember	1783
Henry Addington . . .	7. März	1801
William Pitt	12. Mai	1804
Lord Grenville	8. Januar	1806
Duke of Portland . . .	13. März	1807
Spencer Perceval . . .	23. Juni	1810
Earl of Liverpool . . .	8. Juni	1812
George Canning . . .	11. April	1827
Viscount Goderich . . .	10. August	1827
Duke of Wellington . .	11. Januar	1828
Earl Grey	12. November	1830
Viscount Melbourne . .	14. Juli	1834
Sir Robert Peel . . .	10. Dezember	1834
Viscount Melbourne . .	18. April	1835
Sir Robert Peel	1. September	1841
Lord John Russell . . .	3. Juli	1846
Earl of Derby	27. Februar	1852
Earl of Aberdeen . . .	28. Dezember	1852
Viscount Palmerston . .	8. Februar	1855
Earl of Derby	26. Februar	1858
Viscount Palmerston . .	18. Juni	1859
Earl Russell	6. November	1865
Earl of Derby	6. Juli	1866
Benjamin Disraeli . . .	27. Februar	1868
William Ewart Gladstone	9. Dezember	1868

First Lords of the Treasury	Tag der Ernennung	
Benjamin Disraeli (Earl of Beaconsfield) .	21. Februar	1874
William Ewart Gladstone	28. April	1880
Lord Salisbury	23. Juni	1885

Die Minister führen den Titel „Right Honourable", müssen unbedingt Mitglieder des einen oder andern Hauses sein, und all' ihre Massnahmen unterliegen der Kontrolle des Parlaments. — Präsident des Kabinets ist jedesmal derjenige Minister, welcher das Amt des „First Lord of the Treasury", Erster Lord des Schatzes, inne hat; die übrigen Kabinets-Mitglieder sind der „Lord High Chancellor", Lordkanzler, der zugleich Lord-Grosssiegelbewahrer ist; der „Lord Lieutenant of Ireland", der „Lord-Präsident des Geheimen Rathes"; der „Chancellor of the Exchequer", der Kanzler der Schatzkammer; der „Secretary of State for the Home Department", Staats-Sekretär des Inneren; der „Secretary of State for Foreign Affairs", Staats-Sekretär des Aeusseren; der „Secretary of State for the Colonies", Staats-Sekretär der Kolonien; der „Secretary of State for India", Staats-Sekretär für Indien; der „Secretary of State for War", Staats-Sekretär des Krieges; der „First Lord of the Admiralty", Erster Lord der Admiralität; der „Chancellor of the Duchy of Lancaster", Kanzler des Herzogthums Lancaster; der „President of the Board of Trade", Präsident des Handels-Ministeriums; der „President of the Local Government Board", Präsident des Amts für die Lokal-Regierung; der „Lord Privy Seal and First Commissioner of Works", Lord Geheimsiegelbewahrer; der „Postmaster-General." — Doch sind nur die Staats-Sekretäre für das Innere, für die auswärtigen Angelegenheiten, für den Krieg und für das Kolonialwesen, im Vereine mit dem Chancellor of the Exchequer, als Finanz-Minister, die 5 eigentlichen Departements-Minister. Im weiteren Sinne rechnet man aber auch den Postmaster-General und andere hohe Beamte zum Ministerium. — Die laufenden

Geschäfte der Staatsregierung werden von den Ministern in formlosen Besprechungen unter sich erledigt, zu welchem Zwecke sie das sogenannte „Cabinet" bilden, in dem sie vertrauliche Sitzungen abhalten, deren Beschlüsse sie ebenso vertraulich dem Monarchen mittheilen; aber dieses Kabinet besitzt, obwohl es die eigentliche Minister-Verwaltung darstellt, doch keine gesetzliche legislative Anerkennung, so dass eigentlich nach dem Buchstaben des Gesetzes jeder einzelne Minister persönlich für seine Handlungen verantwortlich ist und sich auf keinen Kollegial-Beschluss des Kabinets berufen darf. — Die laufenden administrativen Geschäfte der Ministerien umfassen nur das Anstellungswesen und die geschäftliche Korrespondenz mit den Ortsbehörden, welche theils Kommunal-, theils Staatsbeamte sind, deren letztere es in Summa cirka 60.000 giebt, welche meist lebenslänglich im Amte bleiben und im Vereine mit Unter-Staatssekretären, die an der Spitze der verschiedenen Ressorts in den Ministerien stehen, den sogenanten „permanenten Dienst" bilden, der durchgehends streng bureaumässig eingerichtet ist, gewissermassen als die Staatsverwaltung im „engeren Sinne" angesehen werden kann, und deren Personal-Verhältnisse sowie Geschäftsgang im grossen Ganzen volkommen unberührt bleibt, ob die eine oder andere Partei die Majorität im Parlamente besitzt, somit das eine oder andere Ministerium am Ruder steht. — Im Ganzen giebt es 11 oberste administrative „Central-Behörden" der Staatsverwaltung, die ihren Sitz in London haben, u. z. „The Treasury", das Finanz-Ministerium; das „Home Office", Innere Amt; das „Foreign Office", Auswärtige Amt; das „Colonial Office", Kolonialamt, auch für die Kolonien in Europa; das „India Office", Ministerium für Indien; das „War Office", Kriegsamt; das „Admiralty Office", die Admiralität; das „Board of Trade", Handelsamt, auch für die Schifffahrt und das Eisenbahnwesen; das „Committee of Council on

Education", Unterrichts-Ministerium; das „Local Government Board", Gemeindeverwaltungs-Amt, auch für das Armenwesen; das „Post Office", Amt des Postmaster-General, für Posten und Telegraphen. Ausserdem ist der Lord High Chancellor mit gewissen administrativen Befugnissen und mit dem Vorsitze im „Patent Office" betraut; ihm und dem Staats-Sekretär des Inneren sind die Funktionen eines Justiz-Ministers zugewiesen. An der Spitze der Schatzkammer stehen der Erste Lord des Schatzes und der Schatzkanzler, „Chancellor of the Exchequer", von denen der letztere der eigentliche Finanz-Minister ist, während der erstere als Chef der gesammten Civilverwaltug fungirt. Den Aemtern für das Innere, das Auswärtige, die Kolonien, für Indien, und den Krieg ist je ein Staats-Sekretär, der Admiralität der erste Lord derselben, dem Handels- und dem Gemeindeverwaltungs-Amte, je ein Präsident vorgesetzt. Der erste Vorstand des Unterrichts-Komité's ist der Lord-Präsident des Geheimen Raths, der zweite Vorstand je ein Vice-Präsident. Ausserdem finden wir noch Zentralstellen im Ressort der Schatzkammer, u. z. das General-Zahlamt, „Paymaster General's Department", das Kontrolls-Departement „Exchequer and Audit Department", das Münzamt „Mint Office", das Amt für die Nationalschuld, „National Debt Office", die oberste Zollbehörde „Customs Board" und das Steueramt „Inland Revenue Board", die Vorschuss-Kommission für öffentliche Arbeiten „Public Works Loan Commissions", das Forst- und Domänenamt, „Office of Woods, Forests and Land Revenues", das Amt für öffentliche Werke und Gebäude in London „Office of Works and Buildings" und das irländische Bauamt „Office of Public Works" in Dublin; im Ressort des inneren Amtes die Inspektionen der Fabriken und Werkstätten, der Kohlen- und metallurgischen Minen, die Kommission für Zehent-Ablösung und gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse, „Copyhold, Inclosure and Tithe Commissions", die 3 Generalregister-Aemter, „Registrar General's Office", für

die Civilstandes-Register und die Volkszählung für England (zu London), Schottland (zu Edinburgh) und Irland (zu Dublin); im Ressort des Kolonialamts das Auswanderungsamt, „Emigration Board"; im Ressort des Handelsamts, mit welchem das statistische Departement vereinigt ist, das Generalregister-Amt für Schifffahrt und Seeleute; im Ressort des Unterrichts-Komité's das Departement für Wissenschaft und Kunst, „Science and Art Department", und das irländische Unterrichtsamt in Dublin; im Ressort des Lord-Grosskanzlers die Kommissionen für milde Stiftungen, „Charity Commissions", zu London und Dublin, die Vormundschaft-Kommission für Wahn- und Blödsinnige, „Lunacy Commissions", in London und Edinburgh. — Hingegen besitzt Irland ein besonderes Gemeindeverwaltungs-Amt, „Local Government Board", mit einem Vice-Präsidenten an der Spitze, zu Dublin.

Zum Zwecke der „Provinzial-Verwaltung" ist das britische Stammland in 117 Grafschaften, „Shires" oder „Counties", und diese wieder für die administrativen Geschäfte in kleinere Bezirke, „Divisions", oder in Hundertschaften, „Hundreds", die Grafschaft York überdies noch in 3 grössere Bezirke, „Ridings", eingetheilt, von welchen aber bestimmte Städte ausgenommen sind, u. z. betrug das Areal und die Bevölkerung dieser Counties oder Shires nach dem Census 1881 in „England und Wales":

Counties oder Shires	Areal in Acres	Bevölkerung
England.		
Bedford	294.983	149.473
Berks	462.210	218.363
Buckingham	477.151	176.323
Cambridge	524.935	185.594
Chester	657.123	644.037
Cornwall	863.665	330.686
Cumberland	970.161	250.647

Counties oder Shires	Areal in Acres	Bevölkerung
England.		
Derby	658.624	461.914
Devon	1,655.208	603.595
Dorset	627.265	191.028
Durham	647.592	867.258
Essex	987.032	576.434
Gloucester . . .	783.699	572.433
Hampshire . . .	1,037.764	593.470
Hereford	532.918	121.062
Hertford	405.141	203.069
Huntingdon . . .	229.515	59.491
Kent	995.392	977.706
Lancashire . . .	1,208.154	3,454.441
Leicester	511.907	321.258
Lincoln	1,767.879	469.919
Middlesex	181.317	2,920.485
Monmouth . . .	370.350	211.267
Norfolk	1,356.173	444.749
Northampton . .	629.912	272.555
Northumberland .	1,290.312	434.086
Nottingham . . .	527.752	391.815
Oxford	483.621	179.559
Rutland	94.889	21.434
Shropshire . . .	844.565	248.014
Somerset	1,049.812	469.109
Stafford	748.433	981.013
Suffolk	944.060	356.893
Surrey	485.129	1,436.899
Sussex	933.269	490.505
Warwick	566.271	737.339
Westmoreland . .	500.906	64.191
Wiltshire	866.677	258.965

Counties oder Shires	Areal in Acres	Bevölkerung
England.		
Worcester	472.453	380.283
York (East Riding)	750.828	315.460
„ (City)	1979	49.530
„ (North Riding)	1,361.664	346.260
„ (West Riding)	1,768.380	2,175.314
Wales.		
Anglesey	193.511	51.416
Brecon	460.158	57.746
Cardigan	443.387	70.270
Carmarthen	594.405	124.864
Carnarvon	369.477	119.349
Denbigh	425.038	111.740
Flint	161.807	80.587
Glamorgan	516.959	511.433
Merioneth	384.717	52.038
Montgomery	495.089	65.718
Pembroke	391.181	91.824
Radnor	276.522	23.528
Zusamm. in England	32,527.070	24,613.926
„ in Wales	4,712.281	1,360.513
„ in England und Wales	37,239.351	25,974.439

In Schottland:

Divisions und Civil Counties	Areal in Acres	Bevölkerung
Northern.		
Shetland	352.876	29.705
Orkney	240.476	32.044
Caithness	438.878	38.865
Sutherland	1,297.846	23.370

Divisions und Civil Counties	Areal in Acres	Bevölkerung
North-Western.		
Ross and Cromarty	2,003.065	78.547
Inverness	2,616.498	90.454
North-Eastern:		
Nairn	114.400	10.455
Elgin	304.606	43.788
Banff	410.110	62.736
Aberdeen	1,251.451	267.990
Kincardine	245.346	34.464
East-Midland.		
Forfar	560.087	266.360
Perth	1,617.808	129.007
Fife	314.952	171.931
Kinross	46.485	6697
Clackmannan	30.477	25.680
West-Midland.		
Stirling	286.338	112.443
Dumbarton	154.542	75.333
Argyll	2,056.400	76.468
Bute	139.440	17.657
South-Western.		
Renfrew	156.785	263.374
Ayr	722.229	217.519
Lanark	564.284	904.412
South-Eastern.		
Linlithgow	76.806	43.510
Edinburgh	231.724	389.164
Haddington	173.298	38.502
Berwick	294.805	35.392
Peebles	226.899	13.822
Selkirk	164.545	25.564

Divisions und Civil Counties	Areal in Acres	Bevölkerung
Southern.		
Roxburgh	425.657	53.442
Dumfries	680.217	76.140
Kirkcudbright . . .	574.587	42.127
Wigtown	310.742	38.611
Zusammen	19,084.659	3,735.573

In Irland.

Provinces und Counties	Areal in Acres	Bevölkerung
Province of Leinster.		
Carlow County . . .	221.344	46.568
Dublin „ . . .	226.895	418.910
Kildare „ . . .	418.496	75.804
Kilkenny „ . . .	509.732	99.531
King's „ . . .	493.985	72.852
Longford „ . . .	269.409	61.009
Louth Co., and Co. of the Town of Drogheda .	202.123	77.684
Meath County . . .	579.861	87.469
Queen's „ . .	424.854	73.124
Westmeath „ . . .	453.453	71.798
Wexford „ . . .	576.588	123.854
Wicklow „ . . .	500.178	70.386
Zusamm. in Leinster	4,876.918	1,278.989
Province of Munster.		
Clare County . . .	827.994	141.457
Cork „ . . .	1,849.686	495.607
Kerry „ . . .	1,185.918	201.039
Limerick „ . . .	680.842	180.632

Provinces und Counties	Areal in Acres	Bevölkerung
Province of Munster.		
Tipperary County . .	1,061.731	199.612
Waterford „ . .	461.552	112.768
Zusamm. in Munster	6,067.723	1,331.115
Province of Ulster.		
Antrim County . . .	762.080	421.943
Armagh „ . . .	328.086	163.177
Cavan „ . . .	477.399	129.476
Donegal „ . . .	1,197.154	206.035
Down „ . . .	612.399	272.107
Fermanagh „ . . .	457.369	84.879
Londonderry County .	522.315	164.991
Monaghan „ .	319.741	102.748
Tyrone „ .	806.658	197.719
Zusammen in Ulster	5,483.201	1,743.075
Province of Connaught.		
Galway County . . .	1,569.505	242.005
Leitrim „ . . .	392.363	90.372
Mayo „ . . .	1,360.731	245.212
Roscommon County .	607.691	132.490
Sligo „ .	461.796	111.578
Zus. in Connaught .	4,392.086	821.657
„ in Irland . .	20,819.928	5,174.836

In jeder Grafschaft ist der „Lord Lieutenant" der oberste Beamte, der von der Krone lebenslänglich, gewöhnlich aus den angesehensten Grundbesitzern und nur in Irland vom dortigen Statthalter ernannt wird. — Unter diesen Lord Lieutenants stehen die „Friedensrichter", als Regierungsorgane für

alle Polizei- und administrativen Geschäfte, sowie für die Voruntersuchung bei allen Verbrechen und Vergehen; in vielen Städten werden aber die friedensrichterlichen Geschäfte von dem „Mayor“ und den Rathsherren besorgt, während andererseits wieder in London und Dublin staatliche Polizei-Verwaltungen bestehen. Die Friedensrichter ernennt der Lordkanzler; sie treten zur Erledigung wichtigerer Angelegenheiten sowie zur Ausübung der Rechtspflege in I. Instanz in den kleinen, Spezial- und General-Sessionen zusammen, u. z. werden die kleinen Sessionen von 2 oder mehreren, die Spezial-Sessionen von allen Friedensrichtern des Bezirks, „Division“, die General-Sessionen, „Quarter Sessions“, welche mindestens vier Mal im Jahre abgehalten werden, von den Friedensrichtern der ganzen Grafschaft gebildet. Die General-Sessionen fungiren als Polizeibehörden für die ganze Grafschaft, als Civilgerichte und mit Zuziehung der Jury als Strafgerichte I. Instanz, als Appellations-Instanzen für die Entscheidung der einzelnen Friedensrichter etc. – Ausserdem giebt es noch in jeder Grafschaft einen „Sheriff“, der in England ein wohlhabender Mann sein muss und von der Krone alljährlich ernannt wird, sowie mehrere von den Grundbesitzern auf Lebenszeiten gewählte „Coroners.“ Der Sheriff leitet die Parlamentswahlen, bewahrt die fiskalischen Rechte, bestellt die Geschworenen für die Assisen und erscheint als Vollziehungs-Beamter für die Obergerichte; hingegen sind die Funktionen des Coroners Todes-Ermittlungen, Untersuchungen von Schiffbrüchen und eine Wirksamkeit bei gefundenen Schätzen, während als exekutive Polizei-Organe die „Constables“ dienen. — An der Spitze der ganzen Verwaltung Irlands steht als Repräsentant des Königs der „Lord-Lieutenant von Irland“ mit dem Sitze zu Dublin, dem als administrirender Minister der Chef-Sekretär für Irland beigegeben ist; überdies besitzt Irland auch noch einen „Lordkanzler“, zu dessen Funktionen der Vorsitz im obersten Gerichtshofe dieses Landes und die Ernennung der

dortigen Friedensrichter gehört. — Die Inseln Man, Jersey und Guernsey haben Gouverneure, „Lieutenants-Governors", welche die Verwaltung führen. Nach dem Census 1881 betrug ihr Areal und ihre Bevölkerung:

Inseln	Areal in Acres	Bewohnte Häuser	Gesammt-Bevölkerung
Insel Man	140.985	9425	53.558
Kanal-Inseln:			
Jersey	28.717	8969	52.445
Guernsey etc. . .	19.605	5803	35.257
Zusammen . .	189.307	24.197	141.260

Die lokalen Behörden für das Finanzwesen sind die Zoll- und Steuer-Etablissements; für das Post- und Telegraphenwesen die Hauptpost- und Telegraphenämter zu London, Edinburgh und Dublin, ferner die Postämter und Telegraphenstationen; für das Seewesen die Hafenämter.

Die „Kommunal-Verfassung" in Old England ist vollkommen verschieden von der auf dem europäischen Kontinent, denn das berühmte „Self-Government" beruht hauptsächlich auf der Verwaltung in den Grafschaften, hinter der das Orts-Gemeindewesen zurückgetreten ist! Dieses Self-Government in den Grafschaften befasst sich mit der Erhaltung des Friedens, Handhabung der Justiz und Polizei, der Armenversorgung, dem Brücken- und Strassenbau, der Erhaltung der öffentlichen Gesundheit u. s. w. Die hierzu erforderlichen Gelder werden durch Kommunalsteuern aufgebracht, während die Verwaltung in Händen von Personen ruht, die aus den Grafschafts-Insassen, besonders den Grundbesitzern, theils ernannt, theils gewählt werden; doch sind die Grafschafts-Versammlungen unter Vorsitz des Sheriff, nur noch zur Wahl der Abgeordneten für das Parlament, zur Wahl der Coroners und zu einigen untergeordneten Zwecken bestimmt. — Die „Ortsgemeinde" fällt mit dem Kirchspiele zu-

sammen: in jedem Kirchspiele sind Kirchen-Aufseher, sowohl für kirchliche Funktionen als auch für gewisse Kommunalgeschäfte bestellt und in jedem derselben tritt die allgemeine „Kirchspiels-Versammlung" zusammen, welche wieder in allen grösseren Orten durch einen Gemeinde-Ausschuss, der aus der Wahl sämmtlicher Stimmberechtigten hervorgeht, repräsentirt wird; die Kirchen-Aufseher, stets 2 in jedem Kirchspiele, wählt der Pfarrer und die Gemeinde. Die Mitglieder des Gemeinde-Ausschusses müssen „Householders" sein; alljährlich scheidet $^1/_3$ derselben aus und wird durch Neuwahl ersetzt. Auch können sich die Kirchspiele bezüglich des Armenwesens zu „Kreis-Armenverbänden" vereinen. — Gegenwärtig arbeitet man aber auch energisch für die Herstellung einer besseren Grafschafts-Verwaltung, da dieselbe noch immer beinahe ausschliesslich unter dem Einflusse des Grundadels steht. — Die Munizipalstädte, „Municipal boroughs", deren es cirka 200 giebt, haben ihre besondere Gemeindeverfassung, welche aus dem Jahre 1835 datirt, u. z. fungirt hier als Chef der ganzen städtischen Verwaltung ein Bürgermeister, „Mayor", in Schottland „Provost" genannt, und als Vertretung „ein Gemeinderath", der aus seiner Mitte einen engern Ausschuss, die Rathsherren, „Aldermen", wählt. Der Bürgermeister wird von und aus dem Gemeinderathe jährlich, die Aldermen aber, welche einen Ehren-Vorrang vor den übrigen Gemeinderäthen haben und vorzugsweise an der Verwaltung betheiligt sind, werden aller 6 Jahre gewählt, während die Gemeinderaths-Mitglieder aus der Wahl aller Bürger hervorgehen. Die Gemeinderäthe müssen jedoch Bürger von einem höheren Census sein; Geistliche und besoldete Staatsbeamte sind nicht wählbar; ein Drittel der Gemeinderäthe scheidet jährlich aus und wird neu gewählt. — „London City" hat spezielle Gemeinde-Institutionen, der Lordmayor ist der Chef der gesammten städtischen Verwaltung und Repräsentant des Königs; er wird alljährlich aus solchen Aldermen gewählt, die schon das Amt eines Sheriffs

bekleidet haben; ebenso erfolgt auch die Wahl der Räthe alljährlich. Die Ortschaften, welche die City umgeben und mit ihr die Residenzstadt London ausmachen, haben bis jetzt die gewöhnliche Kirchspiels-Verfassung oder städtische Institutionen, so dass das Ganze noch immer ein zopfiges Durcheinander oder krauses Nebeneinander halb mittelalterlicher, halb bureaukratischer Verwaltungs-Zustände, ohne jeglichen Zusammenhang, ohne alle regelnde Einheit bildet! Gemeinsame Einrichtungen sind nur die Polizei-Verwaltung, welche vom Ministerium des Innern geleitet wird, während die City nebenbei noch ihre eigene Polizei besitzt; ferner ein Central-Kriminalhof, die öffentlichen Bauten und noch eine Reihe anderer Institutionen. Seit neuester Zeit beschäftigt man sich übrigens sehr angelegentlich damit, ganz London auch administrativ in eine einzige gewaltige Stadt zu verschmelzen, d. h. die gesammte Londoner Gemeindeverfassung gründlich zu reformiren. Schon „Stuart Mill" hatte vor vielen Jahren einen trefflichen Plan für Herstellung einer Londoner Gemeinde-Verfassung entworfen, worin die örtliche Selbständigkeit der einzelnen Theile der Riesenstadt vollkommen gewahrt war, u. z. wollte er mittelst zu wählender Bevollmächtigter der einzelnen Gemeinde-Behörden, welch' letztere nach einem verbesserten System ernannt werden sollten, eine bürgerliche Oberleitung herstellen, die sich mit allen London im allgemeinen angehenden Dingen befassen sollte. Vertreter dieses Gedankens, wenn auch in etwas veränderter Form, sind gegenwärtig der liberale Unterhaus-Abgeordnete für Chelsea, „Firth", und der Fortschrittsmann „James Beal". Gegen die Londoner Gemeindeverfassungs-Reform wehrt sich aber hartnäckigst die stockkonservative Aldermenschaft der City, welche vor nicht langer Zeit wieder einmal so recht ihre Anschauungen dadurch zum Ausdruck brachte, dass sie den „Tory Fowler", der ebenfalls Unterhaus-Mitglied ist, statt des von der wahlfähigen Bürgerschaft gewünschten Herrn Hadley, zum Lordmayor

erhob. Die Hauptrolle bei diesem Widerstande spielt natürlich der materielle Egoismus, denn es giebt in der City viele alte Geldstiftungen, die mehr zu Schildkrötensuppe und sonstigen Schmausereien, als zu den ursprünglich festgesetzten nützlichen Zwecken verwendet werden, was natürlich nach Durchführung der Gemeindereform ein Ende nehmen wird. — Jeder neue Amtsantritt eines Lordmayors ist stets mit vielfachen Feierlichkeiten, besonders aber in London, verbunden, wo der Lordmayor mit zahlreichem Gefolge unter ungeheuerem Volkszudrange einen fast karnevalartigen, nach uralten historischen Traditionen genau festgesetzten Umzug in der City hält, und dazu gerade so wie bei andern besonders festlichen Gelegenheiten seine ausserordentlich reich ausgestattete altmodische Amtstracht anlegt. — Ebenso ist auch die Tracht des Dubliner Lordmayors sehr kostbar, denn sie besteht aus einem prächtigen rothen Pelz, verbrämten Rock und einer langen, doppelten, goldenen Ehrenkette, welche man „The collar of S. S.“, die S.-Kette, nennt, weil die Glieder derselben dem Buchstaben S gleichen. Sie wurde von Wilhelm III. dem Lordmayor von Dublin geschenkt, da der Vorgänger desselben mit der früheren S.-Kette durchgegangen war. Früher hatte auch die älteste oberste Magistratsperson von Dublin den Titel „Provost“, erst im Jahre 1409 bekam sie den Titel Mayor und 1665 Lord-Mayor, mit dem Prädikate „Right Honourable“.

Seit neuerer Zeit erfuhren in Old England die Organe der Verwaltung zunächst von unten herauf eine Umgestaltung durch die Neubildung der gewählten Gemeinde- und Kreisvertretungen, „Boards“, für die wirthschaftliche Seite der Selbstverwaltung. Das in dieser Neugestaltung überall an Stelle des Ehren-Beamtenthums tretende Beruf-Beamtenthum bedurfte aber einer andern Organisation, einer Neugestaltung der Disziplinar-, wie der Aufsichts-Instanzen, und da, wie wir wissen, ständige Provinzial- und Bezirksbehörden vollkommen mangeln, so resultirte

daraus eine unmittelbare Subordinirung unter die Centralbehörden und eine Herstellung der Verbindung zwischen beiden, durch ein System von „Commissioners" und „Inspectors." In Folge dessen giebt es neben dem alten Departement des Innern, „Home Department", noch ein modernisirtes Departement des Innern, „Local Board Government", das nach einem entgegengesetzten Verwaltungs-System arbeitet, wodurch ein vollkommener Dualismus in der Verwaltung besteht. Ausserdem zeigt sich aber auch in den Verwaltungs-Departements vielfach die Einwirkung der Reform-Gesetzgebung, in der stetigen Erweiterung des Aufsichtsrechts über das Bureau- und dienende Personal. Dagegen wurde die alte Rechtskontrolle der Verwaltung und die Verwaltungs-Rechtsprechung, soweit dies zur Aufrechthaltung der Rechtsordnung und zum Schutz des individuellen Rechtskreises im konstitutionellen Staate nothwendig ist, überall beibehalten. Ebenso sind auch in den parlamentarischen Kontrollen der Verwaltung nur an einzelnen Punkten Veränderungen eingetreten, die der heutigen Lage der Dinge entsprechen. — Das Hauptgebilde der englischen Gesetzgebung über das „Verwaltungsrecht", welches in seiner Gesammtheit fast gerade so umfangreich wie die Masse der Justizgesetze ist, wurde seit neuerer Zeit durch mehrere Tausend Einzelgesetze ergänzt, die man wieder durch neuere Amendirungs- und Konsolidations-Gesetze oft massenhaft aufhob, aber nur, um sie durch neue Amendirungs- und Zusatzgesetze zur Konsolidation bald wieder reichlich zu ersetzen! Durch dieses Verfahren war zwar die innere Oekonomie der Verwaltungsgesetze gebessert, die Einheit der Staatsmaschine im Ganzen gefördert und eine Uebersichtlichkeit der Verwaltungsnormen für die tägliche Anwendung der Behörden gewonnen, aber es blieb noch als grosser Uebelstand die Unsicherheit der Fortdauer der zahllosen älteren Statuten, welche nicht durch die neuen Kon-

solidations-Gesetze ausdrücklich aufgehoben waren, ja diese Unsicherheit vermehrte sich noch durch die jedem Hauptgesetze in kurzen Zwischenräumen folgenden Amendements Acts. Um diesem höchst nachtheiligen Verhältnisse abzuhelfen, liess man durch sachverständige Revisions-Kommissionen die Gesammtmasse der Parlaments-Statuten prüfen, um klar zu stellen, welche Kapitel und Sektionen durch die neuere Gesetzgebung ausdrücklich oder stillschweigend aufgehoben waren. Diese „Statute Law Revision Acts" beginnen 1856 mit 19 et 20 Vict. c. 64, wiederholen sich von da an in kurzen Zwischenräumen, zuletzt fast jährlich, und fassen in grosser Zahl, manchmal sogar hundertweise, alle in eine „Schedule" zusammen. Ausserdem wurden noch für einige besonders verworrene Partien spezielle Aufhebungs-Akte erlassen, wie z. B. die „Inland Revenue Acts Repeal Act 1870", betreffend die Regulirung der Amts-Eide; die „Prommissory Oaths Act 1871"; die „Civil Procedure Acts Repeal Act 1879" etc. Freilich machte die äusserst schwierige Frage, ob eine ältere Gesetzbestimmung wirklich ganz beseitigt sei, manchmal eine Korrektur nöthig, wodurch dann in einem späteren Gesetze eine für aufgehoben erklärte Klausel wieder hergestellt, „re-inacted", erklärt werden musste. — Nachdem man auf diese Art in dem Chaos der Parlaments-Statuten gründlich aufgeräumt hatte, ward es möglich, die englische Gesetz-Sammlung in amtlich redigirten Uebersichten für den Gebrauch der Beamten und des Publikums herauszugeben, so dass nunmehr unter der Kontrolle einer aus 7 rechtskundigen Autoritäten bestehenden Redaktions-Kommission in kurzen Zwischenräumen die „Chronological Table and Index of the Statutes" erscheint, welche die Reihe der Statuten durchgeht und die späteren Gesetze nachweist, durch welche diese ganz oder theilweise aufgehoben oder abgeändert werden. Ueberdies giebt ein Sachverzeichniss in alphabetischen Rubriken die noch geltenden Parlaments-

Statuten, mit einer kurzen Analyse der wichtigeren Sektionen. — Andererseits hat auch die Handhabung der Gesetzsammlung für England und das Ausland in den letzten Jahrzehnten eine völlig veränderte Gestalt erhalten, doch waren bereits einige Absonderlichkeiten des Statutenrechts schon in früheren Gesetzen amendirt, namentlich durch 33 Geo. III c. 13, so dass die Parlamentsgesetze jetzt von dem Tage der königl. Zustimmungs-Erklärung in Kraft treten, wenn nicht ein anderer Termin im Gesetze ausdrücklich bestimmt ist. Auch wurden durch Lord Broughams Act, 13 et 14 Vict. c. 21, eine Reihe von Abkürzungen in der Fassung der Parlaments Statuten und in der Citirweise eingeführt. — Die Arbeiten der Kommission für die Statute Law Revisions Acts, welche unter den älteren Statuten bis zu Georg III. herab so gründlich aufgeräumt haben, dass aus dem ganzen Mittelalter jetzt wenig mehr als ein halbes Hundert Gesetze in Betracht kommt, wurden jedoch sehr oft dadurch erschwert, dass das englische Recht kein Aufheben des Gewohnheitsrechts gegen die Gesetze anerkennt. Um diesen Verhältnissen abzuhelfen, entschloss sich die Regierung, durch 26 et 27 Vict. c. 125, und in späteren Revisions-Statuten die Revisions Kommission zu ermächtigen, auch solche Statuten zu kassiren, die aufgehört haben, in Anwendung zu sein, oder durch Ablauf der Zeit und Aenderung der Umstände unnöthig geworden sind. — Hingegen werden die „neueren Parlamentsakten“ unter Autorität des Parlaments durch die Staatsdruckerei „Queen's Printer“ in einzelnen Nummern und nach Jahrgängen veröffentlicht, u. z. in doppelter Form einer Quartausgabe und einer enger gedruckten Oktavausgabe.

Die neue Abgrenzung der Thätigkeitssphäre der Ministerien ist durch Parlaments-Statuten meistens nur so weit erfolgt, als dies nothwendig war, um ältere Grundsätze der „Common law“ oder der Parlaments-Statuten abzuändern, wobei man es noch überdies möglichst vermied, die Ressorts durch die

Gesetze zu beschränken, um die nothwendigen Reformen der Verwaltung nicht allzusehr zu erschweren und die Regierung eines Weltreichs mit einem Parlament nicht noch schwerfälliger zu gestalten. — Der vorherrschende Typus der heutigen Ministerien ist ein einzelner Verwaltungs-Chef mit 2 oder mehreren Unter-Staatssekretären, und wo dem Namen nach ein Kollegium besteht, administrirt doch dem Gebrauch nach ein verantwortlicher Chef. Neben den parlamentarischen Unter-Staatssekretären steht wenigstens „ein" permanenter Unter-Staatssekretär, von denen ersterer in der Regel 1500, letzterer 2000 £ Gehalt bezieht. Jedoch haben die stark angewachsenen Geschäfte der Centralverwaltung im 19. Jahrhundert in den grösseren Ministerial-Departements die Anstellung weiterer Ministerial-Direktoren, „Assistant Under-secretaries", neben den Unter-Staatssekretären nothwendig gemacht. Der Minister des Innern begnügt sich jedoch mit einem Ministerial-Direktor; auch das ostindische Amt hat ausser den beiden Unter-Staatssekretären nur einen Assistant Secretary, aber ausserdem noch 10 speziellere Sektions-Chefs, „Secretaries", Direktoren, zur Leitung der Geschäfte. Das Auswärtige Amt besitzt 2 Ministerial-Direktoren, die sich in die Leitung der 4 Sektionen theilen, welche in diesem Departement unter „Principal Clerks" formirt sind. Im Ministerium der Kolonien stehen den beiden Unter-Staatssekretären 3 Ministerial-Direktoren zur Seite. Das „Local Government Board" bedarf wegen der zusammengesetzten Natur seiner Geschäfte ausser den beiden Unter-Staatssekretären noch 5 Direktoren. In dem Handels-Ministerium finden wir 2 Direktoren (1 Assistant- und 1 Junior Assistant Secretary) für die Marine-Abtheilung, 1 für das Eisenbahn-Departement, 1 für das Hafen-Departement, 1 für das Finanz- und 1 für das statistische Departement. Das Finanz-Ministerium besitzt mit Rücksicht auf das so wichtige Anstellungsrecht zu zahlreichen Amtsstellen ausnahmsweise 2 parlamentarische Unter-Staatssekretäre, daneben

aber nur 1 permanenten Undersecretary und Assistant Undersecretary, weil hier die Hauptmasse der finanziellen Detail-Geschäfte den General-Steuerämtern und anderen Behörden 2. Ranges zukommt. Hingegen sind im Kriegs- und Marine-Ministerium die Sektionen nach dem Bedürfnisse der Militär-Verwaltung eingerichtet. Ausserdem besteht noch in den grösseren Ministerien je nach Bedürfniss ein Solicitor, General-Registrar etc. mit gleichen Gehalten wie die Ministerial-Direktoren. — Die Unter-Staatssekretäre und Ministerial-Direktoren, „Assistant Undersecretaries“, mit einigen Spezial-Referenten, sind die eigentlichen Decernenten der laufenden Verwaltung unter „Verantwortlichkeit“ der Chefs, welcher das Departement in dem Hause des Parlaments vertritt, dem er angehört. Die Massenhaftigkeit der Geschäfte und des Personals veranlasste überdies die Bildung von technischen Central-Departements ganz aus Beamten des permanenten Dienstes neben einigen Ministerien, denen sie unmittelbar attachirt sind, w. z. B. bei dem Finanz-Ministerium ein kollegialisches General-Zollamt und General-Steueramt; ferner das Departement der Domänen, der Staatsbauten, und das General-Postamt, deren wechselnde Chefs häufig Mitglieder des Kabinets werden. Auch sind dem Lordkanzler-Amt nach etwas verschiedenem Systeme eine Anzahl ständiger Kommissionen untergeordnet; dem Kolonial-Ministerium ein Auswanderungsamt; und dem ostindischen Ministerium ein berathendes Council.

Andererseits haben aber „stehende Provinzial-Behörden“ in England niemals festen Fuss gefasst, da schon die angelsächsische Verfassung auf eine Verwaltung der heutigen Grafschaften vom Centrum aus basirt war und später die wachsende Abhängigkeit der Staatsverwaltung vom Parlament keine selbständigen Provinzial-Behörden mehr aufkommen liess. Ja sogar Schottland als Ganzes bewahrte nach der Union nur Bruchstücke einer Provinzial-Verfassung, so dass, abgesehen

von der Verwaltung Irlands, welche erheblichere Reste eines Provinzial-Systems aufbewahrt hat, im britischen Stammlande keine Provinzial-Behörden für die Finanz-Verwaltung bestehen, sondern nur eine unmittelbare Unterordnung der Domänen- und Forst-Inspektoren, der Zoll-, Steuer- und Postbeamten unter die Centralstelle; auch ist das massenhafte Personal nur nach Ortsämtern unter einer wechselnden administrativen Regulirung gruppirt. Als Organe der Centralverwaltung fungiren in dem modernen Systeme der inneren Verwaltung Staats-Inspektoren für die Gefängnisse und für die Gensdarmerie, Fabrik-Inspektoren, Schul-Inspektoren, Inspektoren für die Armenverwaltung, u. z. die letzteren nur mit einem stehenden Bureau in dem Hauptorte der dafür gebildeten 11 Landes-Distrikte. Dort wo aber stehende Mittelbehörden für die innere Landes-Verwaltung erforderlich sind, wurden diese von Alters her durch die Grafschafts- und Stadtverbände nach den Grundsätzen des Selfgovernment ersetzt. Auch giebt es keine Provinzial-Behörden für die Justizverwaltung, sondern statt dieser periodische Assisen und Quartal-Sitzungen, und erst in neuester Zeit Kreisgerichte für neu gebildete Distrikte. Ebenso existiren auch keine Provinzial-Behörden für die Kirchenverwaltung, denn an deren Stelle steht die Korporations-Verwaltung der Staatskirche mit ihren bischöflichen Sprengeln.

Da also die legislativen Aufgaben des Staates durch das Parlament, die administrativen Bedürfnisse der Lokalverwaltung durch das Selfgovernment vertreten sind, so bleibt für den dazwischen liegenden Amts-Organismus Einheit der Aktion und Stetigkeit des Personals Hauptsache, auch ist bei den Hauptbehörden ein massenhaftes Personal erforderlich, Hand in Hand mit einem gewissen Schematismus in allen Einrichtungen. Aus diesem Grunde gehört denn auch das ganze Staatsbeamten-Personal in Heer, Gericht, Civildienst und Kirche, mit Ausnahme der dem Ministerium-Wechsel unterworfenen Verwaltungsstellen dem permanenten Dienste an und wird zwar

dem Rechte nach in der Regel widerruflich, thatsächlich aber lebenslänglich, mit festem Gehalts- und Pensionsetat, unter grundsätzlicher Aufhebung aller Sportel-Einnahmen fast gerade so wie auf dem Kontinent angestellt. — Dasselbe gilt von den Offizieren und Beamtenstellen der Armee und Marine, sowie dem Bureau- und Richter-Personal der Justiz, ja für letztere sogar mit einer gesetzlich gesicherten Stellung! — Das permanente Civil-Beamtenthum bildet 3 Hauptstufen, u. z. Höhere Stellen, „Staff Appointments", an ihrer Spitze die permanenten Unter-Staatssekretäre und analoge Beamte; ferner Commissioners, Spezial-Referenten, Justitiarien, General-Inspektoren etc.; und schliesslich Sektions-Vorsteher, Amts-Vorsteher etc. Bereits 1860 gab es 156 Hauptbeamte sowie 1485 untere Amts-Vorsteher und Civilbeamte in selbständiger Position, nämlich ungefähr an derselben Stelle, den die deutschen studirten Administrativ-Beamten einnehmen, jedoch hat England für diese Stelle kein studirtes Beamten-Personal, sondern verwendet dazu ältere Bureaubeamte, Anwälte, Offiziere, Geistliche, Techniker u. s. w., nach Bedarf der einzelnen Verwaltungszweige. — Bei den Centralbehörden reihen sich die höheren Staff Appointments den politischen Unter-Staatssekretären an, als Haupt-Decernenten des laufenden Geschäftsganges. Die nächstfolgenden Stufen bilden mehr als 10.000 etatsmässige Bureaubeamte, Clerks, thatsächlich lebenslänglich, aber in strengster Subordination unter das höhere Beamtenthum, wobei sich entsprechend der Natur des Berufs-Beamtenthums einige feste Stufen des Avancements gebildet haben, d. h. eine Eintheilung in Bureau-Vorsteher, „Chief Clerks", Ober-Sekretäre, „Senior Clerks", Unter-Sekretäre, „Junior Clerks", Hülfs-Sekretäre, „Assistant Clerks", ausser-etatsmässige Extra-Clerks, Kanzlisten „Copying Clerks" etc. u. z. in periodisch aufsteigender Erhöhung der Gehalte. — Auch wurde nach unzähligen Debatten über die Verbesserung des Anstellungswesens, durch Order in Council, vom 21. Mai 1855,

das Prüfungswesen mit Probezeit in das gesammte Bureaupersonal eingeführt! — Die grösste Anzahl der besoldeten Beamten sind aber „dienende Beamte", zu denen besonders die kolossale Masse der kleineren Zoll-, Steuer- und Postbeamten gehört; all' diese sind widerruflich theilweise auf Kündigung angestellt unter Instruktionen der Ministerien und Central-Behörden. — Doch ist diese Dreitheilung des Beamtenthums nur für die eigentlichen Ministerial-Departements anwendbar; in dem massenhaften Beamtenthum der Polizei-, Steuer-, Post-, Telegraphen- und Unterrichts-Verwaltung stuft sich das Beamtenthum nach Bedürfniss auch noch in weitere Klassen ab. So haben z. B. die besoldeten Polizeimannschaften eine Art militärische Organisation. mit Ober- und Unteroffizieren in mehreren Stufen erhalten. Die Steuer-, Post- und Telegraphenbeamten zerfallen wieder in eine Reihe Abstufungen für den Aussen- und Innendienst. In dem Unterrichtswesen wird das höhere studirte Lehrerpersonal den Staff Appointments zugerechnet, und die Elementar-Lehrer beiläufig den Clerks gleichgestellt. — Dieses ganze Beamtenpersonal kostet dem Staate alljährlich weit über 18 Mill. £, jedenfalls eine enorme Summe, doch muss man dabei berücksichtigen, dass diese Reichsverwaltung auch für das ungeheuere Gebiet der Kolonien mit bestimmt ist.

In Folge der lebenslänglichen Stellung des permanenten Dienstes beschränkt sich die „Patronage" der Parteiminister nur auf die vakant werdenden Stellen und ist neuerer Zeit noch mehr eingeengt worden durchdas System der Prüfungen, welches jetzt für alle Offiziers-Stellen des diplomatischen Dienstes durch Departements-Regulative, für die Richterämter und den indischen Dienst durch Gesetze, für die Kirche und die gelehrten Professionen durch Korporationsverfassung, für das gesammte Bureaupersonal aber durch Order in Council normirt ist. Ja für die Amtsernennungen im Kirchenwesen und in den Richterämtern wird über-

haupt eine Besetzung nach Parteisystem gar nicht anerkannt. — Im starken Gegensatze zum amerikanischen und französischen Verwaltungssystem ist die englische Parlamentsregierung darauf bedacht, dem professionellen Beamtenthume eine gesicherte auskömmliche Stellung zu geben, welche die erforderliche Garantie der Unbestechlichkeit und Pflichttreue bietet, während sie die aus dem Personal des Parlaments entnommenen höheren Capacitäten des Staatsdienstes von unten herauf durch das System des „Selfgovernment" heranbildet. — Auch sind die allgemeinen Rechtsgrundsätze über die Aemter ziemlich einfach geblieben, um, im Rahmen einer sehr spezialisirten Gesetzgebung über die einzelnen Amtsbefugnisse, der Verwaltungspraxis doch noch immer einen gewissen Spielraum zu lassen. Doch gestalten sich diese Verhältnisse naturgemäss anders als im absolutistisch regierten Staate, wo das Beamtenthum selbst die regierende Klasse bildet. — Die englischen Rechtsvorschriften umfassen die Verleihungsform, die Qualifikation zu den Aemtern, das Recht am Amt und die Beendigung des Amts, u. z. hält sich das gesetzlich fixirte Amtsrecht in einem so weiten Rahmen, dass es der englischen Parlaments-Regierung überlassen blieb, die wichtigsten Einzelheiten des Staatsdienstes durch die Verwaltungspraxis zu regeln, und man kann mit Recht sagen, dass sich die Mässigung und Einsicht in die Natur des Staatsdienstes, welche diese Amtspragmatik ausgebildet hat, zu den stärksten Seiten des englischen Staatswesens gehört. Einen Hauptantheil an diesem Verdienst hat jedenfalls die praktische Schule des Selfgovernment, namentlich aber des Friedensrichter-Amts. Unmittelbar umfasst das Anstellungsrecht des Premierministers nur die Stellen der Bischöfe, Dekane und die Präsidentenstellen der Reichsgerichte, doch erstreckt sich diese Patronage auch massgebend auf die wichtigsten Generalkommandos, Gesandtenstellen u. s. w., bei welchen eine Verständigung des Departement-Chefs mit

dem Premierminister stattfindet. Bei den übrigen Aemtern vertheilt sich die Patronage in Folge der Zerlegung der Verwaltung in Departements derartig, dass in der Regel die politischen Departement-Chefs die vakant werdenden Stellen in ihrem Gebiete besetzen, während in den übrigen Departements, wo kein politischer Chef vorhanden, die Patronage der Treasury reservirt bleibt, doch sind dabei im Interesse des permanenten Dienstes einige feste Maximen massgebend. — Die Besetzung der politischen Aemter, d. h. der mit dem Partei-Ministerium wechselnden Amtsstellen, beruht vollständig auf einem Uebereinkommen der leitenden Männer unter nicht geringen praktischen Schwierigkeiten, denn der politische Beamte soll ein Mitglied des Ober- oder Unterhauses sein, derselben Parteirichtung angehören, und darf nicht bejahrt sein, um die parlamentarischen Lasten des Amts tragen zu können. Ferner muss er allgemeine sowie politische Bildung und die nothwendige Erfahrung in dem Routinewesen des Parlaments besitzen, um das Ministerium erfolgreich vertreten zu können, was keineswegs leicht ist, da schon aus diesem Grunde zahlreiche städtische Abgeordnete als ungeeignet aus dem Unterhause ausscheiden. Weiter ist es unbedingt nothwendig, dass ein derartiger politischer Beamter, wenn er ein Unterhaus-Mitglied, seines Wahlsitzes gewiss sei, weil er sich meist einer Neuwahl zu unterziehen hat; dazu kommen dann noch mannigfache Rücksichten auf Unter-Fraktionen, die nur unter gewissen Chefs ihre Mitwirkung zusagen. Schliesslich ist es auch erforderlich, dass der politische Beamte einige Routinekenntniss in dem zu übernehmenden Departement besitzt, um das nöthige Ansehen zu gewinnen. Nur in Folge der politischen Bildung der englischen Gentry sowie der Schule des Parlaments ist es möglich, dass trotz all' dieser Schwierigkeiten die höchsten Aemter sich in der Regel einer achtungswerthen Besetzung erfreuen, wenn auch andererseits der grosse Nachtheil eintritt, dass der Minister recht oft nicht im

Stande ist, gerade denjenigen Mann auf einen wichtigen Posten zu stellen, den er gerade wünscht. Da aber Rednertalent, Einfluss im Unterhause, Verbindungen im Ober- und Unterhause Elemente sind, die in einer verantwortlichen Regierung der Natur der Sache nach überwiegen und folglich jedes Hauptdepartement eines redekundigen Vertreters im Parlament bedarf, so ist es erklärlich, dass es häufig sogenannte „Familien-Kabinets" giebt, und dass auch heut zu Tage noch bei Anstellungen in erster Linie an Brüder, Schwiegersöhne etc. der Parlamentsminister gedacht wird; dann an Parlamentsmitglieder, deren Stimmen wichtig sind, und deren Angehörige; ferner an Protegés der Minister, Pairs, Unterhausmitglieder; weiter auch wohl an talentvolle Zeitungs-Redakteure und Pamphletschreiber, so wurde z. B. seiner Zeit „Punch" mit 1000 £, „Examiner" mit 800 £ und noch andere angestellt; schliesslich auch an eine entschieden tüchtige Spezialität oder an einen altbewährten Bureau-Vorsteher. Doch besitzt die englische Patronage wenigstens die höchst lobenswerthe Eigenschaft, dass sie durchgehends eine Verantwortlichkeit für die Ehrenhaftigkeit ihres Protegirten anerkennt.

Unter dem Namen „Staff Appointments", Staff Officers versteht man die höheren Beamten des permanenten Dienstes, also die permanenten Unter-Staatssekretäre und Assistent Secretaries, Chairmen, Commissioners, Law Clerks, Solicitors und analoge Spezialbeamte, welche stets dort, wo politische Chefs vorhanden sind, formell an zweiter Stelle und nur in einigen Departements zweiter Klasse auch an erster Stelle stehen. — Sie sind die eigentlichen Decernenten der oberen Behörde und für den laufenden Geschäftsgang meistens die wichtigsten Beamten, da sie das Verbindungsglied zwischen dem wechselnden Partei-Chef, den Bureaus und den Unterbeamten bilden, und die Depositories of official traditions, sowie für den politischen Chef die unentbehrlichen Rathgeber

sind. Aus diesem Grunde ist denn auch ihre Stellung nach allen Seiten hin eine wohlgeachtete und ihre Gebühren entsprechen annähernd den deutschen Minister-Gehalten. — Die Besetzung dieser Stellen erfolgt mit Sorgfalt, doch nicht ohne Rücksichtnahme auf politisches Glaubens-Bekenntniss und Familien-Verbindungen, aber mit besonderer Berücksichtigung von Kenntniss und Amtstüchtigkeit, da ein Missgriff in dieser Beziehung dem politischen Chef den Stempel der Unfähigkeit aufdrücken würde. Kandidaten für solche Stellen sind ältere Advokaten, geschäftstüchtige Mitglieder aus den Spezial-Komités des Parlaments, höhere Spezial-Beamte aus dem permanenten Dienst, höhere Ingenieur-Offiziere, Offiziere der Kriegsmarine etc. Als dirigirende Chefs kommen diese Beamten jedoch nur bei solchen Departements vor, deren Vertreter gesetzlich vom Unterhause ausgeschlossen sind, wie in der Ober-Rechnungskammer und in den General-Steuerämtern. — Die Bezeichnung Secretaries und Commissioners wird in den neueren Verwaltungsämtern nur für höhere Beamte gebraucht; die Solicitors kommen in der Stellung als höhere Beamte und bei den Centralstellen vor, während bei den unteren Behörden die zahlreiche Klasse der niederen Anwälte nur als Gerichtsschreiber und Bureaubeamte dienen. Auch die seit neuerer Zeit zahlreich ernannten Inspectors, Surveyors, Superintendents etc. gehören nur bei den höheren Behörden zu der höheren Klasse des Beamtenthums.

Zur Hauptklasse der Bureaubeamten, „Clerks“, rechnet man auch die Rechnungsbeamten, Registratoren etc. und die niederen Beamten der Zoll-, Steuer- und Postverwaltung mit ihren mannigfaltigen Bezeichnungen, so dass ihre Zahl weit über 16.000 beträgt. In Aemtern mit einem politischen Chef hat dieser in der Regel das Anstellungsrecht, in Aemtern mit permanentem Chef übt es meistens die Treasury durch den Patronage Secretary besonders in den General-Steuerämtern und theilweise auch in dem General-Postamt. — Die Be-

zeichnung „Clerk“ ist übrigens in der neueren Verwaltung die regelmässige für das Bureau-Beamtenthum; bei den alten verfassungsmässigen Courts, wie im Parlament, im Privy Council etc., hat man aber auch die alte Bezeichnung Clerk für höhere Beamte beibehalten, so bekleiden z. B. die beiden Clerks im Privy Council die Stellung von Unter-Staatssekretären, doch darf man mit der Stellung dieser Clerks nicht die der Private Secretaries der Departements-Chefs vergleichen, denn dies sind in der Regel Ehrenstellen für junge Männer von Familie zur Ausbildung in den Staatsgeschäften. Wo zwei Privatsekretäre vorkommen, ist der eine ein tüchtiger Clerk aus dem Bureau, der als solcher eine Zulage erhält, u. z. beträgt der gewöhnliche Gehalt 300 £, wenn der Chef einen Sitz im Kabinet hat, sonst aber 150 £.

Neuerdings treten bei den meisten etatsmässigen Aemtern Gehaltserhöhungen mit dem Dienstalter ein, andererseits kennt man aber einen Anspruch auf Beförderung in eine höhere Stelle absolut gar nicht, so dass eine solche wie eine ganz neue Anstellung angesehen wird; dafür findet jedoch in der grossen Klasse der Clerks ein regelmässiges Aufsteigen nach der Anciennetät statt. Der Junior Clerk tritt bei den meisten Behörden mit 90—100 £ als Kopist ein und steigt dann langsam in die höheren Klassen auf, so dass mancher die Stelle eines Chief Clerk oder eine selbständigere eines Journalisten, Accountant etc. erreicht. Nominell hat der Departement-Chef dabei noch das Recht, ausser der Reihe nach Verdienst zu befördern, wobei eine Einmischung der Treasury wegfällt, da die Beförderung innerhalb des Departements als auschliessliches Recht der Chefs gilt. — Ebenso findet auch in den untersten Stellen der dienenden Beamten eine Art von Avancement nach dem Dienstalter statt.

Das „Entlassungsrecht“ der widerruflich angestellten Beamten gehört zwar bei der grossen Mehrzahl der Aemter

zu den formellen Rechten des Departements-Chefs, tritt aber thatsächlich noch seltener als in manchen anderen europäischen Ländern ein; auch hängt die verfassungsmässige Disziplinargewalt der Oberbehörden nicht mit der politischen Richtung des Governments zusammen, und der Unfug, welcher im 17. und 18. Jahrhundert mit der Abhängigkeit der besoldeten Unterbeamten zur Beeinflussung der Wahlen getrieben wurde, ist, soweit er fühlbar geworden, durch die Ausschliessung der dazu geeigneten Beamtenklassen vom aktiven Wahlrecht möglichst beseitigt worden. Ja neuester Zeit wurde besonders die Masse der besoldeten „Constables" unter 100 £ Strafe, beizutreiben durch Popularstrafe bei den Reichsgerichten, nicht nur vom aktiven Wahlrechte, sondern auch von jeder Betheiligung an den Wahlen durch Zu- oder Abreden ausgeschlossen. — Nach Wegfall der „politischen" Motive für das Entlassungsrecht hat sich aber in der englischen Praxis eine in der That übertriebene Schonung gegen unbrauchbare Beamte entwickelt die das Entlassungsrecht im Bureaudienst so gut wie ausser Anwendung setzt, denn die Entlassung eines Beamten, auch wenn er nur widerruflich angestellt ist, ohne die allerdringendsten, unmittelbar aus der Amtsführung entnommenen Gründe, ist fast unerhört. Ja die Entlassung eines Commissioners oder andern höheren Beamten des permanenten Dienstes, wenn sie im Verlaufe von Jahren einmal vorkommt, wird zum Gegenstande eines grossen Aufsehens und ernster Kontestationen im Parlament. Daher finden wir schon aus diesem Grunde bei der Klasse der Briefboten, Sortirer etc., überhaupt derjenigen Beamten, die rein mechanische Funktionen versehen, meist nur ein Engagement auf Wochenlohn und nur in der besoldeten „Constabulary" treten häufige Entlassungen ein. — Um den Staat nicht mit einem Heere pensionsberechtigter Beamten zu belasten, hat übrigens das englische System auch ein Auskunftsmittel in der weit ausgedehnten

Grafschafts-, Stadt- und Kirchenspiel-Verwaltung gefunden, d. h. das Bureau-Beamtenthum der Justiz und der höheren Kommunalverwaltung wird massenhaft aus dem freien Gewerbe der unteren Anwaltschaft, der „Attorneys“ oder „Solicitors“ entnommen, ferner durch die soeben beregte Anstellung auf Kündigung für diejenigen dienenden Beamten, welche in einer mechanischen oder gewerblichen Thätigkeit regelmässig auch im Privatleben den Unterhalt in analoger Beschäftigung zu finden vermögen, daher unbedenklich auf Kündigung in gewöhnlichen Lohnverhältnissen angestellt werden können.

Die scheinbar „hohen Gehalte“ aller unmittelbaren Staatsbeamten beruhen in England auf einer gesellschaftlichen Nothwendigkeit, denn in einem Lande, wo das Erbrecht der Erstgeburt grosse Vermögensmassen beisammen hält, wo einem reichen Adel ein reicher Handelsstand gegenüber steht und wo man 3000 —5000 £ dem Geschäftsführer einer Aktien-Gesellschaft und 500—1000 £ dem Buchhalter eines Banquiers bezahlt, versteht es sich von selbst, dass ein Staatsminister wenigstens ein Einkommen von 5000 £ haben muss, denn sonst würden die höheren Staatsämter ein Monopol des Reichthums, und die Stellung des Beamten verlöre die Gewähr der Unbestechlichkeit. Dazu gesellt sich dann noch die Mühseligkeit des parlamentarischen Amts, nämlich Tagesarbeit im Bureau und Nachtarbeit im Parlament, die Nothwendigkeit ein Haus in London zu haben, der Luxus des grossstädtischen Lebens und vielfache Ehrenausgaben, verbunden mit der ökonomischen Unsicherheit einer vom Parteiwechsel abhängigen Stellung. Ja aus all' diesen Ursachen ist sogar der Gehalt der Ministerstellen 2. Ranges, 2000 £, zu niedrig. Die Gehalte der Staff Appointments werden bestimmt nach der Wichtigkeit dieser Amtsstellungen gegenüber den wechselnden Partei-Chefs; überdies nach der Höhe des Einkommens in der Advokatur, der Kirche, dem ärztlichen Stande etc., mit welchem diese Stellen im gewissen Verhältnisse bleiben müssen. — Die Gehalte der

Clerks sind ebenfalls bedeutend, sie variiren zwischen 100 bis 1000 £, ja selbst gute Lohnschreiber werden mit 2 Thaler pro Tag bei dem Law Stationer honorirt. — Das frühere System der Renumeration der Beamten durch Sporteln ist aber mit geringen Ausnahmen im Staatsdienste beseitigt, was man am besten an den langen Listen der Amtsgebühren sieht, welche jetzt an die konsolidirten Fonds abgeführt werden müssen; ferner wurde durch einen Beschluss der Treasury vom 27. März 1849 den Beamten die Annahme von Nebenstellen, wie z. B. als Direktoren von Lebensversicherungs- und Handels-Gesellschaften, strengstens untersagt.

Da man früher auch Missbrauch mit dem „Pensionswesen“ getrieben hatte, so wurde durch 4 et 5 Will. IV. c. 24 als Regulativ eingeführt, dass die Staatsminister (der First Lord, die 3 Staatssekretäre, der Schatzkanzler, der erste Admiralitäts-Lord, der Präsident des Handelsamts) nach zweijähriger Amtsverwaltung und gegen Nachweis eines ungenügenden Privatvermögens eine Pension von 2000 £ erhalten, doch dürfen nur 4 Pensionen dieser Klasse gleichzeitig bestehen. Staatssekretäre für Irland und Kriegssekretäre können nach 5jähriger Dienstzeit 1400 £, Unter-Staatssekretäre der Treasury und Sekretäre der Admiralität 1200 £ beanspruchen; die politischen Under-Secretaries der Staatssekretäre, der 2. Sekretär der Admiralität, und die Sekretäre des indischen Amts 1000 £ nach 10jähriger Dienstzeit, doch dürfen bei all' diesen Kategorien nur 6 Pensionen gleichzeitig bestehen. Später wurde dann durch den Political Offices Pensions Act 1869, 32 et 33 Vict. c. 60, die Befugnisse der Krone zur Verleihung solcher Pensionen auf Lebenszeit noch erweitert und diskretionärer gestellt. — Dagegen ist für das Beamtenthum des permanenten Dienstes allmählig ein vollständiges Pensionswesen entstanden, während es für die Armee und Marine schon frühzeitig in freigebigster Weise existirte. Für die Richterämter wurde durch eine lange Reihe von Einzel-

gesetzen gesorgt; für die Diplomaten durch 2 et 3 Will. IV. c. 116 sowie 22 et 23 Vict c. 26 und für die Gouverneure der Kolonien durch 28 et 29 Vict. c. 13. Nachdem man viele überflüssige Aemter aufgehoben und reduzirt hatte, wurde dann das Pensionswesen auch auf alle Clerks und etatsmässig dienende Beamte ausgedehnt durch 4 et 5 Will. IV. c. 24 sowie 22 Vict. c. 26; ja in neuerer Zeit verfährt man bei Pensionirungen sogar überall nach festen Maximen, frei von allem politischen Einfluss, wobei die „Junior Lords der Treasury" die entscheidenden Behörden bilden. — Nach dem jetzt geltenden Gesetze beginnt die Pension nach 10jähriger Dienstzeit mit $^{10}/_{60}$ des Gehalts, steigt nach 11jähriger Dienstzeit auf $^{11}/_{60}$ u. s. w., aber Personen unter 60 Jahren dürfen diese Pension nur auf ärztliches Attest ihrer dauernden Dienstunfähigkeit erhalten. Nach 34 et 35 Vict. c. 36 kann auch statt der Pension eine Kapitalsumme gezahlt werden, deren Bestimmung einer besonderen Kommission unter Vorsitz des General-Kontrolleurs der Staatsschulden Verwaltung obliegt. Ueberdies wird auch mit einer ausserordentlich peinlichen Gewissenhaftigkeit, die sogar oft zu einer allzuschweren Belästigung der Staatskasse führt, an dem Prinzip der vollen Entschädigung, „Compensation", für aufgehobene Aemter und Amtssporteln festgehalten. — Die Gesammtsumme der Civilpensionen betrug im Etatsjahre 1880/81 für den Civildienst 246.981 £, für die Revenue Departments 318.454 £, für die Civilbeamten der Armee und Kriegsmarine 73.648 £, was im Verhältnisse zum Pensionsetat der Armee und Kriegsmarine, der sich im selben Zeitraume bereits auf über 4 Millionen bezifferte, noch immer gering erscheint. Doch kommen dann noch zu den obigen Civilpensionen die auf dem konsolidirten Fond lastenden Pensionen der Richter und gewisser diplomatischer und politischer Beamten mit jährlich mehr als 100.000 £. Ueberdies ist noch

dieser Pensionsetat der Civilbeamten von Jahr zu Jahr im raschen Steigen begriffen, weil die das moderne Pensionswesen begründenden Gesetze erst neueren Datums sind.

Die Staatsverwaltung in den Kolonien.

Die Kolonien des britischen Reichs, welche 8 Mill. engl. □ Meilen oder das 65fache des Stammlandes, also fast $^1/_7$ der ganzen Erdoberfläche umfassen, während deren Bewohner cirka $^1/_4$ sämmtlicher Erdbewohner bilden, sind in 39 administrative „Divisions" eingetheilt, von denen einige eine Anzahl früher selbständiger Kolonien in sich vereinen. Von diesen Kolonien und Koloniegruppen liegen 3 in Europa, 11 in oder um Amerika, 10 in oder um Afrika, 8 in Asien und 8 in Australien. In „Europa" sind diese Besitzungen in alphabetischer Ordnung Gibraltar, Helgoland und Malta. In und um den „amerikanischen Kontinent", die Bahamas, eine Gruppe von ungefähr 800 Inseln und Inselchen, von welchen 20 bewohnt sind; die Bermudas, eine Gruppe von etwa 350 Inseln, Felsen und Riffs, von welchen 13 bewohnt werden; das Dominion of Canada; die Falklands-Inseln (2 grosse und 100 kleinere Inseln); Guayana im südamerikanischen Kontinent; Honduras in Central Amerika; Jamaica, welchem durch Parlaments-Akt vom Jahre 1873 die Turks- und Caicos- sowie die Caymans-Inseln beigefügt wurden; die Inseln unter dem Winde bestehend aus den früheren selbständigen Kolonien Antigua, Montserrat und der vereinigten „Presidency of St. Christopher", und „Nevis" einschliesslich Anguilla; die Virgin-Inseln und Dominica; Newfoundland, noch nicht vereinigt mit dem Dominion of Canada; die Insel Trinidad; und die Inseln über dem Winde, enthaltend die Kolonien von Barbados, St. Lucia, St. Vincent, Grenada und Tabago, welche unter einem „Governor in-Chief" stehen. In und um „Afrika" die Ascension-Inseln,

das Cape of Good Hope mit Basuta Land und Dependenzen, das Gambia Settlement an der Westküste, das Gold Coast Territory, die Insel Lagos und Territorien auf dem festen Lande, die Insel Mauritius und Dependenzen im indischen Ozean, Natal, getrennt von der Kap-Kolonie 1865, das Niger-Delta und die Distrikte des Oel-Flusses, welche sich von Lagos gegen Kamerun ausdehnen, die Insel St. Helena, Sierra-Leone. In und um „Asien" die Stadt und Hafen von Aden, die Inseln Ceylon und Cyprus, Hong Kong, das Kaiserthum Indien, die Insel Labuan an der Küste von Borneo, die Insel Perim, die Straits Settlements, bestehend aus der Insel Singapore und Penang mit den Territorien von Malakka, und der Provinz Wellesley im Malayischen Archipel. In „Australien" die Fiji-Inseln und die Kolonien Neu-Südwales, Neu-Seeland, Queensland, Süd-Australien, Tasmania, Victoria und West-Australien. — Im Jahre 1884 kam auch noch die Stadt und der Distrikt von Berber an der afrikanischen Küste, südlich von Aden, hinzu, und wurde von britischen Truppen besetzt; auch ward im selben Jahre das Protektorat über all' dasjenige Land der Insel Neu-Guinea erklärt, welches östlich vom 141^{0} östl. Länge liegt und ein beiläufiges Areal von 100.000 engl. □Meilen, einschliesslich verschiedener Inselgruppen der dortigen Küste, umfasst; zugleich stellte man dieses neu erworbene Gebiet unter einen „High Commissioner." Doch entwickelte sich durch diese Okkupation später die Neuguinea-Frage mit dem Deutschen Reiche, welche schliesslich 1885 durch den deutsch-englischen Südsee-Ausschuss grundsätzlich dahin erledigt wurde, dass die Engländer ihre Flagge nicht allein von den Inseln Long und Rook sowie der Huon-Bai zurückziehen, sondern auch die Küste bis zum 8^{0} südlich von Herkules-Bai aufgeben mussten, wobei aber die besonders fruchtbare und an Kokosnuss-Waldungen reiche Küste bis zum Ostkap noch immer in britischen Händen blieb. — 1884 wurden ebenfalls Theile der westafrikanischen Küste von Lagos gegen Kamerun, ein-

schliesslich dem Niger-Delta und dem Oel-Flusse Grossbritannien einverleibt. Auch nahm der Häuptling von Khama, dessen Land bis zum Zambese-Flusse reicht, das englische Protektorat an und stellte den britischen Kolonisten ein bedeutendes Gebiet zur Verfügung. — 1881 hatte die Regierung einer britischen Kompagnie eine Charter für einen etwa 26.000 engl. □ Meilen grossen, 150.000 Bewohner zählenden Distrikt von Nord-Borneo ausgestellt, so dass dieses Gebiet indirekt auch zur britischen Kolonial-Herrschaft gehört. — Schliesslich wurde 1885 von Grossbritannien der „Hamilton-Hafen" auf der Insel Quelpart an der koreanischen Küste okkupirt, um dadurch den neu erworbenen russischen Hafen Wladiwostock am japanesischen Meere zu paralysiren. Um diese Besetzung durchzuführen, hatte die Regierung das Kriegsschiff „Flying Fish" mit versiegelter Ordre abgesendet. Als dasselbe in Port Hamilton anlangte, fand es bereits 5 ebenfalls dorthin instradirte Kanonenboote sowie eine Quantität Holz, das zur Errichtung von Vertheidigungswerken benutzt werden sollte und von Nagasaki hierher geschafft war. Nunmehr begannen die Engländer schleunigst mit der Anlage von Minen und der Herstellung einer Holzsperre zur Schliessung der sehr schmalen Hafen-Einfahrt. Ein paar Tage später gegen 9 Uhr Abends fuhr auch ein russisches Transportschiff an, dessen Kapitän vorgab, er müsse wegen eines Lecks in seinen Kesseln Zuflucht im Hafen von Port Hamilton suchen und wolle ans Land gehen, um die Gegend zu besichtigen. Da er aber leicht eine russische Flagge in der Tasche haben konnte, so überredeten ihn die britischen Offiziere, zuerst ihrem Höchstkommandirenden einen Besuch zu machen. Während dieser Zeit machten sie nun schleunigst, wie die geheimen Ordres es vorschrieben, das Kriegsschiff sowie die Kanonenboote gefechtsbereit, und nachdem dies geschehen war, setzten sie in der Stille der Nacht drei Detachements an Land, welche den Befehl erhielten, die Flagge Englands derartig aufzuhissen, dass am dämmernden

Morgen die höchsten Punkte der 3 Inseln von durch Schildwachen beschützten britischen Flaggen gekrönt waren. Natürlich blieb am nächsten Morgen dem überlisteten und zu spät gekommenen russischen Offizier nichts anders übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, dem englischen Höchstkommandirenden zur neuen Erwerbung zu gratuliren und mit seinem Transportschiff wieder abzudampfen.

Nach der Art ihrer Regierungsform werden die britischen Kolonien in 3 Klassen eingetheilt, u. z. in „Kron-Kolonien", worin die Krone die ausschliessliche Legislative ausübt, während die Verwaltung von einem Beamten unter Kontrolle des Home Government gehandhabt wird; ferner in „Kolonien mit repräsentativen Institutionen", in denen die Krone nur ein „Veto" in Bezug auf legislative Massnahmen besitzt, jedoch die Verwaltung führt; und „Kolonien mit verantwortlicher Regierung", die nur ein Veto in legislativen Angelegenheiten einzulegen vermag, während das Home Government gar keine Kontrolle über irgend einen öffentlichen Beamten, ausser über ihre eigenen Vertreter hat. — Die nachfolgende Tabelle zeigt uns die verschiedenen Kolonien mit der Jahreszahl ihrer Erwerbung, Ausdehnung und Regierungsform:

Kolonial-Besitz	Jahr der Erwerbung	Areal in engl. □ Meilen	Regierungsform und Titel des höchsten dortigen Exekutivbeamten
In Europa:			
Gibraltar . .	1704	$1^2/_3$	Crown; Governor.
Helgoland . .	1807	$^1/_3$	Crown; Governor.
Malta and Gozo	1800	143	Representative; Gov.
In Amerika:			
Bahamas . .	1670	5390	Representative; Gov.
Bermudas . .	1609	20	Representative; Gov.
Dominion of Canada . . .	1623—1760	3,470.392	Responsible; Gv.-Gen.
Falkland-Inseln	1833	7600	Crown Governor.

Kolonial-Besitz	Jahr der Erwerbung	Areal in engl. □ Meilen	Regierungsform und Titel des höchsten dortigen Exekutivbeamten
Guyana	1803	76.000	Representative; Gov.
Honduras . . .	1783—1786	7562	Crown; Lieut.-Gov.
Jamaica, Turks und Caicos-Inseln	1629—55	4362	Crown; Capt.-Gen.
Leeward-Inseln .	1626—1763	694	Representative; Gov.
Newfoundland .	1583	40.200	Responsible; Gov.
Trinidad . . .	1797	1754	Crown; Governor.
Windward-Inseln	1605—1803	800	Representative; Gov.
In Afrika:			
Ascension . . .	1815	34	Crown; Gov. (Admr.)
Cape Colony . .	1806—1877	241.900	Responsible; Gov.
Basuto Land . .	1868	10.293	Crown.
Gambia	1631	20	Crown; Administr.
Gold-Küste . .	1661	15.000	Crown; Administr.
Lagos	1661	73	Crown; Administr.
Mauritius and Dependenzen . .	1810	708	Crown; Governor.
Natal	1838	21.000	Representative; Gov.
St. Helena . . .	1651	47	Crown; Governor.
Sierra-Leone . .	1787	468	Crown; Governor.
In Asien:			
Aden	1838	65	Crown; Governor.
Ceylon	1796	25.364	Representative; Gov.
Cypern	1878	3700	Repres.; High. Com.
Hong Kong . .	1843	32	Crown; Governor.
Indien	1625—1856	383.504	Crown; Viceroy.
Labuan	1846	30	Crown; Governor.
Perim	1855	7	Crown; Gov. of Aden.
Straits Settlements	1785—1819	1445	Crown; Governor.

Kolonial-Besitz	Jahr der Erwerbung	Areal in engl. □ Meilen	Regierungsform und Titel des höchsten dortigen Exekutivbeamten
In Australien:			
Fiji-Inseln . . .	1874	8034	Crown; Governor.
Rotumah . . .	1881	14	Crown; Gov. of Fiji.
Neu-Süd-Wales and Norfolk-Inseln	1787	325.000	Responsible; Gov.
Neu-Seeland . .	1841	105.342	Responsible; Gov.
Queensland .	1859	668.224	Responsible; Gov.
Süd-Australien .	1836	903.425	Responsible; Gov.
Tasmania . . .	1803	26.215	Responsible; Gov.
Victoria	1787	87.884	Responsible; Gov.
West-Australien .	1829	1,057.250	Representative; Gov.

Die gegenwärtige Regierungsform „Indiens" wurde begründet durch den Act 21 und 22 Vict. cap. 106, genannt „An Act for the better Government of India" (Ein Gesetz für die bessere Regierung Indiens), sanktionirt am 2. Aug. 1858. In Folge dieses Gesetzes gingen alle Gebiete, welche früher unter der Regierung der „East India Company" standen, in die Ihrer Majestät über, ebenso auch alle territorialen und anderen Revenuen, welche nunmehr im Namen der Königin eingehoben und nur für Zwecke der indischen Regierung verwendet werden, zu welchem Behufe der „Secretary of State for India" mit aller Machtvollkommenheit ausgestattet ist. Ferner durch den Act 39 und 40 Vict. cap. 10, proklamirt zu Delhi vor den Prinzen und hohen Würdenträgern von Indien am 1. Januar 1877, worin die Königin Victoria den Kaisertitel von Indien annimmt. — Die „Executive" ruht in diesem Reiche in den Händen eines „Governor-General", der zwar nicht offiziell, aber im allgemeinen „Viceroy", Vizekönig, genannt, von der Krone eingesetzt wird und nach den Befehlen des „Secretary of State for India" handelt. — Durch den Act

24 und 25 Vict. cap. 67, verbessert durch den Act 28 Vict. cap. 17, und 32 und 33 Vict. cap. 98, hat aber der Governor-General in Uebereinstimmung mit seinen Räthen das Recht, für alle Personen, gleichgültig ob sie Briten oder Eingeborne sind, welche in Indien leben, Gesetze zu geben. — Der Gehalt des Governor-General beziffert sich auf 25.000 £ jährlich, ausser 12.000 £ Nebengebühren, doch ist die Amtsdauer eines solchen Vizekönigs im allgemeinen nicht sehr lang, denn sie betrug 1772 bis 1884 durchschnittlich nur 5 Jahre. — Die Unterstellung der lokalen Regierung des indischen Kaiserreichs unter den Secretary of State for India basirt auf den Act 21 und 22 Vict. cap. 106, verbessert durch 32 und 33 Vict. cap. 97. Diesem Secretary of State for India steht ein „Council", bestehend aus 15 Mitgliedern, zur Seite, von denen 8 die Krone ernennt, während die Abgänge unter den 7 andern, die früher die Direktoren des Departements aus ihrer eigenen Mitte wählten, jetzt der Secretary of State for India durch Ernennung geeigneter Persönlichkeiten aus dem Kreise dieser Direktoren ersetzt. Doch die Majorität der Mitglieder des Councils muss aus Personen bestehen, die wenigstens 10 Jahre in Indien gedient oder gelebt haben und dieses Land nicht länger als 10 Jahre vor dem Tage ihrer Ernennung verlassen haben; ja Niemand, der diese Bedingung nicht erfüllt, kann ernannt werden, wenn nicht wenigstens 9 der übrigen Council-Mitglieder diesen Voraussetzungen entsprechen. Ein derartiges Amt währt 10 Jahre, doch kann das eine oder andere Mitglied durch eine Adresse beider Häuser des Parlaments entlassen werden und der Secretary of State for India vermag aus besonderen Gründen die Amtsdauer des einen oder anderen Mitgliedes auf 5 weitere Jahre zu verlängern. — Die Obliegenheiten dieses Councils bestehen darin, unter der Leitung des Secretary of State for India, das Bindeglied zwischen der Lokal-Regierung in Indien und der Central-Regierung des britischen

Reichs in London zu bilden. Dem entsprechend gehen sämmtliche Aktenstücke durch ihre Hände, doch müssen alle von ihnen nach Indien gesendeten Akten die Signatur des Secretary of the State for India tragen und sämmtliche Schriften, welche vom Governor General of India und den Governors of Madras und Bombay abgehen, sind an den Secretary adressirt. Dem Secretary obliegt es, das Council in verschiedene Komités zu theilen, denselben die Arbeiten zuzuweisen und überhaupt den ganzen Geschäftsgang seines Departements zu überwachen; auch ist derselbe Präsident des Councils und ernennt den Vize-Präsidenten. — Das Council versammelt sich nur, wenn der Secretary es anordnet, und bei solchen Gelegenheiten dürfen dann nie weniger als 5 Mitglieder anwesend sein. — Die „Regierung in Indien" wird durch das „Council of the Governor-General" ausgeübt und besteht aus 6 ordentlichen und 1 ausserordentlichen Mitgliede, nämlich dem „Commander-in-chief", Oberkommandirenden General. Die ordentlichen Mitglieder präsidiren den verschiedenen Departements für auswärtige Angelegenheiten, den Finanzen, dem Innern, der Militär-Administration und den öffentlichen Arbeiten sind aber in ihrer Gesammtheit nicht das, was man, in Europa „Kabinet" nennt. — All' diese Mitglieder und auch diejenigen des Councils der Governors von Madras und Bombay werden von der Krone ernannt. — Ausserdem besteht noch ein „Legislative-Council", dessen Verhandlungen öffentlich sind, welches aus Mitgliedern des Councils im Verein mit 6—12 weiteren, vom „Viceroy" ernannten Personen zusammengesetzt ist und dazu dient, Gesetze und Erlasse zu machen. — Die „Lieutenant-Governors" und „Chief Commissioners" der anderen 10 Provinzen werden in Uebereinstimmung mit dem Secretary of the State for India vom Governor-General ernannt.

Die Governors von Madras und Bombay haben jeder ebenfalls 2 Councils; der Lieutenant-Governor von Bengalen

jedoch nur ein LegislativeCouncil, und die anderen Governors der Provinzen kein Council zur Seite und besitzen auch gar keine legislative Gewalt. Trotzdem aber der Viceroy der bestimmende Faktor ist, haben doch die Governors der verschiedenen Provinzen ein grosses Mass administrativer Unabhängigkeit. — Jede Provinz ist wieder in „Districts", analog den englischen „Counties" oder französischen Departements als Administrativeinheit gegliedert. An der Spitze eines jeden Distrikts befindet sich ein Exekutivbeamter, „Collector-magistrate", oder „Deputy-Commissioner", welcher die Verwaltung führt und dem Governor der Provinz für seine Amtsthätigkeit verantwortlich ist. Ihm unterstehen die „Deputy-Collectors" und „Assistant-Magistrates"; in manchen Fällen sind diese Exekutivbeamten auch Richter, während in anderen Provinzen dieses Richteramt wieder getrennt ist. Aus der nachfolgenden Tabelle ersehen wir die Bevölkerung jeder Division und Provinz Indiens unter direkter britischer Verwaltung mit dem Areal und anderen statistischen Daten als Resultate des Census vom Jahre 1881:

Presidencies, Provinces und Divisions	Anzahl der Distrikte	Areal in engl. □Meil.	Anzahl der Städte u. Dörfer	Bevölkerungszahl 1881
Gov.-Gen. of India:				
Ajmere	2	2711	739	460.722
Berar	6	17.711	5585	2,672.673
Coorg	1	1583	503	178.302
Andaman-Inseln . .	1	880	51	14.628
Zusammen . .	10	22.885	6878	3,326.325
Lieut.-Gov. of Bengal:				
Burdwan	6	13.855	30.054	7.393.954
Presidency	7	12.029	19.251	8,204.912
Rajshahye	7	17.428	28.854	7.733.775

Presidencies, Provinces und Divisions	Anzahl der Distrikte	Areal in engl. □ Meil.	Anzahl der Städte u. Dörfer	Bevölkerungszahl 1881
Dacca	4	15.000	28.022	8,700.939
Chitagong . . .	4	12.118	11.113	3,574.048
Eigentl. Bengalen .	28	70.430	117.294	35,607.628
Behar:				
Patna	7	23.647	44.591	15,063 944
Bhaugulpore . . .	5	20.492	32.816	8,063.160
Gesammt-Behar .	12	44.139	77.407	23,127.104
Orissa	5	9053	24.894	3,730.735
Chota Nagpore . .	4	26.966	29.111	4,225.989
Sunderbunds . . .	—	5976	—	—
Gesammt-Bengal .	49	156.564	248.706	66,691.456
Chief Commissioner Assam:				
Surma Valley . .	2	6725	9340	2,258.434
Brahmaputra do. .	7	21.414	10.232	2,249.185
Ges.-Plains Dist. .	9	28.139	19.572	4,507.619
Hill Districts . . .	4	18.202	2836	373.807
Gesammt-Assam .	13	46.341	22.408	4,881.426
Lieut.-Gov. N. W. Provinces & Oudh:				
Meerut	6	11.319	8274	5,141.204
Agra	6	10.151	8125	4,834.064
Rohikund	6	10.885	11.327	5,122.557
Allahabad	6	13.746	11.934	5,754.855
Benares	7	18.338	29.694	89,820.72

Presidencies, Provinces und Divisions	Anzahl der Distrikte	Areal in engl. □Meil.	Anzahl der Städte u. Dörfer	Bevölkerungszahl 1881
Jhansi	3	4983	2152	1,000.457
Kumaun	3	12.438	9578	1,046.263
Lucknow	3	4504	4694	2,622.681
Sitapur	3	7555	5845	2,777.803
Fyzabad	3	7311	7362	3,230.393
Rai Bareilly	3	4881	6436	2,756.864
Gesammt N. W. Pr. & Oudh	49	106.111	105.421	44,107.869
Lieut.-Gov. Punjab:				
Delhi	3	5610	2724	1,907.984
Hissar	3	8355	1752	1,311.067
Umballa	3	3963	3348	1,729.043
Jullundhur	3	12.571	3982	2,421.781
Amritsar	3	5354	5623	2,729.109
Lahore	3	8987	3871	2,191.517
Rawalpindi	4	15.435	4594	2,520.508
Mooltan	4	20.295	4364	1,712.394
Deerajat	3	17.681	1826	1,137.572
Peshawur	3	8381	2240	1,181.289
Khaiber Pass	—	—	—	8173
Gesammt-Punjab	32	106.632	34.324	18,850.437
Chief Commissioner of Central Provinces:				
Nagpur	5	24.040	8221	2,758.056
Jubbulpore	5	18.688	8512	2,201.633
Nerbudda	5	17.513	6155	1,763.105
Chutteesghur	3	24.204	11.724	3,115.997
Gesammt Centr.-Provinces	18	84.445	34.612	9,838.791

Presidencies, Provinces und Divisions	Anzahl der Distrikte	Areal in engl. □ Meil.	Anzahl der Städte u. Dörfer	Bevölkerungszahl 1881
Chief Commissioner British Burma:				
Arrakan	4	14.526	3530	587.518
Pegu	4	9159	4430	1,162.393
Irawadi	4	16.805	4780	1,161.119
Tenasserim . . .	7	46.730	3117	825.741
Ges. British Burma	19	87.220	15.857	3,736.771
Governor of Madras	21	139.900	52.051	30,868.504
Governor of Bombay:				
Northern Division .	7	15.897	6381	4,147.928
Central „ .	6	37.407	8890	5,315.123
Southern „ .	5	22.782	5909	3,804.344
Sind	5	48.014	3417	2,413.823
Bombay City & Inseln	—	22	1	773.196
Gesammt Bombay	23	124.122	24.598	16,454.414
Gesammtes brit. Territorium . .	234	874.220	544.855	198,755.993

Berar steht nur provisorisch unter britischer Administration, Mysore wurde dem Native-Government im März 1881 zurückgegeben, und Oudh den Nordwest-Provinzen im Januar 1877 einverleibt.

Doch dürfte diese gegenwärtige Regierungsform in Britisch-Indien nicht mehr von all' zu langer Dauer sein, denn das Bestreben der Inder nach einer gründlichen Verfassungs-Aenderung macht sich immer mehr geltend, ja fand in allerneuester Zeit den eklatantesten Ausdruck durch die Entsendung einer Delegation, bestehend aus angesehenen Persönlichkeiten ihrer Kreise nach London, um bei Gelegenheit der neuen

Parlamentswahlen im Stammlande auf die dortigen Wähler im Interesse Indiens einzuwirken. Am 14. Oktober 1885 erschienen denn auch wirklich diese Delegirten zum ersten Male auf einem öffentlichen Meeting, welches in der „Westbourne-Park-Capelle“ unter dem Vorsitze des liberalen Unterhaus-Kandidaten Digby abgehalten wurde, und ermahnten die englischen Wähler, behülflich zu sein, um eine Reform der Vertretung in dem indischen „Legislativ-Council“, eine viel zahlreichere Verwendung von Eingebornen für staatliche Aemter, und grössere Gleichheit in der Kriminal-Gesetzgebung zu erlangen! Ausserdem tadelten einige dieser Delegirten die Konservativen, sie wegen der während Lord Lyttons Statthalterschaft adoptirten Politik und der dem früheren Vice Roy Lord Ripon zu Theil gewordenen Behandlung in das Lager der Liberalen gedrängt zu haben.

Die Kontrolle, welche die indische Central-Regierung über die ein Gebiet von 509.284 engl. □ Meilen mit 55,150.456 Einwohnern einnehmenden „Native-“ oder „Feudatory-States“ ausebt, ist sehr verschieden, doch werden sie alle von den Eingebornen Fürsten regiert, welchen je ein britischer Resident berathend und unterstützend zur Seite steht, den ihnen der Viceroy beigiebt und dessen amtliche Obliegenheiten einen mehr diplomatischen als administrativen Charakter an sich tragen. Hingegen hängt die Autorität der regierenden eingebornen Fürsten, „Native princes“, von den Verträgen oder Abmachungen mit der britischen Regierung ab, die den Grad ihrer Unterordnung feststellen. All' diese Fürsten haben aber kein Recht Krieg oder Frieden zu erklären, oder Gesandte unter sich oder an andere Staaten zu senden, dürfen keine Militärmacht über die festgesetzte Höhe unter den Waffen halten, keinem Europäer gestatten, ohne Erlaubniss der britischen Regierung an ihrem Hofe zu residiren, die britische Regierung kann den jeweiligen Regenten im Falle von Missregierung entthronen, und einige von ihnen

sind auch verpflichtet, Tribut zu bezahlen. Innerhalb dieser Grenzen regieren aber die einzelnen eingebornen Fürsten mit souveräner Gewalt in ihren Territorien, welche nach dem Census 1881 folgenden Flächeninhalt hatten:

Native Staaten	Anzahl der Distrikte	Anzahl des Areals in engl. □Meil.	Anzahl der Städte u. Dörfer	Bevölkerungszahl 1881
Baroda	6	8570	3012	2,185.005
Centr.-Indian Agency	82*)	75.079	31.506	9,261.907
Hyderabad	19	81.807	20.398	9,845.594
Mysore	8	24.723	17.655	4,186.188
Rajputana Agency .	20*)	129.750	30.001	10,268.392
Bengalen	4*)	36.634	16.059	2,845.405
Nordwest-Provinzen .	2*)	5125	3322	741.750
Punjab	36*)	35.817	18.546	3,861.683
Central-Provinzen .	15*)	28.834	11.242	1,709.720
Madras	3*)	9192	4971	3,303.563
Bombay	20*)	73.753	13.191	6,941.249
Gesammte Native-Staaten . . .	215	509.284	169.903	55,150.456
Gesammt-Indien . .	449	1,383.504	714.758	253,906.449

Einige Divisions dieser Tabelle sind keine administrativen, wie Behar unter Bengalen, während der Plain- und der Hill-Distrikt unter Assam nur geographische Divisions bilden. Doch ist der Unterschied zwischen britischen Territorien und Feudal-Staat und nicht Feudal-Staat keineswegs stets ganz genau fixirt. Ein Theil der massgebenden Kreise rechnet Manipore, 7854 engl. □ Meilen und 150.000 Einwohner, unter die Feudal-Staaten, ebenso Cashmere, welches an der Spitze der Liste des offiziellen Berichtes von Punjab steht und auf

*) Separate Staaten.

70.000 engl. ☐ Meilen und über 1 Mill. Einw. geschätzt wird. Ferner ist der Khaiber-Pass nicht strikt ein Theil des Punjab, jedoch der Lieutenant Governor von Oudh gleichzeitig Chief Commissioner der Nordwest-Provinzen, obwohl die beiden Divisionen in mancher Beziehung administrativ von einander verschieden sind. — Fast alle diese Native-Fürsten haben die Erblichkeit der Regentschaft in ihrem Hause eingeführt, verfügen zum grössten Theil über verhältnissmässig ganz enorme Einkünfte, und schwelgen in echt orientalischem Luxus. So erschien z. B. vor nicht langer Zeit bei einer Audienz vor der Königin Victoria im Schloss Windsor der Maharaja von Lahore in einem Kostüm, welches oberflächlich geschätzt einen Werth von 3 Mill. Francs repräsentirte und aus einer Tunique aus blauem Sammt bestand, die reich mit Gold, Silber und echten Perlen gestickt war, während den unteren Rand eine Reihe grosser Diamanten bildete. Um die Taille schlang sich ein Gürtel aus purpurrothem Sammt mit Rosen in Silber, deren Kelche grosse Perlen waren. Das Haupt schmückte ein rothes Käppchen mit einem Pfau aus Edelsteinen, dessen aufgeschlagenes Rad in allen Farben von Juwelen glitzerte! — Die Maharajas und ihre Minister sind aber zum Theil sehr gebildete Männer, denn viele wurden mit grosser Sorgfalt von der englischen Regierung erzogen. Wenn sie zur Regierung gelangen, werden sie stets von den englischen Residenten gründlich überwacht und indirekt geleitet, geben auch im Anfange die besten Hoffnungen und Versprechungen, aber werden leider nur zu oft von Ministern umringt, die ihre eigenen Interessen im Auge haben, die Bevölkerung aussaugen, und um zu diesem Zwecke freiere Hand zu haben, die Fürsten in Vergnügungen stürzen, welche sie geistig und körperlich demoralisiren, so dass sie häufig frühzeitig sterben und sieche Kinder zurück lassen. Doch giebt es zum Glücke auch Ausnahmen, wie z. B. der Maharaja von Kashmir, der Maharaja von Travankor, der

Ginkowars von Baroda etc., die ihre Territorien sehr gut verwalten.

„Hongkong" war früher ein integrirender Bestandtheil China's, der in Folge des Vertrags von Nanking, Aug. 1842, an Grossbritannien überging. — Die Verwaltung der Kolonie befindet sich in den Händen eines Governors mit 6000 £ jährlichem Gehalt, dem ein „Executive Council", bestehend aus dem Colonial Secretary, dem Truppen-Kommandanten, dem Attorney-General, dem Treasurer, dem Surveyor-General, dem Registrar-General, zur Seite steht. Ausserdem giebt es noch einen „Legislative Council", präsidirt durch den Governor, der aus dem Chief-Justice, dem Colonial-Secretary, dem Attorney-General, dem Treasurer, dem Surveyor-General, dem Registrar-General und 5 nicht offiziellen Mitgliedern, die von der Krone gewählt werden, zusammengesetzt ist. Die gegenüber liegende Insel Kow-loon ward Grossbritannien durch einen Vertrag im Jahre 1861 mit der chinesischen Regierung zugesprochen und bildet jetzt einen integrirenden Bestandtheil Hongkongs. — „Ceylon" wurde zuerst 1505 von den Portugiesen im Westen und Süden kolonisirt, doch nahmen ihnen in der Mitte des darauf folgenden Jahrhunderts die Holländer diese Besitzungen wieder ab, aber auch sie erfreuten sich nicht lange der gewonnenen Gebiete, denn 1795/96 okkupirte die britische Regierung diese ausländischen Ansiedlungen, welche dann der Präsidentschaft „Madras" bis zum Jahre 1798 einverleibt wurden, worauf man sie in eine selbständige Kolonie verwandelte. Später, 1815, ward auch noch dem Native Government im Innern der Krieg erklärt, und die ganze Insel von der britischen Regierung in Besitz genommen. — Die gegenwärtige Regierungsform Ceylons gelangte durch „Letters Patent" vom April 1831 und die ergänzenden „Orders" vom März 1833 zur Einführung, so dass gegenwärtig die Verwaltung von einem „Governor" nebst einem „Executive Council" von 5 Mitgliedern, nämlich dem Truppen-Kommandanten, dem Colonial Secretary,

dem Attorney-General, dem Treasurer und dem Auditor-General geführt wird, dem noch ein „Legislative-Council", bestehend aus den Mitgliedern des Executive Councils, 4 anderen Beamten und 6 nicht offiziellen Mitgliedern, Repräsentanten der verschiedenen Racen und Klassen der Bevölkerung, berathend unterstützt. Zur Erleichterung der Administration ist die Insel in 7 Provinzen eingetheilt, u. z.:

Provinzen	Areal in engl. □ Meilen	Gesammte Bevölkerung 1881
Central	6029	639.361
North Central	4047	60.146
Western	3456	897.329
NorthWestern	3024	293.327
Southern	1980	433.520
Eastern	3657	127.555
Northern	3171	302.500
	25.364	2,759.738
Militär	—	1658
Zusammen (inklusive Militär)	25.364	2,761.396

Die Konstitution von „Neu-Südwales", der ältesten australischen Kolonie, basirt auf den Act 18 und 19 Vict. cap. 54, proklamirt im Jahre 1855, wodurch ein „Responsible Government" eingeführt und die legislative Gewalt von einem Parlament gehandhabt wird, bestehend aus 2 Häusern, nämlich dem „Legislative Council", das sich aus 21 Mitgliedern zusammensetzt, welche die Krone ernennt, und dem „Assembly" von 119 Mitgliedern, die aus der Wahl von 72 Wahlgruppen hervorgehen; u. z. müssen dieselben, um die Wählbarkeit zu besitzen, volljährig und eingeborne oder naturalisirte Neu-Südwaleser sein, jedoch existiren keine genaueren Bestimmungen für das Wahlrecht und es wurde nur festgesetzt, dass die Wahl durch Ballotage zu geschehen hat.

Die Exekutive handhabt hingegen ein von der Krone ernannter Governor, der zugleich kommandirender General aller Truppen in der Kolonie ist und 7000 £ Jahresgehalt bezieht. In der Ausübung dieser Exekutivgewalt wird er durch ein Kabinet von 9 Ministern unterstützt, bestehend aus dem Colonial Secretary and Premier, dem Colonial Treasurer, dem Minister of Justice, dem Minister of Public Instruction, dem Attorney-General and Acting Colonial Secretary, dem Minister of Public Works, dem Postmaster-General und dem Minister of Mines und dem Secretary for Lands, von denen der Colonial-Secretary 2000 £, die andern Minister nur 1500 £ beziehen. — Die gegenwärtige Regierungsform „Neu-Seelands“ wurde durch das Statut 15 und 16 Vict. cap. 72, sanktionirt 1852, begründet. Die Regierungsgewalt konzentrirt sich in den Händen des Governor und Local Boards derartig, dass die gesetzgebende Gewalt ein Governor und ein General Assembly von 2 Kammern, das Legislative Council und das House of Representatives, ausüben. Ersteres besteht aus 50 von der Regierung lebenslänglich ernannten Mitgliedern; letzteres aus 95 Deputirten, die vom Volke auf 3 Jahre gewählt werden. Zu letzteren gehören auch 4 Maoris, welche die Natives wählen. Das Wahlrecht geniessen alle diejenigen, welche in dem Wahlbezirke 6 Monate unmittelbar vor den Wahlen gewohnt, wenigstens das 21. Lebensjahr zurückgelegt haben und Besitzer einer Liegenschaft im Werthe von 25 £ sind. — In „Neu-Seeland“ giebt es 2 Arten „Local Divisions“, u. z. seit 1876 52 Counties und Boroughs, von denen jedes ein gewisses Mass lokaler Selbstverwaltung sowie ein gewisses Recht zur Steuer-Auflage besitzt. — Der Governor wird von der Krone ernannt, ist Chef aller in der Kolonie liegenden Truppen, bezieht einen Gehalt von 5000 £ und 2500 £ Nebengebühren. Ihm steht ein verantwortliches Ministerium von 7 Mitgliedern zur Seite, u. z. der Premier and Colonial Treasurer, auch Commissioner of Customs, der Minister of Lands and for Immigration, der

Minister of Native Affairs, der Colonial Secretary and Minister of Justice und der Postmaster-General and Commissioner of Telegraphs. Im Jahre 1863 wurde dem Colonial-Government auch die Kontrolle über die Angelegenheiten der Natives übergeben. — Die Regierung von „Queensland“ ist nach einem Gesetze vom 10. Dez. 1859 derartig geregelt, dass die gesetzgebende Gewalt und das Recht der Besteuerung von einem Parlament, das sich in zwei Häusern, dem „Legislative Council“ und dem „Legislative Assembly“ gliedert, zur Ausübung gelangt. Das erstere wird von 34 lebenslänglich von der Krone ernannten Mitgliedern gebildet, während sich letzteres aus 55 Mitgliedern zusammensetzt, die von 42 Elektoral-Distrikten auf 5 Jahre durch Ballotage gewählt werden, wobei zur Stimmabgabe ein 6-monatliches Wohnen im Distrikte, ferner der Besitz eines Grundstücks im Werthe von 100 £, oder eines Hausbesitzes von 10 £ jährlicher Rente, oder einer Pachtung mit jährlichem Erträgniss von 10 £, oder die Pachtung von Regierungs-Weideplätzen erforderlich ist. Die Exekutive ruht in den Händen eines von der Krone ernannten Governors, der zugleich Truppen-Kommandant ist, den Titel eines Vice-Admirals führt, einen Gehalt von 5000 £ jährlich erhält, und von einem Executive Council, bestehend aus 6 verantwortlichen Ministern, nämlich dem Premier and Colonial Secretary and Vice-President of the Executive Council, dem Colonial Treasurer, dem Postmaster-General, dem Attorney-General, dem Secretary for Public Works, dem Secretary for Public Lands und 2 Ministern ohne Portefeuille in der Verwaltung unterstützt wird, von denen jeder, ausser den beiden letzteren 1000 £ Gehalt und der Vice-Präsident des Executive Councils ausserdem noch 300 £ jährlich empfängt. Zu Queensland gehören auch die angrenzenden Inseln im Pacific-Ozean und im Golf von Carpentaria. Die ganze Kolonie ist in 17 Municipalities, 5 Boroughs, 2 Shires und 85 Divisions eingetheilt, u. z. haben die Munizipien eine ähnliche Lokalregierung wie in England. — Unter

ihnen ist in Bezug auf die Bevölkerungszahl „Brisbane“ am grössten, denn es enthält die Stadt Brisbane, die Kapitale der Kolonie, mit dem Sitze der Regierung. — Die Konstitution „Süd-Australiens“ vom 27. Oktober 1856 übergiebt die gesetzgebende Gewalt einem vom Volke gewählten Parlament, das aus dem „Legislative Council“ und einem „House of Assembly“ besteht. Das erstere wird laut Gesetz vom Jahre 1881 aus 24 Mitgliedern gebildet, von denen jedes dritte Jahr die 8 an der Spitze der Liste stehenden Mitglieder zurücktreten und durch je 2 von jedem der 4 Distrikte, in welche die Kolonie zu diesem Zwecke eingetheilt ist, Gewählten ersetzt wird. Um das Wahlrecht für das Legislative Council zu besitzen, muss man wenigstens 21 Jahre alt, geborner oder naturalisirter britischer Unterthan, und auf der Wähler-Liste wenigstens 6 Monate eingetragen sein; ausserdem einen Landbesitz im Werthe von 50 £, oder ein Pachtland von 20 £, oder ein Wohnhaus von 25 £ jährlicher Rente inne haben. Die Qualifikation als Mitglied des Councils, dessen Präsident von den Deputirten gewählt wird, erfordert, dass der Kandidat 30 Jahre alt, geborner oder naturalisirter britischer Unterthan ist und wenigstens 3 Jahre in der Provinz wohnt. Das House of Assembly besteht seit 1884 aus 52 Mitgliedern, die auf 3 Jahre gewählt werden. Die Wahlberechtigung sowie die Wählbarkeit besitzt, wer 6 Monate auf der Wähler-Liste steht und das 21. Lebensjahr erreicht hat. Richter und Geistliche können nicht als Mitglieder gewählt werden; die Wahl für beide Häuser geschieht durch Ballotage. — Die Exekutive ruht in den Händen eines von der Krone ernannten Governors, dem ein Executive Council beigegeben ist, bestehend aus verantwortlichen Ministern und besonders ernannten Mitgliedern. — Der Governor, zugleich Truppen-Kommandant, hat einen jährlichen Gehalt von 5000 £, während die 6 Minister, nämlich der Chief Secretary, der Attorney-General, der Treasurer, der Commissioner of Crown Lands, der Commissioner

of Public Works und der Minister of Education 1000 £ jährlichen Gehalt beziehen. — „Tasmania's" Konstitution wurde durch den Act 18 Vict. No. 17, ergänzt durch den Act 34 Vict., sanktionirt 1871, begründet und verfügt, dass die Einberufung eines Parlaments für Tasmania, nämlich eines „Legislative Council" und eines „House of Assembly" zu erfolgen hat. Ersteres setzt sich aus 16 auf 6 Jahre von allen gebornen oder naturalisirten Krons-Unterthanen gewählten Mitgliedern zusammen, welche entweder einen Besitz, der jährlich 30 £ Rente bringt, oder eine Pachtung im Werthe von 200 £ inne haben, oder in der Armee oder Kriegsflotte Offiziere oder Beamte sind, oder einen Universitätsrang besitzen, oder dem geistlichen Stande angehören. Das House of Assembly besteht aus 32 auf 5 Jahre gewählten Abgeordneten, welche vom Volke gewählt werden, u. z. ist jeder stimmberechtigt, der ein Haus mit 7 £, oder einen Landbesitz mit 50 £ jährlicher Rente sein Eigen nennt; ferner Advokaten beim Supreme Court, diplomirte Aerzte, alle Beamten und Personen, die eine Stellung bekleiden. Die legislative Gewalt ruht in beiden Häusern, während die Exekutive von einem durch die Krone ernannten Governor gehandhabt wird, der zugleich Höchst-Kommandirender der dortigen Truppen ist, einen Gehalt von 5000 £ jährlich bekommt und von einem verantwortlichen Minister-Kabinet, das sich aus 4 Mitgliedern zusammensetzt, in der Verwaltung unterstützt wird. Diese Minister, nämlich der Premier and Chief Secretary, der Treasurer, der Attorney-General, der Minister of Lands and Works, welche Mitglieder des einen oder andern Hauses sein müssen, erhalten jeder jährlich 900 £ Gage und der Premier ausserdem noch 200 £. — Die Regierungsform „Victoria's" fand ihre Begründung durch ein von der Legislative der Kolonie im Jahre 1854 angenommenes Gesetz, das sich auf einen britischen Parlaments-Act 18 u. 19 Vict. cap. 55 bezieht. Die legislative Autorität ruht in den Händen zweier Kammern, dem „Legislative Council" mit 42 Mit-

gliedern und dem „Legislative Assembly", gebildet aus 86 Mitgliedern. Für die Wählbarkeit und die Wahlberechtigung ist ein im Jahre 1881 in Kraft gesetzter Act massgebend, welcher verfügt, dass die Mitglieder im Besitze einer Liegenschaft im Werthe von 100 £ sind, und die Wähler entweder Besitzer einer mit 10 £, oder Pächter einer mit 25 £ jährlicher Steuer belegten Liegenschaft sind. Eine Ausnahme hiervon machen alle auf britischen Universitäten Graduirte und alle auf der Melbourner Universität matrikulirten Studenten, ferner die Priester der verschiedenen Religionen sowie die diplomirten Lehrer, Richter, praktizirenden Aerzte und Offiziere der Armee und Kriegsflotte. — Ein Drittel der Mitglieder des Legislative Councils muss jedes zweite Jahr zurücktreten, so dass in 6 Jahren ein vollkommener Wechsel erfolgt; hingegen werden die Mitglieder der Legislative Assembly durch die allgemeine Wahl auf 3 Jahre gewählt. — Die Geistlichen von irgend einer Religion dürfen weder in dem einen oder andern Hause einen Sitz einnehmen, ebenso auch bestrafte Verbrecher. Die Anzahl der Wähler für das Legislative Council wurde durch den Act des Jahres 1881 von 31.858 auf 105.483 1883/84 vermehrt; die Zahl der Wähler für das Legislative Assembly betrug 1883 196.611. — Die Exekutive ruht in den Händen eines durch die Krone ernannten Governors mit 10.000 £ Jahresgehalt, der zugleich oberster General aller Kolonial-Truppen ist; ihm zur Seite steht ein verantwortliches Kabinet von 10 Ministern, von denen wenigstens 4 Mitglieder eines der beiden Häuser des Parlaments sein müssen, u. z. Premier and Treasurer, Chief Secretary, Attorney-General, Minister of Mines and Agriculture, Solicitor-General and Commissioner of Public Works and Water Supply, Minister of Lands, Commissioner of Trade and Customs, Minister of Railways and of Public Instruction, Minister of Defence, Postmaster-General ohne Portefeuille. Der Premier und Chief Secretary haben jeder eine Gage von 1800 £, und die anderen

Minister von 1400—1650 £. Zum Zwecke der lokalen Verwaltung ist die Kolonie in „urban“ und „rural“ Municipalities eingetheilt, d. h. die ersteren brauchen kein grösseres Areal als 9 engl. □Meilen zu haben und müssen bei ihrer Konstituirung wenigstens 300 Householders enthalten, während letztere, genannt Shires, Gebiete von unbestimmter Ausdehnung sind, die einen Besitz umfassen, der jährlich wenigstens 500 £ Steuern abwirft. — 1883 gab es 59 urban und 119 rural Municipalities, in welchen $^{19}/_{20}$ des gesammten Areals der Kolonie enthalten waren. — „West-Australiens“ Verwaltung wird von einem Governor geführt, der die Exekutiv-Gewalt ausübt; ausserdem giebt es noch einen „Legislative Council“, bestehend aus 8 ernannten und 16 gewählten Abgeordneten, die durch alle volljährigen männlichen Mitglieder der Kolonie, welche wenigstens 10 £ jährliche Rente beziehen, erwählt werden, während zur Wählbarkeit wenigstens ein Landbesitz im Werthe von 1000 £ erforderlich ist. — Der Governor bekommt 2500 £ jährlichen Gehalt; das ihm beigegebene Executive Council besteht aus dem Colonial Secretary, dem Attorney-General, dem Colonial Treasurer, dem Surveyor-General und dem Director of Public Works.

Aus diesem allen ersehen wir, dass die Abhängigkeit der australischen Kolonien vom Mutterlande keineswegs drückend genannt werden kann, und dass ihnen für ihr Selfgovernment der weiteste Spielraum übrig bleibt. Trotzdem ist aber die Selbständigkeits-Erklärung derselben doch nur eine Frage der Zeit, denn das Bestreben einer solchen ist einmal vorhanden und die bezügliche Parole ausgegeben, die auch nicht sobald wieder verstummen wird. Man sagt, die deutschen Besitz-Ergreifungen in der Südsee beschleunigen den Prozess, doch das ist nicht ganz richtig, denn wenn auch England diese Besitz-Ergreifung, welche die Australier zum Theil sehr erbittert hat, zu verhindern in der Lage gewesen wäre, so würde dadurch doch noch immer keine Veränderung in dem

Verhältnisse der australischen Kolonien zum Stammlande eingetreten sein, da die australischen Kolonien nur deshalb eine Art „Monroe-Doktrin" predigen und das alleinige Besitzrecht über ganz Polynesien beanspruchen, um selbst eine Macht, wie die Vereinigten Staaten von Amerika zu werden. Ihre bisherige Loyalität gegen Old England ist schon seit langer Zeit von dem unausgesprochenen Hintergedanken getragen, mit Hülfe der englischen Macht auf denjenigen Standpunkt zu gelangen, den sie erstreben, auf den sie schliesslich auch ein Anrecht haben! Und reichte die englische Macht auch wirklich hin, die Ansprüche der australischen Kolonien zu befriedigen, und wäre England hierzu entschlossen, so würde es den Verlauf der Dinge, der zur Unabhängigkeit der australischen Kolonien führen wird, nicht aufhalten, sondern in jeder Weise befördern. Den besten Beweis liefert uns in dieser Beziehung die Aeusserung eines Organes der Deutschen in Süd-Australien, die dort einen grösseren Prozentsatz der Bevölkerung bilden, als in den übrigen Kolonien, welches in einem längeren Artikel mit der Ueberschrift „Wie sollen sich die deutschen Kolonisten zur Selbständigkeits-Frage Australiens stellen?" zu dem Schlusse gelangt, dass es im dringenden Interesse aller Deutschen in den Kolonien liege, eine Selbständigkeit Australiens mit allen ihren Kräften erwirken zu helfen und damit sich den Leuten anzuschliessen, die eine gleiche Massregel zum Wohle der Kolonie für dringend nothwendig halten. Und zwar geht die australische Zeitung in ihren Erörterungen von dem Standpunkte aus, dass dem Deutsch-Australier kein ausreichendes Bürgerrecht für das in Deutschland aufgegebene zu Theil wird, weil der in den australischen Kolonien eingewanderte Deutsche durch Naturalisation nur Bürger einer dieser Kolonien, aber nicht aller, und keineswegs Grossbritanniens wird, obgleich er der Königin von England den Unterthanen-Eid zu leisten hat, was im Falle einer ausbrechenden Krisis für die deutschen Kolonisten höchst nach-

theilige Folgen haben muss. England vermöge schon jetzt nicht mehr die Kolonien in „ihren heiligsten Rechten" zu schützen und habe ihnen angekündigt, dass sie sich im Falle der Gefahr selbst zu vertheidigen hätten, das sei aber vollständig unmöglich, wenn eine oder mehrere Grossmächte mit England in Krieg kommen und die australischen Kolonien angreifen würden, deshalb müsse sich Australien, um einer solchen Gefahr vorzubeugen, unabhängig erklären! — Um dieser in Aussicht stehenden Unabhängigkeitserklärung so viel wie möglich entgegenzuarbeiten und die Kolonien dauernd an das Mutterland zu fesseln, andererseits aber auch denselben im Falle eines auswärtigen Angriffs eine bedeutend grössere Vertheidigungs-Fähigkeit zu verleihen, als es jetzt bei der Isolirtheit jeder einzelnen Kolonie und dem vielfachen Hader derselben unter einander, hervorgerufen durch Eifersucht und intensive wirthschaftliche Interessen, möglich ist, hat die britische Regierung beschlossen, die „Föderation" der australischen Kolonien zu einem kompakten Staatengebilde nach Art Kanada's und mit denselben Freiheiten in's Leben zu rufen, was denn auch von den Kolonien im grossen Ganzen mit Freude begrüsst wurde.

Das „Dominion of Canada" besteht aus den Provinzen Ontario, Quebec, Nova Scotia, New Brunswick, Manitoba, British Columbia und der Prince Edward Insel. Sie wurden vereinigt durch einen Parlaments-Akt, der 1867 die Sanktion der Königin erhielt, den Namen „The British North America Act" führt, und am 1. Juli 1867 durch königl. Proklamation in Kraft gesetzt wurde. Dieses Gesetz verfügt, dass die Konstitution des Dominions in seinen Hauptprinzipien dem des Stammlandes gleichen soll, dass die oberste Exekutivgewalt in der britischen Krone ruht und in deren Namen von einem Governor-General sowie einem Privy Council ausgeübt wird, während die Legislative-Macht sich in den Händen eines Parlaments von zwei Häusern, dem „Senat" und dem „House

of Commons" konzentriren soll. Auch wurden in diesem Akt Vorkehrungen zur Aufnahme von Neufundland getragen, welche jetzt noch eine selbständige Kronkolonie im Dominion of Canada bildet. — Nach den Gesetzen der Konstitution muss der „Senat" aus 77 Mitgliedern bestehen, welche lebenslänglich vom Governor-General unter dem Grossen Siegel von Kanada ernannt werden. Von diesen Sitzen entfallen 24 auf die Provinz Ontario, 24 auf Quebec, 10 auf Nova Scotia, 10 auf Neu-Braunschweig, 3 auf Manitoba, 3 auf British Columbia und 4 auf die Prinz Edward Insel. Jeder Senator muss wenigstens 30 Jahre alt und ein geborner oder naturalisirter Kanadier sein, sowie einen Besitz von 4000 Dollar in derjenigen Provinz haben, für welche er ernannt ist. Die Mitglieder des „House of Commons" werden durch das Volk auf 5 Jahre derartig gewählt, dass je einer auf 17.000 Seelen entfällt, u. z. besteht dieses Haus der Gemeinen gegenwärtig aus 213 Mitgliedern, nämlich 93 für Ontario, 65 für Quebec, 21 für Nova Scotia, 16 für New Brunswick, 5 für Manitoba, 6 für British Columbia und 7 für die Prince Edward Insel. — Stimmberechtigt für die Wahl der Abgeordneten des House of Commons ist in Ontario jeder männliche Einwohner, der Eigenthümer oder Pächter eines Grundbesitzes im geschätzten Werthe von 300 Dollar oder einer jährlichen Rente von 30 Dollar in einem Marktflecken oder einer Stadt, oder von einem geschätzten Werthe von 200 Dollar, oder einer jährliche Rente von 20 Dollar auf dem Lande ist. In New Brunswick hat jeder männliche Einwohner im Alter von 21 Jahren das Wahlrecht, der eine Liegenschaft im Werthe von 100 Dollar sein Eigen nennt, oder einen andern Besitz im Werthe von 400 Dollar, oder ein jährliches Einkommen von der gleichen Summe hat. — In Nova Scotia sind diejenigen Bewohner im Alter von wenigstens 21 Jahren stimmberechtigt, welche einen Grundbesitz im Werthe von 150 Dollar oder einen andern Besitz im Werthe von 400 Dollar nachweisen können. Ueberall

geschieht aber die Stimmabgabe durch Ballotage. — Der „Speaker“ des House of Commons bezieht einen Gehalt von 4000 Dollar jährlich, und jedes Mitglied 10 Dollar täglich bis zum Ende des 30. Tages; für eine Session aber, die länger als diese Periode dauert, 1000 Dollar; ferner in beiden Fällen 10 Cents pro engl. Meile Reisegeld, dagegen werden jedem Mitgliede täglich 8 Dollar abgezogen, mit Ausnahme von Erkrankungsfällen, wenn er nicht in der Sitzung anwesend ist. Dieselben Gebühren erhalten auch die Mitglieder des Senats. — Ausserdem hat jede von den 7 Provinzen des Dominions noch ein eigenes Parlament und eine eigene Verwaltung mit einem Lieutenant-Governor an der Spitze der Exekutive, und sämmtliche besitzen die volle Macht, ihre eigenen Lokal-Angelegenheiten selbst zu regeln, über ihre Einnahmen zu disponiren und all' diejenigen Gesetze zu erlassen, welche sie für ihre Wohlfahrt nothwendig erachten, nur dürfen sie nicht in den Wirkungskreis der Centralverwaltung des Governor-General störend eingreifen. Nach dem Census vom 3. April 1881 betrug das Areal und die Bevölkerung der einzelnen Provinzen des Dominions:

	Engl. □ Meilen	Gesammte Bevölkerung
Prince Edward Insel	2133	108.891
Nova Scotia . . .	20.907	440.572
New Brunswick . .	27.174	321.233
Quebec	188.688	1,359.027
Ontario	101.733	1,923.228
Manitoba	123.200	65.594
British Columbia . .	341.305	49.459
Territories- and Arctic-Islands	2,665.252	56.446
Zusammen . . .	3,470.392	4,324.450

Ein Theil der North-Western-Territories wurde 1882 in 4 Distrikte, Assiniboia 95.000 engl. □Meilen, Saskatchewan

114.000 engl. □Meilen, Alberta 100.000 engl. □Meilen und Athabasca 122.000 engl. □Meilen eingetheilt. Der Distrikt von Keewatin, zwischen Manitoba und Ontario, welcher sich nördlich zu der Hudsonsbay erstreckt, wurde 1876 aus dem Territorium ausgeschieden und als selbständiges Government unter den Lieutenant-Governor von Manitoba gestellt; er hatte ursprünglich ein Areal von etwa 450 engl. □Meilen, doch wurde ein Theil davon Ontario einverleibt.

Die „Kap-Kolonie" ward ursprünglich von den Holländern unter Van Riebeek um das Jahr 1652 gegründet, dann 1796 von den Engländern in Besitz genommen und östlich bis zum grossen Fisch-Fluss erweitert, jedoch 1803 im Frieden von Amiens wieder den Niederländern übergeben, und 1806 erneuert von britischen Truppen besetzt. Seit dieser Zeit erweiterten die Briten nach und nach immer mehr die Grenzen der Kap-Kolonie. Durch die Annexion der umliegenden Gebiete, besonders aber durch die Besitzergreifung von britisch „Kaffraria" (jetzt der Distrikt von King Williams Town, East London) im Jahre 1866, ferner von Stullerham, Kemgha. und den Transkeian-Distrikten, einschliesslich Tembuland, Emigrant, Galekaland sowie Bomvanyland und Griqualand West 1880. — Die Regierungsform der Kap-Kolonie basirt auf einer Council Order vom 11. März 1853, den Act 28 Vict. cap. 5 und den Colonial-Act III vom Jahre 1865, welcher die Einverleibung von britisch Kaffraria mit der Kolonie anordnet; später erfolgten dann noch verschiedene Aenderungen, hauptsächlich durch die „Constitution Ordinance Amendment Act", angenommen vom Kolonial-Parlament 1872, wodurch die verantwortliche Regierung zur Einführung gelangte, und die Regierung der Kolonie in die Hände eines Governors und eines Executive Councils, bestehend aus einer bestimmten Anzahl durch die Krone ernannter Beamten kam. Die gesetzgebende Gewalt handhabt hingegen ein vom Chief Justice präsidirtes Legislative Council von 22 auf 7 Jahre gewählten

Mitgliedern, ferner ein House of Assembly von 74 Mitgliedern, die auf 5 Jahre als Repräsentanten der verschiedenen Land-Distrikte und Städte der Kolonie gewählt werden. Nach einem 1882 angenommenen Gesetze können im Cape-Parlament die Deputirten ihre Reden in englischer oder holländischer Sprache halten. Die Qualifikation zum Mitgliede des Councils erfordert den Besitz eines immobilen Vermögens im Werthe von 2000 £ oder eines beweglichen von 4000 £. Die Mitglieder beider Häuser werden durch diejenigen Wähler gewählt, welche ein Haus im Werthe von mindestens 50 £, oder einen Gehalt von 50 £, oder Löhne von 25 £ mit Board und Lodging bekommen, u. z. betrug die Anzahl der registrirten Wähler 1883 68.074. — Der Governor ist zugleich kommandirender General der bewaffneten Macht in der Kolonie; er bezieht einen Gehalt von 5000 £ als Governor und ausserdem 1000 £ als „Her Majesty's High Commissioner." — Die Verwaltung wird unter der Oberleitung des Governor von 5 Ministern, u. z. dem Colonial Secretary, dem Attorney-General, der zugleich Premier ist, dem Treasurer-General, dem Commissioner of Crown Lands and Public Works, und dem Secretary for Native Affairs geführt. — Das gesammte Areal und die geschätzte Bevölkerung der einzelnen Divisions der Kap-Kolonie betrug 1883:

Divisions	Areal in engl. □Meil.	Gesammte Bevölkerung
Eigentliche Kap-Kolonie (1875)	199.950	720.984
Transkeian-Distrikte od. eigentl. Kaffirland (1882)	12.065	260.907
Westliches Griqualand (1877) .	17.800	45.277
Zusammen	229.815	1,027.168

Ausserdem ist diese Kolonie noch, ausschliesslich des Transkeian-Distriktes, politisch administrativ in 66 Fiskal-Divisionen und 70 Magisterial-Distrikte eingetheilt. — Die Kolonie „Natal"

früher ein integrirender Bestandtheil der Kap-Kolonie, wurde 1856 in eine selbständige Kolonie unter Leitung eines Governors mit 2500 £ jährlichem Gehalt umgewandelt, dem seit dem Jahre 1879 ein „Executive“ und ein „Legislative Council“ zur Seite steht. Ersteres setzt sich zusammen aus dem Chief Justice, dem ältesten Truppen-Kommandanten, dem Colonial Secretary, dem Treasurer, dem Attorney-General, dem Secretary for Native Affairs und 2 Mitgliedern aus den gewählten Deputirten des Legislative Councils, die vom Governor ernannt werden. Der Executive Council besteht laut einem Act vom Jahre 1883 aus 30 Deputirten, von denen 7 durch die Krone und die anderen durch die Wähler der Counties und Boroughs gewählt werden, welche wenigstens eine Liegenschaft im Werthe von 50 £, oder eine Pachtung im Werthe von 10 £ haben müssen.

Aehnlich wie die australische wird auch die englische Bevölkerung der Kap-Kolonie von einer unbändigen Furcht vor dem südafrikanischen Deutschthum geplagt, ja sie besorgt sogar, dass die deutsche Race den Boeren so viel materielle und geistige Kraft zuführen werde, dass England sie nicht mehr halten kann! Um nun jede verdächtige Liebäugelei zwischen Boeren und Deutschen von vornherein zu hintertreiben, hat der Minister-Präsident „Upington“ England gebeten, das ganze ungeheure Gebiet zwischen Lüderitzland und Transvaal kurzweg zur Kap-Kolonie zu schlagen, was aber in London, trotz allen Kolonialärgers, von Lord Derby ziemlich kühl aufgenommen wurde. Zwar erklärte er sich grundsätzlich bereit, die Einverleibung des Kalahari-Landes in Erwägung zu ziehen, aber die „Times“ ist von diesen kolonialen Phantastereien wenig erbaut und sagte vor einiger Zeit: „Der grösste Theil des Gebietes zwischen „Lüderitz-Land und Transvaal“, steht auf der Karte als Kalahari-Wüste verzeichnet, diese Bezeichnung bedeutet vielleicht nur, dass noch niemand das Gebiet erforscht hat, jedoch ein so

ungeheurer, vom Meere abgeschnittener Landstrich ist auch dann nicht so leicht zu bewältigen, selbst wenn die Kap-Kolonie die Kosten verbürgt. Derartige allgemeine Bürgschaften haben die unangenehme Neigung, gerade dann zusammenzubrechen, wenn sie am dringendsten gebraucht werden, und das, was von den Boeren bekannt ist, flösst uns kein lebhaftes Verlangen ein, unsere Berührungspunkte mit ihnen zu vermehren. Ueberhaupt sehen wir nicht ein, warum es für die Kap-Kolonie gar so schrecklich sein soll, den Orange-Fluss zur Grenze zu haben, oder weshalb wir den Deutschen die Möglichkeit, die Kalahari-Wüste zu zivilisiren, missgönnen sollten! Wenn wir weit genug nordwärts gehen, können wir vielleicht den Zambesi, den Kongo, ja das Quellgebiet des Nils erreichen, aber es giebt leichtere Zugänge zu diesen wünschenswerthen Märkten als die Einverleibung weiter Strecken unerforschten Landes in eine Kolonie, welche noch viel zu thun hat, bevor sie eine wirksame Aufsicht über die sechs Breitengrade ausübt, die zwischen dem Orange-Fluss und dem Kap liegen. — Uebrigens entspann sich zwischen den Boeren und Engländern im Frühjahr 1885 wieder dadurch ein neuer Streit, dass die im Zululande ansässigen Boeren Einsprache gegen die Besitznahme der St. Lucia-Bai durch die Engländer erhoben, und dieselbe für die neu gegründete Boeren-Republik verlangten, was aber natürlich von der britischen Regierung zurückgewiesen wurde, die ausserdem fast gleichzeitig noch das Protektorat über die Niger-Distrikte an der Küste zwischen dem britischen Schutzgebiete von Lagos und dem Westufer sowie der Mündung des Rio del Rey, ferner über diejenigen an den beiden Nigerufern vom Zusammenflusse des Niger mit dem Benue bei Lukoja bis zum Meere, und endlich über die auf den beiden Benueufern vom erwähnten Zusammenfluss bis einschliesslich Ibi, welches beinahe in dem vom 10. Längen- und 8. Breitengrade gebildeten Winkel liegt, aussprach. Lagos

liegt 25 Meilen westlich von der nächsten deutschen Kolonie Pageida; auf der andern Seite des Niger nach Osten zu erstreckt sich Kamerun.

Wie eigenartig übrigens die Briten bei ihren Erwerbungen neuer Gebiete vorgehen, das zeigte uns so recht drastisch wieder die Annexion der Walfisch-Bai und der anliegenden Territorien. Nach der vor Jahren in Szene gesetzten Besitzergreifung von Transvaal hatte sich nämlich eine grössere Anzahl Transvaal-Bauern, die Englands Herrschaft absolut nicht über sich dulden wollten, entschlossen, quer durch Afrika nach Damaraland auszuwandern, von dessen guten Weidefeldern für Rindvieh und Schafe sie Nachricht erhalten, was natürlich von grosser Bedeutung für die ganze politische Entwickelung gewesen wäre, wenn sich in Südwest-Afrika ein solch' freier Bauernstand mit freiem Zugange von der See ausgebildet hätte. Dies musste also unter allen Umständen verhindert werden, umsomehr, da die Kaufleute am Kap der Freiheit der Walfisch-Bai gram waren, seitdem dort Waaren von Europa direkt ohne am Kap Zoll bezahlt zu haben, importirt wurden. — Man fing also am Kap an, nach einem Rechtstitel zu suchen, um sich in die Angelegenheit von Damaraland einzumischen, und dies war nicht all' zu schwer, denn die Häuptlinge der Herero und Namaqua hatten öfters Gelegenheit genommen, in allerlei Angelegenheiten an die Kap-Regierung zu schreiben. Diese Briefe waren im Archive aufbewahrt, und während man denselben früher wenig Beachtung geschenkt, bildete man sich nunmehr ein, in denselben zu finden, dass z. B. Kamaherero sich öfters über einzelne reisende Europäer sowie über die Namaqua bei der Kap-Regierung beklagt und um Abhülfe gebeten habe. Man konnte dieselben nun, da es gerade in die Politik hineinpasste, als Bitte um englische „Protektion“ auffassen; auch fand sich ein Schriftstück, in welchem Kamaherero im Hinweis auf die reichen Hülfsquellen des Landes das Kap-Gouvernement direkt bittet, Damaraland unter

gnädigen Schutz zu nehmen. Letzterer Brief war freilich nicht im Auftrage Kamaherero's geschrieben, sondern von einem Herero, Namens Saul Shepherd, der in seiner Jugend vom Kapitän Alexander, dem englischen Entdeckungsreisenden, als Sklave gekauft, nach Europa mitgenommen und später freigelassen wurde, denn dieser hoffte dadurch manche Vortheile für sich zu erzielen, wenn englische Beamte nach Damaraland kämen. Vielleicht hatten ihm auch einige englische Händler, denen die Schweden und Deutschen im Lande ein Dorn im Auge waren, zur Abfassung dieses Briefes angestiftet. Diese Fälschung war nun freilich bald an's Tageslicht gekommen, da Saul Shepherd in öffentlicher Volksversammlung der Herero und in Gegenwart mehrerer deutscher Missionäre hatte eingestehen müssen, dass er diesen Brief ohne Auftrag geschrieben; aber das hinderte die kapischen Politiker nicht, ihn dennoch mit den andern hervorzuholen. — Das Parlament der Kap-Kolonie bewilligte also eine grössere Summe für die Aussendung einiger Spezial-Kommissionen zu den Eingeborenen nördlich vom Orange-Flusse, u. z. wurde zu einem solchen Gesandten auch Mr. Coates Palgrave ausgewählt, der mit den Verhältnissen und Personen im Damara- und Namaqualande ziemlich bekannt war, da er einst dort sein Glück als Jäger und Kupfergräber versuchte. Später hatte er sich bei der Annexion von Griqualand West als ein geschickter Unterhändler den Eingeborenen gegenüber bewiesen, auch muss man ihm das Zeugniss geben, dass er sich bei allen persönlichen Verhandlungen im Damaralande immer als ein Gentleman gezeigt hatte, mit dem alle Weissen von Farnoga gern verkehrten. — Mr. Coates Palgrave landete also 1876 in der Walfisch-Bai, verstand es auch bald durch Freundlichkeit und Zurückhaltung das Misstrauen der Eingebornen, von denen Niemand die englische Herrschaft wünschte, zu verscheuchen, und während er sich so wenig wie möglich um sein eigentliches Geschäft zu kümmern schien, wusste er

ganz im Stillen einen nach dem andern von den Herero-Kapitänen durch obengenannten Saul Shepherd und dessen Freund, den englischen Händler Lewis, so zu bearbeiten, dass sie eines Tages zur Ueberraschung aller nicht Eingeweihten dem Mr. Palgrave eine Schrift vorlegten, in der sie die englische Regierung freundlichst baten, die Protektion von Damaraland zu übernehmen und sich bereit erklärten, wenn England sie gegen ihre Feinde, die Hottentotten, Boeren und Andere, schützen würde, Zweidrittel des von ihnen als Damaraland bezeichneten Gebietes der englischen Regierung als Kroneigenthum zu übergeben; u. z. gehörte zu diesem Gebiete die ganze Seeküste und alle Strecken, in welchen Kupferlager bekannt waren. Ferner versprachen auch noch die Herero-Kapitäne, die englischen Beamten mit aller Kraft zu unterstützen, sich der britischen Jurisdiktion in allen Streitsachen mit Europäern zu unterwerfen, und alle Unkosten der englischen Regierung, soweit dieselben nicht aus den Kronländereien gedeckt werden könnten, zu bestreiten. — Die Eingeborenen hatten sich somit vollkommen Palgrave ergeben! Um ein derartig günstiges Resultat zu erzielen, hatte er ihnen natürlich recht bange vor den Boeren gemacht, auch war den Eingebornen erzählt worden, dass eine grosse Schaar Weisser, die auf den Diamantenfeldern nichts verdienen konnten, und der Auswurf von Europa und Amerika wären, bereit ständen, Afrika raubend und plündernd zu durchziehen, wogegen es natürlich keine andere Hülfe als Englands Schwert gab. Wenn nun auch solchen Angaben nichts als die vagsten Gerüchte und Zeitungs-Enten zu Grunde gelegen haben, da man sonst weder vorher noch nachher von dergleichen hörte, so erreichten dieselben doch im Augenblicke ihren Zweck. — Uebrigens hatte der alte Fuchs Kamaherero auch bei diesen Verhandlungen wieder ein Meisterstück geleistet, denn als die projektirte Theilung des Landes in Kroneigenthum und Hereroreserve in weiteren Kreisen bekannt wurde, sahen alle Landeskundigen sogleich

ein, dass er den Engländern all' diejenigen Theile des Landes zugewiesen, die ihm selbst und seinem Volke nicht gehörten, während er sein eigenes Stück mit bester Garantie umgeben hatte!! — Palgrave wusste natürlich, dass diese Proposition der Herero nur ein Stück Papier war, aber er konnte hoffen, dass dasselbe später irgend einen Rechtstitel abgeben würde, welches auch ein gewaltsames Einschreiten entschuldigte, daher war er nicht damit zufrieden, dass die wirklichen Ober-Kapitäne der Herero ihren Namen unter das Schriftstück gesetzt, d. h. dasselbe unterkreuzt hatten, sondern nach einigen Tagen ging er in Okahandya, der Landeshauptstadt, herum, „Collecting names", Namen zu sammeln, wie er sagte, und die Herero, gross und klein, freuten sich wie Kinder, ihr Kreuz, oder, wenn sie schreiben gelernt, ihren Namen unter den Tractat zu setzen, daher die vielen Unterschriften, von denen einige von ganz geringen, zufällig in jener Zeit in Okahandya anwesend gewesenen Leuten herrühren. — Hier nunmehr fertig geworden, wanderte Palgrave zu den Namaquas, um ihnen in ähnlicher Weise ihren Besitzstand gegen die Herero zu garantiren, wenn sie ein entsprechendes Stück an England abtreten würden! Bei diesen diplomatischen Zügen wurde natürlich, um desto mehr Effekt zu machen, die Gefahr, welche der einen Race von der andern drohte, wohl über Gebühr hervorgehoben und die alte Wunde, welche Dank der Thätigkeit der Missionäre beinahe vernarbt war, erneuert aufgerissen, wodurch nun einmal das Misstrauen wieder geweckt war, und sich beide Theile vollkommen berechtigt glaubten, vorbeugende Massregeln zu treffen. Kamaherero legte bedeutende Viehposten mit vielen jungen Leuten so dicht wie möglich an die Wohnungen der Hottentotten, so dass diese nunmehr mit Recht sich zu beklagen anfingen, und einige unternehmende Räuber damit begannen, ihre Landsleute energisch zu bearbeiten, sie möchten doch nicht länger hungern, denn wenn auch das Wild verschwunden, so sei das Land voll

von Rindern der Herero, ja einzelne Bergdamara begannen sogar wieder wie früher Vieh zu rauben. — Damals herrschte aber ein thatsächliches Friedensbedürfniss im Lande, alles sah auf Palgrave als den Repräsentanten der zivilisirten Macht, und hätte er sich mit nur wenigen tüchtigen Policemen an die Spitze aller für die Ordnung arbeitenden Personen gestellt und durch einige kräftige wohlgezielte Schläge die wenigen Räuber, welche damals von der Aufregung profitiren wollten, nieder geworfen, so hätte sich ihm alles völlig untergeordnet und er wäre in der Lage gewesen, mit einer verschwindend geringen Schaar das ganze Land Englands Szepter zu unterwerfen! Aber Niemand konnte die politische Lage völlig übersehen und nach einzelnen Worten, welche der Kap-Gouverneur fallen liess, war Damaraland bereits thatsächlich annektirt. Palgrave leugnete dies jedoch entschieden, da er unter „Annexion" nicht nur die Zufügung einer fremden Provinz zum alten Staatsverbande verstand, sondern ein Verfahren, nach welchem aller Grundbesitz der früheren Bewohner jener Provinz Eigenthum des erobernden Landes wird, so dass der Staat sämmtliche Ländereien an neue Bewohner als Kronland verkaufen kann. Daneben erhob er auch noch Steuern zunächst von den Weissen, u. z. hatten die grossen Waarenhäuser je 25 £, die kleineren 15 £ und die hausirenden Händler 5 £ jährlich zu bezahlen, was denn auch willig geschah, weil die Händler glaubten, dadurch die englischen Behörden zur Aufrechthaltung der Ordnung im Lande verpflichten zu können. Aber trotzdem that Palgrave gegen diese fortgesetzten Räubereien gar nichts, und als man ihn drängte, endlich eine Entscheidung zu treffen, vertröstete er die Leute auf die nächste Post vom Kap oder auf die nächste Entscheidung vom Parlamente. — Unterdessen begann der Zulukrieg, die englischen Truppen wurden bei Isandhula über den Haufen gerannt, die Kapkolonie hatte ebenfalls ihren Krieg mit den Kaffern und Bassuto, in Folge dessen die Aussicht immer

mehr schwand, dass von Seiten der englischen Regierung etwas für Damaraland geschehen würde. Jedoch war später ein englisches Kriegsschiff in Walfisch-Bai erschienen, hatte dort einen Flaggenstock errichtet, die englische Flagge aufgehisst und 15 englische Meilen im Umkreise dieser Bai das Land für britisches Eigenthum erklärt, während man es je länger desto mehr verschob, auf jene Petition der Herero-Häuptlinge um Protektion zu antworten, welche Palgrave in Okahandya hatte zu Stande bringen lassen, ja zuletzt wurde dieses ganze Schriftstück von der Kap-Regierung vollkommen ad acta gelegt, da man am Kap alle Hände voll zu thun hatte, um die eigenen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Natürlich fiel es nunmehr auch den Herero-Häuptlingen nicht ein, weitere Schritte zu thun, um endlich unter die englische Herrschaft zu kommen, da es ihnen von Tag zu Tag immer klarer wurde, dass England, richtiger die Kapkolonie, weder Lust noch Kraft hatte, sie wirklich gegen die Hottentotten zu schützen. Höchstens schien ein solcher Schutz nur in der Weise von der Regierung der Kap-Kolonie ausgeführt zu werden, dass der freie Export von Gewehren und Munition nach Damara- und Namaqualand wenigstens zeitweise sehr beschränkt wurde. Aber in dieser Beziehung waren natürlich beide Theile, Herero wie Hottentotten, gleich unzufrieden, da Niemandem im Lande damit geholfen war. Andererseits fürchtete man aber in Damaraland, dass man in Walfisch-Bai zur Deckung der Unkosten des englischen Etablissements die Importe besteuern, womöglich die Einfuhr von Munition absperren und das Land mit den deutschen Ansiedlern und Missionären einfach den Räubereien der Hottentotten und Bergdamara überlassen würde. Auch ging das Ziel der englischen Politik immer mehr darauf hinaus durch Verzögerung von allem, was die Ordnung und den Frieden wieder herstellen könnte, allmälig solche Zustände herbeizuführen, dass die Europäer, also vor allem

auch die Deutschen, Händler sowie Missionäre, das Land räumen müssten. Dies ging auch aus verschiedenen Reden der englischen Beamten hervor, die darauf hinwiesen, dass sie den Europäern nur dann Schutz gewähren könnten, wenn diese sich nach der Walfisch-Bai zurückzögen. — Wir sehen daher, den Engländern ist bei ihren Annexionen, gelinde gesagt, kein Mittel zu schlecht, und mit der Moral und dem gegebenen Wort wird es dabei nicht allzustreng genommen!

Die Insel „Mauritius" wurde 1507 durch die Portugiesen entdeckt, aber die ersten, welche sie kolonisirten, waren die Holländer im Jahre 1598; diese benannten die Insel zu Ehren ihres Prinzen Mauritius. Jedoch wurde dieselbe 1710 von ihnen wieder aufgegeben, später von den Franzosen in Besitz genommen und 1814 von den Engländern auf Grund des Pariser Vertrags dem britischen Reiche einverleibt, doch garantirten sie dabei den Fortbestand der französischen Gesetze, Einrichtungen und des Religionskultus. — Die gleichfalls zur Administration des Governors von Mauritius gehörenden kleinen Inseln Rodriguez, Diego, Garcia und die Seychelles, sind 300 bis 900 englische Meilen von Mauritius entfernt und haben nur eine Bevölkerung von 16.000 Köpfen. Die Regierung der Kolonie Mauritius mit ihren eben beregten Dependenzen untersteht einem Governor mit 6000 £ Gehalt, dem ein „Executive Council" an die Seite gegeben ist, von welchem der Colonial Secretary, der Procureur-General, der Militär-Truppenkommandant, der Colonial Treasurer und der Auditor-General ex-officio Mitglieder sind. Ausserdem giebt es dort noch ein „Legislative Council", bestehend aus 8 offiziellen und 6 nicht offiziellen Mitgliedern, von denen die ersteren, die 5 offiziellen Mitglieder des Executive Councils, der Collector of Customs, der Protector of Immigrants sowie der Surveyor-General sind. Die 6 nicht offiziellen Mitglieder werden, seitdem die Konstitution im Jahre 1884

geändert und eine mässige Freiheit eingeführt wurde, von dem Volke gewählt, u. z. einer für je einen der Distrikte Port Louis, Moka and Plaines Wilhelms, Grand Port, Flaeg, Savanne und Rivière Noire, Pampemousses und Rivière du Rempart. Dabei wurde der Grundsatz aufgestellt, dass in Fällen, wo die 6 nicht offiziellen Mitglieder übereinstimmend für irgend eine die Finanzen oder lokalen Angelegenheiten der Kolonie betreffende Frage stimmen, das offizielle Votum nicht gerechnet wird. — Ebenso wie Mauritius haben auch die Kolonien Malta, St. Lucia, Britisch-Guayana, Helgoland und Trinidad im Hauptprinzipe ihre alte Verfassung beibehalten und stehen direkt unter der Königin und ihrem Geheimen Rath, während es Strafkolonien, „Penal settlements", bereits seit dem Jahre 1858 nicht mehr giebt, doch werden noch immer Sträflinge nach West-Australien und eine geringe Anzahl Convicts nach Bermuda übersiedelt.

Aber in denjenigen Kolonien, wo die Bevölkerung kein Recht besitzt, an der Verwaltung ihres Landes durch eine Volksvertretung aktiv mitzuwirken, herrschen die Governors mit fast unumschränkter Macht und lassen sich nicht selten Willkürakte zu Schulden kommen, die wahrhaftig einen grellen Kontrast bilden zu dem in der britischen Politik mit so grosser Vorliebe hervorgekehrten Prinzipe des Schutzes unterdrückter Völker anderer Staaten und zu den unzähligen Bibel- und Missions-Gesellschaften zur Christianisirung der Farbigen! So hat z. B. die englische Verwaltung der Insel „Trinidad" am 30. Oktober 1884 eine furchtbare Menschen-Schlächterei unter den ostindischen Kulis angerichtet. Die Pflanzer dieser Insel, denen die Zuckerkrisis hart zusetzte, suchten durch Steigerung der Arbeit ohne Lohnerhöhung oder auch durch gleichzeitige Lohnherabsetzung die Erzeugungskosten zu verringern, womit aber natürlich die sonst äusserst genügsamen, friedfertigen und

arbeitsamen, aber gerade in Geldfragen höchst empfindlichen Hindus keineswegs einverstanden waren, denn sie betrachteten das Vorgehen der Pflanzer als einen einseitigen und gewaltsamen Bruch jenes Vertrages, unter dem sie auf 5 Jahre gedungen waren. Die Regierung fürchtete, dass die allgemeine Unzufriedenheit im Mohurrum, dem ersten Monate des mohamedanischen Jahres, in welchem die Schiiten Hussein und Hassan festlich beklagen und Pagoden aus Goldpapier, welche sie mit allerlei Geschenken gefüllt haben, in feierlichem Aufzuge zum Meere oder zum nächsten Flusse bringen, zum Ausbruche kommen werde. Die ostindischen Kulis, obschon keine Mohamedaner, haben diese Sitte mitgebracht, und die Neger, welche bei keinem Mummenschanz fehlen dürfen, schliessen sich ihnen an. Da die Regierung diesmal die Abhaltung des Festes nicht zugeben wollte, erboten sich die Farbigen, ihre Stöcke, ihre einzige, aber wuchtige Waffe daheim zu lassen; trotzdem wurden aber die Umzüge untersagt, und der Governor liess das Kriegsschiff Dido kommen, auf der Rhede von St. Fernando, einer kleinen Küstenstadt von 5000 Einwohnern, durch welche der Hauptzug der Kulis nach dem Meere gehen musste, anlegen, und Marine-Soldaten ausschiffen; zugleich wurde St. Fernando mit 74 Neger-Polizisten und 20 Land-Soldaten besetzt. Als nun zwei Aufzüge der Kulis sich der Stadt nahten, verwehrte die bewaffnete Macht ihnen den Durchzug, der kommandirende Offizier liess die Aufruhr-Akte verlesen, und unmittelbar nachher, ohne den weiteren Erfolg dieser Proklamation abzuwarten, ein mörderisches Feuer auf die gedrängte Masse der armen Kulis eröffnen, so dass in einem Augenblicke 16 Todte und 86 Verwundete, darunter Frauen und Kinder, den Platz bedeckten! Die übrigen flohen wie eine Heerde Schafe und würden ebenso geflohen sein, wenn man in die Luft gefeuert hätte. Andererseits

konnten aber in der Hauptstadt Port of Spain mit 35.000 Einwohnern die Kulis ihre Pagoden in's Meer senken, ohne zu belästigen oder belästigt zu werden.

Der Staatshaushalt.

Im Jahre 1660 hatte England und Wales nur 250,000.000 £ National-Vermögen bei einer Bevölkerung von 5,500.000, also 45 £ per Kopf; 1812 besass das britische Stammland bereits 2.190,000.000 £ bei einer Bevölkerung von 18,927.000, daher 127 £ per Kopf; 1882 aber schon **8.720,000.000** bei einer Bevölkerung von 35,004.000, also 249 £ per Kopf. Davon entfielen 1882 zusammen auf Ländereien 1.880,000.000 £, auf den Viehstand 414,000.000 £, auf Gebäude 2.280,000.000 £, auf Eisenbahnen 750,000.000 £, auf Schiffe 120,000.000 £, auf Handelswaare 350,000.000 £, auf Möbel und Hausgeräthe 1.140,000.000 £, auf Barren 143,000.000 £, auf auswärtige Anleihen 1.080,000.000 und schliesslich auf Diverses 563,000.000 £. Somit hat sich das National-Vermögen seit Waterloo „vervierfacht", seit dem Regierungsantritt der Königin Victoria aber verdoppelt. — Unter derartigen Umständen wirkt daher auch die enorm hohe Staatsschuld nicht so drückend wie in anderen Ländern, wo die Steuerkraft sehr schwach, zum Theil fast ganz erschöpft oder eine verhältnissmässig viel geringere ist. Doch macht sich diese Staatsschuld immerhin auch im britischen Budget recht fühlbar, denn die Amortisirung und Verzinsung derselben bildet $^1/_3$ der gesammten Ausgaben, somit den höchsten Posten desselben. Diese Ausgaben haben sich seit den letzten 100 Jahren mehr als „verfünffacht" denn zu Beginn des amerikanischen Unabhängigkeits-Krieges betrugen dieselben nicht weniger als $4^1/_2$ Mill. £, erhoben sich dann aber am Ende desselben bereits auf $9^1/_2$ Mill. £, und

stiegen sodann, wie wir aus nachfolgender Tabelle ersehen, in Folge der immerwährenden Kriege des britischen Reichs beständig, u. z.:

In der Zeitperiode	Staatsschuld £	Jährliche Belastung £
Nationale Schuld zur Zeit der Revolution 1688	664.263	39.855
Zunahme während d. Regierung Wilh. III.	12,102.962	1,175.469
Schuld zur Zeit der Thronbesteigung der Königin Anna 1702	12,102.062	1,215.324
Vermehrung während ihrer Regierung	23,408.235	1,847.811
Bei der Thronbesteigung Georg I., 1714	36,175.460	3,063.135
Zunahme während seiner Regierung .	16,675.337	323.507
Schuld bei d. Thronbesteigung Georg II., 1727	52,850.797	2,739.628
Abnahme während des 12jährigen Friedens bis 1739	6,236.914	708.744
Zu Beginn des spanischen Krieges, 1739	46,613.883	2,030.884
Vermehrung während desselben . .	29,198.249	1,134.881
Am Ende des spanischen Krieges, 1748	75,812.132	3,165.765
Abnahme während der darauf folgenden 8 Friedensjahre	1,237.107	412.199
Zu Beginn des 7jährigen Krieges, 1756	74,575.025	2,753.566
Vermehrung während desselben . .	52,219.912	1,994.283
Beim Frieden 1762	126,794.937	4,747.849
Zunahme während der 13 Friedensjahre	367.476	44.330
Zu Beginn des amerikanischen Krieges, 1775	127,162.413	4,703.519
Vermehrung während desselben . .	104,681.218	4,362.066

In der Zeitperiode	Staatsschuld £	Jährliche Belastung £
Am Ende des amerikanischen Krieges, 1783	231,843.631	9,065.585
Zunahme während der 10 darauf folgenden Friedensjahre	16,031.203	645.653
Zu Beginn des französischen Krieges, 1793	247,874.434	9,711.238
Vermehrung während der 9 Kriegsjahre	289,778.574	10,557.313
Beim Frieden von Amiens, 1802	537,653.008	20,268.551
Zunahme während der darauf folgenden 13 Kriegsjahre	337,783.837	12.377.067
Schulden zur Zeit des Friedens von Paris, Sept. 1815, einschliesslich des Kapitals der Annuitäten	900,436.845	32,645.618
Abnahme 31. März 1855	91,918.397	4,781.085
Schulden im März 1855	808,518.448	27,864.533
Vermehrung während der 2jährigen Dauer des Krimkrieges	30,399.995	816.644
Schulden im März 1857	839.918.443	28,681.177
Abnahme während der darauf folgenden 27 Jahre	93,494.479	(+)970.348
Schulden im März 1884	**746,423 964**	**29 651.525**

Während den Finanzjahren 1875—1884 variirte aber die Nationsschuld folgendermassen:

Ende des Fiskaljahres 31. März	Schuld			
	Fundirte	Annuitäten	Nicht fundirte	In Summa
	£	£	£	£
1875	714,797.715	52,311.487	5,239.000	772,348.202
1876	713,657.517	49,078.792	11,401.800	774,138.109
1877	712,621.355	46,549.819	13,943.800	773,114.974
1878	710,843.007	43,644.057	20,603.000	775,090.064
1879	709,430.593	40,345.454	25,860.100	775,646.147
1880	910,476.359	36,222.976	27,344.900	774,044.235
1881	709,078.526	37,547.666	22,077.500	768,703.692
1882	709,498.547	35,539.693	18,007.700	763,045.940
1883	712,698.994	29,492.125	14,185.400	756,376.319
1884	640,631.095	91,682.260	14,110.600	746,423.964

Davon waren am 31. März 1884:

	Kapital	Jährl. Ausg.
2½% Englische Schuld	13,566.017	339.150
3% Schuld an die Bank von England	11,015.100	17,866.774
3% Annuitäten	584,544.023	
3½% neue Annuitäten	225.746	7901
Summa der Schuld von Grossbritannien	609,350.886	18,213.825
2½% neue Irische Annuitäten . .	432.402	10.810
3% Schuld an die Bank von Irland	2,630.769	925.434
3% Annuitäten	28,217.038	
Summa der Schuld von Irland	31,280.209	936.244
Konsolidirte Schuld	640,631.095	19,150.069
Geschätztes Kapital der Annuitäten	91,682.269	9,166.242
Zusammen	732,313.364	28,316.311
Treasury Bills	5,431.000	—

	Kapital	Jährl. Ausg.
Exchequer Bills	5,162.800	—
Exchequer Bonds	3,516.800	—
Unfundirte Schuld	14,110.600	—
Management	—	218.202
Zusammen	746,423.964	29,651.525
Defizits, den Sparkassen schuldig .	2,124.833	
	748.548.797	
Davon der wahrscheinliche Betrag der Rückerstattungen u. der Werth der Suezkanal-Aktien	31,327.905	
	717,220.892	

Zufolge eines Parlaments-Akts vom Jahre 1875 muss aber die Nationalschuld nach und nach durch einen „Tilgungsfond" reduzirt werden, den das Parlament alljährlich zu votiren hat. Die für den Tilgungsfond erforderlichen Summen bezifferten sich in dem am 31. März 1876 beendeten Fiskaljahre auf 27,400.000 £, 1876/77 auf 27,700.000 £, und für jedes nachfolgende Jahr auf 28 Mill. £. Zugleich wurde festgesetzt, dass die für diesen Zweck bestimmten Gelder unter die Rubrik der konsolidirten Fonds aufzunehmen sind. Diese Amortisirung wurde auch in den späteren Jahren durchgeführt, so dass, wenn keine besonderen Ereignisse dazwischen treten, in 20 Jahren cirka 173 Mill. £ der nationalen Schuld abgezahlt sein dürften. — Doch überstieg die Staatsschuld nur um etwa 16 Mill. £ den Gesammtwerth des britischen Ex- und Imports im Jahre 1883, obgleich sie ungefähr 21 £ per Kopf der Bevölkerung beträgt, während sich die jährliche Belastung auf 16 Sh. 2 D. beziffert, was wir auch im „Budget" des britischen Stammlandes vom Finanzjahre 1883/84, das mit dem 31. März endete, bestätigt finden, denn nach diesem betrugen die Ausgaben:

Ausgaben			Abgelief. a. d. Staatsschatz
Staatsschuld			29,651.525
Konsolidirte Schuld		20,312.975	
Grossbritannische Schuld	18,824.164		
Irische Schuld	864.616		
Verwaltung	214.819		
Zinsen der Schuld an die Banken:			
von England	330.453		
von Irland	78.923		
Annuitäten		3,987.949	
Leibrenten	973.545		
Renten auf Zeit	31.299		
Annuitäten bis 1885	2,854.475		
Tilgungsfonds	6907		
Red Sea and India Telegraph Co.	36.000		
Indische Anleihe	85.723		
Annuitäten von 1883		3,866.940	
Zins. d. Schatzscheine (Exchequer Bills)		121.822	
Neuer Tilgungsfonds		600.173	
Annuit. f. Sparkassenausfälle		83.673	
Zinsen der Vorschüsse der Bank von England		478.137	
Zinsen etc. der Schatzscheine (Suez)		199.857	
Andere Ausgaben des konsolidirten Fonds			1,589.647
Zivilliste	408.714		
Apanagen	171.000		
Ehrenpensionen	209.909		
Verschiedene Gehalte	97.627		

Ausgaben			Abgelief. a. d. Staatsschatz
Gerichtshöfe	505.556		
Verschiedene Lasten und Ausgaben	156.841		
Lokalisirung d. Streitkräfte	40.000		
Zivildienst			17,181.935
Bauverwaltung, öffentliche Arbeiten (darunter 156.082 für königl. Paläste und Parks)		1,808.885	
Eigentliche Staatsverwaltung (Public Departments)		2,418.683	
Oberhaus	43.357		
Unterhaus	51.334		
Münze	71.807		
Staatsschuldenverwaltung	15.391		
Uebrige Aemter	2,236.794		
Justizverwaltung, Polizei etc.		6,314.797	
Polizei	3,001.123		
Gefängnisse	1,383.472		
Alle übrigen Ausgaben	1,930.202		
Oeffentlich. Unterricht, Kunst, Wissenschaften		4,766.115	
Oeffentlicher Unterricht	4,118.980		
Wissenschaft, Kunst	382.966		
Museen	222.088		
Universitäten*)	34.968		
Andere Ausgaben	7113		
Ausw. Angelegenheiten		658.056	
Diplomatischer Dienst	235.637		
Konsulardienst	249.064		

*) Ausser Oxford und Cambridge.

Ausgaben			Abgelief. a. d. Staatsschatz
Unterdrückung d. Sklavenhandels	15.744		
Zuschüsse an die Kolonien und an Cypern . . .	94.568		
Andere Ausgaben . . .	63.043		
Pensionen, Wohlthätigkeitsausgaben etc.		1,176.377	
Verschiedene Ausgaben . .		39.022	
Heer und Flotte			28,869.107
Armee		15,910.326	
Ausgaben für die Armee auf Rechnung Indiens . . .		1,230.000	
Flotte		10,728.781	
Kriege in Afghanistan . .		1,000.000	
Erhebungskosten der Einnahmen			9,707.349
Zölle		974.843	
Innere Steuern		1,796.906	
Post		4,507.500	
Telegraphen		1,707.000	
Postpacket-Dienst		721.100	
Summa der ordentlichen Ausgaben			86,999.564
Andere Ausgaben (Darlehen, Zuschüsse, Schuldentilgung etc.) .			28,271.612
Hospital und Schule in Greenwich			138.445
Zusammen			115,409.621

Denen in derselben Zeitperiode folgende Einnahmen gegenüberstanden:

Einnahmen			Abgelief. a. d. Staatsschatz
Zölle		19,814.558	19,701.000
Tabak	9,088.436		
Spirituosen	4,223.861		
Thee	4,268.734		
Wein	1,268.842		
Korinthen	330.199		
Rosinen	160.190		
Kaffee	199.597		
Zichorien	68.117		
Kakao	64.990		
Früchte	46.171		
Andere Artikel	7849		
Verschiedene Einnahmen der Zollverwaltung	36.223		
Zollertr. der Insel Man	51.349		
Accise (Excise) [27,897.750]			26,952.000
Konsumsteuern		23,552.968	
Spirituosen	14,888.419		
Malz	8,657.141		
Zichorien	1735		
Kaffee	5673		
Lizenzen vom Verkauf von Konsumptibilien		2,014.348	
Brauereien	42.975		
Bier und Most	189.505		
Spirituosen	1,619.008		
Wein, Süssigkeiten	70.703		
Restaurants	6444		
Tabak	85.713		
Andere Lizenzen		1,582.734	
Wappensteuer [1])	78.766		

[1]) Diese drei Steuern figuriren unter dem Titel „Establishment Licenses“

Einnahmen			Abgelief. a. d. Staatsschatz
Männliche Dienstboten[1] .	139.630		
Wagensteuer[1]	564.589		
Gold- und Silbergeräth .	47.838		
Hundesteuer	336.665		
Jagdscheine	177.834		
Waffenscheine	80.772		
Verschiedene Gewerbe[2] .	156.640		
Abgabe von Eisenbahn-Fahr-Billets		747.700	
Stempelsteuer (Brutto)		11,846.587	11,620.000
Kontrakte, Urkunden .	1,890.180		
Testamentsteuer	4,178.503		
Erbsteuer	3,351.977		
Quittungsstempel . .	942.728		
See-Assekuranzen . . .	159.117		
Wechselstempel	751.302		
Banken[3]	130.478		
Lizenzen, Certifikate . .	152.189		
Gold und Silber[4] . . .	78.854		
Spielkarten	15.057		
Apothekerwaaren . . .	159.238		
Lebensversicherung . .	36.964		
Grundsteuer	1,080.895	2,918.929	2,875.000
Haussteuer	1,838.034		
Einkommensteuer (Brutto)		10,978.162	10,718.000

und werden in Irland nicht erhoben. — [2]) Diese sind: Goldschmiede, Hausirer, Pfandverleiher, Taxatoren, Auktionatoren, Verkäufer von Medikamenten etc. — [3]) Abgabe auf die Noten in Zirkulation (die Bank von England zahlt für jede Million zirkulirender Banknoten 300 £). — [4]) Abgabe von jeder Unze im Königreich verarbeiteter edler Metalle.

Einnahmen		Abgelief. a. d. Staatsschatz
Vom unbeweglichen Vermögen (Netto)	3,680.560	
Von Pachtungen etc. (Netto)	303.593	
„ Renten u. Dividend. (Netto)	848.223	
„ Gewerben u. Handel (Netto)	5,224.482	
„ Einkommen aus öff. Aemtern etc. (Netto)	638.189	
Posteinnahmen (Brutto)	7,756.688	7,730.000
Telegraphendienst	1,747.929	1,745.000
Domänen	517.762	380.000
Zinsen von Vorschüssen zu Lokal-Arbeiten vom Kaufgelde der Suezkanal-Aktien (Netto)	1,196.128	1,196.128
Vermischte Einnahmen	4,288.056	4,288.056
Verschiedene Einnahmen des erbl. Kroneinkommens	27.968	
Antheil am Gewinn der Bank von England	153.895	
Einnahmen d. Kriegs- u. Marine-Departements	45.282	
Zuschuss aus der Verwaltung Indiens	1,088.518	
Einnahmen d. Zivil-Departements	1,536.441	
Münze	68.160	
Gefängnisse	260.850	
Uebrige Einnahmen (Polizei etc.)	1,207.431	
Verschiedene Einnahmen des Revenue Departments	450.937	
Zolldepartement	63.867	
Departement der inneren Steuern	29.043	

Einnahmen		Abgelief. a. d. Staatsschatz
Post	274.426	
Telegraphen	13.601	
Postschiffe	70.000	
Postsparkassen	123.139	
Andere Sparkassen	16.158	
Einkünfte der offiz. Zeitungen .	7428	
Ersparnisse und Rückerstattungen .	4402	
Einnahmen von der Insel Man . .	8459	
Griechische Anleihe	7903	
Ersparnisse, zufällige Einnahmen etc.	5221	
Erfindungspatente, versch. Stempelgebühren	812.287	
Summa aller Einnahmen	88,962.549	87,205.184
Bilanz d. Staatsschatzes am 1. April 1883		6,972.730
Andere Einnahmen des Staatsschatzes (Rückzahlungen, Anleihen etc.)		21,093.262
Zusammen . . .		115,271.176

Hingegen beliefen sich die Einnahmen und Ausgaben der Lokalverwaltung 1881/82:

Einnahmen	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
Direkte Steuern	27,905.608	3,085.707	2,704.066	33,695.381
Indirekt. Steuern	5,026.846	1,079.034	436.394	6,542.274
Aus öffentlichem Eigenthum .	1,145.317	226.645	57.686	1,429.648
Zuschüsse d. Regierung . .	2,865.584	593.103	115.941	3,574.628

Einnahmen	England und Wales	Schottland	Irland	Zusammen
Aus Anleihen .	15,006.238	1,063.936	396.249	16,466.423
„ and. Quell.	5,526.086	265.747	204.892	5,996.725
Zusammen.	57,475.679	6,314.172	3,915.228	67,705.079
Ausgaben				
Armenverwalt. .	9,345.638	933.194	1,196.308	11,475.140
Munizipalitäten, Polizei, öffentl. Gesundheit .	36,776.682	2,543.483	2,226.841	41,547.006
Andere Ausgab.	10,423.072	2,574.897	645.384	13,643.353
Zusammen.	56,545.392	6,051.574	4,068.533	66,665.499

Viel ungünstiger gestalteten sich aber die Verhältnisse des britischen Staatshaushaltes in dem Finanz-Ausweise für das am 30. Sept. endende 2. Quartal des Fiskaljahres 1885/86, denn die Staatseinnahmen bezifferten sich in diesem Zeitraume auf 16,977.096 £ gegen 17,610.522 £ in dem korrespondirenden Quartal 1884, d. i. eine Abnahme von 633.426 £. Auch blieben für die verflossenen 6 Monate des laufenden Fiskaljahres die Einnahmen um 441.103 £ gegen den entsprechenden Zeitraum des Vorjahres zurück. Ferner finden wir, dass in dem beregten letzten Quartal zwar die Stempelgefälle, die Einkommensteuer, der Telegraph und verschiedene andere Einnahmen einen Mehrertrag von 327.410 £ ergaben, dass aber die Zölle 528.000, die Getränkesteuer 310.000, die Bodensteuer 8000, die Gebäudesteuer 17.000, das Postamt 70.000 und die Zinsen für Vorschüsse 27.836 £ weniger abwarfen als in dem korrespondirenden Finanzjahre 1884/85.

Am 9. Juli legte der Schatzkanzler Sir Michael Hicks Beach dem Unterhause das neue Budget für 1885/86 vor und erinnerte im Laufe seiner Erklärungen daran, dass der frühere Schatzkanzler in seinem Budget ein Defizit von 2,800.000 £

angekündigt habe. Seitdem habe das Haus die beabsichtigte Erhöhung der Bier- und Spirituosensteuer verworfen, in Folge dessen die erwarteten Einkünfte um 1,350.000 £ geschmälert würden. Gleich nach seinem Amtsantritte habe er die Aussichten der Einkünfte und Ausgaben geprüft und daraus ersehen, dass die Einkünfte ungefähr dieselben seien, wie sie der frühere Schatzkanzler geschildert. Die Getränkesteuer weise eine mässige Abnahme auf, der aber durch einen Mehrertrag der Zölle das Gleichgewicht gehalten werden dürfte. Die Regierung habe beschlossen, die Vorschläge des Herrn Childers', soweit dieselben am 18. Juni nicht verworfen wurden, beizubehalten. Diesen Vorschlägen zufolge sollten die Einkommensteuer mit 8 Pence im Pfund Sterling, die Besteuerung von Korporationseigenthum und die Stempelsteuer auf Bons und fremde Staatspapiere dem Voranschlage gemäss 3,650.000 £ liefern. Die Erhöhung der Erbschaftssteuer sollte 200.000 £ und die erhöhte Bier- und Spirituosensteuer 1,350.000 £ abwerfen. Eine Extrasteuer auf Thee oder andere neue Steuern sind nicht in Aussicht genommen. Die Erhöhung der Einkommensteuer auf 8 Pence müsse nothgedrungen beibehalten werden. Die Ausgaben à Konto des 11 Millionen Kredits hätten leider das von dem früheren Schatzkanzler erwähnte Limitum von 9,000.000 £ um 850.000 £ überschritten. Am 5. Juni veranschlagte Mr. Childers die Ausgaben auf Rechnung des ausserordentlichen Kredits von 11,000.000 £ auf 9,000.000 £, wovon 6,200.000 £ auf das Kriegsministerium und 2,800.000 £ auf die Admiralität entfielen. Der Etat des Kriegsministeriums würde nicht wesentlich überschritten werden, aber die Ausgaben der Admiralität dürften den Voranschlag um 850,000 £ übersteigen. Schon am 5. Juni war der Voranschlag um 500.000 £ überstiegen, und obwohl die vorige Regierung Fürsorge für den Bau einer Anzahl von Torpedobooten getroffen, seien merkwürdiger Weise in dem Etat nicht die Kosten für den Torpedo-Apparat, ohne welchen die Boote absolut nutzlos

sein würden, mit aufgenommen. Der Schatzkanzler verbreitet sich sodann über die Art, wie das vorhandene Defizit gedeckt werden solle. Er billige die von seinem Vorgänger vorgeschlagene Suspension des Tilgungsfonds, welche 4,670.000 £ beschaffen werde. Er gedenke einen Schritt weiter zu gehen und den neuen Tilgungsfonds, aber nicht den Tilgungsfonds des nächsten Jahres, zu sistiren. Das Defizit für das laufende Jahr würde sich mithin auf 2.827.000 £ beziffern, während das des vorigen Jahres 1,050.000 £ betrage. Es sei somit Deckung für ein Gesammt-Defizit von 3,877.000 zu schaffen, zu diesem Behufe schlage er vor, Schatzwechsel im Betrage von 4,000.000 £ zu emittiren. Er erachte ein solches Verfahren nicht als ganz befriedigend, allein es werde dem Handel des Landes die wenigste Störung verursachen, während es die Freiheit des Handelns des künftigen Hauses der Gemeinen nicht beeinträchtige. Der Schatzkanzler beantragt schliesslich eine Resolution, welche zur Emission von Schatzbons und Tratten von nicht über 4,000.000 £ ermächtigt.

Die „Steuern" werden im britischen Stammlande zum geringeren Theile von der Krone, zum grossen Theile aber von der Kommune ausgeschrieben. Die königlichen Steuern, nämlich Grund-, Gebäude- und Einkommensteuern, sind jährlich einmal vor dem 5. April, dem Zeitpunkte, wenn der Finanzminister im Unterhause den Finanz-Voranschlag einbringt und die Höhe der zu entrichtenden Steuer beantragt, zu zahlen, u. z. wird die von den bewohnten oder zu gewerblichen Zwecken dienenden Häusern zu entrichtende Steuer, „Inhabited House Duty", nach der Höhe des wirklichen oder eingeschätzten Miethertrages bemessen und ist von dem Bewohner des Hauses, also dem Miether oder Besitzer, zu bezahlen. Die „Einkommensteuer" zerfällt in 2 Klassen, von denen man die eine, unbekümmert um die Höhe des jährlichen Einkommens, nach dem jährlichen Miethwerthe oder Miethbetrage berechnet und ebenfalls von dem Bewohner des Hauses erhebt, der aber,

wenn er Miether, diesen Betrag dem Hauseigenthümer vom Miethzins abzieht, während die andere Klasse der Einkommensteuer das reine Einkommen betrifft und auch von den in England domizilirenden Fremden gezahlt werden muss, wenn dasselbe aus seinem in England gelegenen Besitze oder aus seiner dortigen Erwerbsthätigkeit entspringt. Doch ist ein jährliches Einkommen unter 150 £ der Einkommensteuerzahlung nicht unterworfen. Die Einkommensteuer betrug in den Fiskaljahren 1875—1884:

Mit 31. März als Ende des Fiskaljahres	Taxe pro £	£	Für
1875	2 D.	4,306.000	Einkomm. von u. über 100 £ mit einem Abzug von 80 £ bei Einkommen unter 300 £.
1876	2 D.	4,109.000	
1877	3 D.	5,280.000	Einkomm. von u. über 150 £ mit einem Abzug von 120 £ bei Einkommen unter 400 £.
1878	3 D.	5,820.000	
1879	5 D.	8,710.000	
1880	5 D.	9,230.000	
1881	6 D.	10,650.000	
1882	5 D.	9,945.000	
1883	6½ D.	12,166.000	
1884	5 D.	10,695.000	

während sich die Höhe des für die Einkommensteuer eingeschätzten Werthes des Besitzes und der Einnahmen im Jahre 1883 im britischen Stammlande auf 612,836.058 £ gegen 465,594.366 £ 1871 belief, wovon 1883 516,948.272 £ auf England, 59,406.708 £ auf Schottland und 36,481.078 £ auf Irland entfielen. Der geschätzte Landwerth betrug in England 1881 51,599.428 £, 1883 48,402.915 £; in Schottland 1881 7,711.895 £, 1883 7,573.251 £; und in Irland 1881 9,980.650 £, 1883 9,981.156 £, so dass er im ganzen Stammlande 1881 eine Höhe von 69,291.973 £ und 1883 von 65,957.322 £ erreichte, sich daher um 3,334.651 £ vermindert

hatte. Den Hausbesitz veranschlagte man 1881 in England auf 102,417.104 £, 1883 auf 109,374.253 £; in Schottland 1881 auf 11,838.269 £ und 1883 auf 12,046.524 £; in Irland 1881 auf 3,210.504 £ und 1883 auf 3,399.851 £, in Summa also 1881 auf 117,465.877 £ und 1883 auf 124,820.628 £. — Der geschätzte Werth der Minen im Stammlande betrug 1883 6,733.740 £, von welchen über 5,799.463 auf England, 921.769 auf Schottland und 12.508 auf Irland entfielen. Der Werth der Eisenbahnen belief sich im Stammlande 1883 auf 32,075.332 £, woran England mit 27,352.316 £, Schottland mit 3,566.142 £ und Irland mit 1,156.874 £ betheiligt war. Die Eisenwerke hatte man im Stammlande auf 2,962.609 £ geschätzt, wovon 2,542.783 auf England, 419.826 auf Schottland entfielen; hingegen waren die Kanäle mit 3,291.746 £. die Gaswerke mit 4,686.633 £, die Steinbrüche mit 879.855 £ und die Wasserwerke mit 2,987.558 £ veranschlagt. Man hatte jedoch 1881 das gesammte National-Einkommen des britischen Stammlandes in Summa auf cirka **1.200,000.000** £ berechnet.

Die übrigen Steuern werden von der Kommunalbehörde des Pfarrsprengels, in welchem der Steuerzahler domizilirt, erhoben, sind von dem Miether des Hauses zu entrichten und umfassen die Armensteuer, „Poor Rate", die selbst in den einzelnen Theilen des Landes sehr verschieden ist und namentlich in den ärmeren Pfarrsprengeln oft eine Höhe erreicht, welche die Summe aller übrigen Steuern zusammengenommen übersteigt, so dass die von den ärmsten Leuten bewohnten Stadttheile die höchsten Steuern zu bezahlen haben!! Unter diese Rubrik „Poor Rate" fallen höchst sonderbarer Weise nicht nur die Erhaltungskosten der Armenhäuser, sondern auch die der Polizei! Ferner gehören zu dieser Kommunalsteuer noch die allgemeine Rate, „General-Rate", d. h. die Beiträge für die Strassenerhaltung, Strassenreinigung, Administration, Erhaltung der Volksschulen,

Strassenbeleuchtung, „Lighting Rate“, sowie für die Erhaltung und Reinigung der Kanäle, „Sewers Rate.“ — Die Höhe dieser Steuern, welche sich durchschnittlich auf 20—25, ja manchmal sogar auf 30% vom jährl. Miethzinse des ganzen Hauses beläuft, wird stets halbjährlich festgesetzt. Sie sind stets 4 Wochen nach den Quartaltagen, „Christmas“, 25. Dez., „Lady Day“, 25. März, „Midsummer“, 24. Juni und „Michaelmas“, 29. Sept. fällig. — Ueber alle Steuern werden aber dem Miether des Hauses genau spezifizirte Zahlungsaufträge durch besondere Einnehmer, „Collectors“, zugestellt, an welche die Zahlung geleistet werden kann, doch bleibt es auch freigestellt, die Zahlung an das Bureau des Einnehmers innerhalb der gegebenen Frist zu leisten. Alle Gesuche um Stundung der Zahlung müssen unter entsprechender Motivirung innerhalb 4 Wochen vom Quartalstage an beigebracht werden, wobei man anerkennen muss, dass allen, längere Zeit in einem Pfarrbezirke Domizilirenden, besonders aber Fremden gegenüber mit grosser Liberalität verfahren wird. — Andererseits können aber die königl. Steuern im Nichtzahlungsfalle ohne weiteres exekutiv eingetrieben werden, während die übrigen Steuern zur Eintreibung ein richterliches Urtheil bedürfen, welches auf zivilrechtlichem Wege unter Anwendung des summarischen Verfahrens unter Vorladung des beklagten säumigen Zahlers erlangt oder nicht erlangt wird. — Die Haupteinnahmen des Staates fliessen jedoch nicht, wie wir in den früheren Ausweisen gesehen haben, aus den direkten sondern aus den indirekten Steuern und den Gefällen, die zusammen beinahe 85% der gesammten Einnahmen betragen und woran die Accisen cirka mit 30%, die Zölle mit 23%, die Stempelgefälle mit 22%, das Post- und Telegraphengefälle mit 10% partizipiren. — Dass aber das ganze Besteuerungswesen im britischen Stammlande vielfache schwere Mängel an sich trägt, geht wieder einmal so recht aus einer vom Exminister Chamberlain im Jahre 1885 in Hull ge-

haltenen Rede hervor, worin derselbe darauf hinweist, dass innerhalb des Stammlandes 26½ Millionen zur arbeitenden Klasse gehörende Personen auf ihre steuerbare Gesammteinnahme von 203,000.000 £ durchschnittlich bis zu 13½% Steuern zahlen, während 9½ Millionen zu der oberen und mittleren Klasse gehörende Personen auf ihre steuerbare Gesammteinnahme von 639,000.000 £ durchschnittlich nur bis 6% Steuern entrichten, so dass die arbeitenden Klassen mehr als doppelt so viel Steuern zu bezahlen haben als die wohlhabenden Klassen!! Zur Ausgleichung dieses Missverhältnisses schlägt Hr. Chamberlain eine stufenweise steigende Besteuerung vor, die nicht nothwendigerweise eine Einkommensteuer zu sein brauche, sondern in der Gestalt einer steigenden Vermögens-, Erbschafts- oder Haussteuer erhoben werden könne. Ferner befürwortet derselbe den freien Handel im Lande, die Aufhebung der Fideikommisse, des Erstgeburtsrechts und des gesetzlichen Nachfolgerechts; er will die Kosten der Uebertragung von Grund und Boden und der Umschreibung der Titel auf ein Minimum reduzirt wissen, verlangt die Feststellung eines mässigen Pachtzinses für Pächter, gesicherte Dauer ihrer Pacht und Entschädigung für Meliorationen, will, dass alle unkultivirten und Jagdländereien besteuert werden und auch eine Erbschaftssteuer auf Land ruhe, welches jetzt frei ist etc.

Da England im Prinzipe bereits seit 1842 den Freihandel angenommen hat, so unterliegen, mit ganz geringen Ausnahmen, nur jene Artikel einem „Eingangszolle", welche im Inlande einer Verzehrungssteuer unterworfen sind oder ihrer Natur nach zu den täglichen Verbrauchsgegenständen, ausschliesslich der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, zählen; u. z. gehören hierher alle spirituösen Getränke, ferner Thee, Kaffee, Kakao, Tabak und Essig. Diesen wenigen Positionen des Zolltarifs steht aber keine einfache Zollmanipulation gegenüber, denn die englischen Zollbehörden lassen keines-

wegs Artikel, deren Einfuhr freigegeben ist, ohne weiteres durch und auf Sendungen aus Deutschland wird strenge nach Tabak und Cigarren gefahndet. Doch können alle zollpflichtigen Gegenstände längere Zeit in den amtlichen Zollgebäuden, oder in eigens zu diesem Zwecke errichteten, unter behördlicher Aufsicht stehenden Waarenhäusern, „Bonded Warehouse“, deponirt bleiben, wofür eine 5%-, bei Tabak aber 2½%-Gebühr berechnet wird. Dies ist dann von grossem Vortheile, wenn die in einen englischen Hafen gebrachten Waaren wieder ausgeführt werden sollen, weil man dadurch die Zollzahlung erspart und die mit der Zollrückvergütung bei der Ausfuhr gewisser Waaren verbundene ziemlich komplizirte Manipulation vermeidet. — Von allen einer Verzehrungs- oder Fabrikationssteuer unterworfenen Konsumartikeln wird jedoch bei dem Exporte eine entsprechende Steuer-Rückvergütung gewährleistet, welche beim Bier, bei einem spezifischen Gewichte von 1057° per Barrell von 30 Gallonen, 6 S. 3 D. beträgt und dann im entsprechenden Verhältnisse zur Schwere des Bieres steigt. Aehnlich ist es auch bei Spirituosen, bei denen überdies, wenn sie zur Weinverstärkung im Inlande bestimmt sind, eine Zoll- oder Steuervergütung von 2 D. per Gallone bewilligt ist. Andererseits dürfen aber Spirituosen im Inlande nur gegen einen besonderen Erlaubnissschein versandt werden, wenn das zur Versendung gelangende Quantum mehr als eine Gallone beträgt.

Die im gewöhnlichen Verkehre am häufigsten vorkommenden Accisen, Stempelgebühren und Erwerbssteuern sind: Der „Affidavit“, d. h. eine eidlich beschworene Aussage (ausser der an den Solicitor, „Commissioner of Oath“, zu zahlenden Gebühr, die gewöhnlich mit 8 S. berechnet wird), Gebühr 2 S. 6 D.; „Bedientensteuer“ für jeden männlichen Bedienten jährlich (gegen Licenzschein) 15 S.; „Certifikate“ über die Anmeldung von Waaren zur Zollrückvergütung, Stempel 4 D.; „Charter-Vertrag,“ Stempel 6 D.; „Erbschaftssteuer“ für alle Legate,

Jahresrenten, Nachlassenschaften, u. z. sind bei der Erbnachfolge zu zahlen (seit dem 1. Juni 1881 von allen Nachlassenschaften auch unter 20 Pfund): von Kindern des Verstorbenen oder ihren Nachkommen oder von Vater und Mutter und den Grosseltern von jedem Hundert 1 £; von den Geschwistern des Erblassers oder deren Nachkommen von jedem Hundert 3 £; von den Geschwistern des Vaters und der Mutter des Verstorbenen oder deren Nachkommen vom Hundert 6 £; von den Geschwistern des Grossvaters oder der Grossmutter des Erblassers von jedem Hundert 5 £: von Personen, die mit dem Erblasser in noch weiteren Verwandtschaftsgraden standen oder gar nicht blutsverwandt waren, von jedem Hundert 10 £; beerbt ein Gatte den anderen, so ist keine Erbschaftssteuer zu entrichten. Die Erbschaftssteuer ist auch von allen dort domilizirenden Fremden, soweit die Bestimmungen des englischen Gesetzes auf sie Bezug haben, zu entrichten. Ueber jede Hinterlassenschaft muss ein Inventar aufgenommen und dessen Richtigkeit durch ein Affidavit eidlich bekräftigt werden. Dasselbe ist bei dem Inland Revenue Office des Bezirks, wo der Erblasser lebte, einzureichen und wird davon eine besondere Steuer nach den folgenden Ansätzen erhoben: bei einem Werthe von 100 bis 500 £ von jeden 50 £ oder einem Bruchtheil von 50 £ 1 £; bei einem Werthe von 500 bis 1000 £ für je 50 £ oder einen Bruchtheil dieser Summe 1 £ 5 S.; bei einem Werthe über 1000 £ von jedem Hundert £ oder einem Bruchtheil von 100 £ 3 £. Das Inventar von in England Verstorbenen, die daselbst domizilirten, wird erhoben, indem von der Schätzungssumme die Begräbnisskosten und die Schulden des Verstorbenen gegenüber Personen, welche im Vereinigten Königreiche domiziliren, in Abzug gebracht werden. Dabei ist zu bemerken, dass die Behörden Nichtanmeldung von Erbschaften und die Nichtaufnahme des Inventars sowie irrige Angaben ausserordentlich

strenge bestrafen. Die „Goldschmiedwaaren“ unterliegen der amtlichen Puncirung und wird von jeder Unze Gold 17 S., von jeder Unze Silber 1 S. 6 D. bezahlt. Bei Heirathen erfolgen besondere Licenzen, „Special Licence“, in dringlichen Fällen unter entsprechender Motivirung durch den Erzbischof von Canterbury auf Anmeldung durch einen Solicitor bei dem Faculty Office, Doctor's Commons und kann dann die Trauung binnen 24 Stunden nach der Anmeldung und ausser der gesetzlich bestimmten Zeit, 8 bis 12 Uhr Morgens, stattfinden, wobei die Gesammtkosten 29 £ 8 S., darunter der Stempel 5 £ betragen. Bei Licenz zur Dispensirung von den gesetzlich vorgeschriebenen drei öffentlichen Aufgeboten kann die Trauung binnen 48 Stunden nach der Anmeldung vollzogen werden. Die Anmeldung selbst wird aber wegen der geringeren Kosten am besten bei dem Superintendent Registrar gemacht und betragen die Gesammtkosten 2 £ 2 S. 6 D., darunter 10 Sh. der Stempel. Für das Halten von Hunden aller Art muss eine besondere Licenz erhoben und jährlich erneuert werden (bei den Postanstalten), für welche 7 S. 6 D. zu entrichten ist, und nur diejenigen Hunde sind steuerfrei, welche zum Viehhüten verwendet werden oder Blinden als Führer dienen; ferner muss man „Jagdkarten“ lösen, die je nach der Dauer 2 bis 3 £ kosten. Die „Licenzen“ für Gewerbetreibende sind sämmtlich jährlich zu erneuern, variiren je nach den verschiedenen Betriebszweigen zwischen 1—30 £, und belaufen sich am höchsten bei einem Banquier. Bei „Lieferscheinen“ über die Ablieferungen von Waaren im Werthe von mehr als 40 S. beträgt der Stempel 1 D.; „Patentmedizinen“ unterliegen einer Stempelsteuer, die sich nach dem Preise derselben richtet. Die Händler mit Patentmedizinen haben ausserdem jährlich eine Licenz zu erheben, welche 5 S. kostet. Für einen „Reisepass“ bezahlt man einen Stempel von 6 D. Auch die Zuweisungsscheine über jede einzelne Aktie bei Gründung neuer

Gesellschaften bedürfen eines Stempels von 1 D. „Schätzungs-urkunden“ oder Ausweise von Liegenschaften und Effekten unterliegen der nachfolgenden Stempelsteuer: bei einem Schätzungswerthe bis zu 5 £, 3 D., bis zu 10 £, 6 D., bis zu 20 £, 1 S., bis zu 30 £, 1 S. 6 D. und in gleichen Progressionen weiter bis zu 209 £. Für Beträge, die 500 £ nicht übersteigen, 15 S., und für solche über 500 £ 1 £. „Todtenscheine“ kosten 1 D., „Trauscheine“ auch 1 D. Stempel; „Uebertragungsgebühren“ (durch Stempel zu entrichten), wenn die Kaufsumme 5 £ nicht übersteigt, 6 D., von 5 bis 10 £. 1 S., von 10 bis 15 £ 1 S. 6 D., von 15 bis 20 £ 2 S., von 20 bis 25 £, 2 S 6 D., für jede weiteren 25 £ bis zu 300 £ 2 S. 6 D., wenn über 300 £, für jede weiteren 50 £ 5 S. Ebenso sind auch Uebertragungsgebühren durch Aufkleben von Stempelmarken auf die Kaufscheine bei dem Verkaufe resp. Kaufe von Aktien oder Prioritäten von Aktien-Gesell-schaften zu entrichten. So kostet die Uebertragung einer Aktie der Bank von England auf einen neuen Besitzer 7 S. 9 D., die einer Aktie der East India Company 1 £ 10 S., bei allen anderen Aktien und Prioritäten von jeden 100 £ des über-tragenen Nominalbetrages 2 S. 6 D. Die gerichtlichen Ur-theile unterliegen einer Stempelsteuer, die sich nach der Summe des Rechtsstreits richtet und bis zu 500 £ jener von Schätzungen gleichkommt, bei 500 bis 750 £ beträgt dagegen der Stempel 1 £, bei 750 bis 1000 £ 1 £ 5 S., und über 1000 £ 1 £ 15 S. „Verträge“ oder Schlussbriefe, die keiner andern Gebühr unterliegen, haben einen Stempel von 6 D., hingegen sind „Pachtverträge“ (Zeitpacht, Lease) einem besonderen Tarife unterworfen. Für das Tragen einer Schiesswaffe, wie Jagd-gewehr, Revolver etc., ist bei den Postanstalten jährlich eine Licenz von 10 S. zu erheben, ebenso bekommt man auch dort Licenzen für Wagen, u. z. bezahlt man für einen Wagen mit 4 Rädern, der mehr wiegt als 4 Zentner 2 £ 2 S., für einen leichteren oder solchen, der weniger als 4 Räder hat, 1 £ 1 S.

Um ein Wappen auf Briefpapieren, Petschaften etc. führen zu dürfen, muss jährlich eine Licenz erhoben werden, welche 1 £ 1 S. kostet; ist dieses Wappen aber auf den Wagenschlägen angebracht, so bezahlt man 2 £ 2 S. Auch die Licenzen zur Wappenführung sind bei den Postämtern zu erheben. In Bezug der „Stempel auf auswärtige Papiere“ ist eine Erhöhung des bisherigen Satzes von $^1/_8$ auf $^1/_2$% am 6. Aug. 1885 in Kraft getreten, u. z. wird in den Parlamentsakten, welche den Titel „Customs and Inland Revenue Act 1885“ führen, bestimmt, dass alle nach Erlass derselben ausgegebenen auswärtigen Anleihen mit 1 S. auf 10 £, und ebenso für jeden Theilbetrag von 10 £ des durch das Werthpapier sicher gestellten Geldbetrages besteuert werden sollen. Beim Umtausch bestehender Sicherheiten in neue ähnliche Papiere beträgt der Stempel 6 D. für je 20 £ und für jeden Theilbetrag von 20 £ des Werthpapiers. Kolonial-Anleihen werden jedoch nicht zu den auswärtigen Sicherheiten gerechnet. Hiernach fällt die neue egyptische Anleihe, weil die Stücke nach dem 6. August ausgehändigt werden, in die erstere mit $^1/_2$%-Stempel belegte Gattung.

Trotz der ungeheuer scharfen von den Zollbehörden ausgeübten Kontrole blüht aber doch noch immer der Schmuggel auf das Ueppigste — was man täglich an der „Queen's Town pipe“ in London sehen kann, so nennt nämlich der dortige Volkswitz den grossen Schornstein eines Gebäudes, in dem alle konfiszirte Kontrebande verbrannt werden muss, gleichgültig, ob es die kostbarste Seidenwaare, die schlechteste Zigarre oder irgend ein anderer Artikel ist, da nach dem Gesetze eine Verwerthung der konfiszirten Waaren zum Nutzen der Staatskasse strengstens verboten ist, — und täglich ersinnen die überaus schlauen Herren Schmuggler wieder neue Schliche, um die wachsamen, für jede Entdeckung bedeutende Prämien erhaltenden Beamten zu überlisten. So kam neuester Zeit wieder eine höchst ungewöhnliche und

sinnreiche Schmuggelmethode in Hull zu Tage, denn beim Ausladen des Dampfers „Elizabeth“ aus Hamburg stiessen die Arbeiter auf zehn Balken, von denen einer beim Aufheben durch heftige Berührung mit einem andern Gegenstande an einem Ende eingebogen wurde, was die Zollwächter zu der Entdeckung führte, dass der Balken hohl und mit Tabak und Zigarren gefüllt war. Natürlich suchten die Beamten nun weiter und fanden auch die übrigen 9 Balken ausgehöhlt und mit derselben Schmuggelwaare vollgepfropft. — Uebrigens machen sich seit neuerer Zeit in Folge des höchst empfindlichen Rückganges des Handels und der Industrie immer mehr im britischen Stammlande schutzzöllnerische Bestrebungen geltend, an deren Spitze ebenso wie auf dem europäischen Kontinent die „Agrarier“ marschiren. Diese Idee hat für britische Verhältnisse jedenfalls manch' Bestechendes an sich, denn tritt das Stammland nach dem von Deutschland gegebenen Beispiele in einen Zollkrieg mit den Staaten des Kontinents, so hat es von vornherein alle Vortheile auf seiner Seite, da es mit seinem ungeheuern Kolonialbesitze eine Welt für sich allein bildet. Darauf fussen auch die englischen Schutzzöllner, und die Ausstaffirung der Schutzoll-Politik zu einer nationalen könnte in England, trotzdem in dortigen Handelskreisen die Anschauungen noch immer getheilt sind, schliesslich vielleicht doch noch zur Wahrheit werden. Ein derartiger Zollkrieg mit dem europäischen Kontinent wäre nicht der erste, den England führt, da schon Napoleon glaubte, durch die Kontinentalsperre England die Lebensader zu unterbinden, aber dieses ging aus dem wirthschaftlichen Kriege siegreich hervor. — Selbstredend würde Deutschland durch eine derartige Versperrung des englischen Marktes enorme Verluste erleiden, und wenn man sich theilweise in massgebenden deutschen Kreisen auch damit tröstet, dass England, soweit es als Abnehmer deutscher Produkte auftritt, doch immer mehr die Rolle eines Kommissionärs als eines Selbst-

konsumenten spielt, daher Deutschland schliesslich die Vermittlung Englands gar nicht bedarf, so ist das doch nicht immer ganz stichhaltig, weil Deutschland, so weit es dieselben benutzt hat, die direkten Beziehungen fehlen und die Anknüpfung derselben lange Zeit erfordert. Ausserdem ist es wahrscheinlich, dass der erste schutzzöllnerische Schritt Englands gerade den Zucker betreffen könnte, also einen Artikel, der in England selbst konsumirt wird. Vielleicht schlägt schon in den bevorstehenden Budgetvorlagen das Kabinet einen besonderen Zoll auf den Zucker vor, der bisher eine Ausfuhrvergütung genossen hat, wodurch der englische Konsum verhältnissmässig wenig geschädigt wird, weil diese Massregel den westindischen Zucker nicht berührt, während der deutsche Import einen sehr schweren Schlag erleidet, da er den Zoll auf sich nehmen müsste, denn die westindische Konkurrenz wird ihre Preise nicht entsprechend erhöhen, sondern Alles aufbieten, um ihren gefährlichsten Feind womöglich ganz zu verdrängen. Ja für einen solchen Zoll ist sogar aus mancherlei Gründen in ziemlich vielen Kreisen Englands Neigung, er figurirt auch schon lange auf der Tagesordnung, ist aber von dem vorigen Kabinete bisher bestimmt abgewiesen worden. Das jetzige steht ihm ohe Zweifel viel freundlicher gegenüber!

Die „Kolonien“ sind vom britischen Stammlande keineswegs finanziell belastet, im Gegentheile, dieses hat oft bedeutende Ausgaben für dieselben gemacht und bezahlt auch heut zu Tage noch den grössten Theil der für die Vertheidigung derselben erforderlichen Truppen, sowie theilweise die Gehalte der Gouverneure sowie anderer Beamten. Nur die Erhaltungs- und Ausrüstungskosten für die in Indien stehenden Truppen wurden stets aus den Revenuen des Landes gedeckt, u. z. beliefen sich diese von Old England für die Kolonien gezahlten Aus-

gaben, worunter die für militärische und maritime Zwecke die Hauptrolle spielen, auf:

Kolonien	Thatsächliche Ausgaben 1883/84 £	Voranschlag für 1884/85 £
Gibraltar	337.238	326.887
Malta	446.807	432.181
Kap-Kolonie und Natal	303.595	293.635
Mauritius	44.145	31.944
Bermuda	162.219	159.798
St. Helena	22.721	24.134
Cypern	74.551	75.882
Hongkong	126.158	132.358
West-Australien	1800	1800
Neu-Südwales	2769	2941
Jamaika	83.070	87.939
Bahamas	9172	9655
Honduras	14.108	15.153
Windward- und Leward-Inseln	95.661	92.473
Kanada	151.712	119.133
Westküste von Afrika	55.194	52.580
Ceylon	86.657	84.892
Straits Settlements	65.153	68.221
Falklands-Inseln	500	500
Helgoland	1300	1300
Zusammen	2,084.530	2,013.406

Trotzdem zeigt uns der Staatshaushalt der Kolonien sehr beträchtliche Schuldenlasten, denn bei einer Gesammt-Einnahme sämmtlicher Kolonien von 110,138.000 £ und einer Ausgabe von 114,182.000 £ im Jahre 1881 betrugen die Gesammt-Schulden der Kolonien **306,451.000** £, wovon über 157 Mill. £ auf britisch Indien, über 32 Mill. auf Nord-Amerika

und fast 96 Mill. auf Australien entfielen. — Im Finanzjahre 1882 hatten an Einnahmen, Ausgaben und Staatsschulden:

Kolonien	Einnahme £	Ausgabe £	Schuld £
Gibraltar	50.000	55.000	—
Malta	206.000	206.000	384.000
Dominion of Canada	6,955.000	7,064.000	32,013.000
Neufundland	218.000	265.000	312.000
Bermudas	32.000	31.000	8000
Honduras	46.000	45.000	—
Bahama-Inseln	46.000	44.000	56.000
Turks-Inseln	9000	7000	—
Jamaika	577.000	573.000	1,239.000
Santa Lucia	39.000	35.000	33.000
St. Vincent	32.000	31.000	3000
Barbadoes	142.000	145.000	—
Grenada	42.000	43.000	10.000
Tabago	14.000	14.000	—
Virgin-Inseln	2000	2000	—
St. Christopher	34.000	32.000	3000
Nevis	9000	8000	—
Antigua	47.000	54.000	48.000
Montserrat	6000	6000	3000
Dominica	20.000	19.000	12.000
Trinidad	437.000	441.000	592.000
Westind. Inseln	1,456.000	1,454.000	1,999.000
British Guayana	459.000	429.000	396.000
Falkland-Inseln	8000	8000	—
Britisch-Indien	73,696.000	71,113.000	156,821.000
Straits Settlements	442.000	420.000	70.000
Ceylon	1,140.000	1,171.000	1,687.000
Hongkong	252.000	228.000	—
Labuan	5000	5000	—
Australien	21,911.000	20,057.000	99,220.000

Kolonien	Einnahme £	Ausgabe £	Schuld £
Kap-Kolonie . . .	4,893.000	5,521.000	16,098.000
Natal	658.000	738.000	2,102.000
Sierra Leone . . .	66.000	63.000	73.000
Goldküste	105.000	117.000	—
Gambia	27.000	20.000	—
St. Helena	12.000	11.000	9000
Lagos	45.000	44.000	—
Mauritius	955.000	828.000	698.000
Fidschi	111.000	110.000	254.000

Nach einem Akt vom Jahre 1855 ist das „indische Budget" der Kontrole des „Secretary in Council" unterstellt, so dass über die Einnahmen und Ausgaben keine Verfügung getroffen werden darf, ohne dass die Majorität des Councils damit einverstanden ist. Ausserdem wurde festgesetzt, dass die gesammten Gelder des indischen Budgets, welche an das britische Stammland remittirt, oder dort für Indien erhoben werden, in die Bank von England eingezahlt und derartig ausgezahlt werden, dass die Tratten oder Orders jedesmal von 3 Mitgliedern des „Councils" gezeichnet und vom Secretary oder einem seiner Under-Sec retarys kontrasignirt werden. — Der Gesammtbetrag der Einnahmen und Ausgaben des indischen Staatshaushalts, einschliesslich der Ausgaben des britischen Stammlandes für diese Zwecke, war in den folgenden 10 Finanzjahren:

Mit 31. März als Ende des Finanzjahres	Einnahmen	Ausgaben		Gesammt-Ausgaben
		in Indien	i. brit. Stamml.	
	£	£	£	£
1874	56,412.370	45,714.933	12,505.105	58,220.038
1875	58,011.148	44,786.367	12,905.584	57,691.951
1876	58,911.754	44,406.183	12,836.626	57,242.809
1877	58,584.870	47,299.885	13,467.763	60,767.648

Mit 31. März als Ende des Finanzjahres	Einnahmen	Ausgaben		Gesammt-Ausgaben
		in Indien	i. brit. Stamml.	
	£	£	£	£
1878	61,873.651	51,368.388	14,048.350	65,416.738
1879	65,065.316	49,179.774	13,851.296	63,031.070
1880	68,372.846	55,008.131	14,547.664	69,555.795
1881	73,634.773	63,258.603	14,420.525	77,679.128
1882	75,144.601	58,154.128	14,407.746	72,561.874
1883	70,125.231	55,286.632	14,131.966	69,418.598

Die weitere Tabelle zeigt uns den Antheil der verschiedenen Präsidentschaften und Provinzen an den Einnahmen und Ausgaben Indiens in den nachfolgenden Jahren, einschliesslich der „Territories“ und „Departements“ unter dem Government of India, sammt dem Militärbudget für das gesammte Indien, ausschliesslich der Gelder für die Armeen von Madras und Bombay:

Einnahmen.

Präsidentschaften und Provinzen	1882	1883
	£	£
Indien	13,923.694	13,089.114
Bengalen	19,299.176	17,740.501
Assam	794.545	836.771
Nordwest-Provinzen und Oudh	9,075.727	8,873.058
Punjab	4,599.952	4,465.118
Zentral-Provinzen	1,431.680	1,479.180
British Burma	2,676.000	2,702.086
Madras	9,531.164	9,462.756
Bombay	11,142.605	10,644.657
Einnahmen in Grossbritannien	72,474.543	69,293.241
„ „ Indien	2,670.058	831.990
Gesammt-Einnahmen	75,144.601	70,125.231

Ausgaben.

Präsidentschaften und Provinzen	1882	1883
	£	£
Indien	20,419.752	19,988.721
Bengalen	8,287.672	7,787.875
Assam	573.368	584.921
Nordwest-Provinzen und Oudh	4,362.274	3,962.536
Punjab	4,102.315	3,307.909
Zentral-Provinzen	1,009.881	997.922
British Burma	1,564.550	1,493.702
Madras	7,750.174	7,233.315
Bombay	10,093.142	9,929.731
Ausgaben in Indien	58,154.128	55,286.632
„ „ Grossbritannien	14,407.746	14,131.966
Gesammt-Ausgaben	72,561.874	69,418.598

Dies ergiebt einen Ueberschuss zu Gunsten der Einnahmen von 706.633 £ im Fiskaljahre 1882/83. Zu den Ausgaben gehörte auch eine Summe von 11,741.747 £ für produktive öffentliche Bauten, während andererseits unter derselben Rubrik 1880/81 eine Summe von 11,368.000 £ für die Kosten des Afghanistan'schen Krieges figurirte, von welchen 8,070.000 £ von Indien getragen wurden; 1881/82 wurden für Afghanistan ur 1,644.927 £ und 1882/83 17.869 £ bezahlt. Im Budget 1882/83 finden wir überdies noch eine Belastung von 1,283.953 £ für militärische Operationen in Egypten, zu welchen das britische Stammland 50.000 £ beisteuerte. — Hingegen bezifferten sich die Einnahmen und Ausgaben, im Budget 1883/84 (Revisions-Schätzung) und 1884/85 (Voranschlag) auf

Einnahmen.

	1883—84	1884—85
	£	£
Grundsteuer	21,869.500	21,888.200
Opiumsteuer	9,483.200	8,594.200

	1883/84 £	1884/85 £
Salzmonopol	6,267.000	6,328.000
Stempelsteuer	3,495.400	3,533.000
Accise	3,774.800	3,797.900
Provinzialsteuern	2,734.900	2,740.300
Zölle	1,246.000	1,289.500
Lizenzen (Assessed taxes)	516.900	518.100
Forsten	1,009.900	1,053.400
Einregistrirung	262.100	265.600
Tribut und Konstitution	721.200	695.900
Post, Telegraphen und Münzen	1,623.100	1,734.700
Zivil-Departements	1,437.000	1,455.600
Diverses	1,414.300	1,256.100
Produktive öffentliche Arbeiten	12,969.800	13,631.100
Unproduktive öffentl. Arbeiten	826.200	917.700
Kriegs-Departement	918.409	861.200
Gesammt-Einnahmen	70,569.900	70,560.400
Ausgaben.		
Zinsen der öffentl. Schulden	4,249.700	4,162.200
Rückerstattung	1,630.600	1,460.500
Erhebungskosten	6,849.100	7,556.100
Posten, Telegraphen und Münzen	2,020.400	2,158.400
Zivil-Departements	11,307.000	11,426.100
Verschiedene Ausgaben	3,960.200	3,973.800
Abwehr der Hungersnoth	1,500.000	1,750.000
Produktive öffentliche Arbeiten	12,059.700	12,542.800
Unproduktive öffentl. Arbeiten	6,841.400	6,089.000
Armee	17,126.600	16,098.600
Wechselverlust	3,860.000	3,538.100
	71,404.700	70,755.600
Defizit der Provinzen	1,106.200	514.500
Gesammt-Ausgaben	70,298.500	70,241.100

Dies ergiebt also einen Ueberschuss der Einnahmen von 271.400 £ für das Finanzjahr 1883 84 und von 319.300 £ für 1884/85. Als Zusatz zu den obigen Ausgaben gehörte noch 1883/84 eine Ausgabe von 4,031.800 £ und 1884/85 eine solche von 4,764.400 für unproduktive öffentliche Arbeiten. — Im Budget 1882/83 figurirte unter den Brutto-Einnahmen die Gesetzgebung und Justiz mit 656.934 £, die Polizei mit 227.642 £, der öffentliche Unterricht mit 198.558 £, die Pensionsabzüge mit 305.260 £; und unter den Ausgaben Gesetzgebung und Justiz mit 3,255.071 £, Polizei mit 2,642.892, öffentlicher Unterricht mit 1,145.970, Geistliche- und Medizinal-Angelegenheiten mit 854.349 £, Auswärtige Dienste mit 513.791, Pensionen, Unterstützungen 2,889.532, Waisen-Departements 481.816, Vertretung abwesender Beamten 211.907 £ und die Staatsdruckerei mit 507.573 £.

Die drei wichtigsten Einnahmen des indischen Budgets sind aber die Grundsteuer, die Opiumsteuer und das Salzmonopol, denn diese erreichten in den nachfolgenden Finanzjahren eine Höhe von:

Mit 31. März als Ende des Fiskaljahres	Land £	Opium £	Salz £
1874	21,060.274	8,324,879	6,152.997
1875	21,332.176	8,556.629	6,229.396
1876	21,540.480	8,471.425	6,245.555
1877	19,891.491	9,122.460	6,305.869
1878	20,047.514	9,182.722	6,461.225
1879	22,323.868	9,399.401	6,941.120
1880	21,861.150	10,319.162	7,266.413
1881	21,112.995	10,480.051	7,115.988
1882	21,948.022	9,862.444	7.375.620
1883	21,876.067	9,499.594	6,177.781

Die Grundsteuer brachte übrigens in früheren Jahren, als Indien noch in den Händen der ostindischen Kompagnie war vielmehr, ja sogar mehr als die Hälfte aller Einnahmen.

Gegenwärtig jedoch, wo die obwaltenden Verhältnisse die indische Staatsverwaltung zwingen, mehr nach dem indirekten Steuersystem zu greifen, ergiebt diese Einnahme verhältnissmässig nicht mehr so viel, beläuft sich aber doch noch immer auf $^1/_3$ der Gesammt-Einnahmen. — Der Grundsteuer zunächst kommt die Einnahme vom Opiummonopol, welche manche Aehnlichkeit mit dem österreichisch-ungarischen Tabaksmonopol hat, da die Kultur der Mohnpflanze im grösseren Massstabe nur dann gestattet ist, wenn der gewonnene Saft der Regierung für einen bestimmten Preis verkauft wird. Diese lässt hierauf aus demselben in den Regierungs-Etablissements zu Patna und Ghazipore Opium fabriziren, das sie dann nach Kalkutta sendet und in Auktionen an Kaufleute verkauft, welche es nach China exportiren. In der Präsidentschaft Bombay erhält man dadurch diese Opium-Einkünfte, dass man das in den Native Staaten von Malwa und Guzerat erzeugte Opium, das im Hafen von Bombay zum Export verfrachtet werden soll, einem Durchfuhrzolle unterwirft, der für jede Kiste im Gewicht von 140 Lbs. 60 £ beträgt. — Die grösste Ausgabe ist für das Kriegs-Departement, denn sie erreicht beiläufig die gleiche Höhe wie die jährlichen Einnahmen für Salz und Opium zusammengenommen, dabei steigert sich diese Ausgabe gerade so wie in den europäischen Staaten beständig. Noch im Jahre vor dem Aufstande betrug sie 12 Mill. £, dann aber stieg sie bis auf 25 Mill. £, u. z. 1875/76 auf 15,308.460 £, 1877/78 auf 16,639.761 £, 1878/79 auf 17,092.488 £, 1879/80 auf 21,712.862 £ (einschliesslich für militärische Operationen in Afghanistan), 1880/81 auf 28,086.495 £ (einschliessl. 11,368.000 £ für Afghanistan), 1881/82 auf 18,861.142 £ (einschliesslich 1,644.927 £ für Afghanistan), 1882/83 auf 17,440.250 £ (einschliesslich 17.869 £ für Afghanistan und 1,283.953 £ für Egypten), 1883/84 auf 17,126.600 £ (einschliesslich 50.200 £ für Egypten.

Unter derartigen Verhältnissen darf man sich daher nicht wundern, dass auch die indische Staatsschuld immer mehr zunimmt; am 30. April 1857 belief sie sich noch, einschliesslich des Antheils an der stammländischen, auf 59,943.814 £, stieg dann im Verlaufe der nächsten 5 Jahre, so dass sie am 30. April 1862 bereits die Höhe von 99,652.053 £ erreicht hatte. Von 1862—1868 war die Regierung nicht im Stande etwas davon abzuzahlen, doch am Ende des Fiskaljahres 1868 hatte sich die Gesammtschuld auf 95,054.858 £ reduzirt; das war aber nicht von sehr langer Dauer, denn in den nachfolgenden Jahren finden wir wieder eine immerwährende Zunahme:

31. März als Ende des Fiskalj.	Staatsschuld in Indien zahlbar		Staatsschuld im britischen Stamml. zahlb.		Gesammt-Schuld
	Zinstragend £	Nicht zinstrag. £	Zinstragend £	Nicht zinstrag. £	£
1874	69,273.250	144.041	41,095.700	21.917	107,534.908
1875	69,757.679	92.280	48,576.116	20.917	118,446.992
1876	72,705.641	67.340	49,776.116	20.917	122,570.014
1877	71,865.936	57.190	55,376.116	20.917	127,320.159
1878	74,906.450	48.070	59,656.116	20.917	134,631.553
1879	77,176.739	1,662.187	59,008.200	20.917	137,868.043
1880	82,729.163	143.346	68,834.639	20.917	151,728.065
1881	85,877.190	82.556	71,334.670	94.463	157,388.879
1882	87,930.921	722.243	68,026.512	115.435	156,795.111
1883	90,601.715	87.051	68,527.044	58.650	159,274.460

Die Gesammtzinsen für diese Staatsschuld, ausschliesslich derjenigen für die in produktive öffentliche Arbeiten intabulirten Summen, bezifferte sich 1882/83 auf 4,468.132 £. Unter der nicht konsolidirten Schuld vom Finanzjahre 1882 figuriren:

Spezielle Arbeiten	1,985.790
Schatzscheine	2,412.286
Betriebsfonds	3,365.781

Sparkassen	3,365.781
Provinzialfonds in verschied. Depositen .	5,170.776

In „Neu-Südwales“ wurde früher durch die Verpachtung der öffentlichen Ländereien mehr als die Hälfte der jährlichen Staats-Einnahmen erzielt, aber in Folge einer neuen „Land Act“ vom Jahre 1884, welche am 1. Jan. 1885 in Kraft trat, wurden diese Verkäufe theilweise eingestellt. Die nächste wichtige Einnahmequelle dieser Kolonie ist der Zoll, da er nahe 1/4 der gesammten jährlichen Einnahmen beträgt; hingegen giebt es nur eine einzige direkte Steuer, nämlich die Stempelsteuer. In ihrer Gesammtheit beliefen sich die Einnahmen und Ausgaben in den Jahren 1879—83:

Jahr	Einnahme £	Ausgabe £
1879	4,524.841	4,510.726
1880	4,904.216	4,854.706
1881	6,707.963	5,890.579
1882	7,410.810	6,347.810
1883	7,675.536	7,418.536

Für das Jahr 1884 hatte man die Einnahmen auf 7,466.567 £ und die Ausgaben auf 7,278.538 £, für 1885 die Einnahmen auf 8,695.929 £, die Ausgaben auf 8,420.575 £ angenommen. Hingegen hatte sich die öffentliche Schuld am 31. Dez. 1884 bereits auf 30,132.459 £ erhoben, war aber hauptsächlich für Eisenbahnen, Telegraphen und andere produktive öffentliche Arbeiten gemacht worden, denn allein die Ausgaben für Telegraphen und Eisenbahnen hatten Ende Dez. 1882 die Summe von 17,654.079 £ erreicht. — Die Hauptquelle der Einnahmen in „Neu-Seeland“ im Finanzjahre 1883/84 war der Einfuhrzoll mit 1,396.686 £; die Eisenbahnen ergaben 963.118 £, die Stempelsteuer 471.858 £, die Vermögenssteuer 268.774 £, der Telegraph 92.871 £ und die Bier-Accise 57.016 £. – Alles im Besitze einer Person ruhende Eigenthum, von 500 £ angefangen,

ist einer „Property tax" unterworfen; ausserdem bestehen noch unter dem Titel „Territorial revenue" Einkünfte vom Verkaufe der Kronländereien, von Weide-Licenzen, Schätzungen, „Mining licenses" und den Abgaben für Gold-Export aus der Kolonie. In Summa bezifferten sich aber die ordentlichen Einnahmen und „Territorial revenues" der Kolonie in den letzten 5 Finanzjahren auf:

Jahr	Gewöhnl. Einkommen £	Territ. Einkommen £	Gesammt-Einkomm. £
1880*)	1,977.321	191.657	2,168.978
1881	3,087.083	483.129	3,570.212
1882	3,347.308	558.024	3,905.332
1883	3,470.250	272.305	3,742.555
1884	3,493.659	232.545	3,726.204

Die wichtigsten Ausgaben im Finanzjahre 1884 waren für Staatsschulden 1,565.872 £, öffentliche Bauten 674.873 £, Erziehung 312.979 £, Post 246.327 £ und Landesvertheidigung 199.349 £, während die Ausgaben für 1884/85 in ihrer Gesammtheit auf 3,775.152 £ und die Einnahmen auf 3,835.500 £ angenommen wurden, so dass sich daraus ein Plus von 60.348£ ergiebt. — Seit Jahren verwendet diese Kolonie alljährlich beträchtliche Summen für öffentliche Arbeiten, worunter die Anlage eines kompleten Eisenbahnsystems an erster Stelle steht; ausserdem wurden aber auch noch grosse Summen für die Erbauung von Strassen, für Emigration, öffentliche Gebäude u. s. w. ausgegeben, so dass die durchschnittlich jährlich verwendeten Gelder für öffentliche Arbeiten der verschiedensten Art in den letzten 5 Jahren etwas mehr als 1,400.000 £ und die Gesammtsumme von 1870 bis 31. März 1884 20,463.607 £ betrug. Die Staatsschuld dieser Kolonie erreichte aber dafür im März 1884 bereits die ansehnliche Höhe von 32,367.711 £. — Das öffentliche

*) Nur für 9 Monate.

Einkommen von „Queensland" hat sich während der Jahre 1868—1877 verdoppelt, doch stiegen auch in demselben Maasse die Ausgaben, was wir am besten aus nachfolgender Tabelle ersehen:

Ende des Finanzjahres 30. Juni	Einnahmen £	Ausgaben £
1879—80	1,612.313	1,673.695
1880—81	2,023.668	1,757.653
1881—82	2,102.094	1,883.692
1882—83	2,383.859	2,317.675
1883—84	2,566.358	2,511.651

Die wichtigsten Einnahmeposten waren während der Jahre 1883/84: der Zoll mit 866.474 £, die Accise mit 34.441, die Stempelsteuer mit 88.165, die Licenzen mit 46 401, das Einkommen von Land-, Rente- und Weidepacht 254.424, andere Renten und für Landverkauf 365.536, Eisenbahnen 582.641, Post und Telegraph 155.994 £. — Die wichtigsten Ausgaben während 1883/84 waren Zinsen für öffentliche Schuld 677.050 £, Dotation für Munizipalitäten 43.324, Dotationen für „Divisional boards" 98.889, Polizei 400.914, Schulen 154.015, Colonial Treasurer's departement 156.003, Secretary of public Lands departement 101.654, Kosten für im Betrieb stehende Eisenbahnen 409.505, Post und Telegraph 252.644 £. Die gesammten von der Anleihe für öffentliche Arbeiten gemachten Ausgaben beliefen sich auf 1,665.823 £, u. z. für Emigration 294.289, Telegraphen 44.853, Eisenbahnen 1,103.198, Hafen- und Flussbauten 123.112 £. Für das Jahr 1884/85 hatte man die Einnahmen auf 2,748.500 £ und die Ausgaben auf 2,703.359 £ veranschlagt. Der Werth der verkauften Kronländereien, einschliesslich derjenigen, welche bereits auf Abzahlung in feste Hände übergegangen waren und derjenigen für Weidezwecke 3,053.113 £, betrug 1883 bereits ungefähr 26,124.466 £. Hingegen bezifferten sich die „öffentlichen Schulden" der Kolonie

am 30. Juni 1884 auf 16,570.850 £. — „Süd-Australien" hatte folgende Gesammt-Einnahmen und -Ausgaben:

30. Juni als Ende des Fiskaljahres	Einnahmen	Ausgaben
	£	£
1875	1,143.312	1,176.413
1876	1,320.205	1,323.337
1877	1,441.401	1,443.653
1878	1,592.634	1,620.309
1879	1,662.497	1,847.255
1880	2,027.963	1,923.605
1881	2,171.987	2,054.285
1882	2,242.086	2,132.617
1883	2,092.286	2,225.380
1884	2,009.484	2,370.242

Für das Jahr 1885 hatte man die Einnahmen auf 2.214.277 £ und die Ausgaben auf 2,370.869 £ geschätzt, u. z. bestand erstere hauptsächlich aus dem Zoll und dem Verkauf der Kronländereien, während der grössere Theil der letzteren für öffentliche Arbeiten gemacht wurde. Der Zoll und der Verkauf der Kronländereien bildete zusammen ungefähr die Hälfte der gesammten Einnahmen; der Rest entstammt zahlreichen anderen Quellen, wie Eisenbahnen, Telegraphen, Post und den Hafen-Einkünften. Für die Verwaltung, einschliesslich Gehalte von Richtern u. s. w., Verwaltungsgebäude, Polizei, Gefängnisse etc. entfällt nur $^1/_3$ der Ausgaben. Die vom Jahre 1852 datirende Staatsschuld der Kolonie betrug bereits am 1. Juli 1884 15,511.000 £ und ward gerade so wie bei den anderen australischen Kolonien hauptsächlich für produktive öffentliche Arbeiten, besonders aber Eisenbahnen-, Telegraphen- und Hafenbauten kontrahirt. — Die Haupt-Einnahmen „Tasmania's" sind Zoll und Accise, u. z. beliefen sich die Gesammt-Einnahmen und -Ausgaben auf:

Jahr	Einnahmen £	Ausgaben £
1879	375.570	481.216
1880	442.158	415.196
1881	505.006	463.684
1882	550.865	500.801
1883	562.189	533.036

In diese Summe haben wir aber bestimmte Einnahmen und Ausgaben nicht eingerechnet, welche unter dem Namen „Territorial Revenue“ für die Amortisirung von „Loans“ erhoben wurden. — Die Staats-Einnahmen wurden für das Jahr 1884 auf 542.100 £, die Ausgaben auf 569.415 £ angenommen, so dass sich das Defizit auf cirka 11.355 £ bezifferte; hingegen schätzte man die Einnahmen für 1885 auf 573.467 £, die Ausgaben auf 559.569 £, während die Staatsschuld im Juli 1884 2,385.600 £ betrug, zahlbar vom Jahre 1876—1902 ist, mit 6% verzinst wird und vorherrschend den öffentlichen Arbeiten zu Gute kam. — Die Einnahmen der Kolonie „Viktoria“ entspringen hauptsächlich den Zöllen und Accisen mit jährlich 1 1/2 Mill. £, der Grundsteuer mit 120.000 £, der Banknoten- und Stempelsteuer mit 200.000 £, den Hafen-Einnahmen und den Licenzen. In ihrer Gesammtheit stellen sich aber alle Staats-Einnahmen und Ausgaben folgendermaassen auf:

Jahresende 30. Juni	Einnahmen £	Ausgaben £
1880	4,621.282	4,875.029
1881	5,186.011	5,108.642
1882	5,592.362	5,145.764
1883	5,602.067	5,686.357
1884	5,934.240	5,786.913

1838/84 entfielen von den Einnahmen 1,769.107 £ auf Zölle 446.347 £ auf Accisen und Inlandsteuer, 719.312 £ auf die Grundsteuer, 2,227.577 £ auf öffentliche Bauten, 216.679 £ auf

Posten und Telegraphen. Hingegen finden wir die Einnahmen im Budget 1884/85 auf cirka 5,963.720 £ und die Ausgaben auf 6,257.881 £ veranschlagt. — Viktoria weist Ende Juni 1884 eine in öffentlichen Bauten angelegte Staatsschuld von 28,325.112 £ nach, die ebenfalls grösstentheils für den Eisenbahnbau und der Rest für Wasserleitungen, Docks, Staatsschulen, Gebäude und andere öffentlichen Arbeiten Verwendung fand. — Die Einnahmen und Ausgaben „West-Australiens“ betrugen in den nachfolgenden Jahren:

Jahr	Einnahmen £	Ausgaben £
1879	196.315	145.312
1880	180.849	204.337
1881	254.313	197.386
1882	250.372	218.017
1883	284.363	240.566

Hingegen bezifferten sich die geschätzten Einnahmen im Jahre 1884 auf 270.000 £, die Ausgaben auf 289.246 £. — Von ersteren wird beinahe mehr als ein Drittel aus den Zöllen, der Rest aber hauptsächlich aus den Kronländereien, Minen, anderen Licenzen und den Land-Verkäufen erhoben. Da aber dies alles nicht hinreicht, um den gestellten Anforderungen zu genügen, so erhält die Kolonie vom britischen Stammlande eine Subvention, welche 1884 6000 £ betrug. — Die hauptsächlich für öffentliche Arbeiten gemachten Staatsschulden erreichten Ende 1883 eine Höhe von 607.791 £. Ausserdem wurde noch eine weitere Anleihe von 254.000 £ zur Kompletirung der „Eastern Railway“ bewilligt, so dass sich die Schuld 1885 auf cirka 861.791 £ belief. — Im Finanzjahre 1882 entfielen in den australischen Kolonien durchschnittlich an Steuern per Kopf der Bevölkerung, u. z. in Neu-Südwales 2·33 £, Viktoria 2·56. Queensland 3·25, Süd-Australien 2.23, West-Australien 4·38, Tasmania 3·03, Neu-Seeland 3·86 £.

Für das im „Dominion of Canada" am 30. Juni 1885 beendete Finanzjahr betrugen die veranschlagten Gesammt-Ausgaben 76,526.043 Dollar und die ordentlichen Einnahmen 30,600.000 Dollar, doch müssen von den gesammten Ausgaben des Jahres 1884/85 27,555.218 Dollar vom Parlament votirt werden, während 48,980.825 Dollar statutenmässig erfolgen. Die Staatsschuld Kanada's hatte sich in den letzten 15 Jahren sehr vermehrt, doch wurde der grösste Theil der gemachten Anleihen im Interesse der Hebung des Landes besonders für öffentliche Arbeiten verwendet. 1867 betrug die Staatsschuld nur 18,609.210 £, 1877 bereits 34,935.166 £ und am 1. Juli 1883:

Unverzinsbare . . .	28,138.176
4%	119,440.450
5%	44,328.820
6%	10,251.658
Gesammt-Schuld	202,159.104 Dollar
	40,431.820 £,

so dass die Zinsen für diese Schuld im Ganzen die Höhe von 7,609.158 Dollar oder 1,521.831 £ erreichten, in Folge dessen von der öffentlichen Schuld jetzt 9 £ 10 S. auf den Kopf der Bevölkerung fallen und die jährliche Last 7 Sh. 4 D. beträgt. Doch ist diese öffentliche Schuld verhältnissmässig nicht so enorm, wenn man berücksichtigt, dass sich der Export des Jahres 1882 auf 4 £ 14 Sh. per Kopf der Bevölkerung bezifferte, dass die Regierung bis zum selben Jahre allein für Kanäle und Eisenbahnen über 22 Mill. £ verausgabt, somit nutzbringend verwerthet hatte, dass nach dem Census 1881 das in Industrie-Etablissements verschiedener Art von der Bevölkerung investirte Kapital 33 Mill. £ ausmachte, und der jährliche Werth der Produkte die Höhe von 62 Millionen £ erreichte.

Die Haupt-Einnahmen der „Kap-Kolonie" sind Zölle;

sie betrugen durchschnittlich jährlich innerhalb der Zeitperiode 1879—1883 1 Mill. £. Hingegen sind die Einnahmen für verkaufte Kronländereien verhältnissmässig sehr gering, obwohl ausgedehnte Gebiete immer noch zu diesem Zwecke vorhanden sind. Die Einnahmen und Ausgaben der Kolonie beliefen sich in den nachfolgenden Jahren auf:

Jahresende 30. Juni	Einnahme	Ausgabe
	£	£
1874	1,907.951	1,357.455
1875	2,246.179	2,272.275
1876	1,864.928*)	1,412.667*)
1877	2,932.413	3,503.671
1878	3,233.161	3,627.530
1879	5,661.160	3,994.933
1880	3,541.720	3,742.665
1881	4,835.189	5,742.263
1882	4,893.399	5,520.797
1883	5,443.486	6,341.717

Die Einnahmen hatte man 1884/85 auf 3,552.160 £ und die Ausgaben auf 3,590.262 £ geschätzt, doch wurde in den letzten 10 Jahren die Hälfte der Ausgaben für öffentliche Arbeiten verwendet, von denen allein die Eisenbahnen 941.509 £ einbrachten. — Die Schulden der Kap-Kolonie datiren vom Jahre 1859, wo sie sich nur auf 80.000 £ bezifferten, dann stiegen sie 1869 auf 1,101.650, 1879 auf 9,527.459 £, am 1. Jan. 1883 auf 15,302.759 mit 746.389 £ Zinsen, und 1884 auf 19,671.859 £, ausser 1,139.150 £, die von Kompagnien aufgenommen und vom Staate garantirt wurden. Diesen Lasten stand 1882 ein geschätzter Gesammtwerth des steuerbaren Eigenthums der Kolonie von 34.106.918 £ gegenüber. — In „Natal" betrugen die Einnahmen und Ausgaben:

*) Halbes Jahr.

Jahr	Einnahmen £	Ausgaben £
1879	473.478	491.883
1880	582.715	477.100
1881	518.924	492.338
1882	766.169	738.186
1883	963.218	760.234

während im Budget 1884 die Einnahmen auf 820.164 £, die Ausgaben auf 852.698 £ veranschlagt waren. Unter den ersteren figuriren Zölle 190.000 £, Native-Hüttensteuer 68.097 £, Landverkauf 27.000 £ und Accise 20.000 £. An der Spitze der Ausgaben stehen Staatsschuld 81.769 £, öffentliche Bauten 52.661 £, Post 43,054 £, Landesvertheidigung 58.992 £, Emigration 23.188 £ und Schulwesen 22.160 £. Die Staatsschuld besteht aus 6, vorherrschend zu 4, 4½ und 5% verzinsten Anleihen und bezifferte sich Ende des Jahres 1883 in Summa auf 2,554.000 £.

— —

Münzen, Maasse und Gewichte.

Bereits 1816 hatte sich das britische Stammland, welches bis zur heutigen Stunde die alte Duo-Dezimalrechnung beibehielt, in der das Pfund Pfennige, d. h. das Pfund Sterling die Zahleinheit bildet, entschlossen, um Ordnung in das durch die Entwerthung der Noten der Bank von England zerrüttete Münzsystem zu bringen, zur reinen Goldwährung überzugehen, u. z. auf der Basis des Werthverhältnisses des Silbers zum Golde von 1 : 15·21. Doch bleiben die Silbermünzen, nämlich Krone zu 5 Shilling, halbe Krone, 2 Shillingstück, 1 und ½ Shillingstück unverändert, werden aber von nun an zum Zeichengeld degradirt, auch stellte man die Prägung der Guineen zu 21 Shilling ein und prägte von

nun an Goldmünzen im Werthe von einem Pfund Sterling gleich 20 Shilling unter dem Namen „Sovereign“, im gesetzlichen Gewichte von 7·988 Gr., welche aber thatsächlich, nach erfolgten Münzproben und nach den vollen Remedien, durchschnittlich nur 7·9714 Gr. beträgt; auch gehen halbe Sovereign zu 10, doppelte zu 40 und fünffache zu 100 Shilling, letztere zwar in geringer Zahl aus den Münzstätten hervor. Eine eben solche Rolle, wie die Silber-Scheidemünzen, spielt das zur Prägung gelangende Kupfergeld (Bronce), und bei Zahlungen, die geleistet werden, ist Niemand verpflichtet, mehr als 40 Shillinge in Silber und 12 Pence in Kupfer anzunehmen, was namentlich bei öffentlichen Kassen ziemlich strenge beobachtet wird. — Es giebt daher gegenwärtig im britischen Stammlande Goldmünzen:

1 Sovereign	=	20 Reichsmark
1/2 „	=	10 „

Silbermünzen:

1 Krone (Crown)	5 Shillinge	=	5 Reichsmark
1/2 „ (Half a Crown) . .	2 1/2 „	=	2 1/2 „
1 Guldenstück (Florin) . .	2 „	=	2 „
1 Schilling (Shilling)	1 „	=	1 „
1/2 „ (Six Pence) . . .	1/2 „	=	1/2 „
1 4-Pence-Stck. (Four Pence)	4 Pence	=	33 1/3 Pfennig
1 3 „ „ (Three Pnce.)	3 „	=	25 „

Kupfer- resp. Broncemünzen sind:

1 Penny	=	8 1/3 Pfennig
1/2 „ (Half Penny) . .	=	4 1/6 „
1 Farthing	=	2 1/12 „

Die Prägung der Münzen wird auf den „Staats-Münzstätten“, in der Regel nur für Privatrechnung, gewöhnlich durch Vermittlung der Bank von England ausgeführt. Die Legierung der Goldmünzen ist 1/12, d. h. im Sovereign befinden sich 11/12 Feingold, u. z. kauft die Bank

von England Feingold zum Preise von 77·9 Shilling per Unze mit ihren Noten, ist aber andererseits verpflichtet, diese Noten auf Verlangen ohne weiteres gegen Goldmünzen umzuwechseln, auch berechnet sie das Gold, welches sie verkauft oder prägen lässt, wieder zu 77 S. 10½ D. per Unze, so dass man keine eigentlichen Prägekosten entrichtet. Hingegen erfolgt die Prägung der Silbermünzen nicht für Rechnung des Publikums, sondern die Staatsmünzstätte kauft Silber am Geldmarkt und prägt aus einem Pfund Troy 60 Shilling, oder aus einer Unze 66 Pence. Die Regierung nimmt auch die abgeschliffenen Münzen zurück, aber eine wirkliche Einlösungskasse existirt nicht. Ferner giebt es nur eine einzige Regierungs-Münzstätte für das ganze britische Stammland in London, welche 2 Zweig-Anstalten in Australien zur Umprägung des dort gewonnenen Goldes in Sovereigns unterhält, nämlich eine in Sidney, deren Goldmünzen seit 1863, und eine in Melbourne, deren Münzen seit 1869 gesetzlichen Kurs haben, und auf der Rückseite die Bezeichnung Australia tragen. Doch bestehen in Old England auch noch einige Privatmünzstätten, unter denen die von Ralph Heathon & Söhne in Birmingham die bedeutendste ist und von der Regierung die Ermächtigung besitzt, für die britischen Kolonien und für fremde Länder zu arbeiten, ja zuweilen hilft diese Firma sogar der Londoner Münzstätte aus.

Nach einer beiläufigen durchschnittlichen Schätzung beziffert sich der Umlauf an Münzen in Grossbritannien auf 2300 Millionen Mark, während er z. B. in Frankreich auf 4000 Mill. Mk. geschätzt wird, doch hat in Folge der riesigen Ausdehnung des britischen Reiches die Münzordnung einen grösseren Einfluss im Welthandel erlangt als die französische, und da die Briten vorderhand ihre Münzordnung nicht aufgeben wollen, die anderen europäischen Staaten dieselbe aus vielen Gründen nicht Lust haben anzunehmen, so wird die Erfüllung des von manchen Seiten gefühlten Bedürfnisses nach

einem „Weltmünzsystem“ wohl noch längere Zeit unerfüllt bleiben, umsomehr da das Abendland zur reinen Goldwährung gedrängt wird, während das Morgenland noch lange bei der reinen Silberwährung bleiben muss. Der Sovereign ist in einem gewissen Grade schon dadurch mehr als das 20-Frankenstück internationale Münze geworden, weil, wie wir gesehen haben, die Bank von England statutenmässig in dem Austausche von Barren gegen Noten Begünstigung zu gewähren verpflichtet ist, was zwar auch gewissermassen nach dem Gesetze in Frankreich geschieht, da die dortigen Münzstätten verpflichtet sind, für Rechnung des Publikums gegen Entrichtung eines sehr geringen Schlagsatzes, der nur die Kosten der Prägung deckt, Gold auszumünzen. — Eine Entwerthung seiner Valuta hatte das britische Stammland nur während der Napoleonischen Kriege und der Regierung des jüngeren Pitt durchzumachen, deren verderbliche Folgen aber noch rechtzeitig durch den Patriotismus der Kaufmannschaft verhindert wurde. Hingegen machte sich das ausserordentliche Fallen des Silberpreises in den 70er Jahren recht fühlbar und veranlasste das englische Parlament zu Anfang des Jahres 1876 eine Enquête-Kommission niederzusetzen, um die Ursachen dieser Entwerthung zu untersuchen. Dieselbe hatte im Frühjahr 1876 sehr viele Fachmänner zu ihren Sitzungen geladen und über das Resultat ihrer Enquête dem Parlament einen Bericht erstattet, der sich aber nur auf die Konstatirung der herrschenden Verhältnisse und ihrer Ursachen beschränkte, sich aber jeder Berechnung für die Zukunft, sowie jeglicher Angabe einer Massregel zur Bekämpfung der Silberbaisse enthielt. Doch diese offen gelassene Frage wurde von „Walter Bagehot“, Herausgeber des Londoner „Economist“, einem der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, später insofern gelöst, als er erklärte, die Gesetzgebung solle sich in diese Bekämpfung nicht selbst einmischen, sondern die Ausgleichung des Silberpreises dem natürlichen Gange des Handels überlassen,

da bei andauernder Billigkeit des Silbers der Export von Waaren aus den im Verkehr des Silbers sich bedienenden Ländern Asiens steigen und mehr Silber aus dem Abendlande nach Asien ziehen würde. Thatsächlich vermag auch nicht nur Indien, sondern ganz besonders China noch bedeutende Silbermassen zu absorbiren!

Obwohl der „regelmässige" Gebrauch der „Banknoten" von allen Staaten der Welt zuerst im britischen Stammlande durch die Gründung der Bank von England im Jahre 1694 in's Leben gerufen wurde, so war Old England doch nicht das erste Land Europa's, in welchem die Idee, Banknoten in Zirkulation zu setzen, praktisch ausgeführt wurde, denn die schon sehr früh gegründete Stockholmer Bank gab bereits 1661 sogenannte „Transportzettel" heraus. Aber selbst heut zu Tage werden im britischen Stammlande vom Staate gar keine Banknoten ausgegeben, sondern es ist dies, wie wir schon an anderer Stelle hervorgehoben haben, einigen privilegirten Banken, namentlich der Bank von England überlassen. Die kleinsten von der englischen Bank in Zirkulation gesetzten Noten lauten auf 5 £, grössere auf 10, 20, 25, 50, 100, 500 und 1000 £, ohne dass jedoch damit die höchste Ziffer erreicht wäre. Doch werden in Old England im gewöhnlichen Verkehre Banknoten von Unbekannten gar nicht oder nur sehr selten angenommen und selbst wenn man bekannt ist, fällt es nicht immer leicht, derartige Werthzeichen bei Gewerbsleuten, den Postanstalten oder Gastwirthen umzuwechseln, sondern es wird stets die Indorsation verlangt. Ausser den Noten der Bank von England zirkuliren noch im geringen Betrage Noten englischer Aktien-Banken, sowie der schottischen und irischen Banken. — Der Notenumlauf erhob sich anfangs 1882 im vereinigten Königreich auf 41.686.477 £, woran die

Bank von England betheiligt war mit		25,547.295 £.
die engl. Provinzial-Privatbanken	„	1,689.497 „
„ „ Aktien-Banken	„	1,668.539 „

die engl. schottischen Banken mit 5,585.306 £
„ „ irischen Banken „ 7,196.840 „

Aber nicht nur die Notenzirkulation ist im Verhältnisse zur Variation der Geschäfte schwankend, sondern in noch viel höherem Grade der Goldumlauf, weil die Bank von England das Zentralreservoir für den internationalen Goldmarkt bildet, in welches der Ueberschuss aus den Goldproduktionsländern einströmt.

In „Indien" herrscht die Silberwährung u. z. beruht das Münzsystem auf der „Rupee", gleich 2 Shilling, die wieder zerfällt in: 1 Rupee = 16 Annas; 1 Anna = 4 Pice oder 12 Pie = 1 1/2 Pence; 1 Pice = 3 Pie = 1 1/2 Farthing; 1 Pie = 1/2 Farthing. Als Handelsmünze giebt es den Gold-Mohur = 15 Rupees = 1 £ 10 Sh.; und bei grösseren Summen gilt als Ausdruck 1 Crove (à 4 Arebs à 25 Lacs à 100.000 Rupien), dabei theilt man in Indien die Zahlen ganz eigenthümlich ab. z. B. 1 Lac = 1.00.000 Rupien. — Früher gab es übrigens auch je nach den Provinzen verschiedene Rupien mit sehr geringen Differenzen in Schrot und Korn, seit dem 1. Sept. 1835 gilt aber nunmehr die Rupie der ostindischen Kompagnie im Gewichte von 11·664 Gr. und mit einem Feingehalt von 0·916 2/3, 42·7 1/2 aus dem Kilo Feinsilber, während das Goldstück, der Mohur, im Feingehalt von 0·916 geprägt wird. Aber der relative Werth des Goldes in Indien schwankt sehr im Vergleiche zu dem des britischen Stammlandes, je nach dem Silberpreise, so dass die Rupie einmal 2 Sh. 2 D., das andere mal wieder nur 1 Sh. 7 D. gilt, wie es vor einigen Jahren der Fall war. — Seit 1835 gingen ungefähr für 2500 Mill. Rupien aus der Münze hervor, u. z. belief sich der Werth der neuen Prägung in den letzten 10 Finanzjahren auf:

Jahresende 31. März	Gold	Silber	Kupfer	Zusammen
	£	£	£	£
1874	15.498	2,370.006	14.461	2,399.965
1875	14.034	4,896.884	111.024	5,021.942

Jahresende 31 März	Gold	Silber	Kupfer	Zusammen
	£	£	£	£
1876	17.150	2,550.218	105.660	2,673.028
1877	—	6,271.122	123.429	6,394.551
1878	15.636	16,180.326	148.591	16,344.553
1879	85	7,210.770	66.648	7,277.503
1880	14.730	10,256.967	70.790	10,334.487
1881	13.355	4,249.676	18.560	4,281.591
1882	33.970	2,186.275	8.396	2,229.241
1883	17.494	6,508.458	107.679	6,633.631

Die jeweilige Summe des Geldumlaufes anzugeben, ist aber in Indien fast unmöglich, weil in diesem Lande noch viel mehr wie wo anders die Sitte des Geldversteckens herrscht. Ueberdies werden, wie wir in einem früheren Abschnitte hervorgehoben haben, in Indien ausserordentlich viel Edelmetall-Münzen zur Erzeugung von Schmuckgegenständen eingeschmolzen, so dass es nicht Wunder nehmen darf, dass in den 25 Jahren von 1855/56—1879/80 cirka 99 Millionen £ Gold und über 231 Mill. £ Silber in diesem Reiche eingeführt wurden, was für das Silber einen Jahresdurchschnitt von 9¼ Mill. £ ergiebt. Und gerade in den 6 Jahren von 1871—1876, in welche der Sturz des Silberpreises fällt, erhob sich der Silber-Import Indiens auf 26¼ Mill. £, oder auf durchschnittlich jährlich 4⅓ Mill. £; ja in den 4 Jahren von 1877—1880, während welcher Deutschland cirka 600 Mill. Mark oder 30 Mill. £ Silber verkaufte, importirte Indien etwas über 40 Mill. £ Silber! oder etwas über 10 Mill. £ jährlich. Aber der Durchschnitt dieser letzten 4 Jahre steht doch noch gegen die 11 ersten Jahre des genannten Zeitraumes, also von 1855—1865 zurück, in welchem die Ausfuhr- und Absorptionskraft Indiens noch nicht durch die aufeinander folgenden Hungerjahre geschmälert war und überdies das Sinken des Goldwerthes das Silber massenhaft aus Europa nach Asien ge-

trieben hatte, denn in diesen 11 Jahren wurden nicht weniger als 129 Mill. £, also jährlich 11 3/4 Mill. £ Silber in Indien importirt. In jenen Jahren stand der Preis des Silbers auf durchschnittlich 61 1/2 Pence per Unze Standard, daher höher als zu irgend einer anderen Periode des Jahrhunderts, was freilich durch eine gesteigerte Goldproduktion hervorgerufen wurde. Vergleichen wir andererseits die Silbereinfuhr Indiens in den 6 Jahren, während des Sturzes des Silberpreises gegen die vorhergehenden 15 Jahre, so finden wir, dass jährlich um 6 2/3 Mill. £ weniger zum Import gelangten, woraus sich eine Verminderung der Nachfrage dieses Reichs nach Silber um 400 Mill. £ ergiebt. — Folglich ist der internationale Silbermarkt durch die Verminderung der Nachfrage Indiens und der Vermehrung der Silberproduktion Amerika's um über 124 Mill. £ belastet worden, gegen welche die 30 Mill. £, welche von Deutschland verkauft wurden, nur wenig bedeuten. — Man ersieht daraus, dass sich die Ansicht der Vertreter der Goldwährung auf das Glänzendste bestätigt, wenn sie behaupten, die deutsche Münzreform habe überhaupt nicht den grossen Einfluss auf das Sinken des Silberpreises gehabt, welcher derselben beigemessen wurde. Auch muss betont werden, dass in Folge der durch die Entdeckung der kalifornischen und australischen Goldfelder hervorgerufenen Verdoppelung des Goldvorraths eine Preisrevolution eingetreten sein würde, wenn nicht längst in England die Goldwährung, in den Vereinigten Staaten und Frankreich die Doppelwährung bestanden und diese Länder den grössten Theil des neuen Goldes, wenn auch nur vorübergehend, in ihre Zirkulation gezogen hätten, wofür sie zum Theil Silbergeld nach Ostasien abgaben. — Indien nimmt, wie die Ausweise der jüngsten Zeit zeigen, zwar noch immer Silber auf, aber die Beträge haben angefangen, sich bedeutend zu vermindern, denn die englische Regierung hat durchschnittlich jähr-

lich Wechsel bis zum Betrage von 16 Mill. £ in London zu verkaufen, welche die Schuldner Indiens erwerben und statt baaren Geldes dahin senden können. — Ausserdem wurde auch noch in Indien durch einen Akt des Government of India vom 16. Juli 1861 die Ausgabe von Promissory notes durch ein „Government department" mit zahlreichen Filialen im Reiche angeordnet, zahlbar am Ausgabeorte und auch in der Hauptstadt der Präsidentschaft, in welcher dieser Ort gelegen. Weitere Gesetze, die auf ein Statut, Akt III. vom Jahre 1871 basirt waren, verfügen überdies noch, dass von nun an diese Ausgabe in 7 verschiedenen Noten geschehe, nämlich solchen für 10.000 Rupees oder 1000 £; für 1000 Rupees oder 100 £; 500 Rupees oder 50 £; 100 Rupees oder 10 £; 50 Rupees oder 5 £; 20 Rupees oder 2 £; 10 Rupees oder 1 £; und für 5 Rupees oder 10 S. Zum Zwecke einer besseren Regelung des Verkehrs dieser Noten organisirte die Regierung 10 „Zirkulations-Distrikte" u. z. mit den Hauptcentren Calcutta, Allahabad, Lahore, Nagpore, Madras, Calicut, Cocanada, Bombay, Kurrachee und Akolah, so dass sich bereits am 31. März als Ende des Finanzjahres 1863, der gesammte Notenumlauf auf 4,926.000 £ bezifferte, während er in jedem der nachfolgenden Jahre, u. z. die Rupie mit 2 S. berechnet, betrug:

	£		£
1874	11,145.191	1879	13,190.508
1875	10,670.407	1880	12,798.303
1876	11,352.662	1881	13,662.935
1877	11,641.654	1882	13,504.624
1878	13,250.247	1883	15,180.711

wobei beinahe $^2/_3$ des gesammten Notenverkehrs auf die „Noten-Zirkulationsdistrikte" Calcutta und Bombay entfielen.

In „Ceylon" gilt dasselbe Münzsystem wie in Britisch Indien; in „Singapore" hingegen der mexikanische, altspanische Dollar und wie in Hongkong der amerikanische Trade-

Dollar. — In Australien finden wir ebensolches Geld wie im britischen Stammlande; überdies bestanden 1883 in Neu-Süd-wales 13 Banken, welche für 1,757.073 £, in Queensland 7 Banken, die für 596.896 £, und in Viktoria 12 Banken, welche für 1,426.685 £ Noten in Zirkulation gesetzt hatten. — In West-Indien und Süd-Amerika ist die Landesmünze das Pfund Sterling, wie im britischen Stammlande, jedoch im Werthe von 20·77 Mark; ferner der Dollar Courant, der altspanische Dollar, und der amerikanische Dollar. In Guayana 1 Gurd (Dollar) a 100 Cent = 3·43 Mark. — Das Münzsystem „Kanada's" basirt auf dem Dollar mit 100 Cents gleich 4 S. Doch wurde der durchschnittliche Werth der Münze gesetzlich derartig festgesetzt, dass der „Sovereign" im jetzigen Gewicht und Feinheit 4 Dollar 86²/₃ Cents gilt, die „Crown" 1 Dollar 20 Cents, die halbe Krone 60 Cents, der Florin 48 Cents, der Shilling 24 Cents und der Sixpence 12 Cents. — Im „Kaplande" zirkuliren nur Münzen des britischen Stammlandes und alle Zahlungen werden in diesem Gelde geleistet. — In „West-Afrika" und den afrikanischen Inseln finden wir dasselbe Geld wie in Süd-Afrika, jedoch überdies noch auf Mauritius 1 Kolonial-Piaster à 10 Kolonial-Livres à 10 Cent à 12 Decimes gleich 4 S. — In „Gibraltar" und „Malta" gilt ausser dem Münzsysteme des britischen Stammlandes der Dollar oder Cob (altspanische Piaster) à 4 Reales gleich 4·13 Mark; und auf Malta 1 Scudo, gleich 1 Mark 72·5 Pf.

Eine gründliche Kenntniss der „Maasse" und „Gewichte" Old Englands vermag sich der Fremde nur schwer anzueignen, denn, ganz abgesehen von der zwischen den englischen Hauptmaassen und Gewichten und jenen anderer Ländern bestehenden Differenz, wird fast bei jeder Waarengattung nach besonderen Einheiten gerechnet, da der konservative Geist der Engländer leider bisher noch die Annahme der so ausserordentlich praktischen metrischen Einheit hartnäckig zurückweist und lieber bei seinen uralten, zopfigen und komplizirten

Maassen und Gewichten beharrt, deren Existenz seit der Regierungszeit des grossen wirthschaftlichen Gesetzgebers Eduard III. 1327—1377 datirt. Das Gewicht ist ein dreifaches u. z. das Troy-Gewicht „Troyweight“, zum Abwiegen von Gold, Silber, Platina und Edelsteinen, mit Ausnahme der Diamanten. Ferner das dem Vorhergehenden gleiche, jedoch in den Unterabtheilungen verschiedene „Apothekergewicht“, zum Wiegen von Apothekerwaaren; und schliesslich das Handelsgewicht „Avoirdupois“, welches nicht nur bei allen Waaren und Produkten sondern auch bei den Gewichtsbestimmungen der Post gilt. Das „Troy-Weight“ gliedert sich wieder in 1 Grain = $^1/_{24}$ Pennyweight (0·0647989 Gr.); 1 Pennyweight = $^1/_{20}$ Ounce (1·555174 Gr.); 1 Ounce = $^1/_{12}$ Pound =480 Grains (31·10349 Gr.), und 1 Pound troy = 12 Ounces = 5760 Grains (373·24194 Gr.). Das „Apothecaries' Weight“ in 1 Scruple = 20 Grains (1·295978 Gr.); 1 Drachm = 60 Grains (3·887936 Gr.); 1 Ounce = 8 Drachms = 480 Grains (31·10349 Gr.) und 1 Pound = 12Ounces = 5760 Grains (373·24194Gr.). Und das „Avoirdupois Weight“ in 1 Drachm = $^1/_{16}$ Ounce (1·771846 Gr.); 1 Ounce = $^1/_{16}$ Pound (28·34954 Gr.); 1 Pound (abgekürzt lb., Mehrzahl lbs.) = 16 Ounces = 7000 Grains troy (453·59264 Gr.); 1 Stone = 14 Pounds; 1 Quarter = 28 Pounds; 1 hundredweight (abgekürzt Cwt.) = 112 Pounds, und 1 Ton = 20 Cwt = 2240 Lbs. (Pounds). — Bei den „Hohlmaassen“ unterscheidet man als Flüssigkeits- und Getreidemaass 1 Gill (0·14198 Liter); 1 Pint = 4 Gills (0·56793 Ltr.); 1 Quart = 2 Pints (1·13586 Ltr.); 1 Gallone = 4 Quarts = 8 Pints. Hingegen ausschliesslich als „Getreidemaass“ 1 Peck = 2 Gallons; 1 Bushel = 4 Pecks; 1 Coomb = 4 Bushels; 1 Quarter = 8 Bushels; 1 Wey oder Load = 40 Bushels, und 1 Last = 80 Bushels. — Während als gewöhnliche „Längenmaasse“ dienen, 1 Line = $^1/_{12}$ Inch (2·1166 mm); 1 Barleycorn = $^1/_3$ Inch (8·4665 mm); 1 Inch (2·53995 cm); 1 Palm = 3 Inches (7·62 cm); 1 Hand = 4 Inches (10·16 cm); 1 Link = 7·92 Inches (20·116 cm); 1 Span =

9 Inches (22·86 cm); 1 Foot = 12 Inches (30·479 cm); 1 Cubit = 18 Inches (45·710 cm); 1 Yard = 3 Feet = 36 Inches; 1 Pole oder Rod oder Perch = 5 1/2 Yards; 1 Chain = 22 Yards; 1 Furlong = 220 Yards = 1/8 Mile; 1 Mile = 1760 Yards (1609·3149 m). Als „Nautische Längenmaasse" 1 Fathom (ein Faden) = 2 Yards. 1 Cable's length (eine Kabellänge) = 240 Yards; 1 Nautical mile (eine Seemeile = einer geographischen Meile) = 2025·246399 Yards (1.851 km); 1 League = 4 Nautical miles (5·555.. km); 1 Degree (1 Grad) = 20 Leagues (11.111.. km); 1 Earth's circumference (Aequatorlänge) = 360 Degrees = 28.800 Nautical miles (40,500.000 m). — Bei den „Flächenmaassen" unterscheidet man 1 Square inch = 9 Square barleycorns (6·451366 qcm); 1 Square foot = 144 Square inches (0·092899 qm); 1 Square yard = 9 Square feet (0·836097 qm) und 1 Square rod oder pole = 30 1/4 Square yards (25·2919 qm). — Während als „Landmaasse" benutzt werden 1 Square chain = 484 Square yards (4·0467 Are); 1 Square rod = 1210 Square yards (10·1167 Are); 1 Acre = 4840 Square yards (40·4671 Are); 1 Yard of land = 30 Square acres (12·1401 hr); 1 Hide of land = 100 Square acres (40·4671 hr); 1 Square mile = 640 Square acres (258·989 hr); 1 Barony = 40 Hides = 4000 Square acres (1618·6840 hr). Als „Kubikmaasse" 1 Cubic inch = 27 Cubic barleycorns; 1 Cubic foot = 1728 Cubic inches; 1 Cubic yard = 27 Cubic feet. — Ausserdem sind noch „Besondere Einheiten" im allgemeinen Verkehre und in den Marktnotirungen gebräuchlich, wie beim „Bier" 1 Barrel = 36 Gallons; 1 Hogshead = 54 Gallons; 1 Butt = 108 Gallons; 1 Tun = 2 Butts = 216 Gallons. Bei „Blei" (Fuder) 1 Fudder of lead in London und Hull = 19 1/2 Cwt.; in Derby = 22 1/2 Cwt; in Newcastle = 21 1/2 Cwt. Bei „Butter" 1 Firkin = 56 Lbs. Bei „Fleisch" 1 Stone = 14 Lbs. Bei „Heu" 1 Truss of old hay (ein Bund altes Heu) = 56 Lbs.; 1 Truss of new hay = 60 Lbs.; 1 Load (Ladung) of old hay = 36 Trusses = 18 Cwt.; 1 Load of

new hay = 19 Cwt. Bei „Holz" 1 Stack of wood = 108 Cubic feet; 1 Cord of wood = 128 Cubic feet. Bei „Kartoffeln" 1 Sack = 168 Lbs. Bei „Kohle" 1 Sack = 1 Cwt.; 1 Double sack = 2 Cwt.; 1 Ton = 20 Cwt.; 1 Room = 7 Tons; 1 Barge oder Keel = 21 Tons 4 Cwt.; 1 Ship load = 420 Tons. Bei „Mehl" 1 Sack = 280 Lbs. Bei „Rosinen" 1 Barrel of raisins = 112 Lbs. Bei „Seife" 1 Firkin of soft soap = 64 Lbs.; 1 Barrel (or Pack) = 256 Lbs. „Spirituosen" 1 Tierce = 36 Gallons; 1 Hogshead = 54 Gallons; 1 Pipe oder Butt oder Puncheon = 108 Gallons; 1 Tun = 2 Pipes = 216 Gallons. Und als besondere Maasse 1 Puncheon of Scotch whisky = 130 Gallons; 1 Puncheon of brandy = 120 Gallons; 1 Hogshead of brandy = 60 Gallons; 1 Puncheon of rum = 100 Gallons. Bei „Stroh" 1 Truss = 39 Lbs.; 1 Load = 11 Cwt. 64 Lbs. Bei „Tuch" 1 Nail = $^1/_{16}$ Yard = $2^1/_4$ Inches (5·7149 cm); 1 Quarter = 4 Nails = $^1/_4$ Yard (22·8596 cm); 1 Yard (91·438 cm); 1 Scotch ell = 3 Quarters (68·58 cm); 1 English ell = 5 Quarters (1·143 m); 1 French ell = 6 Quarters (1·372 m). Bei „Wein" als besondere Maasse: Rhein- und Moselweine „Hock and Rhenish" per Aum (Ohm) = 20 Gallons; Bordeauxwein und französische leichte Rothweine überhaupt „Claret" per Hogshead = 46 Gallons; schwere spanische und sizilianische Weine 1 Butt of Sherry oder Tent = 108 Gallons; 1 Pipe of Madeira or Cape = 92 Gallons; 1 Pipe of Teneriffe = 100 Gallons; 1 Pipe of Lisbon or Bucelles = 117 Gallons; 1 Pipe of Malaga = 105 Gallons; 1 Pipe of Marsala or Bronti = 93 Gallons und 1 Pipe of Port or Masdew = 115 Gallons.

Während also, wie wir soeben gesehen haben, das britische Stammland gegenüber den übrigen Kulturländern der Welt in Bezug auf Einfachheit der Maasse und Gewichte noch immer sehr weit zurücksteht, hat das „Government of India in Council" 1871 einen Akt erlassen, worin die Einführung des „französischen Dezimal-Systems bei Gewichten und Maassen"

für ganz „Indien“ angeordnet, und der „Sér“ als Basis angenommen wurde, so dass dort nunmehr folgende Hauptmaasse und Gewichte bestehen, die sich folgendermaassen zu denen des britischen Stammlandes verhalten:

Der	Maund	of Bengal, of 40 Seers	= 82 Llbs. avoirdupois.
„	„	Bombay	= 28 Lbs.
„	„	Madras	= 25 Lbs.
„	Candy, von 20 Maunds		= 24·3 Bushels.
„	Tola		= 180 Gr.
„	Guz of Bengal		= 36 Inches.

Hingegen gelten in „Ceylon“ noch immer die Maasse und Gewichte Old Englands. In „Singapore“ finden wir aber 1 Kandy = 20 Maund; 1 Sér, gesetzlich seit 1870, = 1 kg; 1 Khahoon Getreide à 16 Soalles à 20 Pallies = 1354·8 kg; wie in China 1 Sack Reis = 2 Bazar Maund; und als Hohlmaass 1 Gattang à 2 Bambuhs = 1 1/4 alte Gallons. In „Hongkong“ benützt man: 1 Tael = 1 1/3 Oz. avoirdupois; 1 Picul = 133 Lbs. avoirdupois; 1 Catty = 1 3/4 Lbs. avoirdupois; 1 Chih = 14 1/10 Inches; 1 Chang = 11 3/4 Feet. Ausser diesen chinesischen Maassen und Gewichten werden aber auch noch diejenigen vom britischen Stammlande vielfach benützt. — In „Australien“ und dem „Dominion of Canada“ besteht ausschliesslich das Maass- und Gewichtssystem Old Englands; daneben aber noch immer in Kanada der „französische Fuss“, und für Getreide auch das altfranzösische „Minot“ = 39·025 Liter. — Ebenso finden wir in den „Westindischen und Südamerikanischen Kolonien“ ausser dem Maass- und Gewichts-System Old Englands noch vielfach die alten landesüblichen. — Britisch sind die Maasse und Gewichte auch im „Kapland und Natal“, mit Ausnahme des Landmaasses, denn dieses ist der alte Amsterdamer Morgen, gleich 2·11654 Acres; ferner sind hier 1000 „Kap-Fuss“ gleich 1033 F. des britischen Stammlandes. — In „West-Afrika“ und den „afrikanischen

Inseln" gelten ebenfalls noch alte französische Maasse und Gewichte u. z. 1 Quintal à 100 Pfd. = 108 engl. Pfd. = 49 kg, während man als Längenmaass 15 franz. Fuss = 16 engl. rechnet; hingegen sind die Hohlmaasse für Wein und Getreide die englischen. — Ebenso giebt es auch noch in „Gibraltar" und „Malta" ausser den Maassen und Gewichten Old Englands, 1 Quintal à 100 Rottol = 79·38 kg ferner 1 Fuss = 0·284 m; 1 Canna = 2·088 m und 1 Weinbarile = 42·027 Liter.

VIII. Das Schulwesen und die Institute für Kunst und Wissenschaft.

Organisation des Schulwesens. — Schulgesetze. — Durchschnittlicher jährlicher Schulbesuch. — Wie viel Personen können lesen und schreiben. — Die Universitäten, Kunstakademien, Museen, Konservatorien, wissenschaftlichen Vereinen und Akademieen, Bibliotheken, (Gebäude, hervorragende wissenschaftliche Sammlungen und Kunstschätze etc.)

Das Schulwesen.

Während Schottland schon seit der Zeit des Reformators „John Knox“, der änlich wie Luther dachte, „neben jedem Pfarrer ein Schullehrer“, mit Schulen versehen war, ist in England das Volks-Schulwesen bis zum Jahre 1871 furchtbar vernachlässigt worden, und es bedurfte von Seiten der edeldenkenden Männer, welche es sich förmlich zur Lebensaufgabe stellten, für die Kinder der unteren Volksschichten den Schulunterricht legislatorisch zu erzwingen, der hartnäckigsten Kämpfe verbunden mit den grössten Widerwärtigkeiten, um wenigstens nur theilweise mit ihren humanitären Absichten bei der machthabenden Klasse durchzudringen, die weder Mühe noch Kosten scheute, die Kinder der Farbigen in Afrika und anderen überseeischen Ländern in Missionsschulen unterrichten zu lassen, aber für

diejenigen ihrer armen Mitbürger im eigenen Lande absolut nichts thun wollten! Den drastischsten Beweis in dieser Beziehung liefert uns die so ausserordentlich verdienstvolle Agitation des „George Smith“, der als Sohn sehr armer Eltern durch eigene höchst bittere praktische Erfahrungen mit dem Elend der 30.000 Kinder im Stammlande vertraut wurde, welche oft vom 4. Altersjahre angefangen in Ziegelbrennereien verwendet wurden, um häufig 40 Pfund schwere Lehmklumpen vom Haufen auf den Tisch zu tragen, wo Ziegel fabrizirt wurden, und für diese Arbeit von 13—14 Stunden per Tag nur 6 Pence täglichen Lohn erhielten. — George Smith hatte sich zur Aufgabe gestellt, diese Kinder nicht nur von dieser förmlichen Sklavenarbeit, in der sie ohne jeglichen Schulunterricht ganz verwildert heranwuchsen, zu befreien, sondern sie auch der Schule zuzuführen, was ihm schliesslich nach langem Ringen gelang, denn das Parlament nahm 1871 endlich einen Akt an, welcher eine derartige Verwendung dieser Kinder strengstens verbot und ihnen die Schule eröffnete. — So wie diese That vollendet war, nahm sich der edle Mann des kaum besseren Looses der 60.000 Kinder an, die ihr Leben auf den Kanalbooten in der von Brutalität und Unwissenheit geschwängerten Atmosphäre einer 6 Fuss im Gevierte habenden Kajüte, ohne nur den geringsten Schulunterricht zu geniessen, zubrachten. Das war aber für den armen, ohne Geldmittel, ohne einflussreiche Freunde, ohne Anhang dastehenden Mann doch ein fast noch grösseres Stück Arbeit, denn er musste überdies auch den Widerstand der selbstsüchtigen Eltern sowie den Schlendrian der Behörden brechen. Endlich, nach ungeheuern Anstrengungen, bewog er die Legislatur 1877 eine Bill anzunehmen, welche diese 60.000 Kinder schulpflichtig machte! Aber auch dieses Gesetz hatte Lücken, welche es gewissenlosen Eltern noch immer ermöglichten, dasselbe zu umgehen, und es brauchte noch eine siebenjährige unermüdliche Thätigkeit von Seite George Smiths, um auch

diesen Fehler gut zu machen, und erst am Ende der Parlamentssaison 1884/85 gelang es ihm, die „Amendementsakte“ durchzubringen, welche seinen hochherzigen Bestrebungen die Krone aufsetze!

In Folge dieser energischen Agitationen George Smiths und anderer edelgesinnter Männer kam es endlich so weit, dass man in neuerer Zeit wirklich ernstlich an's Werk ging, das Volksschulwesen im britischen Stammlande in jeder Beziehung zu heben und, wie aus einigen der im Jahre 1885 gehaltenen Wahlreden hervorgeht, auch daran denkt, den Unterricht in den Volksschulen „frei zu geben“, was für ein so reiches Land wie Old England, das alljährlich kolossale Summen für andere Zwecke auszugeben vermag, jedenfalls kein allzugrosses finanzielles Opfer ist. Dies erscheint um so nothwendiger, da es, wie aus den offiziellen Trauregistern hervorgeht, noch immer eine grosse Anzahl Analphabeten im britischen Stammlande giebt. So betrug 1850 die Zahl der bei den Trauungen in die Register sich mit Kreuzen eintragenden Personen beiderlei Geschlechts noch 38·7%, 1880 noch 14% der Männer und 18·6% der Frauen; 1882 in London 6·8% der Männer und 9·6% der Frauen; ausserdem war in diesem Jahre beim grössten Theile des Südostens, des südlichen Mittellandes und der östlichen Counties das Verhältniss der Männer, welche mit Kreuzen signirten, grösser als bei den Frauen, während andererseits das Verhältniss der Männer viel günstiger im Mittellande, in den nördlichen Grafschaften und in Wales war. Auch zeigen diese offiziellen Listen die interessante Thatsache, dass die des Schreibens vollkommen Unkundigen in viel grösserer Anzahl unter den Gruben- und Fabriksarbeitern als unter der Agrarbevölkerung vorkommen. — In Schottland bezifferte sich 1880 das Verhältniss auf 7·38% bei den Männern und 15·21% bei den Frauen, was immerhin eine allmähliche Abnahme gegenüber den vorhergehenden 5 Jahren zeigt, denn 1875 gab es noch

12·11% des Schreibens unkundige Männer und 24·66% Frauen. Auch unterzeichneten 1880 in Kinrosshire alle Männer und Frauen ihren Namen, und in sämmtlichen „Divisions", ausschliesslich den nord- sowie südwestlichen, waren die Verhältnisszahlen recht günstig. — Die im Elementarunterricht am tiefsten stehenden Counties Schottlands sind Rosshire, 21·31% Männer zu 50·69% Frauen, und Inverness, 18·58% Männer zu 37·16% Frauen. In Edinburgh belief sich die Proportion auf 2·72 Männer und 4·89 Frauen, in Glasgow auf 11·14 Männer und 26·13 Frauen. In Irland hingegen betrug dieses Verhältniss 1872 34·6 Männer und 28·1 Frauen; 1883 25·1 Männer und 28·1 Frauen. Doch variirte es in den letzteren Jahren in den verschiedenen Provinzen zwischen 21·5% bei den Männern und 21·7% bei den Frauen in Leinster, und 35·4% Männer sowie 37·3% bei den Frauen in Connaught, während 1882 in England und Wales über 13·2% der Männer und 17·1% der Frauen von zusammen 203.905 heirathenden Personen Kreuze machten.

Durch den Akt vom Jahre 1870 muss jeder Distrikt Englands und Wales' für alle dort lebenden Kinder hinreichende Schulräume besitzen. Die Volksschulen sind in jedem Distrikte den „School boards" oder „School Attendance Committees" unterstellt, welche die Obliegenheit haben, die Eltern, wenn es nothwendig erscheint, zu zwingen, ihre Kinder im Alter von 5—13 Jahren unterrichten zu lassen. Ein ähnlicher Akt wurde auch für Schottland erlassen, so dass es am 1. April 1884 bereits in England und Wales 2156 „School Boards" für eine Bevölkerung von 16,081.618 und 759 „School Attendance-Committees" für eine solche von 9,892.821 gab. — Die nachfolgende, auf offizielle Quellen basirte Tabelle zeigt uns die Anzahl der „Primary Schools", u. z. Board Schools und Voluntary Schools in England, Wales und Schottland in den Jahren 1874—1883:

Jahresende 31. Aug.	Anzahl der inspizirten Schulen	Anzahl der Kinder, welche darin aufgen. werd. können	Durchschnittl. Anzahl der dort unterrichteten Kinder
	England und Wales, (einschliesslich der Insel Man und römisch-kathol. Schulen in England, Wales und Schottland)		
1878	16.293	3,942.337	2,405.197
1879	17.166	4,142.224	2,594.995
1880	17.614	4,240.753	2,750.916
1881	18.062	4,389.633	2,863.535
1882	18.289	4,538.320	3,015.151
1883	18.540	4,670.443	3,127.214
	(Schottland, ausschliesslich der römisch-kathol. Schulen)		
1878	2998	563.481	377.256
1879	3003	585.629	385.109
1880	3056	602.054	404.618
1881	3074	612.483	409.960
1882	3073	619.086	421.265
1883	3090	633.701	433.137

bei denen 1883 in England und Wales 78,764, in Schottland aber 10.431 Lehrer angestellt waren. Die Gesammtzahl der schulpflichtigen Kinder im Alter von 5—14 Jahren betrug im selben Jahre in England und Wales 5,575.726, in Schottland 790.130, jedoch befanden sich in letzterem Lande nur 597.721 im Unterricht. Von den Schulen in England und Wales standen 1883 4049 direkt unter „School Boards", 11.703 hatten unmittelbare Verbindung mit der „National Society" oder der anglikanischen Kirche, 559 waren Wesleyaner, 817 römisch-katholisch und 1412 gehörten anderen Nationalitäten an. — In Schottland finden wir 1883 2493 Volksschulen, 119 unterlagen der Obsorge der Kirche von England, 139 der römisch-katholischen Kirche und der Rest anderen Korporationen. — Der Elementar-Unterricht in Irland steht unter der behördlichen Oberaufsicht des „Commissioner of National Education in Ireland", u. z. gab es am:

Jahresende 31. Dec.	Geöffnete Schulen	Durchschnittl. Schulbesuch	Jahresende 31. Dec.	Geöffnete Schulen	Durchschnittl Schulbesuch
1879	7.522	435.054	1882	7.705	469.192
1880	7.590	468.557	1883	7.752	467.704
1881	7.648	453.567			

Auch hatte man 1883 die Volksschulen Irlands bereits derartig erweitert, dass 671.109 Kinder unterrichtet werden konnten, während sich die Gesammtzahl der Schulpflichtigen im Alter von 5 bis 13 Jahren auf 999.657 bezifferte.

Die jährlich vom Parlament bewilligte Subvention für Volksschulen in England und Wales betrug 1875 1,566.271 £, 1881 2,683.958 £, 1882 2,749.863 £, 1883 2,938.930 £ und 1884 3,016.167 £; für Schottland 1882 468.512 £, 1883 465.723 £ und 1884 475.413 £; für Irland 1882 730.461 £, 1883 726.339 £ und 1884 732.627 £, so dass die Gesammtbewilligung für diesen Zweck im ganzen britischen Stammlande 1884 die Höhe von 4,224.207 £ erreichte. Ausser diesen bezifferten sich noch die übrigen theils durch freiwillige Beiträge, Schulgeld, lokale Steuern etc. 1883 eingebrachten Gelder in England auf 3,436.954 £, in Schottland auf 528.712 £ und in Irland auf 164.763 £.

Das „realistische Schulwesen“ ist in Old England mit dem „humanistischen“ derartig verflochten, dass besondere Realabtheilungen an den verschieden organisirten wissenschaftlichen oder Gelehrten-Schulen bestehen, u. z. gehören zu letzteren die Grammar Schools, die Colleges und die Collegiate Schools; in Schottland auch die High Schools und die Academies. Ausserdem finden wir aber auch noch besondere Gewerbeschulen „Art Schools“, so dass im Jahre 1882 für den Unterricht eröffnet waren:

Länder	Wissenschaftl. Schulen	Gewerbe-Schulen	Gewerbe-Klassen	Schüler an diesen Anstalten
England u. Wales	1068	157	429	114.406
Schottland	153	18	32	17.515
Irland	182	8	5	7.385
Zusammen	1403	183	466	139.306

Doch sind alle diese Mittelschulen fast gänzlich unorganisirt und beinahe ausschliesslich dem privaten Unternehmungsgeiste überlassen, ja selbst über die öffentlichen Stiftungsschulen und „Grammar Schools" besitzt die Regierung kein Controlrecht. Zu den grössten öffentlichen Mittelschulen in England gehören Charterhouse, Eton, Harrow, Merchant-Taylors, Rugby, St. Pauls, Shrewsbury, Westminster, Winchester, mit zusammen 240 Lehrern und cirka 3.940 Schülern. — Schottland besass 1880 17 höhere öffentliche Schulen mit 9.414 Schülern und 260 Privatschulen mit 57.937 Schülern. Für Irland besteht ein „Intermediate Education Board", um alle diejenigen zu prüfen, welche sich melden; u. z. betrug die Zahl derselben 1883 6162; ausserdem gab es in Irland 1881 ungefähr 1500 höhere Schulen mit beiläufig 200.000 Schülern. — Zur „Heranbildung von Lehrern" bestehen im britischen Stammlande 47 „Lehrerbildungsanstalten", welche bereits 1877 von 1800 männlichen und 2000 weiblichen, also in Summa von 3800 Schülern besucht wurden. Als „technische Hochschulen" dienen die Ingenieursektion am Science Department des Mason Science College zu Birmingham zur Heranbildung von Zivil-, Maschinen-, Minen-, Elektrizitäts-Ingenieuren und Architekten; die Ingenieurabtheilungen „Departments of Engineering and applied Science" am King's und am University College in London, an den Queen's Colleges in Belfast, Cork und Galway. Ferner werden auch noch Vorlesungen über Ingenieurwissenschaften an den schottischen Universitäten in Edinburgh und Glasgow, sowie an dem „South-Kensington-Museum" in London abgehalten, welches sehr reiche Kunst-, naturwissenschaftliche und technische Sammlungen aufzuweisen hat. — Im Ganzen standen 1883 in Verbindung mit dem „Government Science and Art Department" 1421 „Schools of Science" mit 72.054 Schülern und 177 „Schools of Art" mit 35.909 Schülern; überdies wurde in 4526 Elementarschulen 567.194 Kindern

Zeichnen gelehrt. Ausser diesen zahlreichen niederen und höheren Gewerbe-, Handels-, Navigations- und Zeichnenschulen bestehen noch für Land- und Forstwirthschaft die königl. Agrikultur-Kollegien in Cirencester (Gloucestershire) und Downton (Wiltshire), die Agrikulturbildungsanstalt in Glasne in Dublin, sowie zahlreiche andere Ackerbauschulen; für Bergbau und Hüttenwesen aber die k. Minenschule in London u. s. w. Für Künste: die Akademie in London, die Kunstschule in Edinburgh, die Musikakademien in London und Dublin etc.

Das „Universitätsstudium" ist im britischen Stammlande wesentlich verschieden von jenem auf dem europäischen Kontinente; nach amtlichen Ausweisen betrug im Jahre 1884 die Zahl der Universitäten und der ihnen attachirten „Colleges":

	Anzahl der Colleges	Anzahl der Lehrkörper	Studenten
England und Wales:			
Universitäten:			
Oxford . . .	24	257	3.119
Cambridge . .	19	188	2.900
Victoria . . .	2 [1]	99 [2]	1.[illegible]12 [2]
Durham . . .	3 [3]	42	643
Colleges:			
Aberystwith . .	1	12	106
Bangor	1	11	62
Birmingham . .	1	17	396 [2a]
Bristol	1	35	463 [4]
Cardiff	1	13	135
Lampeter . . .	1	11	140
Leeds	1	23	629 [5]

[1]) Owens' College, Manchester, und University College, Liverpool. [2]) Owens' College, Manchester, enthält nur 674 Abend-Studenten; [2a]) Einschliesslich 139 Abend-Studenten. [3]) Einschliesslich Newcastle College für Wissenschaften und Medizin. [4]) Einschliesslich 218 Abend-Studenten. [5]) Einschliesslich 237 Abend-Studenten.

	Anzahl der Colleges	Anzahl der Lehrkörper	Studenten
Liverpool . . .	1	45	875[6]
London, University	1	58	932
London, King's	1	125	2.017[7]
Nottingham . .	1	22	917[7a]
Sheffield . . .	1	9	391[8]
Schottland:			
Universitäten:			
Aberdeen . . .	1	30	830
Edinburgh . .	1	90	3.401
Glasgow . . .	1	57	2.092
St. Andrews . .	2	15	203
Colleges:			
University Dundee	1	7	260[9]
Irland:			
Universität:			
Dublin	1[10]	48	1.272
Colleges:			
Queen's Belfast .	1	19	481
„ Cork .	1	17	244
„ Galway	1	16	103
Zusammen	70	1.266	23.823

Die University of London und die Royal University of Ireland sind jedoch keine eigentlichen Lehranstalten, sondern vom Staate bestellte Korporationen, denen das Recht der Vornahme von Prüfungen und die Verleihung akademischer Grade zusteht. Zu diesem Zwecke waren an der Londoner Universität 1884 70 Examinatoren für klassische Sprachen, Mathematik, Natur-

6) Einschliesslich 632 Abend-Studenten. 7) Einschliesslich 424 Abend-Studenten; 7a) Einschliesslich 379 Abend-Studenten und 369 Government science students. 8) Einschliesslich 226 Abend-Studenten. 9) Einschliesslich 156 Abend-Studenten. 10) Trinity-College.

wissenschaften, Philosophie, englische, französische und deutsche Sprache, politische Oekonomie, die heilige Schrift, Rechtswissenschaften, Verfassungsgeschichte und Medizin angestellt. Bei ihr meldeten sich 1883 932 Kandidaten zu Prüfungen, darunter viele von anderen höheren Colleges des Landes, und ihre Examina gelten als die strengsten und schwierigsten, so dass träge Studenten sich lieber wo anders prüfen lassen, während fleissige, die nicht für die Schule, sondern für's Leben lernen, auf die Graduirung an dieser Anstalt grosses Gewicht legen. — Die „Royal University of Ireland" hatte 1883 27 Examinatoren und 2338 Prüfungs-Kandidaten. Auch die irländischen „Queen's Colleges" und die schottischen Universitäten sind Staatsinstitute, während der Bestand der anderen Hochschulen Old Englands lediglich auf Stiftungen beruht. — Mit Ausnahme von Birmingham (Mason College), Leeds (Yorkshire-College), Sheffield (Firth College), führen alle englischen Colleges den Namen „University Colleges". Die „Catholic University of Ireland" umfasst ausser dem University College in Dublin noch 7 andere Catholic Colleges und ertheilt Grade in der Theologie sowie Philosophie, schickt aber ihre Studenten zur Erlangung der übrigen Grade nach der Royal-University. — Für den medizinischen Unterricht giebt es, ausser den Fakultäten, noch bei einigen der obenerwähnten Universitäten medizinische Kliniken an den Spitälern der grossen Städte.

Während bisher die englischen Universitäten in vieler Hinsicht eine Art Klub für reiche junge Leute waren und die meisten Väter ihre Söhne nur dorthin sandten, damit sie gute Bekanntschaften machten, sind heut zu Tage die Verhältnisse anders geworden, denn abgesehen davon, dass jetzt Bekenner aller Religionen an denselben zugelassen werden, hören Oxford, Cambridge etc. auch auf, aristokratische Klubs oder athletische Gymnasien und Klosterschulen zu sein, und stehen im Begriffe, immer mehr liberale Schulen im modernen Sinne zu werden. — Jede britische Hochschule zer-

fällt in Fakultäten, die am King's College in London und dem Mason College in Birmingham „Departments" genannt werden; derartige Fakultäten giebt es 5, nämlich Arts (philosophische Fakultät), Divinity (in England und Irland anglikanische, in Schottland reformirte Theologie), Law (juristische Fakultät), Medicine, Science (naturwissenschaftliche Fakultät), und überdies auch noch am University College in London eine indische für den Zivildienst in Indien, sowie am King's College in London ein „Civil Service Department". Ja selbst mit den beiden Londoner Colleges sind Schulen für den Gymnasial- und Realunterricht verbunden, u. z. besitzen die einzelnen Hochschulen folgende Fakultäten:

Gründ.-jahr	Hochschule	Theologie	Jurisprudenz	Arts	Science	Medizin	Ingen. Abth.
1249	Universität Oxford . .	1	1	1	--	1	--
1257	„ Cambridge .	1	1	1	–	1	—
1657	„ Durham . .	1	·	1	1	1	—
1845	Viktoria-Universität Manchester	–		1		1	—
1826	University College in London	—		1	1	1	1
1826	King's College in London	1	–	1		1	1
1870	Mason Science College, Birmingham		–	1	1	–	1
1582	Universität Edinburgh .	1	1	1	--	1	—
1458	„ Glasgow . .	1	1	1	-	1	–
1471	„ Aberdeen .	1	1	1	--	1	—
1411	„ St. Andrews	1	–	1	—	--	—
1591	Trinity College, Dublin	1	1	1	-	1	—
1845	Queen's College, Belfast		1	1	--	1	1
1845	„ „ Cork	-	1	1	—	1	1
1845	„ „ Galway	- -	1	1	--	1	1

Die wichtigste und berühmteste Universität ist „Oxford", denn schon unter Alfred dem Grossen wurde Oxford als

Gelehrtensitz genannt, jedoch erhielt es die Bezeichnung „University“ erst 1201 und das älteste dortige College „University-College“ besteht seit 1249, während in jedem Jahrhundert, je nach dem Anwachsen der Schülerzahl 2 – 4 weitere neue Colleges entstanden. Die Universität führt den offiziellen Titel „The Chancellor, Masters and Scholars of the University of Oxford“, und ihr oberstes Haupt ist der von ihr auf Lebenszeit gewählte Kanzler, stets ein hoher Staatsbeamter, entweder Minister oder dergl. Doch ist diese Würde nur formell, denn der Kanzler nimmt an den Versammlungen der Universität nur bei seiner Einsetzung und bei königl. Besuchen theil, und wird in seinen eigentlichen Funktionen durch einen Vize-Kanzler vertreten, den er selbst alljährlich aus der Reihe der College-Vorstände ernennt und der dann vom Grossen Rathe der Congregation bestätigt wird. Auch ernennt der Kanzler den „High-Stewart“, Ober-Verwalter, ein ebenfalls von der Congregation zu bestätigendes lebenslängliches Ehrenamt, dessen Inhaber ein hoher Staatsbeamter sein muss. Das Ansehen dieses Vice-Kanzlers, dem 4 von ihm ernannte „Pro-Vize-Kanzler“ zur Seite stehen, ist sehr bedeutend, denn er ist nicht allein der Leiter der Universität, sondern auch der hervorragendste Magistrat und der Friedensrichter der Stadt Oxford, sowie der Grafschaften Oxfordshire und Berkshire. Bei allen akademischen Aufzügen schreiten ihm stets zwei Pedelle mit goldenen und silbernen Stäben voran, ja einer derselben ist sogar sein beständiger Begleiter. – Die Universitäts-Polizei handhaben 2 Proctors, welche von 4 „Pro-Proctors“ unterstützt werden; sie überwachen die Aufführung der Universitäts-Mitglieder und verhängen die Strafen für ausserhalb der Colleges und Halls begangenen Vergehen. Ferner besitzt die Universität auch einen „öffentlichen Redner“, dessen Pflicht darin besteht, jedes zweite Jahr eine Rede zu halten und die öffentlichen Bekanntmachungen zu verlesen, während in den Zwischenjahren die Einweihungsrede vom „Poëta laureatus“ gesprochen wird. — Alle diese beregten Funktionäre,

sowie auch der „Purser", der das ganze Rechnungswesen der Universität führt, und die Köche, Kellermeister, Proviantmeister, Barbiere, Portiers etc. müssen den Amtseid in die Hände des Vize-Kanzlers ablegen! Die übrigen Mitglieder der Universität bestehen aus „gestifteten" und „ungestifteten", zu ersteren gehören die Professoren, die Häupter der Colleges, die „Fellows", Collegiaten, die „Scholars", Stipendiaten, die Kapläne, Kirchendiener, Verwaltungs-Beamten und Dienstboten, denn selbst die Letzteren sind als „Mitglieder der Universität" immatrikulirt, da man unter der Bezeichnung „gestiftete Mitglieder" alle diejenigen versteht, welche auf Kosten der Universität, die ein jährliches Einkommen von ½ Million £ besitzt, unterhalten werden, und unter „ungestiftet" alle diejenigen, welche hier auf eigene Kosten leben.

Die Universität übt ihre Machtvollkommenheiten durch drei Verwaltungs-Behörden aus, u. z. hat die Initiative in der Universitäts-Gesetzgebung der aus dem Vize-Kanzler, den Proctors, sowie 18 Professoren und College-Vorständen bestehende und das eigentliche Exekutiv-Komité bildende „Wochenrath": ferner das „Convokationshaus", zu dem alle Doktoren der Philosophie, der Rechte und der Medizin zählen, welche der Universität als Mitglieder angehören, solange sie die vorgeschriebenen Jahresgebühren oder die entsprechenden Pauschalsummen entrichten; und das aus allen Doktoren der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin, sowie aus allen Professoren und den Vorständen sämmtlicher Colleges und Halls zusammengesetzte alte „Congregationshaus". Die Universitäts-Professoren beziehen meistens 500—600 £ Gehalt, manche 1000 £, einige sogar 1600 £, und mit mehreren theologischen Lehrstühlen sind Domherrnstellen im Werthe von jährlich 1000—3000 £ verbunden.

Die „Colleges" sind Korporationen, welche zwar zur Universität gehören, aber von ihr getrennt verwaltet werden. Ursprünglich sollten sie zur Unterstützung vieler Studenten

während ihres Aufenthaltes an der Universität dienen, und man hatte zu diesem Zwecke Gebäude errichtet, in denen die Mitglieder des College beisammen lebten. Die älteren Mitglieder, „Fellows", beschäftigten sich theils mit Studien, theils mit Unterricht; einige von ihnen waren mit der Ueberwachung der jüngeren Mitglieder betraut und hiessen „Tutors", während andere wieder verschiedene Funktionen in der Kapelle, in den Bibliotheken u. s. w. versahen. Die jüngeren Mitglieder, „Scholars", oblagen hingegen den Studien zur Erlangung ihrer Grade und hatten das Speisezimmer, die Wohnung und die Kapelle mit den älteren gemeinschaftlich. Aber dieser ursprüngliche Zweck der Colleges wurde später durch die Gesetzgebung derartig geändert, dass nunmehr die „gestifteten" Mitglieder nicht mehr den ausschliesslichen Gebrauch der Colleges haben, während andererseits viele „gestiftete" Mitglieder gar nicht im College, ja oft sogar nicht einmal in Oxford wohnen, denn die Mehrzahl der in die College-Bücher eingetragenen Personen sind „Commoners", Commensales, welche gegen fixe Zahlungen zugelassen werden, um am Unterrichte und den gesellschaftlichen Vortheilen des College theilzunehmen, ohne jedoch Mitglied desselben im früheren Sinne des Wortes zu sein. — Der Leiter eines College führt den Titel „Vorstand", „Präses", „Decan" oder „Rector"; er sowie die Collegiaten und Stipendiaten bilden zusammen das zu jedem College gehörige „Collegium". Meistens verfügen die Colleges über ein durchschnittliches Jahreseinkommen von je 15.000 £, ja das Magdalen-College sogar über ein solches von 40.000 £. — Die „Halls" unterscheiden sich von den „Colleges" hauptsächlich dadurch, dass sie weder dem Universitätskörper einverleibt sind, noch vom Staate unterstützt werden, andererseits haben sie aber ihren ursprünglichen Charakter als Institute bewahrt, in denen Studenten unter Obhut eines Leiters, der für ihren Unterricht und ihre gute Aufführung verantwortlich ist, beisammen leben; doch hat man seit neuerer Zeit die Halls,

was ihre innere Organisation betrifft, in förmliche Colleges umgewandelt.

Im britischen Stammlande zerfällt das „akademische Jahr" in 4 Quartale oder „Termine" von ungleicher Dauer, u. z. „Hilary" oder „Less Term", vom 14. Januar bis einen Tag vor Palmsonntag; „Eastern Term", vom Mittwoch in der Osterwoche bis zum Freitag vor Pfingsten; „Trinity" oder „Act Term", vom darauffolgenden Tage bis zum Samstag nach dem ersten Dienstag im July; „Michaelmas Term", vom 10. Oktbr. bis zum 17. Dezember. Um einen Grad zu erlangen, muss man eine gewisse Anzahl solcher Termine hindurch „residirt", d. h. jeder Undergraduate muss im Weichbilde der Universitätsstadt innerhalb der erwähnten Termine gewohnt haben, aber man braucht keineswegs die ganze Zeit hindurch zu residiren, sondern es genügt, statt der 34 Wochen, aus denen die 4 Termine bestehen, jährlich nur 18 Wochen zu residiren, doch muss diese Zeit derartig eingetheilt sein, dass auf Hilary und Michaelmas je 42, auf die beiden anderen Termine je 21 Tage entfallen, ohne dass die betreffenden Tage hinter einander folgen. Fehlt aber nur ein Tag an der Gesammtzahl, so ist der ganze Termin verloren, und man kann nur seit einigen Jahren, wenn man nicht in Trinity oder Easter Term je 21 Tage zu residiren vermag, in diesen beiden Terminen zusammen 48 Tage residiren. Andererseits müssen die Termine, während welcher man residirt, nicht auf einander folgen, sondern dürfen sich über eine beliebige Anzahl Jahre erstrecken, was unbedingt nothwendig ist, denn oft unterbricht Krankheit die Reihenfolge der Termine, oder es residiren Studenten mit beschränkten Mitteln nur einen oder zwei Termine jährlich, um den Rest des Jahres zum Erwerbe ihres Lebensunterhaltes zu verwerthen. — Um den niedrigsten akademischen Grad, den eines Baccalaureus zu erlangen, hat der Undergraduate 3 Prüfungen abzulegen, nämlich „Responsions" oder „Little-goes" nach dem fünften Termine; „erstes öffentliches

Examen“ nach dem achten Termine, und „zweites öffentliches Examen“ nach dem zwölften Termine. Die Examinatoren werden vom Vize-Kanzler und den Pro-Rektoren ernannt und müssen von sämmtlichen zur Universität gehörigen Magistern der freien Künste bestätigt werden, welche das Recht haben, wenn sie in der Majorität sind, gegen missliebige Ernennungen ihr Veto einzulegen. — Die wichtigeren Prüfungen, denen eine Woche lang schriftliche Examen vorangehen, dauern bis 4 Uhr Nachmittags, dann verschliessen die Pedelle die Thüre hinter den Examinatoren auf die Dauer einer 1/2 Stunde, worauf sie dann wieder zur nun folgenden Vertheilung der „Class-lists“ (Zeugnisse), geöffnet werden. — Die britischen Universitäten verleihen folgende Grade, „Bachelor of Arts“, entsprechend dem deutschen Doktor der Philosophie, „Magister Artium“, „Bachelor of Civil Law“, Doktor der Rechte, „Bachelor of Medicine“, Doktor der Medizin, „Baccalaureus der Theologie“, „Bachelor of Music“, Doktor der Musik. Wenn ein Kandidat sein Grad-Examen schlecht besteht, so verlässt er sein College und geht in ein anderes; fällt er auch hier wieder durch, dann sagt er in der Regel der Universität für immer Valet. Die von den britischen Universitäten ertheilten Doktor-Grade der Medizin und Jurisprudenz haben aber noch lange nicht den Werth wie die deutschen, denn die Mediziner und Juristen sind gezwungen, um praktiziren zu können, nach Erlangung des Grades erst noch 5 Jahre an einer der grossen Londoner Rechtsschulen oder an einem medizinischen Collegium zu studiren. Um aber überhaupt den Baccalaureus-Grad zu erlangen, muss der Kandidat ein Zeugniss darüber beibringen, dass er zwölf Termine an der Universität verbracht hat; ferner an die Universität, als Prüfungsbehörde, eine Gebühr von 7 1/2 £ und an sein College oder Hall einige kleinere Beträge bezahlen; überdies bedarf er auch noch der Beistimmung seines Colleges, seiner Hall oder des Zensoren-Komité's und der Universität, zu welchem Zwecke sein Name in der Congregation von einem der Proctors laut

verlesen wird; weiter hat er seine Absicht, zu kandidiren, dadurch kund zu thun, dass er längstens einen Tag vor dem zur Uebertragung der Grade bestimmten Tage unter Erlegung verschiedener Gebühren seinen Namen in ein im Hause des Vize-Kanzlers gehaltenes Buch einschreibt. — An dem Prüfungstage versammeln sich die Kandidaten vor dem Congregationshause, bis der „Yeoman Beadle" mit seinem Szepter sie in den Saal ruft, wo sie sich vor dem Vize-Kanzler aufstellen und einen Eid leisten. Die Dekane stellen dann jeden Einzelnen, nachdem man dessen Namen verlesen hat, dem Vize-Kanzler mit einigen lateinischen Worten vor, worauf der Proctor einmal im Saale auf- und abgeht, um einer alten Sitte gemäss denjenigen, die etwa gegen die Verleihung des Grades Einwendungen haben sollten, Zeit zu geben, dieselben dadurch vorzubringen, dass sie den Kandidaten am Rocke zupfen, was fast immer nichts anderes als leere Formalität ist, doch geschieht es hier und da, dass Handelsleute davon Gebrauch machen, um sich die Bezahlung ihrer Rechnung zu sichern! Die Kandidaten für einen theologischen Grad werden ausserdem gebeten, ihre Zustimmung zu den „39 Artikeln" und dem anglikanischen Gebetbuche zu erklären. Schliesslich endet die ganze Zeremonie damit, dass der Vize-Kanzler eine alterthümliche lateinische Ansprache hält, in der er erklärt, der Grad eines Baccalaureus der Philosophie oder Theologie sei auf die Anwesenden übertragen. — Hingegen kann man Baccalaureus der Medizin oder der Jurisprudenz nur dann werden, wenn man schon B. A. ist. Wer M. A. werden will, muss mindestens 15 Termine seit Erlangung des B. A. Grades verstreichen lassen, und die der Graduirung vorhergehenden 3 Wochen in Oxford oder Cambridge zubringen. Ausserdem muss er der Universität 12 £, seinem ehemaligen College ebenfalls einige Gebühren und jährlich eine gewisse Summe, wodurch er „Regent Master", d. h. Mitglied des Convocationshauses wird, entrichten; bezahlt er aber gleich eine Pauschalsumme, so fällt ihm diese, zu

einem Votum in allen Angelegenheiten der Universität berechtigende Mitgliedsschaft auf Lebenszeit zu. Aehnliche Bedingungen sind auch in den anderen Fakultäten an die Erlangung höherer Grade geknüpft. — Aber auch der Eintritt in die Universität ist mit manchen Zeremoniels, Prüfungen und Kosten verbunden; so bezahlt man z. B. auf der Universität Oxford gleich anfangs 19½ £ Einschreibegebühr und ein Vorsichtsgeld von 10½ £, welch' letzteres die Collegeverwaltung gegen etwaigen durch den Studenten verursachten Schaden als College-Eigenthum sicher stellen soll und das beim Austritt aus dem College wieder zurück gegeben wird. Dasselbe variirt in den verschiedenen „Colleges" und „Halls" zwischen 5 £ und 40 £, und nur dort, wo die „Battels", College-Rechnungen, jede Woche oder jeden „Termin", Quartal, vorausbezahlt werden, braucht man gar kein Vorsichtsgeld zu erlegen.

Bezüglich der „Studenten-Disziplin" kommen von Zeit zu Zeit Aenderungen vor, doch ist sie gegenwärtig keineswegs lax, obwohl die Studenten grössere Freiheit geniessen als früher. So wurden unter manchen andern Dingen auch die Vorschriften bezüglich des Tragens des akademischen Gewandes gemildert, welches bei den „Undergraduates" aus einem langen schwarzen Oberrock mit ulanenartiger runder Mütze mit viereckigem Dache besteht, denn jetzt braucht man dasselbe nur bis 1 Uhr Mittags und nach Sonnenuntergang, sowie stets innerhalb des Prüfungsgebäudes, „The Schools", bei Predigten und Besuchen offizieller Persönlichkeiten zu tragen. Kein Undergraduate darf die Universität verlassen, ohne vom Vorstande seines College oder seiner Hall die Erlaubniss erhalten zu haben. Alle diejenigen, welche nicht speziell befreit sind, müssen bei Strafe gewisse Vorlesungen besuchen, u. z. schwankt die Zahl der letzteren sehr. Abends nach Thorschluss, meist 9¼ Uhr, darf Niemand das College verlassen und die zu spät Kommenden müssen kleine Geldstrafen bezahlen, doch ist der Kirchenbesuch jetzt nicht mehr

obligatorisch! In allen zivilen und kriminellen Rechtssachen sind die residirenden Mitglieder der Universität ausschliesslich der Universitäts-Gerichtsbarkeit unterworfen, ja selbst die schwersten, nominell dem „High Steward" unterliegenden Verbrechen, werden in erster Instanz vor dem Friedensrichter-Vize-Kanzler abgehandelt, der damit summarisch verfährt und sie dann an die ordentlichen Gerichtshöfe überweist, doch assistirt dem Vize-Kanzler in den bürgerlichen Angelegenheiten ein rechtskundiges Universitäts-Mitglied. Das akademische Gericht verhängt aber nicht nur akademische Strafen, wie Geldstrafen, Verbannung und Relegirung, sondern auch Pfändung und Gefängniss!

Im grossen Ganzen ist das Leben auf den englischen Universitäten, wenn man dieselben auf eigene Kosten als Hörer besucht, recht theuer. Mit 200 £ jährlich kann man sehr bequem leben, mit 150 £ ganz gut existiren, aber mit 100 £ kommt man sehr selten aus, umsomehr, da die „Dons" und „Gentlemen-Commoners" in der Regel 400—600 £ zu verzehren haben. Jedenfalls leben die „unattached students" billiger, als die Mitglieder der Colleges und Halls, obwohl sie gewisse Ausgabeposten, wie Unterrichtsgebühren, die für die ersten zwölf Termine etwa 60 bis 70 £ betragen, gerade so wie die letzteren entrichten müssen und es in dieser Beziehung keine Ausnahmen giebt; nur andere Auslagen wie Einschreibegebühren, Collegerechnungen, Beiträge zu Klubs und Vereinen können sie ganz ersparen, immerhin hat aber ein Student bei grösster Sparsamkeit zur Erlangung seines ersten akademischen Grades eine Gesammtausgabe von 300 £ ausschliesslich der Kosten für Kleider, Bücher, Fahrten und das Leben in den Ferien. — Für die „Battels", d. h. die fixen Collegegelder, erhalten die Studenten nebst Wohnung auch Fleisch, Butter, Brot, Käse, Bier, Gemüse, Mehlspeise, Brennmaterial und Beleuchtung, u. z. werden diese „Battels" wöchentlich oder $^1/_4$jährlich vorausbezahlt und variiren in den verschiedenen

Colleges von 50 bis 90 £ per Schuljahr. — Die „Gentlemen-Commoners", welche doppelte Collegegebühren bezahlen, führen übrigens häufig ein derartig verschwenderisches Leben, wie es auf den Universitäten des Kontinents wohl selten seines Gleichen findet, denn die Londoner Weinhändler liefern ihnen Liqueure, von denen die Flasche über 1 £ kostet, und Weine zu mehr als 5 £ das Dutzend; die renommirtesten Schneider wetteifern, sie mit unerhörten Mengen der kostbarsten Kleider zu versehen und ihre Zigarren sind die theuersten, die es giebt. Sie kutschiren prächtige 2rädrige Chaisen, werfen in den Wirthshäusern trotz aller Statuten das Geld mit vollen Händen hinaus; Ananas, eingemachtes Obst, die seltensten Konserven figuriren bei ihren allabendlichen Weinpartien: Tagsüber jagen, reiten, fahren und rudern sie, und zum Schluss zechen und spielen sie bis in die tiefe Nacht Vingt-et-un oder andere Hazardspiele in ihren Wohnungen. Ausserdem bilden sie untereinander eigene „Frühstücks-Klubs", in welchen echt wissenschaftliche Gastronomie getrieben wird, und man jeden Tag in der Wohnung eines andern Mitgliedes auf das Luxuriöseste dejeunirt.

Anders ist es freilich auf den schottischen Universitäten, denn die dortigen Studenten stammen vielfach aus dem Kleinbürger- und Pächterstande, so dass es sogar nothwendig wurde, auf diesen Universitäten schon seit vielen Jahren beinahe halbjährige Ferien einzuführen, damit es den Kleinpächter-Söhnen dadurch möglich wird, dem Studium obzuliegen, da sie während der freien Zeit oft gezwungen sind, sich durch Handarbeit zu ernähren. Trotz dieser gedrückten materiellen Lage eines grossen Theils der studirenden Jugend Schottlands ist der Prozentsatz der dortigen Studirenden doch bedeutend höher als sogar in Deutschland, denn während in letzterem Lande auf 48 Millionen Einwohner 23.500 Studenten kommen, also ein Student auf 2000 und in England nur einer auf 5000 Personen, zählt Schottland bei 4 Mill. Einwohnern 6500 Studenten,

daher entfällt hier ein Student auf nicht ganz 616 Personen!

Auf den englischen Universitäten werden die „Fresh-men“ aber keineswegs mit Lernen überanstrengt, sondern führen im Gegentheile meistens ein recht müssiges Dasein, da sie in der Regel wöchentlich nur cirka 15, je eine Stunde dauernde Vorträge zu besuchen haben. — Ausser diesem höchst gelinden Zwange, der ihnen in Bezug der Studien auferlegt wird, hat jeder nur noch anstandshalber die Verpflichtung, mindestens viermal wöchentlich in der Speisehalle des College zu diniren, was er sich übrigens gefallen lassen kann, denn die Mahlzeiten sind nicht nur sehr opulent, sondern auch vortrefflich zubereitet. Die übrigen Mahlzeiten kann er sich dann in der eigenen Wohnung serviren lassen. In der Speisehalle wird täglich um 5 Uhr dinirt, wobei jeder Student von seinem „Scout“ bedient wird, aber er muss dort in vollem Ornate erscheinen. — Vor dem Speisen steigt stets ein „Undergraduate“ auf die Plattform und spricht ein langes lateinisches Gebet für das Seelenheil der Wohlthäter des College. Die „Dons“ und „Gentlemen-Commoners“ sitzen an erhöhten Tischen in ihren Sammetmützen und Seidengewändern. — Der Unterricht an den britischen Universitäten zerfällt in drei einander oft ergänzende Arten, nämlich durch Professoren und andere öffentlich Vortragende, die der ganzen Universität angehören; durch „Tutors“ und Vortragende, welche nur einem College angehören; und schliesslich durch Privatlehrer, die Mitglieder der Universität sind. — Auch wurde während des letzten Vierteljahrhunderts nicht nur eine beträchtliche Anzahl neuer Lehrstühle gestiftet, sondern auch das ganze System des Professorial-Unterrichts geändert und erweitert, denn nunmehr erfüllen öffentliche Vorträge fast das ganze Gebiet der akademischen Studien und der Unterricht ist mehr als früher den Bedürfnissen der verschiedenen Individualitäten angepasst! — Die Themata der Vorträge werden

in der „University Gazette" angekündigt, wer sie zu frequentiren wünscht, hat sich bei dem betreffenden Professor zu melden, wobei für die ersten beiden Kurse meistens eine kleine Gebühr entrichtet werden muss. In manchen Fällen ist auch die Einwilligung der College-Behörden nothwendig, in andern darf der Student die öffentlichen Vorlesungen erst besuchen, nachdem er eine bestimmte Zeit hindurch „residirt" hat. Ebenso erweiterte man sehr bedeutend den Unterricht innerhalb der Colleges und Halls, während sich gleichzeitig der Verkehr zwischen „Tutors" und Studenten viel freier gestaltet hat, da der Unterricht der Ersteren weniger beschränkt und formeller als früher ist, und die individuellen Bedürfnisse mehr berücksichtigt werden; ja ein befähigter Student erhält von seinem Tutor in der Regel jede mögliche Nachhilfe. Ferner kommt jetzt das Prinzip der Arbeitstheilung in viel höherem Grade zur Geltung, indem sich mehrere Gruppen von Colleges zu Unterrichtszwecken derart vereint haben, dass jeder „Lecturer", statt eine Menge heterogener Gegenstände vorzutragen, nunmehr in der Lage ist, sich einem besonderen Fache zu widmen, doch werden die einzelnen Vorlesungen nicht veröffentlicht, sondern mittels geschriebener, an eine Tafel geklebter Notizen angezeigt. Für diese Vorträge zahlt man durchschnittlich ohne Rücksicht auf die Zahl der zu besuchenden Vorlesungen 15 bis 25 £ per Jahr, ein Betrag, der gleich in die „Battels" aufgenommen wird. Auch hat der Privatunterricht zugenommen, wogegen die „Private tutors" in Folge eines alten Gewohnheitsrechtes noch immer für den Kurs von 24 Stunden 10 £ Honorar erhalten.

Wie wir gesehen haben, erfordert also das Studium auf den englischen Universitäten nicht unbedeutende Geldmittel, doch sind andererseits auch wieder derartig hinreichende Unterstützungen vorhanden, die in Form von zahlreichen Stipendien, Preisen und anderen Ausgleichungen vertheilt werden, dass es selbst gänzlich unbemittelten, fleissigen und fähigen

Studenten möglich wird, diese Anstalten unter anständigen Verhältnissen, nicht in der Art der sogenannten „Bettelstudenten", wie wir es häufig auf dem Kontinente finden, zu besuchen. Besonders viel geschieht für diese jungen Leute auf den Hochschulen von Oxford und Cambridge, denn diese sind nicht nur sehr reich, sondern auch im Besitze grosser, im Laufe der Jahrhunderte immer werthvoller gewordener Stiftungen, und jedes Mitglied der Universität darf sich dort um sämmtliche Auszeichnungs- und Unterstützungsgelder bewerben. Diese pekuniären Beihilfen sind so mannigfach und zahlreich, dass kein Wissenszweig unvertreten ist und fast jeder fleissige und befähigte Student eine solche erlangen kann, u. z. werden die Preise, bestehend aus Büchern und grösseren oder kleineren Geldbeträgen, ein für alle mal verliehen. Auch giebt es sogenannte „Scholarships", Stipendien, welche je nach Umständen auf ein oder mehrere, gewöhnlich 5 Jahre, an Studenten verliehen werden, welche die obligaten 12 Termine bereits absolvirt und sich ausgezeichnet haben, wodurch ihnen die Fortsetzung ihrer Studien ermöglicht wird, und welche die Universität zunächst für treffliche Leistungen in den klassischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen oder historischen Fächern verleiht. — Eine Scholarship macht ihren Inhaber zum Mitgliede einer Collegehall ohne Stimme in der Leitung der letzteren, aber mit dem Anspruche auf freies Quartier und einem Einkommen von 40—80 £ per Jahr. Eine Abart der Scholarships sind die „Exhibitions", Stipendien, welche im Werthe den Scholarships gleichkommen und von den alten Londoner City-Gilden, den grossen Mittelschulen und anderen Körperschaften gestiftet wurden und noch immer gestiftet werden. Man verleiht diese von vornherein an mittellose Studenten, ohne stets eine Prüfung vorhergehen zu lassen. Die Zahl der für intra-akademische Studenten bestimmten Exhibitions sind sehr zahlreich; durch dieselben ist aber auch für die „Unattached students" gesorgt. Ferner werden die

Stellen der „Bible-clerks“ oder „Servitors“, Beamte, denen die Pflicht obliegt, die Frequenz der Kapellen zu überwachen und die Tischgebete vorzusprechen, an fleissige und talentirte Unbemittelte verliehen. Eine ganz besondere Art von Stipendien sind die sogenannten „Fellowships“, Kollegiaturen, die ihre Inhaber auf eine bestimmte Zeit zu Mitgliedern einer intra-akademischen Korporation, mit Stimmen in deren Leitung und Ansprüchen auf freie Wohnung, sowie ein fixes Einkommen von 200 bis 300 £ machen. Derartige Fellowships werden alljährlich etwa 30 verliehen, u. z. an Studenten, die sich beim Graduirungs-Examen besonders hervorgethan und bei den folgenden Ausschreibungen den Sieg davongetragen haben. — Ursprünglich hatten die Fellowships ausschliesslich den Zweck, religiöse und andere Studien zu fördern, und auch jetzt bildet noch immer literarisches oder wissenschaftliches Verdienst die Basis der Zuerkennung, doch der Fellow kann nunmehr, einmal gewählt, ganz nach Belieben seinen eigenen Neigungen nachgehen. Viele Fellows dürfen sogar ihren Studien ausserhalb der Universitätsstädte obliegen, eine Bewilligung, die aber, weil sie erwiesenermassen zu vielen Missbräuchen Anlass giebt, viele Schulmänner gegen sich hat, so dass man seit neuerer Zeit sehr energisch für eine gründliche Reorganisation agitirt, umsomehr, da thatsächlich viele Fellowships reine Sinecuren sind. — Ist ein Fellow, wie dies in der Regel der Fall, gleichzeitig Tutor oder Lecturer, also Lehrer oder Docent, so beläuft sich sein Einkommen häufig auf 500—900 £, abgesehen von anderen Vortheilen. — Um auch weniger bemittelten Studenten den Universitätsbesuch zu erleichtern, dürfen dieselben seit dem Jahre 1868 bei einem „Licensed master of a private Hall“ wohnen, nur müssen sie sich gewissen Disziplinar-Vorschriften unterwerfen, oder sie können auch unter gewissen Beschränkungen ihre Wohnungen selbst wählen und ihre Lebensweise nach Belieben einrichten, wodurch sie nicht die hohen College-Tarife zu bezahlen haben. Solche Studenten heissen „Unattached to

any College or Hall." Für ihren Unterricht ist nicht separat gesorgt, sondern sie nehmen an dem für die übrigen Universitäts-Mitglieder vorgesehenen theil, und unterliegen nur in Sachen des Betragens einem Zensuren-Komité, „Delegacy of unattached students"; ihre Einschreibegebühr beträgt 2 ½ £, das Vorsichtsgeld 2 £.

Schon seit langer Zeit besitzen die britischen Universitäten, besonders aber Oxford, reiche Quellen zur Erlangung literarischer Kenntnisse, und seit neuerer Zeit hat man diesen Schätzen noch viele hinzugefügt. Weniger reich ist aber Oxford an Antiken und Kunstgegenständen, was es aber in dieser Richtung aufzuweisen hat, ist ebenso werthvoll wie anziehend. Der Universität gehören zwei Bibliotheken, die „Bodleyanische", eine der bedeutendsten der ganzen Welt, mit etwa 400.000 Bänden, 30.000 Manuskripten, einer Gemälde- und Statuen Sammlung, und die „Radcliffe'sche", ein Geschenk eines vor 160 Jahren verstorbenen Arztes, mit 50.000 Bänden, fast ausschliesslich medizinischen und naturwissenschaftlichen Inhalts und nahezu sämmtlichen existirenden wissenschaftlichen Zeitungen. Das grossartig angelegte „Universitäts-Museum" besteht aus einer grossen Gruppe von Gebäuden, die ausschliesslich dem Unterrichte in den verschiedenen Fächern der Naturwissenschaften gewidmet sind, und enthält zoologische, botanische, mineralogische, anatomische, pathologische, chemische, sowie physikalische Sammlungen und Laboratorien, Lehrsäle, Bibliotheken, Sezir- und Lesezimmer für jede der grossen Abtheilungen. Der umfangreiche, prächtige botanische Garten war bei seiner Gründung, 1622, der erste dieser Art in Old England und verdankt seine Entstehung dem Lord Danvers; zu ihm gehören ein grosses Herbarium und ein botanisches Museum. In der „Taylor'schen Institution zur Förderung des Studiums moderner Sprachen" werden alle Universitäts-Mitglieder, die sich melden, fast ganz unentgeltlich im Deutschen Französischen, Italienischen und Spanischen unterrichtet, auch

halten dort hervorragende Männer Vorlesungen über ausländische Literatur. Jährlich gelangen zwei Preise zu 25 und 50 £ für besonderen Fortschritt in einer der genannten Sprachen, ja von Zeit zu Zeit auch ein vom „Earl v. Ilchester" gestifteter Preis zur Ermuthigung des Studiums der slavischen Sprachen und Literaturen, zur Vertheilung. Diese Institution ist mit einer grossen Bibliothek ausländischer Literatur ausgestattet. Abgesehen von einer Sternwarte und den Bibliotheken, deren jedes College und jede Hall wenigstens eine besitzt, enthält Oxford auch noch eine Menge andere Museen, Galerien, Sammlungen und Bildungsmittel. — Ebenso hat Cambridge eine grosse Universitäts-Bibliothek mit 140.000 Bänden und 4000 Manuskripten, einen grossartigen botanischen Garten, zwei Sternwarten, anatomische und naturwissenschaftliche Sammlungen etc.

Zu den grössten Vergnügungen der Studenten in Oxford und Cambridge gehören die berühmten „University Boat Races", Universitäts-Bootwettfahrten, von denen die erste beachtenswerthe im Jahre 1818 stattfand, denn damals hatten die besten Ruderer der grossen Westminsterschule diejenigen der „Tempelschule", Rechtslyzeum, herausgefordert und die Herausforderer blieben Sieger, ja von dieser Wettfahrt an datirt sogar das goldene Zeitalter des Ruderwesens. Während der nächsten zwei Dezennien massen sich die Westminsterschüler mit ihren Kollegen von Eton-College, der wichtigsten Knaben-Mittelschule Englands, 1829 veranstalteten die beiden grössten und ältesten Universitäten Old Englands, Oxford und Cambridge, das erste Ruderwettfahren auf der Themse, und heut zu Tage nimmt das grosse Publikum an diesen Bootwettfahrten, den sogenannten „Wasser Derbys", welche zu einem grossen Nationalfeste geworden sind, einen ebenso hervorragenden Antheil wie an den Epsomer Rennen! Die Zeitungen, welche früher kaum Notiz davon nahmen, bringen jetzt 2 Wochen vor der Wettfahrt täglich eine Spalte darüber,

am Tage nach derselben wohl gar 5 bis 6 Spalten und während dieser ganzen Zeit bilden die Universitäts-Studenten mit ihren gegenseitigen Aussichten auf Erfolg den Hauptgesprächsstoff der Metropole. Schon mehrere Tage vor Beginn der grossen Wettfahrt sieht es in ganz London sehr blau aus, denn lichtblau ist die Farbe Cambridge's, dunkelblau die Oxfords. Man erblickt an allen Ecken und Enden in allen Handlungen blaue Stoffe, blaue Kravatten, blaue Bänder, blaue Kleider und blaues Porzellan; die Zuckerbäcker stellen Bootsmannschaften aus blauem Pfefferkuchen zur Schau, ja sogar die Schuhmacher Schuhe mit blauen Bändern aus. Jeder Miethwagen-Kutscher oder Omnibus-Kondukteur ziert seine Peitsche oder seinen Hut mit einer der Tagesfarben, die Einspänner-Droschken lassen blaue Vorhänge lustig flattern, die Geschäftslehrlinge, welche in der Regel kaum etwas Näheres von Oxford und Cambridge wissen und vielleicht nie ein Boot betreten oder eine Wettfahrt mit angesehen haben, schmücken ihre Knopflöcher mit blauen Rosetten. Am Tage des Ereignisses giebt es nur wenige Fussgänger oder Fuhrwerks-Passagiere, von den Insassen der Vierspänner bis beinahe zu dem wandernden Obsthändler, der mit seiner ganzen Familie in der von einem Esel gezogenen Karre sitzt, die nicht ein oder das andere blaue Abzeichen an einem oder dem anderen Kleidungsstücke zur Schau trügen, um die Richtung ihrer Sympathien zu bekunden. Tag für Tag pilgern kleine Schaaren zum Schauplatze der Probeübungen an den Themseufern zwischen Putney und Mortlake bei London, die sie mit einem Eifer beobachten und besprechen, als wären die beiden Mannschaften wirklich politische Parteien, von deren Wettstreit die Ehre und das Schicksal der Nation abhinge.

Seit neuerer Zeit beschäftigt man sich übrigens in massgebenden Kreisen Englands auf das Angelegentlichste mit der Errichtung einer Universität nach deutschem Muster in London, und „Lord Reay“ veranlasste bereits 1884 die

Bildung eines Komité's, dem die Ausarbeitung eines Planes zur Begründung einer neuen Universität übertragen wurde, der denn auch fertig gestellt und am 15. Dez. desselben Jahres von einer aus sämmtlichen wissenschaftlichen Notabilitäten und Vertretern aller Lehrkörperschaften Londons bestehenden Versammlung als Grundlage für die neue Universität genehmigt wurde. Nach diesem Plane soll die Universität, die bereits gegenwärtig in London bestehenden höheren Lehranstalten, nämlich die Rechtsschulen der 4 juristischen Gesellschaften, ferner die von den Kollegien der Aerzte und Wundärzte geleiteten und mit den Hospitälern verknüpften Lehr-Körperschaften, sowie die Kunst-Akademie in sich aufnehmen; auch soll die gegenwärtige University of London der künftigen Universität als besondere Examinationsbehörde für ganz England angefügt werden. Die Universität wird 4 Fakultäten, u. z. je eine für Philologie, Naturwissenschaft, Medizin und Jurisprudenz umfassen, denen später noch eine theologische folgen wird.

Obwohl die „Frauenbildung" im britischen Stammlande grosse Fortschritte gemacht hat, ist es dem weiblichen Geschlecht bis jetzt doch noch nicht gelungen, das Hochschul-Studium auch für sie eben so frei zu gestalten, wie es den Damen auf den Universitäten von Zürich, Moskau etc. zu Theil wird. In Oxford und Cambridge steht die studirende weibliche Jugend zwar mit den dortigen Hochschulen in derselben Verbindung wie die männliche, aber sie bildet ebenso wie diese eigene Colleges, deren jedes wieder gewissermassen eine Art Universität darstellt, und dabei ist alles derart eingerichtet, dass das eine Geschlecht mit dem andern nicht in Berührung kommt. Die Insassen der Damen-Kollegien, „Ladies Colleges", hören dieselben Professoren wie die der männlichen Kollegien, aber sie haben eigene Lehrsäle an der Universität, die Professoren kommen zu ihnen, und überdies sind noch im College ansässige Lehrerinnen angestellt. Bei den Prüfungen können

die Damen aber schon gar nicht mit den jungen Männern zusammenkommen, weil die Examina schriftlich abgelegt werden. Die zwei hervorragendsten Ladies Colleges sind „Girton“ und „Newnham.“ Girton zeichnet sich hauptsächlich durch Erfolge in der Mathematik und den alten Sprachen, Newnham durch solche in Geschichte und Naturwissenschaften aus. Die Leitung befindet sich in jedem College in der Hand einer „Vorsteherin“, und einer „Vize-Vorsteherin.“ In Girton haben die Baulichkeiten, ausser dem Erdgeschoss, zwei Stockwerke, u. z. befinden sich im Parterre Lehrsäle, der Speisesaal, die Küche und das Lesezimmer; in letzterem liegen Zeitungen aus und an einem schwarzen Anschlagbrete prangen Zettel mit Ankündigungen verschiedenen Inhalts; auch enthält ein schöner Schrank wissenschaftliche Bücher. Abgesondert vom Hauptgebäude liegt das kleine Hospital, welches jedoch selten benutzt wird, weil der Gesundheitszustand der Schülerinnen ein sehr erfreulicher ist. Steigt man die Treppe des Hauptgebäudes hinan, so erblickt man an einer Reihe Thüren Nummern und Namen der Bewohnerinnen. Jeder Studentin sind in Girton zwei Zimmer, eine Schlaf- und eine Wohnstube, angewiesen; in Newnham hat jede nur eines, aber es ist viel grösser und durch einen Vorhang in zwei Hälften getheilt, leistet daher dieselben Dienste. Die herrliche Aussicht von diesen Zimmern auf den schönen, grossen Garten und die jenseitigen Felder würde dieselben auch dann reizend machen, wenn die Mädchen nicht schon ohnehin durch geschmackvolle Ausschmückung dafür sorgen würden, sie möglichst behaglich zu gestalten. Bezüglich der Ausgaben für Wohnung, Verpflegung und Unterricht sind die Studentinnen gegen die Studenten dadurch im Vortheile, dass für alle ein gleichmässiger Preis besteht, und dass die sich unter den Jünglingen geltend machenden Standesunterschiede mit ihren unangenehmen Folgen bei ihnen gar

nicht zur Geltung kommen, denn jede Studentin bezahlt 100 £ pro Schuljahr von drei Terminen. Da jeder Termin aber nur ungefähr zwei Monate dauert und die übrige Zeit auf Ferien entfällt, die nicht im College zugebracht werden, so kostet der Aufenthalt in der Anstalt fast genau 12 Mark pro Kopf und Tag. — Während aber in Newnham die Einschreibung von Schülerinnen ohne Aufnahms- oder vorgängige Abiturienten-Prüfung erfolgt, kann in Girton Niemand Aufnahme finden, der nicht vorher ein schriftliches Examen besteht, oder schon früher vor irgend einer der in England bestehenden Prüfungs-Behörden ein ähnliches Examen abgelegt hat, wie etwa die deutschen Abiturienten-Prüfungen.

Doch werden denjenigen Mädchen, welche die Aufnahmsprüfung glänzend bestehen und nicht in der Lage sind, die Gesammtkosten des in der Regel 3jährigen College-Studiums zu bestreiten, soweit die Mittel reichen, Stipendien im Betrage von 30 bis 84 £ für die Dauer der ganzen 3 Jahre verliehen. Diese Stipendien rühren theils aus den Fonds der Colleges, theils von reichen Wohlthätern, theils von den Londoner City-Gilden her. — Von den 70 jungen Damen, die im Jahre 1884 Girton frequentirten, hatten 22 Stipendien. — Diejenige Studentin, welche nicht gegen die Hausordnung verstösst, die übrigens allen billigen persönlichen Wünschen und Neigungen möglichst entgegenkommt, ist nicht nur auf ihrer Stube, sondern in ihrem ganzen Thun und Lassen ihre eigene unumschränkte Herrin, ja man hat sogar bei Feststellung der Statuten etc. von jeder ärgerlichen Ueberwachung und Bevormundung vernünftigerweise gänzlich abgesehen. Doch giebt es allgemeine Regeln, deren Befolgung von Jedermann erwartet wird; so z. B. das Erscheinen bei dem gemeinschaftlichen Diner im grossen Saale, der regelmässige Beuch der einmal gewählten Vortragskurse, ruhiges Verhalten während der allgemeinen Arbeitsstunden u. s. w. Die Tagesordnung ist ungefähr folgende: Etwa um sieben Uhr wird aufgestanden,

Punkt acht Uhr läutet die Frühstücksglocke. Dem im Speisesaal servirten Frühstück, das nach englischer Sitte aus Thee, oder Kaffee nebst Speck, Eiern und Butterbrod besteht, geht ein gemeinschaftliches Gebet voraus, doch ist Niemand verpflichtet, demselben beizuwohnen. Dann begeben sich die Studentinnen in den Lesesaal, um zu plaudern, die angekommenen Briefe zu lesen, die Zeitungen durchzufliegen oder Klavier zu spielen; auch geht man, wenn das Wetter günstig, im Garten spazieren. Für Spätaufsteher steht das Frühstück bis 9 Uhr auf dem Tische; um 10 Uhr beginnt ein 3 bis 4stündiges Studium in gänzlicher Abgeschlossenheit, welches nur sehr dringende Angelegenheiten unterbrechen können. Um 12 Uhr ertönt die Speiseglocke zum zweiten Male, das kalte Gabelfrühstück, aus Fleisch und Käse bestehend, steht im Speisesaale bis 3 Uhr bereit; jede Einzelne kann kommen und gehen, wann sie will, je nach ihrem Appetit, ihrer Beschäftigung oder ihrer Zeit-Eintheilung; eine regelmässige Tischordnung braucht da umsoweniger eingehalten zu werden, als sich jede Dame selbst bedient. Wer um 4 Uhr Thee wünscht, erhält denselben auf dem Zimmer oder auch im Hörsaale. Die Zeit zwischen dem Lunch und dem Diner ist in der Regel dem Besuche der Vorträge gewidmet, zu denen theils die Cambridger Professoren mittelst Velocipedes in's College kommen, theils die Mädchen per Wagen nach Cambridge fahren, wenn sie nicht lieber zu Fuss gehen. Uebrigens theilen sich viele Studentinnen ihre Zeit derartig ein, dass sie nur etwa 4 mal wöchentlich Vorlesungen hören und die übrigen Nachmittage für ihren Briefwechsel, längere Promenaden oder Besorgungen in der Stadt frei behalten. Um $^3/_4$6 Uhr in Girton, um 6$^1/_4$ Uhr in Newnham wird die Ankleideglocke geläutet, worauf die Damen zum Diner Toilette machen und sich eine Viertelstunde später in den Speisesaal begeben. — Die Hauptmahlzeit bildet den geselligen Mittelpunkt des Tages; bis 8 Uhr wird geplaudert,

zuweilen auch musicirt und getanzt oder über einen Gegenstand regelrecht debattirt oder ein Theaterstück mit vertheilten Rollen gelesen. Ehe die Studentinnen den Speisesaal betreten, legen sie ihre Brieftaschen auf einen im Hausflur stehenden Tisch, wo sie von einem Postboten abgeholt werden. In Girton speist die Vorsteherin geradeso wie in den männlichen Colleges mit den in der Anstalt wohnenden Lehrerinnen an einem besonderen Tische, in Newnham dagegen, wo der Ton viel ungezwungener ist, mischen sich die „Dons" unter die Schülerinnen. Nach dem Diner verfügen sich die meisten jungen Damen wieder auf ihre Stuben, um zu studiren, doch nur in dringenden Fällen geschieht dies länger als eine Stunde. Dabei lösen sie ihr Haar und legen den bequemen Schlafrock an; auch wird in Newnham um 8 Uhr, in Girton um 9 Uhr Thee, Kakao oder Kaffee genommen. Zu diesem Zwecke hat jede Studentin einen Kessel, worin sie das Getränk selbst bereitet, jedoch werden die erforderlichen Materialien von der Bedienung auf das Zimmer gebracht. Gewöhnlich kommen mehrere Mädchen bei einer Freundin zusammen, um gemeinsam zu lesen, sich zu zerstreuen oder auch nur zu plaudern, wobei nicht selten die erforderlichen Arbeiten für Garderobe eigenhändig besorgt werden. Man bleibt oft bis 11 Uhr und darüber hinaus beisammen, doch verhält man sich nach 10 Uhr ruhig, um diejenigen, die etwa noch studiren oder schon schlafen, nicht zu stören, auch werden um die letztgenannte Stunde die Lichter in den Korridoren ausgelöscht. Im Sommer muss jede junge Dame längstens bei Anbruch der Nacht, im Winter um 6 Uhr im Gebäude sein; nur wer ausgebeten ist, darf ausnahmsweise bis 11 Uhr nach Hause kommen.

Uebrigens kultiviren die Studentinnen auch mit grosser Vorliebe körperliche Uebungen; so wurden eines Tages dem Girtoner College einige kleine Feuerspritzen zum Geschenk gemacht, und flugs gingen einige junge Damen daran, sich in deren Handhabung unterweisen zu lassen. Nachdem sie die

entsprechende Lehrzeit durchgemacht, unterrichteten sie ihre Kolleginnen, und seit dem Jahr 1882 werden einmal wöchentliche Feuerlösch-Uebungen abgehalten, so dass die Studentinnen von Girton wohl die einzige weibliche Feuerwehr bilden, die es auf Erden giebt. — Seit jüngster Zeit wird dort auch noch ausser dem Fangball-Spiel das Kricket getrieben, denn die jungen Damen haben in neuester Zeit einen Kricket-Klub gegründet und bei einem tüchtigen Fachmanne Unterricht genommen. Sie tragen dabei dasselbe Kostüm wie die Männer, nämlich Flanell-Jacken und -Beinkleider. Von Zeit zu Zeit veranstalten sogar Newnham und Girton Lawn-tennis-Wettspiele.

Noch bis vor kurzer Zeit gab es im britischen Stammlande noch kein Institut für Frauen zur Erwerbung der erforderlichen medizinischen Kenntnisse, um ihr Examen als praktische Aerzte, mit dem späteren Ausübungsrecht ihrer Wissenschaft machen zu können. Jetzt ist aber dem weiblichen Geschlechte nicht nur der Besuch der Universität London und anderer medizinischer Schulen gestattet, sondern den Frauen wird an denselben auch durch Frauen zum Theile Unterricht gegeben. Doch fehlt immerhin noch ein Gesetz, welches bei den Frauen die medizinische Staatsprüfung für das ganze britische Stammland anordnet. Aus den für das Schuljahr 1885 veröffentlichten Listen ersehen wir aber, dass an der Universität London eine Dame dem schwierigen Amte eines General-Superintendenten der Studien und Studentinnen der Medizin vorsteht, wärend eine andere Dame Anatomie docirt und ihr Assistent ebenfalls eine Dame ist; auch die Gesundheitslehre trägt eine Dame vor und über Frauenkrankheiten liest eine Dame, die als Arzt an dem neuen Hospital für Frauen eine Anstellung hat. Uederdies unterstützen Stipendien von 30, 50 und 100 £ die jungen Damen bei ihren medizinischen Studien. — Ferner befanden sich unter den graduirten Studirenden der Londoner Universität, welche

sich 1885 dem Vizekanzler der Universität vorstellten, auch viele Damen, sämmtlich in ihrem akademischen Ornate, da neuerdings das Tragen der akademischen Robe auch bei ihnen gebräuchlich ist und der Beifall, der ihnen bei ihrem Erscheinen gespendet wurde, beweisst, dass man wenigstens in London nicht mehr mit Neid, sondern mit Anerkennung auf ihre Erfolge blickt! In der Liste dieses Jahres sind ein weiblicher Doktor der Philosophie, ein Magister artium, 2 Doktoren der Medizin und eine ganze Anzahl „Bachelors of art and science" verzeichnet; ja eine junge Engländerin, „Miss Alice Gardner", Verfasserin einer Brochüre: „Die Ansicht des Kaisers Julian über das Christenthum", wurde sogar zum Professor der Geschichte am Bredford-Kollegium ernannt, und 20 Professur-Kandidaten, die sich um die Stelle beworben hatten, mussten der jungen Dame weichen.

In „Indien" hat das Erziehungswesen in neuerer Zeit ebenfalls sehr grosse Fortschritte gemacht, denn es wurden nicht nur Schulen zum Unterricht in der englischen Sprache nach und nach in jedem Distrikt errichtet, sondern auch gleichzeitig der öffentliche Unterricht der Leitung eines „Departments" in jeder Provinz unter einem Direktor nebst einem Stabe von Inspektors übergeben und ein Netz von Schulen, angefangen von den einfachsten Dorfschulen bis hinauf zu den höchsten Colleges über das ganze Reich etablirt, die sämmtlich eine Subvention unter Garantie der offiziellen Schulinspektion erhalten. An der Spitze der Unterrichts-Anstalten stehen die Universitäten, ihnen folgen Colleges verschiedener Art für den höheren Unterricht, von denen einige ausschliesslich von der Regierung erhalten werden, andere aber Missions-Institute sind, die aber ebenfalls Subventionen vom Staate beziehen. An diese reihen sich dann Mittelschulen, je eine im Hauptorte jedes Distrikts, sowie in den kleineren Städten und grösseren Dörfern. Den Schluss bilden Volksschulen mit verschiedener Wirksamkeit und besonderen Klassen für Mädchen in fast

allen bewohnten Orten. — Im Jahre 1883 gab es nach offiziellen Erhebungen an Schulen in Indien:

	Unterr.-Anst. für		Schülerzahl	
	Knaben	Mädchen	Knaben	Mädchen
Colleges	95	1	8710	7
Secondary schools:				
Höhere Schulen	492	38	68.434	1165
Mittelschulen	3583	213	163.807	6835
Elementarschulen	98.433	3200	2,346.931	152.712
Spezial- od. techn. Schulen	203	21	8813	714
Andere od. Native- „	2919	14	31.717	938
	105.725	3487	2,628.412	162.371
	109.212		2,790.783	

Von diesen zahlreichen Unterrichts-Anstalten waren 15.845 mit 782.068 Schülern Staatsschulen; 78.121 mit 1,622.393 Schülern erhielten staatliche Subvention und 17.271 mit 385.600 Schülern waren nicht subventionirt, so dass die Gesammt-Ausgabe für das Erziehungswesen Indiens sich im selben Jahre auf 2,105.653 £ bezifferte, wovon beiläufig $^1/_3$ von den Provinzen, $^1/_7$ von den Munizipalitäten und der Rest von den Schulgeldern, den Native states revenues, Subskriptionen und anderen Beiträgen gedeckt wurden. Beinahe die Hälfte dieser Gelder verwendete man für Elementarschulen, $^1/_3$ für College, Spezial- und Sekundärschulen und 21.790 £ für die 3 Universitäten in Kalkutta, Madras und Bombay, welche durch den „Act of the Government of India" im Jahre 1857 inkorporirt wurden und die Berechtigung erhielten, Grade in Kunst, Rechtswissenschaft, Medizin- und Zivil-Ingenieurwesen zn ertheilen. — Mit dem Ende März abgeschlossenen Jahre 1883 wurden in Kalkutta 952, in Madras 1634 und in Bombay 572 Hörer aufgenommen. Nach dem Census des Jahres 1881 betrug die Gesammtzahl der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder im ganzen indischen Reiche ungefähr 32 Millionen im Alter von 5 und 10 Jahren, und 43 Millionen im Alter von 10 und 20

Jahren, während andererseits von der gesammten, keinen Unterricht geniessenden Bevölkerung im selben Jahre 105,838.357 Männer und 111,332.927 Frauen weder lesen noch schreiben konnten. — In „Ceylon" gab es am 1. Januar 1884 1703 Staats- und von der Regierung subventionirte Schulen mit einem thatsächlichen Schulbesuche von 102.109 Schülern oder 1 : 28 der Bevölkerung. — In „Hongkong" finden wir hingegen im selben Jahre 87 Staatsschulen mit 5597 Schülern.

Das Schulwesen von „Neu-Südwales" steht unter Kontrole des Staates, der für diesen Zweck 1883 870.571 £ verwendete und ein eigenes Ressort, das „Department of Public Instruction" errichtet hat, welches 1884 folgende Schulen beaufsichtigte: eine Erziehungsschule, „Training School", für männliche und eine für weibliche Lehrer; 6 höhere Schulen und 1354 Volksschulen mit einem durchschnittlichen Schulbesuche von 148.116 Schülern; 226 Provinzialschulen mit einem beiläufigen Besuche von 4966 Schülern; 106 „Half-Time" und „House-to-House Schools" mit einem durchschnittlichen Besuche von 2008 und 23 Abendschulen mit einem beiläufigen Besuche von 734 Schülern; macht in Summa einen durchschnittlichen Gesammt-Schulbesuch von 155.824 Schülern mit 2987 Lehrern; rechnet man noch die Spezialschulen hinzu, so ergiebt das eine Totalsumme von 3023 Lehrern und 157.217 Schülern. — Die Universität Sydney hatte 1884 17 Professoren, 128 Studenten und 1883 ein Einkommen von 22.594 £ 19 S. Bei dieser bestehen auch 4 Colleges und eine „Grammar-School" mit 31 Lehrern, 577 Studenten; ausserdem giebt es noch 588 Privatschulen mit 1473 Lehrern und 32.107 Schülern; also bestehen in Neu-Südwales im Ganzen 2315 Unterrichts-Anstalten mit 4543 Lehrern und 189.983 Schülern. — Die Universität von „Neu-Seeland" ist nur eine Examinations-Behörde und ertheilt Grade auf Grund einer Royal Charter. Ausser dieser finden wir noch 3 Colleges, u. z. Ottago University in Dunedin mit 8 Professoren und 4 Lehrern, Canterbury College in Christchurch mit 6 Professoren und 1 Lectureship, und das

University College in Auckland mit 4 „Professorial chairs.“ Ferner gab es noch Dezember 1883 25 inkorporirte oder subventionirte Sekundärschulen mit 64 Lehrern und 2209 Schülern. Die Elementarschulen der Kolonie verwalten ein „Education-department“ unter einem Minister, 12 „Education boards“ und 798 „School comittees“, u. z. bestanden 943 Volksschulen mit 2291 Lehrern und 92.476 Schülern; 257 Privatschulen mit 625 Lehrern und 11.255 Schülern; 10 „Reformatory Schools“ und Waisenhäuser mit 1525 Zöglingen und 250 auswärts untergebrachten Kindern; 66 „Native Schulen“ mit 116 Lehrern und 1923 Schülern; und schliesslich noch ein Taubstummen-Institut mit 3 Lehrern und 32 Zöglingen. 1883/84 wurden vom Kolonialschatz für das gesammte Erziehungswesen 376.336 £ ausgegeben, wobei man die Ottago- und Canterbury-Universität-Colleges ganz besonders ausgiebig subventionirt hatte. Der Schulunterricht ist obligatorisch, aber an den Volksschulen frei und weltlich. Im Jahre 1881 betrug das Verhältniss derjenigen Bewohner der Kolonie, welche weder schreiben noch lesen konnten, ausschliesslich der Maori und Chinesen, 7·91. — In „Queensland“ ist der Schulunterricht ebenfalls obligatorisch und es gab hier 1884 7 Grammar- oder Mittelschulen mit 35 Lehrern und 557 Schülern, welche unter verschiedenen Bedingungen Staats-Unterstützungen erhalten. An Volksschulen, deren Besuch frei ist und für die aus öffentlichen Mitteln 1883 119.597 £ verausgabt wurden, zählte die Kolonie im selben Jahre 387 mit 1027 Lehrern und einem durchschnittlichen täglichen Besuche von 24.247 Schülern; ausserdem bestanden noch 87 Privatschulen mit 306 Lehrern und einem durchschnittlichen Besuche von 5966 Schülern. Nach dem Census 1881 waren 29·44 % der Bewohner nicht im Stande zu lesen und zu schreiben, und 1883 signirten 6·88 % der heirathenden Personen bei der Trauung mit Kreuzen. — Auch in „Tasmanien“ ist der Schulunterricht obligatorisch und bei den Volksschulen unentgeltlich. Es bestehen 5 höhere Schulen oder Colleges und 183 Elementarschulen mit

14.241 Schülern nebst zahlreichen Privatschulen. Den höheren Unterricht kontrolirt ein „Council“, welches Prüfungen abhält und Grade ertheilt, während der Elementar-Unterricht einem „Board“ untersteht. Ausserdem giebt es noch verschiedene gut dotirte Stipendien zur Vorrückung von den niederen zu den höheren Schulen, und von diesen in die Universitäten des britischen Stammlandes. Laut Census 1881 lebten in der Kolonie 31.080 Personen oder 27% der Bevölkerung, welche weder lesen noch schreiben konnten. — In „Viktoria“ finden wir eine Universität mit 2 Colleges, ferner Staatsschulen und Privatschulen. Die Melbourner Universität wurde auf Grund eines speziellen Akts des gesetzgebenden Körpers, am 3. Okt. 1855 eröffnet; sie bezieht eine jährliche Subvention von 9000 £ aus dem Staatsfond der Kolonie, ist aber mehr ein Examinations- als ein Unterrichts-Körper und erhielt 1859 durch eine Royal Charter die Ermächtigung in allen Fakultäten, mit Ausnahme der Theologie, Grade zu ertheilen. — Zu dieser Universität gehören auch 2 Colleges, Trinity und Ormond Vom Eröffnungstage bis zum Jahre 1883 zählte dieselbe 1911 matrikulirte Studenten und ertheilte 860 Grade, während 1884 128 Studenten matrikulirt, 73 Grade ertheilt wurden und 385 Studenten die Vorträge hörten. — Das gegenwärtige System des öffentlichen Unterrichts, welches seit dem 1. Januar 1873 zur Einführung gelangte, ist streng weltlich, ausserdem aber auch, mit gewissen Ausnahmen, bei Kindern von 6—15 Jahren in den Volksschulen obligatorisch und frei. Im Jahre 1882 gab es 1762 Staatsschulen mit 222.945 Schülern, die von 4162 Lehrern unterrichtet wurden, wobei sich der durchschnittliche Besuch auf 118.279 oder 53% der einregistrirten Schüler bezifferte. Es wurde angenommen, dass 1881 ungefähr 96% der schulpflichtigen Kinder wenigstens einen Theil des Jahres Unterricht erhielten und dass 80% derselben die Staatsschulen besucht haben. Unter den im Alter von 15 Jahren und aufwärts stehenden Personen konnten nach dem Census

1881 92½% schreiben und lesen und nur 3½% waren vollkommen Analphabeten. Im Jahre 1882/83 betrugen die Gesammtkosten für den öffentlichen Unterricht 598.970 £, doch entfiel von dieser Summe nichts auf die Mittelschulen, da diese gänzlich in den Händen von Privatpersonen oder religiösen Korporationen ruhen, denen seit den letzten Jahren keine Staats-Subvention bewilligt wurde, während früher einige der bedeutendsten Geld und Ländereien von der Regierung erhielten. — Ueberhaupt gab es im Jahre 1884 670 Privatschulen mit 1638 Lehrern und 35.773 Schülern, unter ihnen 182 Schulen mit 555 Lehrern und 21.019 Schülern der römisch-katholischen Kirche. — Ebenso ist auch in „West-Australien" der Schulbesuch obligatorisch, so dass im Jahre 1881 von der gesammten Bevölkerung, vom 15. Altersjahre angefangen bis hinauf nur 9·93% weder lesen noch schreiben konnten.

Ausschliesslich Britisch-Columbia haben alle Provinzen des „Dominions of Canada" eine oder mehrere Universitäten sowie verschiedene Colleges, welche für Universitäts-Grade vorbereiten, so dass in Summa in ganz Kanada cirka 14 Grade ertheilende Körperschaften mit ungefähr 24 Colleges, einschliesslich der medizinischen Schulen, bestehen, die nach sämmtlichen Ausweisen von cirka 2000 Studenten besucht werden. Im Jahre 1883 gab es in Quebec 246 „Academies" mit 38.278 Schülern, 31 „Colleges" mit 6879 Schülern, 18 „Special Schools" mit 1262 Schülern, 3 Normalschulen mit 330 Schülern und 333 Modellschulen mit 26.378 Schülern. In Ontario ungefähr 410 „High Schools", öffentlich und privat, mit 11.000 Schülern; in Prince Edward Insel 46 mit 4150 Schülern; in Nova Scotia 18 mit 1130 Schülern; in Manitoba 6 mit 600 Schülern; in Britisch Columbia 2 mit 85 Schülern und in Neu-Braunschweig ist man daran, ausser den bereits bestehenden, die von 680 Schülern besucht wurden, noch 64 neue „High Schools" zu errichten. Von den Volksschulen ertheilen viele auch höheren Schulunterricht; Quebec hatte 1883

4404 Volksschulen mit 170.858 Schülern, Ontario 5313 mit 471.512 Schülern, Nova Scotia 1910 mit 81.863 Schülern, Neu-Braunschweig 1411 mit 50.000 Schülern, Prince Edward Insel 386 mit 18.150 Schülern, Manitoba 310 mit 12.770 Schülern und Britisch Columbia 60 mit 2693 Schülern. — In Ontario betrug die Zahl der Schulpflichtigen 483.817, in Nova Scotia 80.000, in Neu-Braunschweig 73.000, in Prince Edward Insel 21.873, in Manitoba 16.050. Doch hat die Regierung mehr oder minder in allen Provinzen die Oberleitung des Unterrichts in ihren Händen, u. z. bestehen zu diesem Zwecke in Ontario „Local boards" sowie „Rates" und der Schulbesuch ist obligatorisch. In Neu-Braunschweig finden wir staatliche Subvention und lokale Steuern, jedoch gegenwärtig keinen obligatorischen Schulbesuch; in Nova Scotia herrscht dieselbe Art der Kostendeckung, auch ist hier der Schulbesuch nur bis zu einer gewissen Grenze obligatorisch; dieselben Verhältnisse bestehen auf der Prince Edward Insel, wo der Unterricht für wenigstens 13 Wochen des Jahres zwangsweise ist. Manitoba hat ebenfalls die gleiche Geldbeschaffung, und das „Board" kann den Schulbesuch gesetzlich erzwingen; in Britisch Columbia unterstehen sämmtliche Schulen der Regierung und sind für alle frei; ausserdem giebt es hier einen obligatorischen Schulbesuch. — In der „Kap-Kolonie" finden wir eine 1873 inkorporirte Universität, die 1877 durch eine „Royal Charter" zur Ertheilung von Graden ermächtigt wurde, aber nur eine Prüfungs-Behörde ohne jegliche Lehrkanzel oder andere Unterrichts-Anstalten ist. Doch bestehen 5 Colleges, welche vom Staate auf Grund der „Higher Education Act" erhalten werden und einen kompleten Stab an Professoren und Lecturers für die Gebiete des klassischen, mathematischen und physikalischen Wissens haben, an denen 246 Studenten matrikulirt wurden und 62 Professoren nebst 55 Hilfs- und Beaufsichtigungs-Lehrern angestellt sind. — In den 1883 vom Staate subventionirten Schulen waren 78.150 Schüler mit einem durchschnittlichen

Schulbesuche von 38.495 bis 45.518 einregistrirt, u. z. betrug die staatliche Subvention für dieselben in diesem Jahre 99.467 £ und die der Munizipalitäten 111.447 £. Man schätzt, dass in diesen Schulen ungefähr 22.000 Kinder von Natives, nämlich Kaffern, Fingoes u. s. w.; 24.000 von Europäern und der Rest von Mischlingen sind, auch hatten, einschliesslich der Privatschulen, 71 % aller Kinder im schulpflichtigen Alter die Schule besucht, trotzdem der Schulbesuch keineswegs obligatorisch ist. — Von der europäischen Bevölkerung konnten 1875 in der Kolonie 34·13 % der Männer und 33·28 % der Weiber weder lesen noch schreiben.

In „Natal“ bestehen „Government high Schools“ in Pietermaritzburg und Durban ausserdem aber auch noch mehrere „Government primary Schools“ und eine grosse Zahl Missions- und Korporations-Schulen unter der Inspektion der Regierung, nebst 12 „Indian-Schools.“ — In „Mauritius“ wird der Elementar-Unterricht theils von Regierungs-, theils von subventionirten Schulen ertheilt, wofür der Staat 1882, einschliesslich des Royal College, 31.091 £ verausgabte, während sich im selben Jahre die durchschnittliche Anzahl der schulpflichtigen Kinder auf 11.887 und der Schulbesuch auf 7322 bezifferte. — Für „Malta“ besteht eine Universität zu Valette.

Die Institute für Wissenschaft und Kunst.

Im britischen Stammlande findet man im grossen Ganzen viel mehr Kunstschätze in den Privatsammlungen als in den öffentlichen, denn erstere sind in der Regel weit reicher und auch meistens in der wunderbarsten Ordnung erhalten. Hauptsächlich tritt dies aber bei den Gemälde-, naturhistorischen und Alterthums-Sammlungen zu Tage, während die Bücher-Sammlungen einzig und allein eine Ausnahme machen,

denn die öffentlichen Bibliotheken sind die ältesten Sammlungen, welche überhaupt in Old England in's Leben gerufen wurden. — Unter den hervorragendsten öffentlichen wissenschaftlichen Sammlungen nimmt aber das weltberühmte „britische Museum" in London den ersten Rang ein.

Grossen Ruf geniesst auch die bereits 1675 durch Karl II. erbaute „National-Sternwarte von Greenwich." Sie ist nicht nur eine der ältesten und mit den besten Instrumenten ausgestattete, welche es überhaupt giebt, sondern von ihr aus wird auch der Anfangspunkt der Meridianzählung für alle Seekarten und die meisten geographischen Längenbestimmungen gerechnet. — In dieser Sternwarte befindet sich das „Aequatorial Teleskop", eines der vorzüglichsten Instrumente seiner Art, dessen Rohr 26 engl. Fuss Länge hat und in einem höchst komplizirten mechanischen Apparate, „Transitkreis", aufgehängt ist. Dieser bildet den obersten Theil der Beobachtungskammer, besitzt eine Oeffnung für das Rohr und bewegt sich mittelst eines kolossalen, genau regulirten Uhrwerkes in je 24 Stunden einmal um seine eigene Achse mit einer Geschwindigkeit, die der scheinbaren Bewegung der Gestirne am Himmelsraume genau entspricht, so dass man stets den beobachteten Stern wie einen festen Punkt im Rohre behält, ohne drehen zu müssen. — Ausserdem finden wir noch in London das „Bethnal Green Museum", das „Geologische Museum", das „South Kensington Museum", das „Guildhall Museum", die „Horticultural Society's Gardens" u. s. w.

In neuester Zeit wurde im britischen Stammlande auch ein ähnliches Unternehmen in's Leben gerufen wie die deutsche zoologische Station in Neapel, nämlich ein Laboratorium für die Beobachtung und Erforschung des Thier- und Pflanzenlebens im Meere. Zu diesem Zwecke hat die „Marine biological association" auf dem Wege einer Sammlung bereits eine beträchtliche Summe zusammengebracht, und die Regierung gab zur Errichtung des Gebäudes einen Bauplatz oberhalb des

Sundes von Plymouth. Das Institut soll ebenso rein theoretisch-wissenschaftlichen Zwecken, wie den praktischen Interessen der Industrie, welche das Meer ausbeutet, dienen.

Obwohl Old England sehr viele reich ausgestattete Bibliotheken hat, wird es in dieser Beziehung aber doch sehr bedeutend von andern Ländern überragt, denn in Oesterreich, Deutschland und der Schweiz giebt es mehr als 1000 Bibliotheken, von denen 20 über 100.000 Bände enthalten, Frankreich besitzt 6 Bibliotheken mit über 100.000 Büchern und ausserdem die National-Bibliothek, welche die grösste der ganzen Welt ist, während Grossbritannien nur 9 Bibliotheken mit über 100.000 Bänden aufzuweisen hat, trotzdem das British-Museum alljährlich 100.000 £ ausgiebt, um die Sammlungen zu vermehren. Ja sogar Spanien besitzt 30 öffentliche Bibliotheken mit zusammen 700.000 Bänden und die Bibliothek in Washington zählt 518.000 Bände und 170.000 Broschüren. Die grössten Bibliotheken der Erde nehmen daher folgende Reihenfolge ein: die französische National-Bibliothek mit 2,500.000, das British-Museum mit 1,500.000, die St. Petersburger mit 1000.000, die Münchener mit 900.000 und die Berliner mit 750.000 Bänden. — Nicht sehr umfangreich, aber doch höchst interessant ist auch in der „Guildhall", dem Rathhause der Londoner City, die städtische Bibliothek. „Library of the Corporation of London", mit mehr als 36.000 Bänden, ein besonderer Stolz der Londoner. Sie besteht zum vorherrschenden Theile aus Geschenken und enthält manche sehr werthvolle, seltene und besonders schöne Ausgaben. Der eigentliche Bibliotheksaal ist eine prächtige gothische Halle, 100 Fuss lang, 65 Fuss breit und 60 Fuss hoch, die aus einem Haupt- und zwei Seitenschiffen besteht und mit stylvollen, reich geschnitzten Bücherschränken angefüllt ist. Das Hängewerk der Decke zeigt reiche Schnitzereien von sorgfältigster Arbeit, während die Bögen, welche das Gesims des Mittelschiffs tragen, mit marmornen typischen Porträtköpfen

verziert sind, welche die Geschichte, Dichtkunst, Malerei u. dgl. darstellen. Auch erblickt man fast auf sämmtlichen Fenstern kostbare Glasgemälde, die passende geschichtliche Thatsachen oder Embleme darstellen und von reichen Privaten oder gelehrten Gesellschaften gestiftet wurden. — Zu dem prachtvollen „Neuen Aquarium“ mit Winter- und Sommergarten, in Westminster in London, eine Schöpfung des Architekten „Bedborough“ und das Unternehmen einer Aktiengesellschaft, wurde 1875 der Grundstein gelegt. Es enthält ein grosses Meerwasser-Aquarium mit äusserst geräumigen Teichen, dann ein Glashaus mit passender Vorrichtung zur Benützung als Sommer- und Wintergarten, ein vornehmes Restaurant mit hübschen Lokalitäten im Hause und im Freien, sowie einen grossen Konzertsaal, der aber auch zu theatralischen Darstellungen benutzt werden kann. Hieran reihen sich dann noch eine Gemäldegalerie für eine permanente Kunstausstellung, eine Bibliothek mit Schreib- und Lesezimmer, eine bedeckte Promenade oder Wandelbahn, von welcher man gleichzeitig den Ausblick in den Garten und auf die Teiche des Aquariums sowie den Genuss der Konzertmusik im Garten haben kann und noch eine Menge anderer Annehmlichkeiten, wie sie ein derartiger grosser öffentlicher Vergnügungsort gewöhnlich bietet. Dabei ist das Gebäude nach Umfang, Ausdehnung und äusserer Ausstattung imposant, denn es hat von seiner Ostfront bis zur westlichen Grenze, nahe bei der St. James-Park-Station, eine Gesammtlänge von 600 engl. Fuss und einen Flächeninhalt von cirka 2 1/2 engl. Morgen, so dass die Baustelle allein etwa 80.000 £ kostete. Die sogenannte Front-Halle am Ostende hat 85 Fuss Breite, 140 Fuss Tiefe, wird in der Mitte von einem Bogen-Segment aus Glas und Eisen überwölbt und auf jeder Seite von einem Thurme flankirt, alles im reichen Renaissance-Styl gehalten. Die verschiedenen Reservoirs nehmen zusammen eine Länge von 263 Fuss und eine Breite von 53 Fuss ein, und enthalten 200.000 Gall. süsses sowie

600.000 Gall. Meerwasser, zu dessen Aufbewahrung 2 riesige Cisternen dienen, in welche 2 Dampfmaschinen von nominell 20 Pferdekraft, aber einer bedeutend höheren effektiven Leistungsfähigkeit das Wasser pumpen. Die bedeckte Promenade oder Wandelbahn ist 400 Fuss lang und 150 Fuss breit; das Hauptschiff des Gebäudes 80 Fuss breit, also 8 Fuss breiter als der Krystallpalast von Sydenham; rings um das Hauptschiff laufen Galerien, welche 16 Fuss über dem Boden und 16 Fuss bis zur Basis des Glasdachs hoch und 46 Fuss breit sind. Das Orchester an der Nordseite des Hauptschiffs hat eine Länge von 60 und eine Breite von 40 Fuss und der Konzertsaal, welcher sammt seinen Galerien ungefähr 2500 Menschen fassen kann, ist 106 Fuss lang und 66 Fuss breit, während die daran stossende Bühne am Proszenium eine Breite von 30 Fuss und eine Höhe von 40 Fuss besitzt.

Unter den anderen, der Wissenschaft dienenden Schöpfungen ist besonders der berühmte „zoologische Garten in Regent's Park" in London hervorzuheben, der zu den schönsten und umfangreichsten Europa's gehört. Er hat ein grosses aus Backsteinen aufgeführtes und mit einem Dache aus Glas und Eisen bedecktes stattliches Gebäude zur Unterbringung lebendiger Schlangen, Alligatoren und sonstiger Reptilien. Alle diese Thiere befinden sich in einer weiten, viereckigen und stets wohl gelüfteten, mit Palmen und anderen Gewächsen geschmackvoll gezierten Halle, deren Wände innen einen Höhe von 14 Fuss bis zum Dache haben, u. z. beherbergen 3 ovale Bassins mit Rändern, die so geformt sind, dass die Reptilien nicht darüber hinaus können, und ein rundes, mit einer starken lichten Kuppel von Eisenstangen bedecktes Bassin die Alligatoren, jungen Krokodile und die kleineren Wasser-Schildkröten, während andererseits eine Menge kleiner Glaskästen für die verschiedenen Eidechsen-Arten, Schlangen u. s. w. angebracht ist, welche hier in ihrem Familienleben und Treiben beobachtet werden können. Längs der übrigen 3 Seiten der

Halle befinden sich die bis zum Dache reichenden mächtigen Glaskäfige für die Anakonda, die Riesen- und Klapperschlangen, sowie die übrigen grossen und giftigen Reptilien. — London wurde in neuester Zeit übrigens noch durch ein weiteres grossartiges Vergnügungslokal bereichert, das auch den Interessen der Kunst in ausgedehntestem Masse dienen soll, nämlich durch einen grossen Palast, ähnlich dem Krystallpalast in Sydenham. Dieses neue Gebäude wurde von der Albert-Exhibition-Palace-Company in der Nähe von Battersea-Park errichtet. In demselben werden Kunst- und Industrie-Ausstellungen sowie eine permanente Gemälde-Ausstellung abgehalten, die zu den schönsten und reichhaltigsten Europa's gehören. Auch widmen die Unternehmer der Pflege der Musik ihr ganz besonderes Augenmerk. Zur Errichtung des Gebäudes verwendete man das Baumaterial der 1872er Dubliner Ausstellung und der alten Justizgebäude in Westminster. — Ferner giebt es im britischen Stammlande noch zahlreiche Klubs, welche sich die Förderung der Wissenschaft und Kunst zur Hauptaufgabe gestellt haben, unter ihnen hauptsächlich der berühmte und vornehme „Athenaeum-Klub“ in London, der sich vorherrschend aus Gelehrten und Schriftstellern zusammensetzt. — Interessant ist der „Traveller's-Klub“, Klub der Reisenden, in dem nur Ausländer oder reisende Inländer aufgenommen werden. Engländer können nur dann Aufnahme finden, wenn sie den Nachweis liefern, dass sie mindestens fünfhundert englische Meilen weit in gerader Richtung von London aus gereist sind. Je grössere Reisen ein Kandidat gemacht hat, desto günstiger stehen natürlich seine Chancen, denn die Länder, die er besucht, die Abenteuer, die er bestanden, die verschiedenen Volkssitten, welche er beobachtet hat, liefern der Klub-Konversation selbstverständlich ausgiebigen Stoff. Dieser Klub kann sich einer sehr gewählten Gesellschaft rühmen, denn ihm gehören die höchsten Zweige der englischen Aristokratie und die Elite der Mitglieder beider

Häuser des englischen Parlaments an. Einen geographischen Anstrich hat auch der „Oriental-Club“, in dem die in Ost-Indien etablirten Engländer, welche zeitweilig zu ihrem Vergnügen oder in Geschäften nach London kommen, sich zusammenfinden. Ferner giebt es noch in London den United University Club, den Oxford and Cambridge Universities Club, die beide der Mehrheit nach aus Geistlichen bestehen, den Law Club, dessen Mitglieder Rechtsgelehrte sind, den Garrick- und den Savage Club, welche die Klubs der Literatur- und Theaterfreunde bilden.

In „Indien“ finden wir ebenfalls zahlreiche Gesellschaften, bestehend aus Engländern und Eingeborenen, um Hindu und Muhamedanern die abendländische Literatur, und umgekehrt den Europäern die Schriften der altindischen Tempelschätze zu vermitteln, sowie zugleich für Aufklärung und Sittenverbesserung zu wirken. Ersteres wird dadurch um so nothwendiger, weil es noch eine ungeheuere Anzahl unveröffentlichter Manuskripte der altindischen National-Literatur giebt, die von den Brahmanen zurückgehalten werden und in denen der religiöse Geist des Orients, der an den Ufern des Ganges sich in alten Zeiten so herrlich entfaltete, zum Ausdrucke gelangt. Die wichtigsten unter diesen Gesellschaften sind die East Indian Association seit 1874, das Institut „Dalhousie“, die Vernacular Society von Delhi, das Mechanics Institute, die Indian reform Association, die vielen Debating Clubs, worin Hindu, Muselmänner und Europäer sich wöchentlich oder monatlich versammeln, um wissenschaftliche Vorlesungen zu hören oder zu besprechen. Ferner die erst seit neuerer Zeit bestehende, von dem hochherzigen Amerikaner Colonel Olcott und der geistvollen Madame Blavatsky gegründete „Theosophical Society“ (Hauptsitz Adyar, Residence Madras), welche das schöne Ziel verfolgt, durch Förderung der orientalischen Studien zugleich auch das Denkervolk der Hindu zu rehabilitiren und zu heben! Da diese

Gesellschaft die gelehrtesten Brahmanen und Pundits zu ihren Mitgliedern zählt, und durch zahlreiche Zweigvereine in allen Welttheilen auch die Theilnahme des Auslandes in hohem Grade gewonnen hat, so leistet sie der Wissenschaft hervorragende Dienste. Sie korrespondirt auch auf das Innigste mit den von kenntnissreichen Punditen gegründeten und parallele Zwecke verfolgenden Vereinen Sanskrit Sabha in Benares, Litterary Society of Benares und Pundits und Hindu Sabha. Es ist schon jetzt mit Gewissheit vorauszusehen, dass diese edlen Bestrebungen eine Neugestaltung der indischen Welt mit der Zeit hervorrufen werden, umsomehr, da ihnen auch die katholischen und protestantischen Missionen, sowie die religiösen, zum Theile von christlichen Anschauungen bewegten Reform-Vereine, besonders der „Brahmo Samaj", mit aller Kraft und Ausdauer in die Hände arbeiten.

Ferner besteht in „Madras" das seit dem Jahre 1851 gegründete „Government Central Museum" für ethnographische sowie naturhistorische Sammlungen, mit dem ein kleiner zoologischer Garten verbunden ist. Dasselbe erfreut sich einer so lebhaften Theilnahme von Seite der Natives, dass bereits im Januar 1858 das dort aufliegende Einschreibebuch 36.522 Besucher, natürlich zum grössten Theile Eingeborene, nachweist, eine Ziffer, welcher der durchschnittliche monatliche Besuch des Instituts seit der Gründung gleichkommt. Ueberdies finden wir noch in dieser Stadt das „Madras-Club-House", welches nebst Bädern und einem umfangreichen Hotel auch ein grosser Lese-Verein ist, in dem die ganze Elite der Madraser Gesellschaft zusammenkommt. — Auch in „Kalkutta" giebt es ein Museum und einen botanischen Garten; letzterer gehört wohl zu den schönsten der ganzen Welt. Eines seiner hervorragendsten Prachtstücke ist ein gewaltiger Banyanbaum, dessen Absenker, zu fussdicken Stämmen angewachsen, einen förmlichen Wald für sich bilden und den Boden auf nahezu 900 Meter Umkreis beschatten! — Doch hat das

Madras-Museum andererseits wieder geringere Bedeutung als das Kalkuttaer; immerhin befinden sich aber darin übersichtliche Sammlungen von Rohmaterialien und fertigen Erzeugnissen aus der Chinin-Produktion, sowie von südindischen vegetabilischen Farbstoffen, und eine hübsche Kollektion südindischer ethnographischer Alterthümer, an die sich eine stattliche Reihe Gypsmasken indischer Racen, von lebenden und todten Individuen abgenommen, anschliesst. — Ebenso ist auch „Dschaipur", die Residenz des Maharadja, im Besitze eines kleinen Museums, das, so unscheinbar es auch von Aussen aussieht, doch vielfach Interessantes bietet, u. z. ist dort eine kleine Sammlung indischer Gewerbs-Erzeugnisse, eingetheilt nach Distrikten und Zweigen, besonders hervorzuheben, denn man findet Teppiche und Seiden- oder Baumwoll-Gewebe aus Adschmer, Waffen und Stahlarbeiten aus Dschaipur, blau emaillirte Topfwaaren aus Multan, Gold- und Silberfiligrane aus Delhi, eingelegte Marmorsachen aus Agra, Stickereien, eingelegte Silberarbeiten, Papiermachéwaaren aus Kashmir, Elfenbeinschnitzereien und Silberschmuck aus Maradabad, getriebene Gefässe von Kupfer und Silber aus Lucknow, Messingziselirungen aus Benares und noch manche andere sehenswerthe Dinge. In der Nähe desselben haben die Engländer eine „School of arts" für die Eingeborenen errichtet, die viel zur Erhaltung der alten Formen und Style beiträgt.

Das Museum „Kolombos auf Ceylon" enthält ebenfalls eine Sammlung der wichtigsten einheimischen Produkte, wie der Kokosnuss und ihre Verwendung, des Kaffee's, Zimmts, Chinins, Thee's etc. Ein Schrank enthält sogar alte „Kandy-pottery" nämlich gelb-roth-grüne Gefässe in den wunderlichsten Formen, deren Herstellung wie gewöhnlich das Handwerksgeheimniss einer einzigen Familie in Kandy war und mit deren Aussterben auch als Kunstgewerbszweig verschwunden ist. Daneben hängt eine Reihe der scheusslichsten Larven an der Wand, Teufelstänzer-Masken, welche bei Austreibungen der Krankheits-

dämonen aufgesetzt werden. Jedem der vorgestellten bösen Geister entspricht eine Maske, so dass es eine Choleramaske, eine Fiebermaske, eine Asthmamaske, eine Rheumatismusmaske etc. giebt. Weiter sehen wir dort eine Menge Geräthe und Waffen, die von den Natives bei Vornahme irgend eines unsichern Unternehmens als Votivgeschenke dargebracht wurden, so z. B. kleine Ruder bei Vornahme einer Seefahrt, Spaten vor Bestellung des Feldes, kleine Speere vor Auszug zur Jagd u. s. w. Ausserdem ist auch an Schmuck, Werkzeugen, Kleidungsstücken, sowie Münzen kein Mangel, und eine archäologische Abtheilung enthält die Inschriftsteine aus Anuradhapura, während eine zoologische und mineralogische Sammlung sich von Jahr zu Jahr vermehrt. — Auch in „Hongkong" besteht eine Gesellschaft unter dem Namen die „Hongkong Branche of the Asiatic Society", die sehr werthvolle wissenschaftliche Sammlungen aufzuweisen hat.

Das „australische Museum" in „Sydney" enthält hochinteressante naturhistorische und ethnographische Sammlungen aus Australien und den Inseln des Pacific, darunter besonders schöne Skelette. Die dortige, mit einem meteorologischen und magnetischen Observatorium verbundene Sternwarte liegt auf einem erhöhten Punkte, von wo aus man eine herrliche Aussicht über die Stadt und den unteren inneren Hafen geniesst. — Ebenso ist die Lage des botanischen Gartens in Sydney wundervoll, und die Mannigfaltigkeit der Pflanzen, die Frische der weit ausgedehnten Rasenplätze, sowie die Pracht des Meeres im Hintergrunde entzückt den Besucher. Die verschiedenartigsten Fettpflanzen und andere Gewächse überwuchern auf das Ueppigste zahlreiche Felspartien, an anderer Stelle ragen wieder Bambus und schlanke Baumfarrne in die Lüfte, oder es bieten sich bequeme Sitze unter dicht belaubten Bäumen oder in Grotten. In kleinen Lachen schwimmen prächtig blühende Sumpfpflanzen, und im Schatten allerhand subtropischer Gewächse rudern schwarze Schwäne gravitätisch

Mit einem Worte, das Ganze macht den Eindruck einer bezaubernden Märchenwelt! — Den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen der Kolonie Neu-Südwales bilden aber zwei Gesellschaften, die „philosophische Gesellschaft von New-South-Wales" und die „Australische Gesellschaft für Garten- und Landbau", welche ein gemeinschaftliches Journal „The Sydney Magazine of Science and Art" in monatlichen Lieferungen herausgeben. — Als Ausstellungsgebäude dient in Sydney der „Garden-Palace", dessen Inneres die Gestalt eines grossen Kreuzes hat, über dessen Transsept eine sehr schlanke Kuppel emporragt. Die Tonnenwölbungen dieser ganz aus verzinntem Eisen hergestellten Kreuzarme werden von leichten Bogengerüsten getragen, während oben Galerien angebracht sind. Auf der Seite des Kuppelbaues finden wir Allegorien, die Welttheile darstellend, und andere Malereien, welche die verschiedenen Gewerbe und Künste versinnlichen. Sehr schön ist auch in der Mitte unterhalb der Kuppel ein gewaltiger, von der Statue der Königin überragter Springbrunnen, dessen Wasserstrahl durch beide Stockwerke reicht, ihnen Kühlung spendend. Von dem auf der Gartenseite sich öffnenden Balkon geniesst man eine ausserordentlich liebliche Aussicht auf den Hafen, mit den üppigen Baumgruppen des botanischen Gartens im Vordergrunde.

In „Melbourne" erhebt sich das „naturhistorische Museum" neben der Universität in einer grossen Halle mit Emporien ringsum, die ebenfalls zur Ausstellung benützt werden, so dass in einem einzigen Saale unendlich viel vereinigt ist. Besonderes Interesse erwecken hier ein riesiges Stück Meteoreisen, das in Australien fiel, ferner die Reste der Moaskelette von Neuseeland, sowie eine reichhaltige Kollektion australischer Thiere und eine prächtige Conchyliensammlung. — Der dortige „zoologische Garten" nimmt einen Theil des Royalpark ein, ist aber lange nicht so schön wie der „botanische", denn dieser besitzt ausgedehnte Parkanlagen, die

von dem sich hier teichartig erweiternden, einen herrlichen Anblick bietenden Flusse Yarra durchschnitten werden, den eine Unzahl wilder Enten sowie schwarze und weisse Schwäne beleben. Prächtig ist in demselben auch eine Gruppe baumartige Farren mit den grossen geweihartigen Parasitpflanzen „Elkfern“ darauf, die ein wahres Bild des Urwaldes darstellen. Ferner giebt es hier noch manche uralte Eucalyptus, welche noch aus der Zeit herstammen, als die Australier hier wohnten. — Die Kunstgalerie Melbourne's, ein prachtvolles Gebäude aus Stein ausgeführt, enthält gleichzeitig auch das Industrie-Museum, die Bibliothek, die Statuen-Sammlung, die aber fast nur Gypsabgüsse von Antiken aufweist, während sich unter den Bildern einige sehr hübsche Stücke vorfinden. Das Industrie-Museum ist in einem einzigen grossen Saale untergebracht; man erblickt darin viele recht interessante Sachen, namentlich von den Fiji- und anderen Südsee-Inseln. Die Bibliothek befindet sich in einem herrlichen griechischen Saale, während zwischen je zwei Säulen die durch je ein Fenster erleuchteten Nebenkammern angebracht sind, über die sich noch ein Stockwerk erhebt. In der Mitte des grossen Saales stehen lange, lederüberzogene Tische für die Leser; eigenthümlich erscheint es aber, dass jedes Buch vielfach auf den Seiten mit dem Stempel der Bibliothek markirt ist, u. z. nicht am Rande, sondern auf dem Drucke selbst. Ferner besitzt Melbourne noch ein magnetisches Observatorium. — Auch „Hobarttown“ hat nebst einem botanischen Garten eine Bibliothek mit einem sehr hübschen Lesezimmer, in dem die verschiedensten Zeitschriften aufliegen. — Ebenso besitzen die Hauptstädte der anderen britischen Kolonien manches Sehenswerthe, manche interessante Sammlung, doch würde es uns zu weit führen, wollten wir uns auch noch über diese des Weiteren ergehen.

Weniger günstig ist es heut zu Tage in „Old England“ mit der „bildenden Kunst“ bestellt, obwohl man andererseits

doch auch wieder gestehen muss, dass die Akademie seit dem Amtsantritte ihres gegenwärtigen einsichtsvollen Leiters „Sir Frederic Leighton", des bedeutendsten britischen Malers der Jetztzeit, endlich angefangen hat, dem ihr mit vollem Rechte gemachten schweren Vorwürfen durch Verbesserungen entgegenzutreten und ihre Thätigkeit mehr dem Zeitgeiste anzupassen. So hat sie z. B. neuerer Zeit junge Talente freundlichst in ihren Kreis aufgenommen, die einstigen peinlichen gesellschaftlichen Unterschiede zwischen ihren eigentlichen Mitgliedern und den übrigen Berufsgenossen aufgehoben, den Unterricht an ihren Kunstschulen, der zwar durchaus unentgeltlich, aber nur solchen Zöglingen ertheilt wird, die Talent genug besitzen, eine strenge Prüfung zu bestehen, ungemein verbessert, und brachte es dahin, ihre allwinterlichen Ausstellungen alter Meister abwechslungsvoll und lehrreich zu gestalten. Sie wendet jetzt auch der Bildhauerei mehr Aufmerksamkeit zu als früher und ist zu der Einsicht gelangt, dass es ausser einer alten, d. h. akademischen Schule, auch eine neue, emanzipirte giebt, welche, obwohl sie der Akademie traditionell feindlich gegenübersteht, doch viele Maler in ihren Reihen zählt, die in ihr ebenso bedeutend und berühmt geworden sind, wie die bestehende Royal Academie — Diese Wandlung der Kunst-Akademie wurde aber nicht durch die geisselnden Bemerkungen der Kritik hervorgerufen, denn gegen die Urtheile der Presse war sie stets sehr gleichgiltig, da diese nicht im Stande war, das Publikum vom Besuch und die Künstler von der Bewerbung um Ausstellung im „Salon" abzuhalten. Ebenso konnte auch die Gesetzgebung keine Aenderung der akademischen Organisation herbeiführen, sondern die Ursache war in erster Linie ihre Uebersiedlung aus einem unangenehmen und unzugänglichen Lokale auf dem Trafalgarplatze in das prachtvolle „Burlington House" in der vornehmen Piccadilly-Strasse. — Noch wichtiger war aber die im Jahre 1875 erfolgte Eröffnung der „Grosvenor-Galerie",

welche jetzt im englischen Kunstleben eine ungeheuer wichtige Rolle spielt. Sie ist zwar keine eigentliche Konkurrenz der Akademie, denn viele Akademiker stellen auch dort aus, aber trotzdem besteht eine gewisse Rivalität zwischen beiden, da in ersterer mehrere nicht akademische Gattungen bevorzugt werden.

Die Grosvenor ertheilt aber keinen Unterricht, sie stellt nur aus und nimmt ungefähr dieselbe Stellung zur Royal Academy ein, wie in Wien das Künstlerhaus zum österreichischen Kunstvereine. Ferner ist die Grosvenor kein Staats-Institut, sondern gehört einem angesehenen Privatmanne; auch Sonntags sind ihre Räume dem Publikum geöffnet und es werden in ihr nur solche Bilder ausgestellt, zu deren Einsendung der kunstverständige Eigenthümer die betreffenden Maler einladet. Hingegen finden wir die Bildhauerei dort kaum nennenswerth vertreten, und während in Burlington House durchschnittlich 1700 Gemälde, Zeichnungen und Skulpturen zu sehen sind, vermag die Grosvenor kaum 400 Nummern unterzubringen. Doch auch hier dauern die Sommer-Ausstellungen von Anfang Mai bis Anfang August und das Eintrittsgeld kostet ebenfalls einen Sh. — Den Ruf der Ebenbürtigkeit mit der Royal Academie geniesst jedoch Grosvenor schon vom Tage ihrer Eröffnung an, und wer hier Erfolge erzielt, kann darauf ebenso stolz sein, als wenn er sie in der Akademie errungen hätte. Dass aber die Royal Academy trotz der eifrigen Bemühungen ihres jetzigen höchst verdienstvollen Präsidenten und der andern soeben beregten schwer in's Gewicht fallenden Einflüsse noch immer nicht ganz aus ihrem Schlummer aufgerüttelt wurde und noch Manches zu wünschen übrig lässt, beweist am Klarsten die Interpellation „Sir Robert Peels“ im Parlament, worin er unter anderm sagt: „Die Akademie hat es unterlassen, die ihr von der königlichen Kommission im Jahre 1863 empfohlenen Reformen auszuführen Sie nimmt ein Gebäude ein, dessen Ertragswerth jährlich cirka

50.000 £ beträgt, auf öffentliche Kosten ein, und sie verwaltet eine grosse Anzahl öffentlicher Stiftungen u. dgl., ohne darüber öffentliche Rechnung zu legen! Während viele öffentlichen Sammlungen unentgeltlich vom Publikum besucht werden können, nimmt die Akademie ein Eintrittsgeld, obgleich das von ihr besetzte Gebäude die Steuerträger bezahlen. Daher sollte das Parlament ebenso wie mit den Vorrechten und Stiftungen der Universitäten, und in naher Zukunft mit dem Einkommen und den Privilegien der Zünfte, auch mit der Akademie im Interesse der Oeffentlichkeit und der wahren Kunst verfahren und sich energisch um die Reform der Akademie bekümmern!"

Der „Londoner Salon" bildet, nächst der italienischen Oper und den zahllosen Konzerten der hervorragendsten festländischen Virtuosen, das wichtigste Wahrzeichen der Saison und so sehr auch das Londoner Westende von grossen sowie kleinen Kunst-Anstalten wimmelt, übt der Salon bislang doch noch immer die stärkste Anziehungskraft aus. Er wird am 1. Mai Montag eröffnet und am Abend des 1. August-Montags geschlossen. Am Sonnabend vor der Eröffnung findet eine, mit einem grossen Bankett verbundene Privatschau statt, wozu hauptsächlich Künstler, Kunstkritiker, Aristokraten und berühmte Schriftsteller geladen werden. In neuerer Zeit waren im Salon alljährlich 16—1800 Gemälde, Skulpturen, Zeichnungen und Stiche ausgestellt, doch wurden jedesmal 8—10.000 Werke angemeldet, so dass die Verwerfung einer so grossen Anzahl von Seite des Hänge-Ausschusses stets vielen Künstlern, unter ihnen auch ganz verdienstvollen, bittere Enttäuschungen bereitete, was sich aber absolut nicht ändern liess, denn das Komité giebt sich immer alle erdenkliche Mühe, in den ihm zu Gebote stehenden 13, verhältnissmässig recht kleinen Zimmern so viel wie möglich unterzubringen, selbst auf die Gefahr hin, manche hübsche Arbeit unvortheilhaft aufzuhängen. — Doch sind die wirklich guten Arbeiten, wie schon früher

bemerkt, keineswegs allzu zahlreich und seit einer Reihe von Jahren geben alle englischen Gemälde-Ausstellungen ganz besonders Veranlassung zu melancholischen Betrachtungen über den Verfall der Landschafts-Malerei gerade in England, welche früher auf diesem Gebiete wirklich Grosses schuf, und die Ausstellungen pflegen seither fast gar nichts Nennenswerthes mehr zu bringen, denn die Armuth der Stoffauswahl und der Mangel an Fleiss werden bei den englischen Landschaftern immer auffallender. Ueberhaupt hat England in neuerer Zeit nur 2 tüchtige Landschafter aufzuweisen gehabt, nämlich „Frederic Walker" und „John Everett Millais"; ersterer starb 1875 und letzterer malt längst keine Landschaften mehr, während der Nachwuchs gleich Null ist. — Etwas besser steht es mit der „Seestück-Malerei", denn in diesem Zweige giebt es doch wenigstens noch einen fleissigen und bedeutenden Meister „John Brett." Sehr gross ist dagegen der Fortschritt n der britischen Porträt-Malerei, denn auf diesem Gebiete zeigen die meisten Ausstellungen, namentlich aber der Salon, in der Regel viel Hervorragendes, den Vorrang nimmt jedoch der berühmte „Millais" ein, welcher sich früher in den allerbesten Kunstgattungen fast ebenso auszeichnete wie Sir Fred. Leighton. Doch da er wie die meisten englischen Künstler in erster Instanz Geschäftsmann ist, so verlegte er sich, nachdem er einen Ruf erworben, gleich anderen hochberühmten Künstlern auf die Porträt-Malerei, die am wenigsten Mühe macht und dabei am einträglichsten ist, da heut zu Tage merkwürdiger Weise die Hauptabnehmer für höhere Kunstgattungen nur die Munizipalitäten der grossen Handels- und Industriestädte sind. — Wahrhaft künstlerisch Schönes leistet der berühmte Maler „Burne Jones", der englische Botticelli. Er ist bisher immer seine eigenen Wege gegangen und hat seine träumerischen Mägdlein in Grosvenor ausgestellt, denn diese Galerie ist ja eigentlich für ihn und die Leute seiner Richtung bestimmt. Ja es giebt keinen

grösseren Kontrast als die grellen Farben und harten Konturen, welche in Burlington House beliebt sind, und die schwärmerischen Subjekte sowie der nüchterne Ton, den Burne Jones und seine Schüler lieben. — Auf dem Gebiete der religiösen Sujets zeichnen sich hingegen Mr. Hamilton und J. W. Waterhouse aus. — An historischen Gemälden, besonders an Schlachten, war die Ausstellung des Jahres 1885 entschieden arm, und man gesteht selbst in den massgebenden Kreisen Old Englands ein, dass auf diesem Gebiete die englischen Maler weit hinter den Franzosen zurückstehen. Der einzige englische Künstler, welcher ein Melé· zu malen versteht, ist „Mr. C. Woodville", und das beste Schlachtenbild in neuester Zeit lieferte „Ernest Croft." — Unter den Damen haben sich im 85er Salon ausser „Mrs. Buker" noch „Miss J. B. Folkard" und „Mrs. Anna Lea Merritt" besonders hervorgethan, erstere durch ihr reizendes Bild „Fünf Uhr Morgens", letztere durch ihr Gemälde „Die in Schmerz aufgelöste Eva." — Hingegen ist es in England recht schlecht mit der Bildhauerei bestellt, denn es giebt dort nur einen bedeutenden Meister, „Boehm", und dieser ist ein Oesterreicher. Am drastischsten zeigt sich der heutige Zustand der englischen Skulptur bei den öffentlichen Denkmälern, ja in dieser Beziehung sieht man in den britischen Hauptstädten wirklich traurige Produkte! Besonders der vornehme Trafalgarsquare und der Waterlooplatz zeichnet sich durch eine Menge misslungener Marmorstatuen und Bronzemonumente aus.

Trotz der vielfachen, der Royal Academy anhaftenden Mängel, worunter einer der bedeutendsten der ist, dass sie in ihren Reihen zahlreiche Stümper und Kleckser, wie z. B den alten „Cooper" aufzuweisen hat, wurde derselben in neuerer Zeit doch eine grosse Ehre zu Theil, denn zweien ihrer hervorragendsten Mitglieder, dem John Everett Millais, dessen bedeutendstes Gemälde, „The ruling Passion", und dem G. F. Watts, Vertreter der idealistischen

Richtung in der ziemlich materiellen Körperschaft in Burlington House, hatte die Königin, auf Vorschlag des Premiers Gladstone, den erblichen Adelstitel Baronet angeboten, eine Auszeichnung, die aber nur von John E. Millais angenommen wurde, während Mr. Watts dieselbe ablehnte. — Diese Auszeichnung muss umsomehr hervorgehoben werden, weil bisher die Kunst leer ausgegangen war und nur die Koryphäen der Literatur sich einer solchen rühmen konnten. So erhielt Lord Macaulay diesen Titel für seine Geschichte Englands und der Poet Tennyson einen Sitz unter den erblichen Gesetzgebern Grossbritanniens für seine Leistungen auf dem Gebiete der Poesie. — Doch glaube man ja nicht, dass die Literatur und Poesie heut zu Tage in Old England etwa auf einem höheren Standpunkte steht als die Kunst, im Gegentheil, die auf diesen Gebieten geleisteten Produkte sind im grossen Ganzen noch unbedeutender!

Während Paris auf je 50.000, Wien auf je 125.000, Berlin auf je 60.000 und Petersburg auf je 90.000 Köpfe eine den „verschiedenartigsten Schaustellungen" gewidmete Stätte besitzt, hat London eine solche auf 80.000 Einwohner. In der Seine-Metropole sind pro Abend durchschnittlich von den 50.000 Theaterplätzen 30.000 besetzt, d. h. jeden Abend besuchen fast $1\frac{1}{2}\%$ der Bevölkerung das Theater, während Berlin am nächsten mit fast $1\frac{1}{4}\%$, Petersburg und London mit je 1% und zuletzt Wien mit kaum $\frac{3}{4}\%$ folgen. Zieht man aber die Summen in Betracht, welche für diese Zwecke ausgegeben werden, so sind London und Paris ein gutes Stück den anderen Hauptstädten voraus, dann kommen Berlin und Petersburg und den Reigen schliesst wiederum Wien. — Eines der Haupt-Ereignisse der Londoner Musik-Saison bildet seit einer Reihe von Jahren die „Englische Opern-Saison" des Herrn „Carl Rosa", welche sogar 1885 die Italienische Stagione gewissermassen ersetzte und im Drury Lane Theater für die Dauer von mehr als 8 Wochen eröffnet wurde.

Ueberhaupt liebt der Engländer leidenschaftlich die Musik und es geschieht in Old England namentlich viel für dieselbe, denn, abgesehen von den vortrefflichen Konservatorien am Sitze der Hochschulen, giebt es auch noch zahlreiche Klubs, welche die Förderung der Musik zum Ziele haben, und in allen grösseren Städten finden auch häufig öffentliche Konzerte statt, in denen man gute Musik hört, ganz abgesehen von der eifrigen Pflege, welche diese Kunst in vielen Familienkreisen findet. — Zur Konzert-Kampagne 1885/86 wurden glänzende Vorbereitungen getroffen und absolut keine Kosten gescheut. So fanden z. B. in der „St. James Hall", die von der „Times" angeregten „Brinsmead Symphonie-Konzerte" statt, für welche das philharmonische Orchester gewonnen wurde. Die „Richter-Konzerte" wurden am 24. Okt., 3. u. 11. Novbr., das erste „Monday Popular-Concert" am 9. Novbr. abgehalten. Auch veranstaltete die berühmte Musik-Verlagsfirma „Novella" 5 grosse Oratorien-Konzerte und brachte darin von neuen Werken Mackenzie's „Die Rose of Sharon", und von Dvorak „The spectre's bride" zur ersten Aufführung.

Eigenartig sind die „echt irisch-poetisch-musikalischen Soiréen. Zuerst tritt bei denselben ein irischer Deklamator, Sagenerzähler, Mann vom Volke, auf, der sehr häufig nur ein Zimmermann, Gärtner oder „Broken farmer", bankerotter Farmer, ist, und eine unzähliche Menge altirischer Gedichte und Lieder weiss. Bei den meisten dieser altirischen Poesien wechselt das Metrum in dem Gedichte, passt sich aber so viel wie möglich dem behandelten Gegenstande an. Es sind in der Regel Ossianische Dichtungen, „Ossianic Poetry", die besonders in Drogheda und in der Landschaft Donegal unter dem Volke sehr verbreitet sind. Ueberhaupt finden wir unter dem Volke in Irland, sowohl im altirischen im Westen, als wie im sächsisch-irischen in Osten, viel mehr Poesie als unter dem Volke in Schottland, nämlich dem sächsischen in den Lowlands und dem keltischen in den Highlands. — An den Sagenerzähler

reiht sich dann der „Harfenspieler", denn die Harfe ist in Irland ein hervorragendes Instrument, da die Iren auf derselben ihre uralten nationalen Volksmelodien spielen, wie z. B. den „Brian Borus Marsch", den Sieges und Trauermarsch, nach dem sie schon vor 800 Jahren marschirten, dessen Musik kräftig und wild, zugleich auch melancholisch ist. Ferner die Arie „The fairy queen", die Feen-Königin, ebenfalls ein uraltes musikalisches Stück, mit reizender Komposition, zart, zauberisch, dabei wild und doch auch wieder so tändelnd und spielend. Bei diesen Klängen werden die Iren ebenso enthusiasmirt wie die Madgyaren bei ihrem Csardás, so dass sie diese Musik jeder andern vorziehen. Daher kommt es denn auch, dass heut zu Tage noch überall auf der Smaragdinsel viele Harfen ertönen; die besten und beliebtesten Spieler sind aber meistens „Blinde." Auch besteht eine Harfengesellschaft in Irland, welche diese Art Musik so viel wie möglich pflegt und zu diesem Zwecke eine eigene Harfenschule unterhält. — Die grössten Barden-Vereinigungen in Irland fanden in alten Zeiten in dem berühmten „Tara's Halls" statt, ein Ort, der gewissermassen als Residenz- oder Hauptstadt angesehen wurde und ungefähr ebensoviel galt wie die Abtei „Scone" in Schottland. Ja selbst heut zu Tage gedenken noch die Iren des Ortes Tara mit grosser Liebe in zahlreichen Gedichten!

Grosse Eigenthümlichkeiten besitzt auch die echt „indische Musik", doch ist es ohne Anschauung und Anhörung nicht möglich, von den eigenthümlichen Musik-Instrumenten der Hindu und ihrer Klangwirkung oder von der Theorie und Geschichte der indischen Musik und den interessanten Problemen, die sich daran knüpfen, eine richtige Vorstellung zu gewinnen, wenn man nicht eine gute echt indische Musikkapelle hört. Das, was aber von indischer National-Komposition aus älterer und neuerer Zeit gespielt wird, kann, wenn man den europäischen Geschmack als Massstab anlegt, gerade

nicht sehr wohlklingend genannt werden. Doch muss man andererseits die Genauigkeit der Exekution und das gute Gedächtniss der Mitwirkenden bewundern, die alle, gerade so wie die europäischen Zigeuner, aus dem Gedächtniss spielen und singen. Die Instrumente sind zum grössten Theile Saiten-Instrumente von verschiedener Form und Grösse, welche theils mit der Hand, theils wie die Zither mit einem Schlagringe, theils mit einem Violinbogen gespielt werden. Es kommen nur Metall-, keine Darmsaiten zur Anwendung, deren Gebrauch wohl aus religiösen Gründen verpönt ist. Dagegen giebt es eine indische Harfe, die vor den in Europa gebräuchlichen Harfen einen Zusatz mit schwingenden Saiten voraus hat, die nicht angespielt werden, aber die Resonanz verstärken, woraus man ersieht, dass den indischen Musikern die Obertöne wohl bekannt sind. Ein musikalisches Kuriosum ist jedoch ein Instrument von der Form einer grossen Kinder-Trompete, die aber nicht an den Mund gesetzt, sondern an die Halsmuskeln des Spielers angedrückt und durch dieselben zum Tönen gebracht wird. — Ein weiteres recht eigenartiges landesübliches Instrument der primitivsten Art ist auch das sogenannte „Tingadi“, welches die Leute aus der Dher-Kaste im Bezirke Madras spielen. Es besteht aus einem hölzernen Stege, bei dem 3 Flaschenkürbisse den Resonanzboden bilden, während auf dem Stege selbst 11—12 verschiedene Tasten unter rechten Winkeln angebracht und mit 2 dünnen Drähten überspannt sind. Diese Saiten versetzt der Spielende mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand in Schwingung, während er mit den Fingern der Linken zugleich die Saiten auf die Tasten drückt, wie Violinspieler die Saiten auf das Griffbret. So roh und primitiv das Instrument aber auch genannt werden kann, hat es doch einen angenehmen, lieblichen und weichen Ton.

Die indische Instrumental-Musik dient aber in der Regel nur zur Verstärkung des Gesanges und ist wie letzterer

meistens unisono. Sie veranschaulicht also die Wirkung homophoner Musik, wie dieselbe auch in Europa im Alterthum ausschliesslich im Gebrauche war. Allerdings kommen auch Oktavenläufe und ganz gegen die Regeln unserer abendländischen Musik, Quintenläufe vor. Kein Instrument umfasst mehr als 3 Oktaven, jedoch jede Oktave hat 22 Töne, also beinahe eben so viele als die Oktave der alten Griechen. — Zu bewundern ist das feine musikalische Gehör der Hindu, welches sie befähigt, selbst Viertelstöne mit der grössten Sicherheit zu unterscheiden; andererseits bildet aber wieder für ein europäisches Ohr diese Feinheit der Ton-Nüancierung einen schlechten Ersatz für die mangelnde Harmonisirung und es wird dadurch zugleich unmöglich, die indischen „Ragas", Melodien, mit einiger Genauigkeit in europäischen Noten, oder europäische Stücke in indischer Musik wiederzugeben. Bei den Gesängen, die leider mit Fistelstimme vorgetragen werden, machen die eigenthümlichen Tonschattirungen auf ein ungeübtes Ohr leicht den Eindruck unbeabsichtigten Detonirens. Das Tempo wechselt häufig, und man unterscheidet 3 Hauptarten desselben, welche folgende Sanskritnamen führen: Gangasrotogati, „wie der Strom des Ganges dahinfliessend", d. h. presto; kurmagati, „von der Gangart der Schildkröte", d. h. lento, und mandeikagati, „von der Gangart des Frosches", d. h. staccato. Doch ist die Theorie der Musik in Indien schon früher ausgebildet worden, und nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung stammt sogar die Bezeichnung der 7 Noten unserer Oktave durch ihre Anfangsbuchstaben aus Indien, von wo sie durch Vermittelung der Perser und Araber im Mittelalter nach Italien gelangte. Ja selbst die Zigeunermusik und die ungarischen Csardás werden von hervorragenden Autoritäten aus Indien hergeleitet. Andererseits scheinen aber gewisse Anzeichen dafür zu sprechen, dass die Entwicklung der indischen Musik in neuerer Zeit von den Portugiesen beeinflusst

worden ist! — Grosse Verdienste um die indische National-musik hat sich unstreitig der „Rajah Sourindro Mohun Tagore“ erworben, welcher auch die beste nationalindische Hauskapelle besitzt, denn er liess nicht nur eine Menge werthvoller Werke über indische Musik drucken, die von ihm theils herausgegeben, theils selbst verfasst sind, sondern er hat auch an den indischen Instrumenten bedeutende Verbesserungen angebracht, ein sinnreiches System der Notenbezeichnung erdacht und in der von ihm gestifteten und unterhaltenen „musikalischen Akademie“ ein Institut für die Pflege indischer Musik geschaffen, dessen Zöglinge in einem mehrjährigen Kursus in allen Zweigen der indischen Musik gründlich unterrichtet werden.

IX. Das Gerichts-, Polizei- und Gefängnisswesen.

Das Strafgesetzbuch. — Die Organisation des Gerichtswesens. — Art der Rechtspflege. — Die Advokaten und Notare. — Die Polizei (Organisation Uniformirung, Bewaffnung und Thätigkeit). — Das Gefängnisswesen (die verschiedenen Strafanstalten, Behandlung, Verpflegung und Beschäftigungen der Häftlinge, Disziplinarstrafen).

Der Hauptsache nach basirt die englische Justiz auf dem Gewohnheitsrechte und bei der Entscheidung streitiger Fragen sind in erster Reihe Präcedenzfälle massgebend, die man oft sowohl im Privat- als wie im Strafrecht aus richterlichen Entscheidungen hervorholt, welche vor Jahrhunderten gefällt wurden. Die natürliche Folge dieser Zustände ist eine derartige Verworrenheit, dass das ganze englische Recht eines der schwierigsten Studien ist, welche man sich überhaupt nur denken kann. Eine grosse Eigenthümlichkeit des englischen Rechtes besteht darin, dass das römische Recht nie zur allgemeinen Geltung gelangte, mit Ausnahme bei dem geistlichen Gerichte, den ihnen zugehörigen Ehe- und Testamentssachen, sowie bei den Admiralitäts-Gerichten. Ja die positive Gesetzgebung war in entscheidender Zeit weniger thätig als in andern Ländern und niemals

kam hier ein Zivil- oder Strafgesetzbuch, eine Gerichts- oder Prozessordnung zu Stande! Daher blieb denn auch die Ausbildung des Rechtssystems im Einzelnen hauptsächlich den richterlichen Entscheidungen überlassen, und nur stellenweise wurden wichtige Punkte durch Gesetze bestimmt. — Im grossen Ganzen beruht das englische Rechtssystem auf dem „Common law“, Gemeinen Rechte, d. h. demjenigen, welches sich in der Praxis der Gerichtshöfe als Gewohnheitsrecht entwickelt hat, und dem „Statute law“, Statutarischen Rechte, welches in ausdrücklichen Parlamentsgesetzen enthalten ist. Hingegen macht man auch noch heut zu Tage der zur Fortbildung dieses Rechts bestimmten Gesetzgebung den Vorwurf der Unthätigkeit und Uebereilung, denn sie wagte es nicht, schreiende Unvollkommenheiten abzustellen und den Gang des gerichtlichen Verfahrens zu vereinfachen, während hingegen in jeder Parlamentssitzung einzelne Gesetze mit grosser Leichtigkeit zum Beschlusse gelangen. Desshalb wächst auch der Umfang der parlamentarischen Gesetzgebung mit jedem Jahre in so hohem Grade, dass die Kenntniss und Verarbeitung der Gerichts-Entscheidungen immer schwieriger sich gestaltet.

Andererseits geben aber wieder Skandalprozesse und Verbrechen den Gerichten in Old England nur allzuviel zu schaffen. So geht aus einem von dem bekannten Direktor der Londoner Geheimpolizei, Sir Howard Vincent, auf dem in Huddersfield tagenden, sozialwissenschaftlichen Kongresse über Verbrechen und Verbrecher in England gehaltenen Vortrage hervor, dass in England, Wales und Schottland das Verbrechen dem Lande jährliche Kosten von nahezu 6,000.000 £ verursache, welche sich nachstehend vertheilen: Polizei 3,500.000 £, Gefängnisse und Strafanstalten 602.000 £, Korrektionshäuser 482.000 £, Gerichtskosten 322.000 £ und Werth der gestohlenen Gegenstände mindestens 1,000.000 £. Die Verhinderung, Entdeckung und Bestrafung der Verbrechen nimmt die Thätigkeit von

mehr als 64.000 Personen in Anspruch; es sind dies 22.250 Polizeirichter, 35.780 Polizisten, 6105 Aufseher etc. in den Strafanstalten, dann über 10.000 Gerichtsschreiber, Gerichtsdiener u. s. w. Im Jahre 1881 wurden 825.657 Personen gerichtlich verfolgt; u. z. darunter 94.868 wegen Vergehen gegen die Sicherheit der Person, 122.761 wegen Vergehen gegen die Sicherheit des Eigenthums und die übrigen wegen geringerer Delicte verhaftet oder vor den Richter geladen. Während der letzten Jahre hat unstreitig die Zahl, wenn auch nicht der Charakter, der schweren Verbrechen abgenommen! Dies geht schon daraus hervor, dass die Zahl der im Jahre 1882 Zwangsarbeit verrichtenden Sträflinge nur 110 Personen mehr betrug als im Jahre 1871, obgleich die Bevölkerung inzwischen um 3 1/2 Millionen Seelen zunahm. — In Irland haben dagegen die Verbrechen keineswegs absondern im Gegentheile zugenommen und einen wirklich Schrecken erregenden Höhepunkt erreicht; ja der Mord ist dort förmlich an der Tagesordnung. — Es ist daher in mancher Beziehung zu entschuldigen, dass man im britischen Reiche noch immer nicht die wahrhaft barbarische Prügelstrafe im Zivilgerichtswesen für eine Reihe allerdings sehr schwerer Vergehen abgeschafft hat, trotzdem es in neuerer Zeit nicht an Versuchen fehlte, diese Züchtigungsweise ganz aufzuheben. Die Prügelstrafe ist fürchterlich, denn der Delinquent wird mit entblösstem Rücken auf einer etwas seitwärts geneigten Leiter festgebunden und ihm dann die bestimmte Anzahl Hiebe mit einer Peitsche, welche 9 lederne und an vielen Stellen mit Knoten versehene Riemen hat, aus voller Kraft durch Unterbeamte, welche sich gegenseitig ablösen, aufgezählt. Natürlich muss der Delinquent nach vollzogener Exekution gleich in's Hospital transportirt werden, um seinen entsetzlich wunden Rücken zu heilen; ja es kommt nicht selten vor, dass die Leute während der Exekution todt zusammen brechen oder dieselbe nur noch wenige Stunden in Folge der ausgestandenen furcht-

baren Schmerzen überleben! — Eine Hauptschuld an der grossen Zahl von Verbrechen im britischen Stammlande hat übrigens der unmässige Alkoholgenuss, denn verschiedene dort vorgenommene Enquêten berechtigen zur Annahme, dass von den Gefängnissbewohnern 60 bis 90%, von den Rückfälligen 75 bis 90% Trunkenbolde sind, und besonders in Irland kann man sagen, dass alle schweren Verbrechen, mit Ausnahme der Agrarverbrechen, dem Alkoholmissbrauche entstammen.

Der äussere Regulator der durch die Gesetzgebung bis in die genauesten Einzelheiten geordneten Gerichts- und Gemeindeverfassung im britischen Stammlande ist das System der Rechtspflege, welches in England sowohl das öffentliche wie das Privatrecht ungetrennt in sich vereint. Ebenso wie die Parlamentsverfassung eine Regierung nach Gesetzen darstellt, bilden die Gerichtsbehörden den Regulator für die gesammte innere Landesverwaltung, die eben desshalb auch ohne Gefahr durch Parteiministerien geleitet werden kann. Ja die Kompetenz der Behörden ist derartig geordnet, dass in jeder wichtigeren Frage, in welcher der Sinn der Verwaltungsgesetze zweifelhaft wird, die Reichsgerichte entweder im Zivil- oder Strafprozess oder in Form von Reskripten unter den Namen „Certiorari" und „Mandamus" über die Auslegung entscheiden, doch haben Schottland und Irland ihre besonderen Justizsysteme. — Die obersten Gerichtshöfe tagen nur in London, Edinburgh und Dublin, und das gesammte Richterpersonal sämmtlicher Gerichte, mit Ausnahme des Lordkanzler, kann nur auf ein von beiden Häusern gemeinsam an den Monarchen gerichtetes Gesuch abgesetzt werden, so dass in Old England das Richterpersonal unabhängig neben jeder Ministerialverwaltung dasteht!

Die 3 obersten Reichs-Appellationsgerichtshöfe sind die „Gerichtskommission der Lordskammer", unter Präsidium des Lord-Gross-Kanzlers, für Prozesse, welche aus den Obergerichtshöfen Englands, Schottlands und Irlands eingereicht

werden; die „Gerichtskommission des Geheimen Raths" für Prozesse, die aus den Nebenländern Man, Jersey u. s. w., ferner Indien und den Kolonien kommen, sowie für geistliche und Marine-Angelegenheiten (Mitglieder dieses Gerichtshofes sind der Lordpräsident des Geheimen Raths, der Lordkanzler, der Lord-Oberrichter, der Oberarchivar „Master of rolls", 3 Bischöfe für die geistlichen Angelegenheiten, alle Geheimräthe, welche die eben genannten Würden bekleidet haben, und 4 besoldete Richter, die mit der Zeit auch die Richter in der Gerichtskommission der Lordskammer sein sollen); und der „Gerichtshof für die reservirten Prozesse der Krone", das Apellationsgericht in Kriminalsachen, soweit nämlich Fragen des Gesetzes dabei in Betracht kommen (Mitglieder sind die Richter des Hohen Gerichtshofes, von denen mindestens 5 das Kollegium bilden).

Der „Oberste Gerichtshof in England" wird aus dem Appellationsgerichtshof und dem Hohen Gerichtshof gebildet. Ersterer „Court of appeal", welcher in 2 Abtheilungen tagt, hat als Mitglieder ex officio, die Präsidenten der 3 Abtheilungen des Hohen Gerichtshofs und den Oberarchivar. Der Hohe Gerichtshof „„High Court of justice", zerfällt in das Ober-Kanzleigericht „Chancery", Präsident der Lord-Grosskanzler; das Ober-Hofgericht, „Kings" beziehungsweise „Queen's Bench", Präsident der Lord-Oberrichter in England, „Lord Chief justice of England"; und das Testaments-, Ehescheidungs- und Marinegericht. Andere höhere Tribunale sind der „Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten der anglikanischen Kirche", errichtet laut Parlamentsakte vom Jahre 1874; das Tribunal für gewisse Streitigkeiten in Bezug auf Eisenbahnen und Kanäle. Ueberdies bestehen besondere oberste Gerichtshöfe für Schottland und Irland; letzterer zerfällt ebenfalls in einen Apellhof und einen Hohen Gerichtshof, „Chancery", dessen Präsident der Lordkanzler ist. — England, mit Ausnahme Londons, und Wales sind in 7 Bezirke eingetheilt,

welche nach Bedürfniss, gewöhnlich zwei bis dreimal jährlich, von den Richtern des Hohen Gerichtshofs auf Rundreisen zur Abhaltung von Gerichtssitzungen besucht werden, während für London und in Westminster Zivilgerichte „Nisi prius“, die mehrmals im Jahre Sitzung halten, sowie das Zentral-Kriminalgericht bestehen, in welchem jährlich zwölfmal oder auch öfter Sitzung stattfindet und dem für gewisse Fälle ganz England offen steht. Diese Tribunale ressortiren vom Hohen Gerichtshofe für England. — Für Zivilprozesse von untergeordneter Bedeutung giebt es in England seit 1846 57 Landgerichte, „County courts“, in denen ein lebenslänglich ernannter Richter in einfachen Prozessformen und meistens ohne Jury entscheidet; ferner für Kriminalprozesse derselben Gattung die viermal jährlich in den Grafschaften und in gewissen Städten zusammentretenden „Quarter sessions“, Vierteljahrs-Sitzungen, diese sind auch Hauptstellen für Entscheidungen über Verwaltungsrecht, in denen die Friedensrichter unter Zuziehung von Geschworenen urtheilen. — Andererseits halten die „Petty sessions“ in den Landbezirken und die „Polizeigerichte“ ihre Sitzungen je nach Bedürfniss. — In Schottland finden wir in jeder Grafschaft ein Zivil- und Kriminalgericht des Sheriffs, während in Irland die County courts eine Zivil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit besitzen. — Diese Justiz ist jedenfalls sehr komplizirt, sie arbeitet auch schwerfällig und theuer, aber sie besitzt andererseits auch wieder den Vorzug vollkommener Unbestechlichkeit.

Den höchsten Gerichtshöfen schliessen sich die vier grossen „Advokaten-Innungen“ in London an, zu denen das ganze Personal der studirten Advokaten gehört; hingegen sind die niedere Klasse der nichtstudirten Anwälte, die „Attorneys“, im ganzen Reiche zerstreut. — Zu dem Stande eines „studirten Advokaten“ kann aber im britischen Stammlande Niemand zugelassen werden, der nicht eine bestimmte Zeit als Mitglied eines der vier „Inns of court“ (Inner temple, Middle

temple, Lincoln's Inn und Gray's Inn) durchgemacht hat. Dies ist eine derartig eigenthümliche Institution, wie man sie auf der ganzen Welt nicht wiederfindet, umsomehr, da der gelehrte Unterricht in diesen Anstalten allmählig aufgehört hat und erst in neuerer Zeit in bescheidenem Masse wieder begonnen wurde. Doch besuchen den Temple auch viele junge Studirende, besonders der hohen Aristokratie, welche weder Richter noch Advokaten werden wollen, sondern die hier verlebte Zeit gewissermassen als vortreffliches Vorstudium für ihre parlamentarische Laufbahn betrachten. — Ferner finden wir im britischen Stammlande die Einrichtung, dass sich die studirten Advokaten in zwei streng von einander geschiedene Klassen theilen, von denen die eine absolut nicht die Geschäfte der andern besorgen darf. Hat nämlich jemand einen Prozess durchzuführen, so wendet er sich zuerst an einen Rechtsanwalt, der die Sache übernimmt und bis zu dem Momente durchführt, wo eine mündliche Vertretung vor den Schranken des Gerichts nothwendig wird, denn diese kann er selbst nicht ausführen, sondern die andere Klasse der Advokaten besorgt dieselbe, so dass der Klient gezwungen ist, einem solchen die weitere Fortführung des Prozesses zu übertragen.

Die einstigen furchtbaren „Gefängnisse" Old Englands, die sogenannten „Blackholes", schwarzen Löcher, wurden erst 1824 unter Georg IV. durch die „Prison-Act" aufgehoben und an ihre Stelle traten ordentlich eingerichtete „Bride wells", kleinere, zweckmässige Gefängnisse, in denen die Verbrecher bis zu ihrer Abführung in die „County gaols" bleiben, welch' letztere ebenfalls zum grossen Theil musterhaft genannt werden können. — Noch bis zum Jahre 1863 wurden die abgeurtheilten schweren Verbrecher, nachdem sie einige Zeit im Zuchthause zugebracht hatten, deportirt. Seitdem sind an Stelle dieser Deportation 3 Strafstadien getreten, die jeder verurtheilte Verbrecher durchzumachen hat, u. z. wird er die ersten 9 Monate

in strengster Einzelhaft gehalten, d. h. er ist allein in seiner Zelle, muss dort arbeiten und sieht keine Menschenseele ausser seinem Wärter und beim Spazierengehen sowie in der Kapelle seine Mitgefangenen, doch darf er selbst bei dieser Gelegenheit mit denselben kein Wort sprechen. Entweder wird die strenge Einzelhaft im „Pentonviller Zuchthaus" oder in der „Millbank-Strafanstalt" abgebüsst, u. z. in letzterer von Nichtprotestanten. Nach Ablauf dieser entsetzlich niederschlagenden 9 Monate wird zwar der Gefangene noch immer in Einzelhaft gehalten, es tritt aber insofern eine Aenderung ein, dass er die ihm zugewiesene Arbeit in Gesellschaft seiner in demselben Stadium befindlichen Mitgefangenen verrichtet und nur allein in seiner Zelle die Mahlzeiten einnimmt und schläft. — In diesem Stadium verwendet man den Sträfling zu Maurerarbeiten in Pentonville oder zur Urbarmachung brach liegenden Ackerlandes in Dartmoor oder zu Arbeiten in den Steinbrüchen von Portland u. s. w., wobei er stets im Freien ist. Auch besorgt diese Klasse Gefangene sämmtliche internen Arbeiten in den Zuchthäusern, als Bäcker, Wäscher, Aufräumer, Diener u. dgl. — Im dritten Stadium wird der Sträfling ein „Ticket-of-leave-man", d. h. man entlässt ihn aus dem Gefängnisse und er darf den Rest der ihm auferlegten Strafzeit als freier Mann verbringen, bleibt aber bis zum Ablauf derselben unter polizeilicher Aufsicht und kann, wenn er sich ungebührlich aufführt, sofort wieder in das Gefängniss gesetzt werden. Diese polizeiliche Aufsicht, welche aber sehr rücksichtslos und indiskret gehandhabt wird, so dass dadurch viele wieder ihren Broderwerb verlieren, veranlasst manche Sträflinge, sich lieber im Zuchthaus etwas zu Schulden kommen zu lassen, um ja kein Ticket-of-leave zu erhalten und ihre ganze Strafzeit im Gefängnisse abzubüssen, denn nach Beendigung derselben sind sie vollkommen von aller polizeilichen Aufsicht befreit!

Das „Government Convict Prison", Staatsgefängniss

für Verbrecher von Pentonville im nördlichen Theile Londons, ist ein kolossales Gebäude und macht von Aussen, mit seinen ungeheuren glatten, kahlen Ziegelwänden, mehreren Wachthürmen an den Ecken und einem alle anderen überragenden Wachthurme in der Mitte, den Eindruck eines riesigen befestigten mittelalterlichen Burgschlosses. Doch unterscheidet es sich in seinem Inneren sehr vortheilhaft von dem einstigen berühmten „Newgate Prison", dem ältesten und schauerlichsten Kerker Londons, denn es ist in seiner Art eine Musteranstalt, wie man ihres Gleichen wenige wiederfindet. Vom Zentralgebäude aus, wo sich die Haupt-Bureaus der Gefangenhaus-Verwaltung befinden, kann man das ganze Innere des eigentlichen Gefängnisses überblicken, denn sämmtliche Zellenreihen sind in 4 langen Flügeln enthalten, deren jeder in schiefer Richtung vom Mittelpunkte der Halle sich ausdehnt. Längs jeder Zellenreihe läuft eine schmale Galerie, zu der man eine Wendeltreppe hinaufsteigt, so dass durch diese vortreffliche Bauart das Gefängniss auf das wirksamste durch ein Minimum von Aufsehern bewacht werden kann. Ausserdem hält man das ganze Haus in allen seinen Theilen musterhaft rein; der asphaltene Fussboden ist glatt polirt, die Treppen und ihre Geländer glänzen wie Silber, keine der weissen Wände zeigt einen Schmutz-, kein Eisenschloss einen Rostfleck. — Die Sträflinge tragen Glengarry-Mützen und Knickerbocker-Anzüge und ihr Haar ist so kurz geschoren, dass die Köpfe wie rasirt aussehen. Alltäglich müssen sie auf einem im Gebäude befindlichen Wiesengrunde, der statt mit Blumenbeeten mit einer Anzahl gepflasterter Rondeaux versehen ist, spazieren gehen. — Die Zellen der Gefangenen sind einfach, ohne jede Bequemlichkeit eingerichtet, aber ebenfalls ausserordentlich rein; sie enthalten nur einen Holzsessel, einiges Speisegeschirr, ein Wandbret für das einfache Bettzeug, einen Tisch mit einer Schiefertafel, einige fromme Bücher und in der Ecke eine Bettstätte; vermittelst einer Vorrichtung kann aber der Ge-

fangene jeden Augenblick mit seinem Kerkermeister in Verbindung treten. — Die Disziplin ist jedoch überaus streng und gegen Widerspenstige wird die Prügelstrafe mit der „Neunschwänzigen“, die Dunkelhaft bis zu drei Tagen, Arbeit und Kostentziehung sowie das sogenannte „Kalkülsystem“ in Anwendung gebracht, d. h. der Sträfling verliert eines der guten Kalküls in der Konduiteliste und verringert dadurch seine Aussichten auf vorzeitige Entlassung, doch genügen schon die letzteren Strafen, so dass Dunkelarrest und Prügelstrafe nur noch selten in Anwendung kommen. — Andererseits hat aber der Gefangene in allen Details der Disziplin ein Berufungsrecht! Glaubt er, dass seine Speise-Ration nicht das vorgeschriebene Gewicht hat oder dass seine Konduiteliste nicht mit den gebührlichen Kalküls versehen ist oder dass er sonst auf eine Art ungerecht behandelt wird, so kann er sich schriftlich beschweren und der Uebelstand wird abgestellt. — Da die Verbrecher-Gefängnisse sich selbst erhalten müssen, so wird jeder Sträfling gezwungen, Handarbeit zu verrichten, ja man lehrt ihm sogar eine solche, wenn er sie nicht schon kann. Die einen weben, die andern schneidern oder schustern, wieder andere müssen Briefsäcke für die Postanstalten oder Matten für die Ministerien erzeugen, u. s. w.

Im grellen Kontraste zu den wohlgeordneten Gefängnissen Englands stehen diejenigen Irlands, und eine von der Regierung in neuester Zeit ernannte Kommission, „Royal Commission“, zur Untersuchung der dortigen Strafanstalten sagt sogar in ihrem Berichte: „Viele dieser Gefängnisse entsprechen einem antiquirten Typus, sind einem veralteten Systeme der Disziplin angepasst, die sanitären Einrichtungen, die ungesunden Lokalitäten der Vorrathskammern verdienen den bittersten Tadel, so dass diese Anstalten nicht im entferntesten den heutigen Anforderungen entsprechen. Ueberdies haben die Beamten sehr häufig von ihrer Verantwortlichkeit keinen Begriff, machen daher die Reorganisation des ganzen Beamten-

standes zur unbedingten Nothwendigkeit. Auch besteht kein Unterschied zwischen verurtheilten Verbrechern und Untersuchungs-Gefangenen, die Erholungsstunden sind ungenügend und fallen oft auch ganz aus, ja es ist Praxis, dass bei Regenwetter für die bestimmte Ausgangszeit keine andere Stunde angesetzt wird, so dass die Gefangenen oft mehrere Tage lang der frischen Luft entbehren müssen. Kein Häftling darf mit dem andern, auch nicht in Gegenwart des Wärters, ein Wort wechseln und man lässt die Gefangenen oft in Unkenntniss, dass sie Bücher aus der Gefängniss-Bibliothek erhalten können. Ferner ereignet es sich häufig, dass sie, ganz im Widerspruche mit den Gesetzen des Landes, 8—9 Monate und mitunter noch länger im Gefängnisse behalten werden, ehe die Verhandlung stattfindet. Die verurtheilten Gefangenen werden auch mangelhaft genährt, barbarisch gestraft und kommen viel zu wenig an die frische Luft, so dass der Prozentsatz der in's Hospital geschickten Kranken verhältnissmässig ein ausserordentlich grosser ist. Die Kerker starren von Schmutz und sind im Winter ungenügend geheizt. — Auch stehen noch ganz dunkle Zellen im Gebrauche und die Strafe des Fastens schliesst jede weitere Nahrung als ein Pfund Brot und Wasser aus. Kein Wunder daher, dass die Sterblichkeit unter den Häftlingen sehr gross und ein grosser Theil der Ueberlebenden, besonders in dem Gefängnisse von „Mountjoy“ (Berg der Freude) und „Ipike“, irrsinnig werden!“

In den „britischen Kolonien“ finden wir zum Theil auch ausser der Rechtspflege nach englischen Gesetzen auch die der ursprünglichen Besitzer, so in Kanada das altfranzösische Recht, in Indien die Gesetze Manu's, auf Mauritius den Code Napoleon, in West-Indien die Edikte der spanischen Kortes etc. Ueberdies wird häufig noch in den indischen Vasallen-Staaten nach altpatriarchalischer Art Recht gesprochen, die zwar viele Mängel an sich trägt und zu häufigen krassen Missbräuchen Anlass giebt,

aber andererseits auch wieder viel Gutes an sich trägt und Urtheile aufweist, die an Klugheit und praktisch gesundem Menschenverstande wirklich Bewunderung erregen müssen. So erschien vor einiger Zeit vor einem Rajah, der gerade auf einer Plattform sitzend im heiteren Gespräche mit Bekannten seine Pfeife rauchte, plötzlich ein junges, sehr hübsches Weib, das sich in Thränen aufgelöst, leidenschaftlich vor seine Füsse warf. Langsam und gemessen folgten ihr, in lange, selbstverfertige Mäntel gehüllt, einige männliche Dorfbewohner und setzten sich stillschweigend zur Rechten und zur Linken des Rajah. Der Häuptling fuhr fort zu rauchen, bis das Schluchzen der Frau etwas nachgelassen hatte; dann bemerkte er ruhig: „Das Weinen thut den Weibern gut". Als das Weinen nicht aufhören wollte, sagte er eine Weile darauf feierlich: „Vor drei Sachen muss man sich hüten: erstens, nicht weinen zu können; zweitens, zu weinen, ohne zu wissen, warum; drittens, zu viel zu weinen." Diese letztere Bedingung wurde mit so nachdrucksvoller Deutlichkeit ausgesprochen, dass ein beifälliges Gemurmel durch die Versammlung ging. Das junge Weib erhob den Kopf und sprach: „Mein Vater, ich kann mit Tawngey nicht länger leben. Ich hasse ihn!" „Was hat er gethan? Hat er dich geschlagen?" „Nein, geschlagen hat er mich nicht; ich würde mich darüber nicht beklagt haben; er misstraut mir, er passt mir auf Schritt und Tritt auf, ich kann es nicht aushalten. Ich will mich von ihm scheiden lassen! O mein Vater, auf dein Haupt die Folgen der Weigerung!" „Tawngey, komm her, du Sohn der Thorheit! Was muss ich hören!" sagte nun der Rajah. Tawngey drückte sich schamroth aus der Menge hervor und erschien. Erst machte er eine tiefe Verbeugung, dann setzte er sich vor dem Rajah auf den Boden. „Herr", erwiderte er, „ich habe sie mit Jemandem kosen sehen!" „Es ist falsch, es ist erlogen!" schrie heftig das junge Weib, während ein Thränenstrom ihre Wangen netzte. „Dieser Mensch" — hier deutete sie mit unbeschreiblicher Verachtung

auf den elenden Tawngey — „dieser Mensch spionirte hinter einem Baume und kam und schleppte mich beim Arm weg und schalt mich vor den andern Weibern aus. Nie ist mir solche Schande begegnet. O Vater, gieb mir die Freiheit, ich will nicht länger mit ihm leben!" Mit diesen Worten warf sie sich auf's Neue zu den Füssen des Häuptlings nieder. Ein tiefes Stillschweigen erfolgte, nur durch das Schluchzen der Frau unterbrochen. Tawngey sah aus, als wünschte er, die Erde möge ihn verschlingen; aber er sagte kein Wort. Plötzlich gab der Rajah folgenden Befehl: „Drei der Aeltesten kommt her; nehmt diese zwei Bösen weg, welche das heilige Gesetz verletzen, zieht ihnen alle Gewänder aus, lasst der Frau nur ein Tuch und schliesst sie zusammen in das grosse leere Gasthaus ein. Morgen früh will ich sie wieder hören. Genug, ich habe gesprochen." Wirklich wurde das junge Paar ohne viele Zeremonie weggeschleppt und mit einem einzigen Kleidungsstücke für beide, während der sehr kalten Nacht in das leere, möbellose Gasthaus eingeschlossen. Am folgenden Morgen reichte man ihnen ihre Kleider hinein und öffnete die Thüre, um sie wieder vor den Rajah zu führen, aber sie schlüpften Hand in Hand hinaus und gingen zufrieden in ihre Wohnung zurück!

Die Zahl der angemeldeten Kriminalverbrechen belief sich im Jahre 1882 in „Indien" auf 1,223.104 und die der verurtheilten Personen auf 642.233. Davon waren 417 zum Tode, 1157 zur Abtransportirung, 154.437 zu Gefängniss und 16.889 zum Auspeitschen verurtheilt. Diese letzte Strafart hat jedoch beträchtlich abgenommen, denn die Zahl der zum Auspeitschen Verurtheilten belief sich noch im Jahre 1877 auf 72,815 während im selben Jahre die Gesammtzahl der verurtheilten Personen 759.161 betrug. Die Gesammtsumme der im Gefängniss inhaftirten Personen bezifferte sich am Ende des Jahres 1882 auf 93.733; 1877 hingegen auf 133.538.

Ein schwieriges Stück Arbeit bereitete aber der indischen

Regierung die Ausrottung der dortigen „Thugs“ oder „Thags“, einer seit Jahrhunderten über ganz Vorder-Indien ausgebreiteten, systematisch ausgebildeten Raubmörder-Rotte, deren erste Spuren sich schon im 12. Jahrhundert zu Delhi zeigten und die dem besondern Kultus der Gemahlin Sivas Bhâwâni, Kali, Durgâ oder Pâarvati, der Göttin der Liebe, des Bösen und des Todes huldigen. Die eigentliche Heimath dieser schrecklichen Genossenschaft ist die Landschaft Bundelcund, der Staat Audh und das Nerbuddathal. — Da diese Thugs so schlau waren, nie einen Europäer zu ermorden, so war ihr Vorhandensein bis zum Jahre 1831 fast ganz unbekannt geblieben; erst um diese Zeit ergriff der General-Governor von Indien energische Massregeln gegen dieselben und betraute den Colonel Sleeman mit der Ausführung. Der ausserordentlichen Thätigkeit und Umsicht dieses energischen Offiziers gelang es denn auch endlich, dass bereits gegen Ende des Jahres 1835 1562 Thugs als überwiesen verurtheilt waren.

Die einzelnen Mitglieder dieser Sekte sind nicht nur gewerbsmässige Mörder, sondern bilden auch eine musterhaft organisirte, durch geheimnissvolle, unlösliche Bande zusammenhängende Brüderschaft, mit einer nur ihnen bekannten Sprache, so dass zwei von einander noch so entfernte Thugs sich beim ersten Zusammentreffen sofort erkennen. Auch sind die Mitglieder des Thugbundes nicht nur in allen Klassen der Gesellschaft, sondern auch in jeder Altersklasse beider Geschlechter bis zum unreifen Kinde zu finden. Jedes Glied dieser Genossenschaft muss zu in jeder Zeit, bei Tag und Nacht, bereit sein, dem Rufe zu Raub und Mord zu folgen. Doch werden diese Verbrechen stets mit grösster Vorsicht an den einsamsten und abgelegensten Plätzen ausgeführt, auch lauert der Thug seinem Opfer nicht wie ein Wegelagerer auf und überfällt es dann plötzlich, sondern er weiss sich stets unter der Maske eines Harmlosen bei demselben einzuführen, spielt den liebenswürdigsten Kameraden, lagert mit dem Reisenden im Schatten

oder an murmelnden Quellen, ist dabei aufmerksam, gefällig und dienstbereit, schleppt Holz für's Lagerfeuer herbei, spaltet es, zündet es an, bereitet die Abendmahlzeit, theilt seine Vorräthe mit den neuen Freunden, amüsirt sie nach dem Essen durch heiteres Gespräch u. s. w. — bis er plötzlich den günstigsten Moment erhaschend, seinem armen Opfer die wie ein amerikanischer Lasso eingerichtete Schlinge um den Hals wirft, wobei der Stein am andern Ende des Strickes in seiner Hand bleibt und er mit einer leichten Drehung das Genick des Ueberfallenen bricht, so dass sofort der Tod eintritt. Damit aber der Leichnam schleunigst versteckt und jede Spur des Verbrechens verwischt werden kann, graben die Thugs schon rechtzeitig vorher die Grube, in die sie den todten Körper einscharren, worauf sie sich dann, als wenn nichts geschehen wäre, wieder entfernen. Bei Ueberfällen von grösseren Reisegesellschaften ist die Zahl der Thugs stets derjenigen der Reisenden überlegen; an einer günstigen Stelle des Wegs ertönt ein Signal, und in anscheinend freundschaftlichstem Gespräche wirft jeder Phansigar seinem Opfer, sei es nun Mann oder Weib, die Schlinge um den Nacken. Gelingt aber diese Methode nicht, dann greift er wohl auch zum Messer, um den Mord zu vollenden, aber stets wird das erstere Verfahren vorgezogen, weil es bequemer und gefahrloser ist.

Gerade so wie andere geheime Gesellschaften haben auch die Thugs, welche sich aus allen indischen Klassen rekrutiren, und ebenfalls Mohamedaner aufnehmen, ihre Rangordnung. Zuerst wird er Genossenschafter, Spion und Gelegenheitsmacher, dabei hat er auch das Holz für die Lagerfeuer zusammenzutragen, die Gruben zu graben und die Leichname der Ermordeten zu verbergen, dann avancirt er zum „Schamsia", d. h. Händehalter, und schliesslich, nach einer langen Reihe bestandener Proben, erreicht er endlich die Würde eines eigentlichen Thug, Bhartote oder „Phansigar" (Erdrosseler, von phansi die Schlinge). — Je mehr Menschen ein solcher Phansigar

ermordet hat, um so glücklicher schätzt er sich, und es gab, einzelne unter ihnen, die selbst im Kerker sich noch stolz damit brüsteten, 600—900 Menschen ermordet zu haben. Ja diese Scheusale waren keineswegs bestialisch verkommene Individuen, sondern häufig ehrwürdige, vornehm aussehende Familienväter in günstiger Lebensstellung, die ihre Frau und Kinder zärtlich liebten und auf das beste behandelten. — Bei den grossen Festen der „Thugs“ wird die furchtbare Göttin der Liebe und des Todes durch eine mit Indigo fast schwarz bemalte Frau dargestellt, die mit aufgelösten Haaren auf einem weissen, roth bestrichenen Manne steht, dessen Kopf so geschickt unter blutigen Tüchern versteckt ist, dass er wie enthauptet erscheint. Der mit Henna und Betel gefärbte Mund der Göttin sieht wie mit Blut gefüllt aus; in einer Hand hält sie ein aus Paste oder Karton sehr schön dargestelltes menschliches Haupt, in der andern Hand schwingt sie einen Säbel, den sie, wie hingerissen von wildem Entzücken, in den unter ihren Füssen liegenden Leichnam zu stossen scheint. Oft hält sie jedoch auch in der rechten Hand keinen Säbel sondern nur eine mit Blut gefüllte Schale, welche sie anscheinend an die Lippen führt; jedenfalls macht sie aber in beiden Fällen einen wahrhaft schaudererregenden Eindruck. — Dank der Abschwächung der abergläubischen Vorstellungen, dem Fortschritte der europäischen Zivilisation und der unabhängigen Wachsamkeit der englischen Behörden fliesst jetzt in Indien das Blut der Menschenopfer nur noch im Geheimen vor dem Altar der Kali, doch kommen noch immer vereinzelte Morde zu Ehren dieser Göttin vor und in mehr als einer indischen Provinz finden sich noch Reste des Thugismus, der auch wohl sobald nicht ganz unterdrückt sein wird!

Verhältnissmässig ausserordentlich selten sind die Verbrechen in „Kanada“, so betrugen dort z. B. im Jahre 1881 die Verbrechen gegen die Person 1·53, während sie sich in Viktoria auf 5·28, in Neu-Südwales auf 13·22, in Tasmanien anf 5·87 und in Neu-Seeland auf 4·20 pro 1000 Einwohner

bezifferten. Die Zahl der Verbrechen gegen das Eigenthum war in Kanada 1·20, in Viktoria 5·05, in Neu-Südwales 9·52, in Tasmanien 7·60, in Neu-Seeland 5·13 auf 1000 Einwohner, und diejenigen anderer Verbrechen in Kanada 6·95, in Viktoria 26.97, in Neu-Südwales 26·03, in Tasmanien 46·32, in Neu-Seeland 21·86 auf 1000 Seelen. Ja Kanada kann ein vorherrschend friedliches Land genannt werden, in welchem die Bevölkerung die Gesetze achtet. In Ontario giebt es kaum einen Bezirk, wo nicht selbst ein Kind in vollkommener Sicherheit für seine Habe wandern könnte, und beinahe alle Räubereien begehen herumschweifende Amerikaner.

Die „Polizei“ im britischen Stammlande, deren oberster Chef der Minister des Innern, ist ganz vorzüglich organisirt und besteht aus 2 Hauptgruppen, den „Konstablern“ und den „Detectiven“, von denen die ersteren ihre gegenwärtige Organisation den Bemühungen Sir Robert Peels verdanken, in Folge dessen sie beim Volke auch den Spitznamen „Peeler“ oder „Bobby“, von Bob, Robert, haben. — Selbstredend ist die Londoner Polizei die beste und auch zahlreichste in Old England, die Konstabler derselben bestehen aus der ungefähr 10.000 Mann starken „Metropolitan Police“, Hauptstädtische Polizei, und der „City Police.“ Die erstere hat ihren Hauptsitz in „Great Scotland Yard“ und ihr Rayon erstreckt sich auf 12—15 englische Meilen in der Runde; es umfasst London, mit Ausnahme der eigentlichen „City“, sowie mehrere benachbarte Grafschaften. Dabei hat sie über mehr als 4½ Mill. Menschen zu wachen, die auf 690 englischen □Meilen wohnen, so dass einem Policeman beiläufig 475 Personen anvertraut sind und das Constabulary-Corps in Summa ein Strassennetz von 6612 englischen Meilen Länge zu durchlaufen hat. — Der Londoner Polizei-Präsident führt den Amtstitel „Chief Commissioner of the Metropolitan Police“, besitzt sehr ausgedehnte Machtvollkommenheit, und unterliegt der Kontrole des Ministers des Innern sowie der öffentlichen Meinung; nächst

ihm kommen die zwei „Assistant Commissioners“. Ueberdies ist der ganze Polizei-Bezirk von „Scotland Yard“ in 21 „Divisions“, jede Division in Subdivisionen, diese in „Sections“ und die Sektionen in Runden, „Beats“, eingetheilt. Die Leiter der Divisionen heissen „Superintendents“, die der Subdivisionen „Inspectors“, die der Sektionen „Sergeants.“ — Es giebt Tag- und Nachtrunden, die ersteren dauern von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends. Die berittenen Konstabler, welche hauptsächlich in den ländlicheren Umgebungen Londons umherstreifen, haben jedoch ausgedehntere Routen zurückzulegen. — Der Bezahlung nach giebt es 4 Klassen bei den Konstablern, denn sie erhalten wöchentlich 19, 21, 23 oder 25 Sh. und 16—21 Zentner Kohle, während die Sergeants 26 und 28 Sh., die Inspektoren 45½ und 52½ Sh. und die Superintendenten 100 Sh. pro Woche beziehen. Aber nur Wenige erreichen diese Stufe, da der auf eine solche Stelle reflektirende Inspektor im Stande sein muss, Abhandlungen über schwierige Rechts- und Dienstfragen zu schreiben. Seit 10 Jahren ist auch das Vorrücken des Konstablers zum Sergeant erschwert, denn man verlangt nicht nur, dass er fehlerfrei schreibe und in den einfachen Rechnungsarten bewandert sei, sondern dass er ebenfalls Berichte über seine dienstlichen Obliegenheiten abzufassen vermag.

Um Konstabler zu werden, muss man nicht nur die erforderliche Intelligenz, Körperstärke und Gesundheit, sondern auch ein Zeugniss von einem achtbaren Arbeitgeber oder Geistlichen besitzen, worin derselbe bestätigt, den Kandidaten seit 5 Jahren als einen durch und durch ordentlichen Menschen zu kennen. Ausserdem ist jeder neu Angeworbene verpflichtet, noch einige Zeit eine Vorbereitungsschule durchzumachen, wo man ihn über seine Amtsthätigkeit unterrichtet und einige Wochen einexerzirt; dabei legt man aber ein ganz besonderes Gewicht auf die Erlernung der Kunst, vor den Polizei-Gerichtshöfen in klaren und einfachen Aus-

drücken Aussagen abzugeben! — Die Uniform der Policemen besteht aus blauen Pantalons und Tuchrock, der eng zugeknöpft ist und am Kragen einen Buchstaben sowie eine Ziffer hat; ersteres ist das Zeichen der Division, welcher er angehört, letzteres seine Nummer. Als Kopfbedeckung dient ihm ein leichter, gut vor Hieb und Stich schützender Filzhelm, der durch ein ledernes Sturmband festgehalten wird, und als Waffe ein kurzer „Truncheon“, Schlagstock, in einem Lederfutteral, den er nur im äussersten Nothfalle herausziehen darf. Regnet es, dann bedeckt sich der Konstabler noch mit einem den Oberleib trocken haltenden kleinen Regenmantel, den er sonst zusammenrollt und mit einem Gürtel um den Körper bindet. — Die verheiratheten Policemen können wohnen, wo es ihnen beliebt, und haben in der Regel die Annehmlichkeit, von irgend einem Hausbesitzer freie Wohnung unter der Bedingung zu erhalten, dass sie über die Sicherheit des Hauses wachen. Die unverheiratheten müssen hingegen auf der Station, zu der sie gehören, wohnen, was jedoch für sie ganz vortheilhaft ist, denn sie haben dafür wöchentlich nur einen Sh. zu entrichten. Ebenso billig verschaffen sie sich auch die Kost, da sie gemeinschaftlich menagiren und zu diesem Zwecke einen Proviantmeister halten, der die Lebensmittel einkauft und die Küche versieht. — In Folge dieser vortrefflichen Einrichtung kann ein Konstabler für cirka 10 Sh. 7 Tage lang essen und wohnen. — Auch ist für die geistigen Bedürfnisse der Policemen vortrefflich gesorgt, da jede Division eine Bibliothek von 1500—2000 Bänden besitzt, die von Zeit zu Zeit unter den Divisionen vertauscht wird, so dass jede Division die Bibliotheken der übrigen eine gewisse Zeit hindurch bei sich hat. Dadurch, und weil jede Division andere Bücher als die übrigen anschafft, kann jeder Angestellte der Polizei seine Lektüre aus ungefähr 40.000 Bänden wählen. Auch besteht ein Fonds zum fortwährenden Ankaufe neuer Pub-

likationen, wozu jeder Policeman jährlich einen Beitrag von einem Shilling leistet.

Bei den äusserst strengen Gesetzen über persönliche Freiheit im britischen Stammlande ist natürlich die Stellung des Policeman eine äusserst schwierige und erfordert umsomehr viel richtigen Takt, da in Old England der Grundsatz gilt; Die Polizei ist für das Publikum da, nicht aber letzteres, um sich von seinen Bewachern quälen zu lassen. Auch halten die Vorgesetzten des Konstabler nicht, wie häufig auf dem Kontinente, an dem Prinzipe der „Unverletzlichkeit des Beamten" fest, sondern verfolgen umgekehrt den Grundsatz: „Oeffentlicher Tadel mit allen Konsequenzen." — Glaubt irgend Jemand Ursache zu einer Beschwerde gegen einen Konstabler zu haben, so kann er denselben vor den nächsten Polizeihof zitiren; dort wird dann öffentlich angeschuldigt, öffentlich verurtheilt oder freigesprochen, und der geringste Missbrauch der Amtsgewalt hart bestraft. Der Policeman darf nur dann Jemanden arretiren, wenn er ein Verbrechen begangen, „disorderly" oder „bloodthirsty", d. h. gewaltthätig und rauflustig ist. — Die Hauptpflicht der vielseitigen Thätigkeit des Konstablers ist Ordnung in den Strassen aufrecht zu halten, aber so unauffällig als möglich und mit dem Grundsatz, so wenig als möglich zu interveniren. Ueberhaupt darf dies nur geschehen, wenn Jemands Sicherheit bedroht oder ein öffentliches Aergerniss gegeben wurde. Ebenso verhält es sich mit den Versammlungen, denn auf diesen fungiren Polizei-Agenten nicht als „Vertreter der Staatsanwaltschaft", um jedes gesprochene Wort auf die Waagschale des Paragraphen zu legen, wie in anderen Ländern; daher darf er nur dann erscheinen, wenn es zu Handgreiflichkeiten kommt. — Ausserordentlich lobenswerth muss man aber auch anerkennen, dass die Londoner Konstabler stets mit viel grösserer Bereitwilligkeit bestrebt sind, dem Publikum zu nützen, als ihre kontinentalen Kollegen.

Die Einnahmen von „Scotland Yard“ fliessen zum grössten Theile aus der Polizeisteuer, denn der Engländer zahlt für die Polizei eben so separat wie für das Wasser oder Gas, und da diese Steuer nach dem Grundsatze der Einkommensteuer bemessen wird, d. h. je mehr man zu bewachen hat, desto mehr Steuern muss man entrichten, so kommt es, dass der Staat, der in dieser Beziehung als Privatperson gilt, selbst der grösste Kontributor ist. Andererseits hat aber auch jeder Private, der sein Eigenthum speziell bewachen lassen will, das Recht, gegen separate Bezahlung sich in Scotland Yard eine beliebige Anzahl von Policemen für eine gewisse Zeit zu miethen. Von dieser Verfügung machen denn auch die Museen, Staatskassen, Münzämter, grossen Banken u. s. w. ausgedehnten Gebrauch. So bezahlt z. B. für diese Zwecke das British Museum cirka 1000 £, die Hauptpost 4000 £, die grosse Bildergalerie über 500 £, das Greenwicher Hospital 1000 £ jährlich. Einige Eisenbahn-Gesellschaften besitzen sogar ihre eigene Polizei für sich, deren Angehörige zwar in Scotland Yard geprüft werden, sonst aber mit der Metropoliten-Police nichts zu schaffen haben.

Die „City Police“ befindet sich in der Strasse „Old Jewry“, Altes Ghetto. Diese bildet wieder eine Polizei-Verwaltung für sich, ist ein Zweig der City-Administration und untersteht dem Lord Mayor, hat aber im grossen Ganzen denselben Dienst, auch dieselbe Organisation und Uniform wie die Metropoliten Police, nur mit dem Unterschiede, dass auf einen Policeman cirka 10 Acres Boden und 90 Menschen zur Bewachung entfallen und die Konstabler nicht nur etwas besser gezahlt sind, sondern auch noch schwarzgelbe und rosaweisse Schärpen am rechten Arme tragen.

Die englische „Detectiv-Polizei“, welche erst seit einem viertel Jahrhundert errichtet wurde, hat in der Londoner „Metropolitan Detective Police“, die auch für die City massgebend ist und unter oberster Leitung des Chefs des Konstablerwesens

sowie unter einem Ober-Inspektor und einer bestimmten Anzahl Inspektoren und Sergeants steht, den höchsten Grad der Entwicklung erreicht. Die sehr variable Zahl der Detectives wird vorherrschend der Constabulary entnommen, doch wählt man nur Leute dazu, die ausser Lust zu diesem Berufe auch ein ausgesprochenes Talent für denselben besitzen. — Ihr Dienst ist ausserordentlich schwierig, da in Folge der ausgedehnten persönlichen Freiheit im britischen Stammlande, besonders aber in London, sich dort viel mehr Verbrecher der verdienten Bestrafung entziehen können, denn hier braucht, wer im Hôtel ein Zimmer oder in einem Privathause eine Wohnung miethet, sich weder in's Fremdenbuch einzutragen, noch einen „Fremdenzettel" zu schreiben und man kümmert sich nicht darum, wie Jemand heisst, was er ist, woher er kommt und wohin er geht. Es giebt auch keine Hausbesorger, Wanderbücher, Pässe, Marschrouten od. dgl., überhaupt ist das Privatleben der In- und Ausländer keinerlei Kontrole unterworfen. Dazu muss man noch rechnen, dass in Grossbritannien der Schiffsverkehr alltäglich ein enormer, das Entkommen daher viel leichter möglich wird als auf dem Kontinent. Zuweilen glaubt die Polizei, der Verfolgte sei in Australien, thatsächlich hat er aber die Metropole noch gar nicht verlassen, während andererseits manche Verbrecher längst in irgend einem überseeischen Lande in Sicherheit sind, wenn die Geheimpolizei sie noch in London sucht. Ferner muss man weiter berücksichtigen, dass sich von den ungefähr $^1/_4$ Million Verbrechern, welche sich in London aufhalten, in Folge der herrschenden Gesetze höchstens nur der 6. Theil im Gefängnisse befindet, während die andern $^5/_6$, von denen man ganz genau weiss, dass jeder Einzelne, um leben zu können, täglich neues Unrecht thun muss und die man jeden Moment arretiren könnte, weil die Polizei sie ganz genau kennt, — frei umherlaufen!

Zwischen den Detectives und den Konstablern besteht der grosse Unterschied, dass erstere von Privaten nicht zu speziellen Dienstleistungen in Scotland Yard gemiethet werden können, sondern in diesem Falle muss man sich an die „Privat-Bureaux“, „Private inquiries offices“, wenden. Diese betreiben das Aufspüren von allerlei Dingen, ja selbst das Einziehen vertraulicher Erkundigungen, als Geschäft, und man kann häufig von den Resultaten ihrer Thätigkeit in den Verhandlungen des Londoner Scheidungs-Gerichtshofes sehr schmutzige Anzeichen bemerken! Auch gehen sie oft mit den Rechtsanwälten Hand in Hand, d. h. in einem Prozesse miethen die Vertreter beider Parteien Detectives, wenn es sich um die Enthüllung von Geheimnissen handelt; daher werden denn auch die Privat-Detectives von der amtlichen Polizei mit scheelen Augen angeblickt. — Eine wichtige Rolle spielen die „weiblichen Detectives“ in Scotland Yard, da ihre Dienste beinahe unentbehrlich sind, aber die Verwaltung engagirt sie nicht direkt, sondern bezahlt sie nur in der „Form von Zeugen“ und macht für ihr Gebahren denjenigen Beamten verantwortlich, der sie angeworben. — In neuester Zeit hat der Polizei-Chef auch versucht, pensionirte oder ausser Dienst getretene Offiziere sowie die jüngeren Söhne der Gentry zum Geheimpolizeidienst zu verwenden, weil man glaubte, dass sie mehr leisten würden als die gewöhnlichen Polizeibeamten, aber die 6 Detectives dieser Kategorie haben sich keineswegs bewährt!

Bei den immerwährenden Unruhen in „Irland“ sah sich die Regierung schon seit vielen Jahren gezwungen, um nur halbwegs Ordnung zu erhalten, in diesem Lande grosse Polizeikräfte zu entfalten und dasselbe mit einem dichten Netze von Polizei-Stationen, welche längs der Wege und an allen wichtigeren Punkten errichtet wurden, zu bedecken. Meist sind dies elegante, geräumige Gebäude, die von weitem wie kleine Schlösser aussehen und in der Regel auf einem erhabenen

Punkte liegen. In diesem sind dann 8 oder mehr Polizeimänner von der sogenannten „Constabulary-force“ bequartirt, welche als eine militärisch bewaffnete Polizeimacht über ganz Irland ausgebreitet, zur Verhütung von Verbrechen, zur Entdeckung und Ergreifung der Verbrecher sowie zur Schützung des Eigenthums und des Friedens bestimmt ist. Dieses Korps hat vollkommen militärische Organisation und Disziplin, steht unter General-Inspektoren, Provinz-Inspektoren und Distrikt-Inspektoren und hat Gewehre und Säbel als Bewaffnung, jedoch ist ihre Uniform ähnlich dem englischen Constabulary-Corps. Streng genommen ist diese Polizei daher nichts anderes, als eine militärische Besatzung von ganz Irland, und da dieselbe nur aus den kräftigsten, wohl konduirtesten Leuten formirt ist, welche das Land sowie die Bewohner genauestens bis in's kleinste Detail kennen, so wird sie auch im Falle eines Krieges oder einer Revolution viel bessere Dienste leisten als eine Armee!

X. Die Religionen und religiösen Sekten.

Anzahl der Glaubensgenossen, der Kirchen und Bethäuser. — Höhe des Kirchenvermögens. — Die Hierarchie und der niedere Klerus. — Die religiöse Propaganda.

Der „religiöse Kultus“ nimmt im britischen Stammlande eine hervorragende, hochangesehene Stellung ein. An der Spitze der verschiedenen Religionen steht die englische oder „anglikanische Kirche“, welche in England und Wales auch den Titel „Staatskirche von England“, in Irland „Kirche von Irland“ führt und die Episkopal-Verfassung hat, mit Ausnahme Irlands, wo sie in Verbindung mit dem Synodal-Systeme steht. Das Oberhaupt der Kirche ist jedoch der König oder die Königin. — England mit Wales und den Inseln in der britischen See bilden zusammen die beiden Kirchenprovinzen Canterbury und York, u. z. erstere mit 1 Erzbisthum und 22 Bisthümern, letztere mit 1 Erzbisthum und 6 Bisthümern. Den höchsten Rang unter den englischen Prälaten nimmt der Erzbischof von Canterbury ein, der nicht nur die Würde eines „Primas von ganz England“ und ersten Pairs des Reichs bekleidet, sondern auch das Vorrecht besitzt, den König zu krönen und die Dispensationen in beiden

Kirchenprovinzen zu ertheilen. In einer jeden der beiden letzteren tritt auf königliche Einberufung zur Berathung geistlicher Angelegenheiten eine „Konvokation“ unter dem Vorsitze des Erzbischofs zusammen, die aus den Bischöfen und deren Stellvertretern, den Dekanen der Domkapitel, den Archidiakonen und den Vertretern des niederen Klerus gebildet ist und in der Provinz Canterbury in das Oberhaus (mit den Bischöfen) und das Unterhaus zerfällt. — Hingegen steht die „Kirche von Irland“ unter 2 Erzbischöfen, einem in Armagh, der zugleich Primas von ganz Irland ist, und einem in Dublin, sowie unter 10 Bischöfen. Die gesetzgebende', aber auch oberste administrative Kirchengewalt ruht in diesem Lande nach der Verfassung vom Jahre 1879 in den Händen der General-Synode, welche sich aus den Bischöfen, dem Klerus und der Laienschaft zusammensetzt und zwei Häuser, das Haus der Bischöfe und das Haus der Repräsentanten, bildet, aber gewöhnlich in voller Synode zusammen berathschlagt. Das letztere Haus zählt 208 Vertreter des geistlichen und 116 Vertreter des Laienstandes, welche stets auf die Dauer von 3 Jahren gewählt werden. Den Vorsitz in der General-Synode, die alljährlich in Dublin tagt, führt der Primas. Ferner wird noch in jeder Diöcese von dem Bischofe eine „Diöcesan-Synode“ einberufen, auf der alle aktiven Geistlichen und Laienvertreter zusammenkommen. — Mit der Verwaltung des Kirchenguts ist der „Repräsentativkörper der Kirche“ betraut, welcher aus den Erzbischöfen und Bischöfen, 12 geistlichen und 24 weltlichen Vertretern sowie 14 kooptirten Mitgliedern besteht. — In Schottland hat die anglikanische Kirche 7 Bischöfe; in Summa zählt also die englische Kirche in:

	Geistliche,	also 1 Geistl. auf Einw.
England und Wales	23.000	785
Irland	1800	353
Schottland	215	465
Zus. im Verein. Königreich .	25.015	1603

Die „römisch-katholische Kirche“ hat im britischen Stammlande 6 Erzbischöfe, darunter 1 für Malta; 37 Suffragan-Bischöfe, 4 apostolische Vicariats-Präfekte, darunter 3 für Schottland, 1 für Gibraltar, und an Säkular- und Regularklerus cirka 5578 Weltpriester. — In England und Wales sind die Katholiken am zahlreichsten in Lancashire, denn dort bilden sie 36% der Bevölkerung, überhaupt vermehren sich dieselben in neuerer Zeit im britischen Stammlande ausserordentlich, denn 1845 gab es in England und Wales nur 1·96 %, 1881 aber bereits 4·6%, ja selbst Geistliche der Staatskirche treten zu dieser Religion über! — In Irland, wo die Katholiken numerisches Uebergewicht haben, lebten laut Ausweisen des Zensus vom Jahre 1881 639.574 Anhänger der protestantischen Episkopal-Kirche, 470.734 Presbyterianer, 48.839 Methodisten, 54.798 anderer Bekenntnisse und 3,960.891 römische Katholiken. Auch besitzen die Katholiken dort 2378 Kirchen und Kapellen sowie 294 Klöster. — Zur kath Kirche des Vereinigten Königreichs gehören auch noch die Erzbischöfe von Halifax in Neu-Schottland, von Quebec und Toronto in Kanada, von Sydney und Melbourne in Australien und von Spanish-Town, Roseau und Demerara in West-Indien und Guayana.

Zu der „evangelischen Kirche“ in Old England rechnet man auch die presbyterianische, die Methodisten- und die Independenten-Kirche. Die „presbyterianische Kirche“ umfasst die Kirche von Schottland, „Church of Scotland“, welche als die dortige Landeskirche angesehen wird, obwohl ihr gegenwärtig nicht mehr die Majorität des Volkes angehört, ferner die Freikirche, „Free Church“, ebenfalls in Schottland, die presbyterianische Kirche von Irland, die vereinigte presbyterianische Kirche in allen drei Theilen des Königreichs und einige kleinere getrennte Gemeinschaften, welche sich nur in Sachen der Disziplin von einander unterscheiden. Die Verfassung dieser Kirche hat als Fundament

die Presbyterien, welche eine grössere oder kleinere Anzahl von Kirchspielen umfassen und wieder unter Synoden stehen. Die oberste Kirchenbehörde ist die „General Assembly“, eine aus Geistlichen und Laien gebildete Versammlung, die von Presbyterien und Universitäten gewählt werden.

Der „Methodismus“ und die „Religionsgesellschaft der Independenten“ sind zwar aus der anglikanischen Kirche hervorgegangen und stimmen mit deren Lehren im Wesentlichen überein, haben aber doch eine von ihr gänzlich abweichende Verfassung. So gehören die dortigen in mehrere Gemeinschaften gespaltenen Methodisten doch grösstentheils der ursprünglichen wesleyanischen Gemeinschaft an, deren Verfassung wie bei den Methodisten überhaupt in den Klassen, jede aus etwa 12 Personen bestehend und unter einem Klassenführer wöchentlich zusammentretend, ihre Grundlage hat. Diese Klassen sind in Gemeinden und diese wieder in Bezirke und Distrikte zusammengezogen. Als höchste kirchliche Behörde fungirt bei ihnen die „Konferenz“, welche aus 100 Geistlichen besteht, der eine „Repräsentativ-Konferenz“ von je 240 Geistlichen und Laien für Finanz-, Schul- und Missionssachen zur Seite steht. — Bei den „Independenten“ gilt hingegen als Hauptgrundsatz gänzliche Unabhängigkeit jeder einzelnen Gemeinde, sowohl vom Staate, als von jedweder kirchlichen Behörde. Zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten werden aber „Congregational Unions“ einberufen. — Ueberdies giebt es noch eine Menge andere Religions-Genossenschaften im britischen Stammlande, und da dem dortigen Volke ein tiefes und lebendiges Interesse für Kirche und Religion inne wohnt, so finden wir auch dort, wie nirgends anders auf der Welt so zahlreiche und mit so beträchtlichen Geldmitteln versehene Gesellschaften zur Verbreitung des Christenthums und sogenannter christlicher Kenntnisse, „Christian knowledge“! Besonders aber sind die Frauen in dieser Beziehung thätig, denn allein 1660 wirken als Missionäre,

Bibellehrer und Wanderprediger. Ja wir finden sogar in Old England eine Gesellschaft zur „Bekehrung der dortigen Juden", welche in ihrem letzten Jahresberichte 10 Bekehrungen verzeichnet hatte und ein Einkommen von cirka 35.000 £ besitzt. — Am drastischsten tritt aber in jeder Beziehung der Missions- und Bekehrungseifer sowie die Intoleranz gegen anders Gläubige bei den Presbyterianern zu Tage! während die Bewegung der Wasser-Apostel und der pietistischen Richtung, von der die liberale Partei gerade in ihren thätigsten Schichten stark durchtränkt ist, Hand in Hand mit dem Frauenstimmrecht geht.

Die Einkünfte der englischen Bischöfe erreichen die hohe Summe von 5000—15.000 £ jährlich; den höchsten Gehalt bezieht der Erzbischof von Canterbury, nämlich 15.000 £, aber auch das Bisthum London ist vortrefflich dotirt, denn ausser 2 Palästen und einem Jahresgehalte von 10.000 £ hat dieser Bischof noch das absolute Verfügungsrecht über 190 Pfründen, darunter 30 Stiftspfründen. — Auch die Einkünfte der zur eigentlichen Seelsorge berufenen „Vikare" und „Rektore" erreichen mitunter eine Höhe von 4000 £ jährlich. Aber ihre Geschäfte, das Pfarrwesen, besorgt in der Regel ein „Kurat", das ist gewöhnlich ein von ihnen mit 150 £ bezahlter junger Theologe, während sie selbst, natürlich gesundheitshalber, den grössten Theil des Jahres auf Reisen und in Seebädern weilen. Da aber in England erst mit 1000 £ jährlichem Einkommen der Komfort, mit 2000 das Vergnügen und mit 10.000 £ die Zufriedenheit beginnt, so kann man sich lebhaft vorstellen — da diese Kuraten meistens auch sehr bald heirathen, weil sie bei der grossen Ueberzahl an heirathsfähigen Mädchen förmlich durch die verschiedensten Anträge dazu gezwungen werden — dass sehr bald im Hause derselben, umsomehr da die jungen Damen meistens auch noch sehr verwöhnt sind, bittere Lebenssorgen einziehen! — Die Einkünfte der Pfarrer fliessen theils aus den

10 Mill. £ Jahres-Revenuen der Kirche, theils aus den der Kirche gehörigen Wohnhäusern, theils auch noch in vielen Grafschaften aus dem „Zehnten." Ueberdies haben sie auch noch freie Wohnung im Pfarrhause und die Benutzung des oft recht umfangreichen Pfarrgartens. — Doch werden die Pfarrstellen nicht, wie in Deutschland und anderen Staaten, durch die Wahl der Gemeinde etc. vergeben, sondern es herrscht im frommen England die ganz abscheuliche Sitte, dass dieselben in „Tockenham-Yard" in der City von London, nota bene noch bei Lebzeiten des alt gewordenen Inhabers, wobei der Gesundheitszustand die eingehendste Erörterung erfährt, öffentlich meistbietend, wie irgend eine andere Waare, an diejenigen Geistlichen versteigert werden, welche auf eine Pfarrstelle reflektiren und natürlich, was die Hauptsache ist, die erforderlichen Summen besitzen. Für 270 £ kann man hier schon eine Pfarre mit 302 £ Jahresgehalt bekommen; die besser dotirten kosten natürlich bedeutend mehr; auch wird der Preis ausserordentlich dadurch beeinflusst, ob der Gesundheitszustand des gegenwärtigen Inhabers auf einen voraussichtlichen baldigen Tod oder noch ein längeres Leben schliessen lässt! — Diese öffentlichen Pfarren-Versteigerungen benutzen besonders die reichen Pairs häufig, um ihre jüngeren Söhne, die ja bekanntlich wegen des in England herrschenden Majoratsystems von der Erbschaft der Güter ausgeschlossen sind, zu versorgen. Dieses wird ihnen aber noch dadurch unendlich erleichtert, dass zur Uebernahme einer Pfarrerstelle absolut keine theologischen und anderen wissenschaftlichen Kenntnisse nothwendig sind, da den studirenden Pairssöhnen als uraltes Privilegium ein Universitätsgrad verliehen wird, ohne dass sie jemals ein Examen gemacht haben. Ueberdies herrscht in der anglikanischen Kirche noch die ausserordentlich bequeme Sitte, dass die Seelsorger ihre Predigten nur ablesen, natürlich unter dem höchst schlauen Vorwande, dass durch Gedächtnissfehler unheilige Versehen

geschehen könnten, die mit den 40 Glaubens-Artikeln, welche jeder Theologe unterschreiben muss, nicht auf Punkt und Komma stimmen möchten, in Wirklichkeit aber, um dem bequemen oder für seinen Beruf total unfähigen geistlichen Herrn das Memorieren einer Predigt zu ersparen! Ja sie brauchen sich nicht einmal den Kopf zu zerbrechen, um eine Predigt vorher zu Papier zu bringen, denn sie bekommen die schönsten Predigten pfundweise fertig gedruckt in der Londoner Buchhändlerstrasse Paternoster-Row für billiges Geld zu kaufen.

Die berüchtigte „Heilsarmee“, von der heut zu Tage in allen Theilen der Welt gesprochen wird, entwickelte sich aus einer unbedeutenden Gründung, die unter dem Namen „Mission für Ost-London“ von „William Booth“ in's Leben gerufen wurde, der, ursprünglich der Kirche von England angehörend, zu den Wesleyanern, dann zu den Methodisten, und schliesslich zu den Neu-Methodisten übergetreten war. Für diese verschiedenen Kongregationen hatte er Jahre lang als Wanderprediger gewirkt, bis er endlich in Folge eines Streites mit seinen letzten Glaubensgenossen auf die lukrative Idee verfiel, auf eigene Faust „Seelenretter“, so nennt er sich nämlich, zu werden und selbst eine religiöse Genossenschaft zu gründen. Er begann damit, in einem kaum wasserdichten Zelte im östlichen London Predigten zu halten, während welcher er gleichzeitig mit dem Hute absammeln ging. Nach kurzer Zeit konnte er bereits ein leerstehendes Theater miethen, und es dauerte nicht lange, so hatte er schon so enorme Geldmittel zur Verfügung, dass er mit deren Hilfe einen wahren Siegeszug durch die Länder englischer Zunge, mit Ausnahme Nord-Amerika's, hielt. Auf dem europäischen Kontinente erlebte er aber ein glänzendes Fiasko und gegenwärtig hat er nur in Schweden und Paris „Stationen“ errichtet. In der Schweiz hatten sich zwar die „Salutisten“, weil man sie längere Zeit stillschweigend duldete, ebenfalls festgesetzt, jedoch ihre unverschämte Bettelei, ihr roher Lärm während ihrer musikalischen

Umzüge durch die Strassen, ihre geflissentlichen Bemühungen, die Gottesdienste Anderer zu stören, machten endlich in der toleranten Schweiz das Maass voll und veranlassten die Regierung, sie auszuweisen.

Welch' ungeheuere Ausdehnung die Heilsarmee bereits im Jahre 1884 erreicht hatte, geht aus einem Jahresberichte derselben hervor; nach diesem zählte sie in dieser Zeit über 910 Korps; u. z. im Vereinigten Königreiche 637, in Frankreich 8, in der Schweiz 7, in Schweden 4, in den Vereinigten Staaten 55 (darunter allein 5 in Kalifornien), in Kanada 71, in Indien 14, in Süd-Australien 35, in Viktoria 21, in Neu-Südwales 21, in Neu-Seeland 23, in Tasmania 3 und am Kap der guten Hoffnung 11. An „Kleinen Soldatenkorps" gab es aber 444, die im Laufe des Jahres 933 Meetings hielten, welche von 41.688 jugendlichen Personen besucht wurden. Die heimische Armee hatte 1147 Offiziere und ausserdem noch 14 Majors, 29 Adjutanten und 37 Offiziere, welche für „besonderen Dienst" bestimmt waren. Im Hauptquartiere wurden 140 Personen beschäftigt, ferner noch 11 Personen in den Depots und 58 in den Druckereien. Ueberdies befanden sich 188 Kadetten in den Schulkasernen, die von 20 Lehrern Unterricht erhielten. — Ganz abgesehen von dem lästigen ordnungstörenden Gebahren der Salutisten hat aber auch ihre Agitation einen noch gemeingefährlichen Charakter an sich, denn wie aus ärztlichen Mittheilungen aus der Schweiz hervorgeht, erzeugen die tollen Exerzitien bei nervenschwachen Personen Wahnsinn! So berichtet Prof. L. Wille, Direktor der Basler Irrenanstalt, dass ihm 10 Patienten übergeben wurden, 6 Frauen und 4 Männer, die in Folge der sogenannten „religiösen Erweckungen" geisteskrank geworden waren. Die Krankheitsformen, an denen diese 10 Irren litten, waren jedoch verschieden; bei 4 handelte es sich um Melancholie, bei 2 um Manie und bei 4 um Verrücktheit. Allen diesen Formen war es aber gemeinsam, dass, wenigstens im Beginne der Krankheit,

Vorstellungen, Wahnideen und Sinnesstörungen einen vorzugsweise religiös gefärbten Inhalt zeigten. Daneben äusserten sich bei diesen Erkrankungen auch sinnliche, zumal geschlechtliche Erregungen, und es verknüpfte sich der religiöse Charakter mit dem erotischen in Form der imaginären Verzückung. Am stärksten machte sich diese Erscheinung beim jugendlichen Alter und hier wieder ganz besonders beim weiblichen Geschlechte bemerkbar.

Eine andere Schöpfung der im britischen Stammlande so markant hervortretenden religiösen Strömungen ist auch die englische „Kaffeeschenken-Bewegung", welche später ebenfalls in Deutschland, besonders im deutschen Westen ein thätig nachstrebendes Interesse erweckte. Die Wiege dieser englischen Mässigkeits-Agitation ist Liverpool, doch hatte schon vorher Lord Kinnaird zu Dundee in Schottland ein „Volks-Kaffeehaus", das Ehepaar Hind Smith eine „Arbeiter-Schenke" ohne geistige Getränke in Leeds und Simon Short seine berühmten Kakao-Zimmer in Bristol geschaffen Aber eine eigentliche Bewegung für die Gründung solcher Wirthshäuser war dadurch noch nicht entstanden. Da kamen die bekannten „Erwecker" des amerikanischen Methodismus, „Moody" und „Sankey", im Jahre 1875 nach England; und in einer ihrer gestopft vollen, heftig erregten Versammlungen zu Liverpool, als die Frage verhandelt wurde, wie man die Massen packe, trieb Moody den Rev. Garratt an, das Wort zu nehmen, der dann über das Unheil sprach, welches Tag für Tag in den Schnapsschenken ausgebrütet werde. Noch während er auseinandersetzte, dass es die Pflicht der christlichen Kirche sei, dafür zu sorgen, das Wirthshäuser aufgethan würden, in welche Mann und Weib ohne Gefahr gehen könnte, sammelte der eifrige und praktische Amerikaner die ersten Unterschriften für eine „Britische Arbeiterschenken-Gesellschaft." Gegenwärtig hat diese zu Liverpool über 60 Wirthshäuser ohne Alkohol in Betrieb und nach ihrem Vorbilde sind hunderte gleichartige Unter-

nehmungen begründet worden. Dass dieselben aber gedeihen, ersieht man daraus, dass bereits 1884 ein Durchschnittsgewinn von $6^1/_2\%$ erzielt wurde. Selbst London, lange zurückgeblieben, trat neuester Zeit in die Vorderreihe der Bewegung mit Liverpool, Birmingham, Bradford und Hull. Die Liverpooler Gesellschaft hatte schon seit dem ersten Jahre ihres Bestehens regelmässig 10% Dividende gegeben und zahlt jetzt ihren Vorstandsmitgliedern für die geleistete Arbeit auch ein Entgelt. Zu allererst nahm sie sich der etwa 20.000 Hafenarbeiter in den langgestreckten Mersey-Docks an, welche von zu Hause zu weit entfernt waren, damit diese Leute nicht ihr Mittagbrod im Wirthshause einzunehmen brauchten und auch während der Pausen ihrer wechselnden Beschäftigung bei schlechtem oder kaltem Wetter nicht auf dieses angewiesen sein sollten. Später, seit 1880, zog sie auch die Kaufmannschaft in ihre Thätigkeit, indem sie in einem Raume der Kornbörse ein etwas vornehmeres Kaffeehaus ohne Spirituosen eröffnete, wodurch das masslose Sherry-Trinken in der Zeit vor der Börse merklich abgenommen hat.

Noch von viel tiefer einschneidender Bedeutung für das Wohl der unteren Klassen im britischen Stammlande war die dortige „christlich-soziale Bewegung!" — Während diese in Deutschland, wo sie nichts anderes als eine Nachahmung der englischen, jedoch nur mit hohlen Phrasen und Aeusserlichkeiten, bildete, eine grossartige Niederlage erlitt, hat sie in Old England wahrhaft riesige Erfolge erzielt, denn es ist unstreitig richtig, dass die Kirche berufen ist, an den sozialen Fragen der Gegenwart mitzuwirken, dass sie hierzu über Waffen und Einfluss verfügt wie keine andere Organisation, und dass sie den besten Theil ihrer Macht verliert, wenn sie diese Aufgabe versäumt, weil die sozialen Fragen nicht nur ausschliesslich auf wirthschaftlichem Gebiete, sondern zum grossen Theile auch auf dem Gebiete der Ethik und der Erziehung ihre Lösung finden

müssen. Ebenso wie Schulze-Delitzschs grossartiges Wirken, war und ist auch noch heute die Thätigkeit der Christlich-Sozialen in England. Ferner muss man zu ihrer Ehre sagen, dass sie keine frommen Träumer waren, sondern redlichen Eifer und edlen Thatendrang an den Tag legten, wovon eine ganze Reihe gemeinnütziger und segensreicher Schöpfungen, die viel Noth und Elend gelindert haben, Zeugniss ablegen. Besonders haben sich die Christlich-Sozialen in England grosse Verdienste auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens und des Bildungswesens der Arbeiter erworben, denn in der Zeit, da die Führer der Bewegung auftraten, befand sich das gewerbliche Leben im britischen Stammlande vielfach im Zustande traurigster Entartung und Versumpfung, wie wir schon in einem früheren Abschnitte eingehend erörtert haben. Die Christlich-Sozialen begnügten sich nun nicht allein damit, diese Schäden aufzudecken und durch Erweckung der Mildthätigkeit sowie Verbesserungen der Armenpflege auf vorübergehende Abhülfe hinzuwirken, sondern sie griffen tiefer und erfassten als ein gründliches Mittel zur Errettung der Arbeiter aus materieller, geistiger und sittlicher Knechtschaft die Begründung und Förderung von Produktiv-Genossenschaften. Zuerst errichteten sie in London eine Schneider-Genossenschaft, die bald kräftig emporblühte; an diese reihten sich dann Genossenschaften der Schuhmacher, der Näherinnen, der Hutmacher u. s. w. Das in London gegebene Beispiel fand Nachahmung in der Provinz; zur Reorganisation bereits bestehender, zur Begründung neuer Genossenschaften wurden Mittel aufgebracht, Rathschläge ertheilt und Vertrauensmänner von einer dieser Bestrebungen zusammenfassenden Gesellschaft zur Förderung von Arbeiter-Assoziationen entsandt, die eine erspriessliche Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Genossenschaften herzustellen und zugleich zwischen den arbeitenden und besitzenden Klassen friedlich zu vermitteln wusste. Gleichzeitig wurden Konsum-Vereine

gebildet, für die eine Genossenschaftsbank den Einkauf von Waaren im Grossen zu besorgen hatte. — Es fehlte anderseits aber leider auch nicht an Vorurtheilen uud Hindernissen aller Art sowohl auf Seiten der Gewerbetreibenden und des Publikums, als wie auf Seiten der Behörden, doch sie wurden durch andauernden Kampf ebenso hinweggeräumt, wie die gesetzlichen Schwierigkeiten, die dem Gedeihen der Genossenschaften im Wege standen. So brachten z. B. die Christlich-Sozialen nach wiederholtem Scheitern endlich 1852 im Parlament ein Gesetz durch, das erste dieser Art, welches überhaupt erlassen wurde, wodurch die Genossenschaften endlich eine rechtliche Unterlage erhielten. Und während die Christlich-Sozialen in Deutschland die mühsame Lebensarbeit eines Schulze-Delitzsch nach Möglichkeit herabsetzten und besudelten, haben ihre englischen Vorläufer freudig und neidlos alles begrüsst und gefördert, was zur Hebung des arbeitenden Volkes dienen konnte, ja sie frugen nicht einmal bei der Unterstützung von Genossenschaften, Gewerkvereinen, Schiedsgerichten etc. nach dem politischen oder kirchlichen Bekenntnisse Derer, von denen die Anregung ausging!

Dasselbe gilt von den Bildungsbestrebungen, denen sie sich mit bewundernswerther Freiheit und Grossherzigkeit widmeten, denn das 1854 von ihnen eröffnete Arbeiterkolleg „Working Mens College“ bot und bietet jahrein, jahraus Tausenden von Arbeitern eine Reihe wohlorganisirter, planmässig geleiteter Lehrkurse dar, an denen sich die erlesensten Kräfte der Wissenschaft, Kunst und Technik betheiligen. Niemand kümmert, sich um die politischen und religiösen Meinungen der Förderer und Lehrer, Niemand um die Schüler, denen hier unentgeltlich die Quellen der Bildung erschlossen werden und denen ausserdem Gelegenheit geboten wird, im brüderlich-geselligen Verkehre mit den gebildeten Klassen gewisse Vorurtheile zu ent-

kräften und abzustreifen, sowie an der Ueberwindung und Versöhnung der sozialen Gegensätze zu arbeiten. Dieses schöne Unternehmen trieb sehr bald in London und in anderen Städten Englands viele Schösslinge, die gleich gut gediehen und gleich segensreich wirkten.

Und wer waren diese Männer, die all' dies im britischen Stammlande in's Leben riefen? Ein Bund von Freunden, hauptsächlich Geistliche und Advokaten. Der Redner der Partei war „Kingsley", welcher sich durch seine Artikel im „Christian Socialist", seine Predigt „Die Botschaft der Kirche an die Arbeiter", sowie durch seine Romane, besonders durch seine „Hypatia" und das neuerdings nach seinem Tode durch das von bewundernder Liebe zusammengestellte Werk „Life and Letters" in weiten Kreisen des In- und Auslandes auszeichnete und populär machte. – Das Haupt der Partei bildete aber ein Geistlicher der englischen Staatskirche und Professor der Theologie an Kings College in London, „Huxley", dessen erste Schrift vom Jahre 1826 datirt und der 1872 starb. Im Jahre 1853 wurde er angeblich wegen heterodoxer Lehren über die Ewigkeit der Höllenstrafen, in Wahrheit wegen seiner sozialistischen Thätigkeit abgesetzt, 1860 jedoch durch Verleihung einer Pfründe geehrt und zugleich durch eine Glückwunsch-Adresse, welche von drei Bischöfen der Staatskirche, etwa 340 hervorragenden Geistlichen, zahlreichen Lords und Ministern sowie einer grossen Anzahl von Männern aller Klassen unterzeichnet war, Thatsachen, die zur Genüge den ungeheuren Umschwung der öffentlichen Meinung beweisen. Er war ein Mann von seltener Kraft und wahrhaft apostolischem Sinne, in dem Glaube und Liebe Gestalt gewonnen hatte und dessen Wesen „eine imponirende Verbindung von unerbittlichem Ernst und unwiderstehlicher Güte" beherrschte. — Zu seinen eifrigsten Genossen gehörte dann noch „Maurice" und der hochbegabte ungemein thätige Jurist „Ludlow", welcher das nationalökonomische System der Partei ausbildete und der Lehre,

dass alles Heil in wirthschaftlichen Dingen von dem ungestörten Walten der Konkurrenz komme, das System der Assoziation entgegenstellte. Um diese drei hochbegabten Männer schloss sich ein anfangs kleiner, bald aber wachsender Kreis von talentvollen und hingebenden Männern, ja an der Fortbildungsschule für Arbeiter, welche 1854 von Maurice in's Leben gerufen wurde, haben die ersten Namen Englands, wie Tyndall, Seeley, Gardiner, Palgrave u. s. w. mitgewirkt. Aber bei Beginn ihrer Thätigkeit mussten die selbstlosen Männer in den Zeitungen und Wochenschriften die leidenschaftlichsten Anklagen über sich ergehen lassen, sie galten den konservativen Kreisen sogar als die schlimmsten Revolutionäre. Ihr erstes Journal (1848) konnte sich nicht halten, schon nach drei Monaten musste es eingehen, aber gerade der Umstand, dass sie keine Mittel besassen, machte manche Chartisten, die der Masse nach ungläubig waren und diesen Frommen misstrauten, aufmerksam. Hatten sie bisher geglaubt, dies sei nur eine neue Maske, mit denen die Reichen den Arbeiter zu betrügen suchten, so sahen sie jetzt, dass es Männer waren, die selbst mit dem Leben zu kämpfen hatten und die in selbstloser Liebe für die Arbeiter wirkten.

Die Zahl der Israeliten im britischen Stammlande ist nicht gross, denn sie betrug nach dem Zensus 1881 in England cirka 59.000, in Schottland 6000 und in Irland 453. In neuester Zeit wurde auch die zweitälteste Synagoge Londons in Bevis Marks, welche 1701 erbaut wurde, der Tempel der Portugiesischen Juden, denen bekanntlich Disraeli entstammt, niedergerissen. Noch vor wenigen Jahren besass diese Synagoge eine zahlreiche Gemeinde und war eines der am Sabbath am stärksten besuchten jüdischen Gotteshäuser Londons. Aber die Verhältnisse haben sich in letzter Zeit sehr geändert, die früher armen Juden sind reiche Leute geworden, die City hat sich ausgedehnt, alle Welt eilt, seine Wohnung in den Vorstädten aufzuschlagen, und Toleranz ist eingekehrt, wo früher

Aberwitz und Verfolgung herrschte. Daher sind jetzt die Juden, die sonst auch in London an einen Ghetto ähnlichen Wohnungs-Distrikt gebunden waren, über die ganze Stadt zerstreut, die Gemeinde der Zentral-Synagoge ist ausgestorben, überall in den Vorstädten haben sich neue Zweig-Gemeinden gebildet, sind neue, leichter erreichbare Gotteshäuser erbaut worden, und nur wenige Andächtige fanden sich am Sabbath im alten Tempel ein, so dass es nicht mehr nothwendig erschien, das alte Gebäude seinem bisherigen Zwecke zu erhalten.

In den britischen Kolonien, besonders in Indien giebt es die verschiedensten Religionen und Religions-Sekten. So entnehmen wir z. B. aus dem Zensus des Jahres 1881, dass in letzterem Lande 187,937.450 Hindu, 50,120.585 Mohamedaner, 3,418.884 Buddhisten, 1,862.634 Christen, 1,853.426 Sikhs, 1,221.896 Jains, 85.397 Parsen, 12.009 Juden und 7,378.540 Angehörige anderer Religions-Sekten lebten. — Doch verschwinden in Indien von Jahr zu Jahr immer mehr die uralten Tempelbauten, mit denen das ganze Land, besonders der Süden förmlich übersät war, da man sie niederreisst und die Steine zur Erbauung von Palästen für die Rajahs, zur Errichtung von Fabriken und zur Herstellung von Kommunikationen verwendet. Ja selbst die herrlichen noch immer von den Brahmanen recitirten Hymnen der Vedas werden kaum noch von dem Volke verstanden und bleiben ohne Einwirkung auf das praktische religiöse Leben des Volkes. Ueberdies wird die Strömung in diesem Reiche immer mächtiger, alle götzendienerischen Riten aus dem Kultus zu verdrängen und denselben so viel wie möglich zu reformiren. Grosse Verdienste in dieser Beziehung erwarb sich die dortige „Brahma Samaj" oder „neutheistische Kirche von Indien." Sie wurde etwa im Jahre 1830 von dem verstorbenen Raja „Ram Mohan Rai" gegründet und machte beträchtliche Fortschritte, allein ihre Mitglieder wagten sich an keine sozialen Reformen. Endlich 1860 versuchten die

jüngeren Brahmanen, an deren Spitze „Babu Keshub Chunder Sen" stand, ihre religiösen Theorien in Ausübung zu bringen, indem sie alle götzendienerischen Riten aus ihren geselligen und häuslichen Zeremonien verbannten und den Kastenunterschied gänzlich verwarfen. Da aber die älteren Mitglieder diese Neuerung als verfrüht beanstandeten, erweiterte sich das theoretische Schisma in eine sichtbare Trennung, und die zwei Parteien nannten sich die Konservativen und die Fortschritts-Brahmanen. Letztere machten bedeutende Fortschritte, bauten eine Kapelle in Kalkutta und ermunterten zur Bildung von Zweigkirchen in verschiedenen Theilen Indiens! — Der grössere Theil der gebildeten Hindu von Bengalen sympathisirte mehr oder weniger mit der Bewegung, ja vor etlichen Jahren besuchte Keshub Chunder Sen sogar England, predigte dort in mehreren grossen Dissidenten-Kapellen, hielt vielfach öffentliche Reden über die reformatorische Bewegung in Indien und trat mit verschiedenen englischen Theologen von Auszeichnung in Verbindung.

XI. Die Städte und das Städteleben.

Das Herz des ganzen kolossalen britischen Reiches bildet „London“, die riesigste Stadt der ganzen Welt. Hier befindet sich der Sitz der Zentralregierung, die erste Residenz des Monarchen, das Parlament und die Ministerien; hier konzentrirt sich in der City das ganze kolossale Geschäftsleben Old Englands mit seinen ungeheuren Kapitalkräften und Geschäftsverbindungen nach allen Theilen unseres Erdballs, so dass London selbst heute noch eines der wichtigsten Handelsemporien ist, die es überhaupt giebt. — Diese hervorragende Stellung, welche London einnimmt, macht es denn auch erklärlich, dass hier die Menschen nicht nur aus dem britischen Stammlande, sondern aus allen Theilen der Welt zusammenströmen und vielfach auch bleibenden Aufenthalt nehmen, um Erwerb zu finden. Daher vermehrt sich denn auch die Bevölkerung der gewaltigen Metropole noch immer von Jahr zu Jahr; so betrug z. B. die Zunahme von 1881—1884 17·3%, denn in ersterem Jahre bezifferte sie sich nach dem Zensus auf 3,816.483 und 1884 nach einer offiziellen Schätzung auf 4,019.351 Einwohner, obwohl die Geburten auffallend gegen

die Vorjahre zurückblieben, da seit 1860 noch nicht ein derartiges Verhältniss dagewesen ist, dass, wie im Jahre 1883, auf 1000 Einwohner nur etwa 34 Geburten kamen. Andererseits steht aber auch London in Bezug der Höhe des Prozentsatzes der Todesfälle keineswegs anderen englischen Städten voraus, ja 1883 übertraf Manchester mit seinen 28 Todesfällen auf 1000 Seelen sogar die London-Ziffer 20 : 1000 bedeutend, hingegen hat von den grossen Städten des europäischen Kontinents nur München, St. Petersburg und Prag eine grössere percentale Sterblichkeit.

Die ungeheure Menschenmasse, welche sich in London zusammendrängt, macht es denn auch sehr begreiflich, dass das Weichbild der Stadt eine so gewaltige Ausdehnung besitzt, umsomehr, da diese noch dadurch sehr beträchtlich gesteigert wird, dass, gerade so wie im ganzen britischen Stammlande, auch in dieser Metropole das „Einfamilienhaus" der herrschende Baustyl ist, während wir in den Städten des europäischen Kontinents, besonders in Deutschland, Oesterreich und Frankreich die gewaltigen Miethkasernen finden, in denen die Menschen, Etage auf Etage übereinander gethürmt, dicht gedrängt beisammen wohnen. Da sich aber alle diese Familienhäuser beinahe so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern und nur bei den Wohlhabenderen auch eine gewisse architektonische Ausschmückung an sich tragen, sonst aber ausserordentlich einfach aussehen, so macht London mit seinem kolossalen Häusermeere, seinen vielen Kirchen, Fabriken, seinem ungeheuren Strassenverkehre und den Tausenden Schiffen, welche die Themse beleben, zwar einen überwältigend grossartigen, aber im ganzen, besonders was die City und manche andere Stadttheile mit ihren engen, winkligen Strassen und den von Kohlenruss geschwärzten Häusern betrifft, einen recht monotonen, ja häufig unfreundlichen Eindruck. Doch verleihen andererseits zahlreiche Prachtbauten der Gegend des Londoner Saint James-Parks, wo die vornehme Welt und viele reiche Klubs

ihre Wohnstätte aufgeschlagen haben, ein imposantes Aussehen. Alle möglichen Baustyle, als griechische, romanische, italienische, einfach und überladen, finden wir hier und die Ueberraschung wächst, wenn wir die herrliche Strasse Pall-Mall betreten, wo die Paläste mit ihren Kolonnaden, Portiken, Bas-Reliefs und Friesen reihenweise nebeneinander stehen. — Zu den unzählichen privaten und öffentlichen Prachtbauten, die London besitzt und von denen manche, wie der Tower, die St.-Pauls-Kathedrale, die Westminster-Abtei, die Guild-Hall etc. sehr alt sind, gesellte sich in neuester Zeit noch das neue Londoner Börsen-Gebäude in der Throgmorton- und Oldbroad-Street, welches im italienischen Styl aufgeführt wurde und aus einer grossen Rotunde mit einer Kuppel von 70 Fuss Durchmesser besteht, während sich unterhalb der Rotunde ein geräumiges Lokal für Abrechnungszwecke befindet.

Noch ausgesprochener wie in anderen Metropolen ist in London der Gegensatz zwischen Arm und Reich. Während in der City und den Stadttheilen der vornehmen Welt unermessliche Schätze aufgespeichert sind und der raffinirteste Luxus herrscht, trifft man in vielen Wohnstätten des Eastend von London, besonders in Bethnalgreen und anderen Strassen, eine so beispiellose Armuth, ein so entsetzliches Elend gepaart mit tiefster Verkommenheit, wie es auf der ganzen Welt seines Gleichen nicht findet! Zu dieser Klasse Wohnhäuser gehören hauptsächlich die „Lowlodging houses“, d. h. niedrige Wohnhäuser, welche in engen, schmutzigen, stinkenden Strassen gelegen, der armen Bevölkerung als Zufluchtsstätte dienen, wenn sie sonst keine Unterkunft haben, und in denen auch Arbeiter, Diebe, Dirnen, Matrosen etc. ein billiges Obdach finden.

Es giebt überhaupt wenig Städte, wo jeder Stadttheil ein derartig anderes Gepräge zur Schau trägt, wie eben in London, und jeder gute Beobachter wird nach längerem Aufenthalt mit ziemlicher Genauigkeit die ihm Begegnenden nach ihren

Stadtrevieren zu klassifiziren vermögen. Daher ist diese Verschiedenheit in dem Charakter der einzelnen Stadttheile für manche Berufskreise bei der Wahl ihrer Wohnung von der grössten Wichtigkeit. So würden sich Lehrer und Künstler, die in der Metropole des britischen Reiches ein Weiterkommen suchen, ihre Karriere gleich von vornherein unmöglich machen, wenn sie sich z. B. im Whitechapel niederlassen wollten, da die „Gesellschaft" für die einzelnen Stadttheile ihren besonderen Werthmesser angestellt hat und die Salonfähigkeit derer, die aus dem Ostende kommen, nicht anerkennt. Der kleine Handwerker, der Geschäftsmann hingegen, der sich hier mit einem geringen Kapital eine Existenz gründen will, wird wahrscheinlich gerade in diesen von der Gesellschaft mit dem Interdict belegten Stadtgegenden das beste Feld für seine Thätigkeit finden. Nur wer in der City beschäftigt ist, kann ohne alle weiteren Nebenrücksichten seinen Wohnplatz wählen, wo es ihm beliebt, doch muss man dabei natürlich in erster Reihe die Verbindung mit der City berücksichtigen, u. z. ist diese im Allgemeinen von den nordöstlichen, nördlichen und nordwestlichen Stadtgegenden aus besser, als von der südlichen. Daher empfehlen sich für einzelstehende Leute oder Clerks mit einem mässigen Einkommen besonders Hackney, Dalston, Holloway, Barnsbury und die weiter westlich gelegenen, wenn auch entfernteren, aber immerhin in sehr guter Verbindung mit der City stehenden Hampstead, Highgate etc.

Doch sind die Wohnungen im allgemeinen verhältnissmässig nicht sehr theuer, denn man erhält ein den Bedürfnissen einer kleinen Familie mit mässigem Einkommen entsprechendes freundliches Wohnhaus mit 6 Wohnräumen und zugehörigem Garten in allen respektablen Theilen der Stadt, wie z. B. in Hackney, Clapton, Dalston, Stoke, Newington, Tottenham, Highgate, Barnsbury u. s. w. für 32 bis 36 £, wozu dann noch die bekanntlich vom Miether zu zahlenden Steuern kommen, welche sich auf 9 bis 11 £ belaufen, so

dass die jährlichen Miethkosten eines solchen Hauses, einschliesslich des Wasserabzuges, 41 bis 47 £ betragen.

Die ungeheure Ausdehnung Londons macht sich aber für die Bewohner nicht so ausserordentlich empfindlich, wie man wohl glauben möchte, weil für den Schnellverkehr ganz vorzügliche Einrichtungen durch Stadtbahnen, welche theils unterhalb, theils oberhalb des Häusermeeres hinlaufen, sowie durch zahlreiche Pferdebahnen, Omnibusse und Dampfschiffe getroffen sind, so dass man der Droschken, die übrigens zu allererst auf der ganzen Welt in London im Jahre 1625 zur Einführung gelangten, nicht so sehr bedarf.

Auch in anderer Beziehung findet man in London ganz vorzügliche, wahrhaft grossartig angelegte Einrichtungen. Zahlreiche massive Brücken dienen zur Ueberschreitung der Themse, vortreffliche Hospitäler und Asylhäuser, die zum Theile als Musteranstalten im vollsten Sinne des Wortes angesehen werden können, erblicken wir in allen Stadttheilen und für die Stadtbeleuchtung sowie für die Versorgung mit Wasser sind die kolossalsten Vorkehrungen getroffen. Da der Wasserverbrauch in London per Kopf der Bevölkerung durchschnittlich täglich 135 1/8 Liter Wasser beträgt, so müssen täglich mehr als 668.000 Kubikmeter Wasser aus den Tiefen der Kalkfelsen gehoben oder der Themse und ihren Zuflüssen in der Nähe Londons entnommen und auf Höhen bis beinahe zu 100 Meter gepumpt werden. Zu diesem Zwecke haben die 8 Wasser-Gesellschaften, welche London mit Wasser versehen, 43 Pump-Stationen errichtet, in denen 145 gewaltige Dampfmaschinen stehen, welche in volle Thätigkeit gesetzt eine Arbeit von 16.612 Pferdekräften zu leisten vermögen. Das Wasser, welches aus der Themse, dem New-River oder dem Leaflusse gewonnen wird, muss selbstverständlich in grossen Betten gereinigt werden; diese Filter sind entweder offen oder überdeckt, und auf letzteren hat man kleine reizende Gärten errichtet. Im allgemeinen

ist das Trinkwasser frisch, klar, ohne Beigeschmack und die Temperatur beträgt 8—10° C. bei einer Härte von etwa 20°

Werfen wir einen Blick auf die übrigen Städte des britischen Stammlandes, so finden wir in fast jeder nur einigermassen bedeutenden Stadt einen Schlossberg mit einer alten oder neuen Befestigung und mit einer alten oder neuen Königs- oder Gouverneurs-Residenz, die sich aber merkwürdigerweise fast alle untereinander ähnlich sehen und sämmtlich mehr oder minder Windsor-Castle gleichen. Von den Städten sind nach ihrer Einwohnerzahl am wichtigsten Glasgow mit 674.095, Liverpool mit 552.508, Birmingham mit 400.774, Dublin mit 349.648, Manchester mit 341.414, Belfast mit 208.322 Einwohnern. — Glasgow hat sich beinahe aus Nichts im Laufe von 1 ½ Jahrhunderten zu einer der bedeutendsten Städte Europa's erhoben, denn vorher zählte es nur 12.000 Einwohner. Diesen gewaltigen Aufschwung verdankt es in erster Instanz den sogenannten „Virginia-Lords", nämlich den Kaufleuten, welche im vorigen Jahrhundert von hier aus einen so grossen Tabakhandel mit den amerikanischen Kolonien, namentlich aber mit Virginia führten; sie brachten zuerst Geld und Leute in die Stadt. Ihnen folgten dann später die „Cotton-Lords." Diese Verhältnisse haben denn auch Glasgow das moderne Gepräge aufgedrückt, so dass es mit seinen zahlreichen Fabriken und Waarenhäusern einen auffallenden Kontrast gegen das uralte Edinburgh bildet, welches Alles in seinen Mauern vereint, was sich durch Bildung und hohen Rang in Schottland auszeichnet. Doch herrscht andererseits wieder im schönen Edinburgh furchtbare Armuth in den alten Stadttheilen, besonders in den „Closes", nämlich den engsten Gässchen, die man sich denken kann, da einige nichts anders sind, als nur 1 ½—2 Ellen breite Spalten, die in alten Zeiten von Edelleuten erbaut und bewohnt wurden, um sich darin gegen feindliche Angriffe besser verbarrikadiren zu können, so dass einige selbst heute noch Namen alter Familien führen. — Da die

schottischen Armen noch in erhöhterem Grade als die englischen im Schmutze leben, so entströmt diesen Closes, in welche auch weder Sonne noch Wind einzudringen vermag, beständig ein furchtbarer Gestank. In das Innere derselben gelangt man auf wunderlichen Treppen, die oft wie Leitern von aussen angesetzt sind; auch haben manche dieser Häuser inwendig ein Labyrinth von Gängen, die durch steinerne Treppen verbunden sind und von denen man in höhlenartige Wohnräume gelangt. Doch geniesst man aus den Luken dieser Höhlen eine herrliche Aussicht auf die Neustadt, ihre Gärten und Berge.

„Manchester" ist eine Fabrikstadt im grossartigsten Masstabe, denn sie umschliesst cirka 130 der grössten Baumwollwaaren-Fabriken von ganz Lancashire, Spinnereien, Seiden-Fabriken, zahlreiche Bleichwerke und Appreturen, über 100 Maschinen-Fabriken, cirka 30 Giessereien, über 20 Fabriken von Kleineisen und Stahlwaaren, viele Sägemühlen etc. Doch hat die eigentliche Altstadt von Manchester ein unfreundliches Aussehen und meist unregelmässige enge Strassen, für deren Verschönerung allerdings in der Neuzeit sehr viel gethan wurde. An dieselbe schliesst sich ein Ring von Vorstädten mit zum Theile sehr schönen Häusern, Villen und Anlagen. Wahrhaft überraschend ist auch die Menge öffentlichen Zwecken dienender Monumentalbauten, wie die nach Plänen von Mills und Murgatroys überwältigend gross angelegte neue Börse „The Royal Exchange." Dieses herrliche Gebäude wird nur noch von dem gewaltigen gothischen Prachtbaue des neuen Rathhauses, „The New-Town-Hall" in den Schatten gestellt, zu dem Waterhouse 1866 die Entwürfe geliefert hatte, und das zu den grossartigsten Bauwerken seiner Art in der ganzen Welt gehört.

„Dublin" erfreut sich in England einer Berühmtheit wegen seiner „Squares", aber die prächtigen Gebäude, welche die saftigsten Rasenplätze desselben umgeben, sind meist un-

bewohnt, weil die Bewohner, die Nobility und Gentry Irlands, den ganzen Sommer und einen grossen Theil des Winters ausser Landes leben, was man ihnen übrigens bei den heutigen traurigen Verhältnissen auf der herrlichen Smaragdinsel keineswegs verdenken kann. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts, als Irland noch sein eigenes Parlament besass, war es freilich noch anders, denn damals bildete Dublin die gewöhnliche Residenz von 271 „Temporal and Spiritual Peers“, geistlichen und weltlichen Peers, sowie 300 Mitgliedern des Hauses der Gemeinen, so dass jetzt jährlich cirka 4 Mill. £ aus Irland hinauswandern, und da dasselbe auch nicht wie andere Länder Europa's einen zahlreichen Fremdenverkehr aufzuweisen hat, so ist natürlich dieser Verlust besonders für die gewerbliche Bevölkerung recht empfindlich. — Während es in England mehr elegante Klubs als elegante öffentliche Häuser giebt, finden wir in Irland mehr Squares als öffentliche Gärten, auch haben sich die wohlhabenden Klassen den Genuss dieser Squares ausschliesslich gesichert, denn gewöhnlich sind es nur die Bewohner der den Square umgebenden Häuser sowie noch einige von ihnen zugelassene Subskribenten, welche dieselben besuchen dürfen. Ein jeder Square ist mit einem hohen eisernen Gitter umgeben, zu dessen Pforten nur jeder Hausbewohner oder auswärtige Subskribent einen Schlüssel besitzt. Ueberdies ist auch noch das eiserne Gitter überall mit dichten „Shrubberies“, Gebüschen, verstärkt, damit die im Garten sich Aufhaltenden von Aussen den Blicken Neugieriger entzogen sind, und werden die Rasenplätze von eigens angestellten Gärtnern im vortrefflichen Zustande erhalten. Die grössten Squares Dublins sind der „Merrion-“ und der „Stephens-Green-Square“, ersterer ist 12 Acres gross, letzterer besitzt cirka eine englische Meile Umfang.

Ebenso wie jede andere Stadt Irlands und die Fabrikstädte Englands hat auch Dublin ein „Fieber-Hospital“, das zu den grössten und schönsten seiner Art in der ganzen

Welt gehört. Derartige Anstalten sind in Irland, wo alle Arten Fieber, besonders aber nervöse Krankheiten und der Typhus Jahr ein Jahr aus grassiren, eine unbedingte Nothwendigkeit. Doch herrschen diese Fieber, welche in Irland sogar beständig zunehmen, fast nur unter den ärmeren Klassen und sind eine Folge ihrer schlechten Nahrungsmittel sowie ihrer armseligen Lebensweise, ja, jedes nasse Jahr, welches die Ernte verdirbt, hat auch eine Vermehrung der Fieber zur Folge. Andererseits werden aber die Wohlhabenden, wenn sie das Fieber erfasst, von demselben heftiger gepackt und eher getödtet; auch leiden gewisse Theile der Stadt mehr am Fieber als andere. Ganz dasselbe gilt von Manchester, Glasgow und den übrigen Fieberstädten.

Die beinahe unbezwingliche Felsenfeste „Gibraltar", welche Land und See beherschend auf der Säule des Herkules emporragt, bietet als Stadt, trotz des bunten hier herrschenden Getriebes, das sich besonders am Nordrande der Stadt konzentrirt, dort, wo das eine Festungsthor zum Molo und Hafen, das andere aber, das Landthor, auf die Sandwüste, die als „Neutral ground" zwischen englischem und spanischem Besitzthum die Halbinsel Gibraltar mit dem Festlande Spaniens verbindet, hinausführt — wenig interessante und hervorragende monumentale Gebäude, ja selbst die Kirchen sind unbedeutend. — Als Festung gehört aber Gibraltar zu den merkwürdigsten der Welt, denn die Briten haben hier ein Werk geschaffen, das zu den grossartigsten seiner Art gehört. Nicht allein die Stadt, sondern auch die ganze Halbinsel ist Festung! Gegen Osten hat es eine gewaltige Schutzwehr durch einen senkrechten 1200—1400 Fuss hohen Fels, gegen Süden, Westen und Norden wurden aber zu diesem Zwecke riesige bombenfeste Mauern und Forts errichtet, die man mit Kanonen und Mörsern förmlich gespickt hat. Besonders eigenthümlich sind die Felsgalerien und Felsbatterien an der Nordseite gegen Spanien, denn inner-

halb des Felsens, welcher hier von seiner nördlichsten Spitze Rock-Gun 1337 Fuss senkrecht in's Meer und in die Landebene fällt, wurde von unten bis oben, mit einer wahrhaften Herkulesarbeit Schiessscharten, Hallen und Galerien in einer derartigen Breite ausgesprengt und ausgemeisselt, dass man darin bequem reiten kann, und in denselben furchtbare Batterien aufgestellt.

Die 1566 von dem Grossmeister des Ordens der Johanniter erbaute Hauptstadt der Insel Malta, „La Valette", erhebt sich amphitheatralisch hinter den Befestigungen von St. Elmo, welche den Hafen beherrschen. An der einen Seite der Stadt befindet sich der Quarantine-Hafen für Kauffahrteischiffe und Steamer, auf der andern der grosse Hafen für Kriegschiffe, der am Eingange durch das Fort „Ricasoli" gesperrt wird, und in mehrere kleine Häfen getheilt ist, während „Fort St. Angelo" in der Mitte auf einer Anhöhe liegt. Zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten La Valette's gehört die „Cathedrale St. Johann", wo die Ritter begraben sind, und der „Governor's palace" mit den berühmten Tapeten und der schönen Waffensammlung, ferner der 5 englische Meilen Ausdehnung habende Garten „St. Antonio". — Die Häuser Malta's zeigen halb orientalische, halb italienische Architektur und sind alle aus weissem Stein mit flachen Dächern erbaut. Die mit steilen Steintreppen unter einander verbundenen Strassen schlängeln sich in parallelen Linien längs jeder Seite des Felsens und vereinigen sich schliesslich rechtwinklig in eine Hauptstrasse.

„Kalkutta", die Hauptstadt der britischen Präsidentschaft Bengalen sowie des gesammten anglo-indischen Reiches, ist eine der grössten Städte Asiens, liegt etwa 165 Kilometer vom Meere aufwärts am linken Ufer des Hugly, eines Armes des Ganges, und besitzt ausserordentlich viele schöne private und öffentliche Gebäude. Sie erstreckt sich über 7 Kilometer längs des Stromes, mit einer Breite von über 2 Kilometern, so dass sie ein Areal von 20 □Kilometern bedeckt, auf dem mehr als 1 Mill. Menschen, darunter gegen 15.000 Europäer, wohnen.

Auf der Landseite wird Kalkutta von dem „Mahrattawah“, einer alten zum Theile schon verfallenen Umwallung, jenseits welcher die Vorstädte liegen, begrenzt. Gegenüber der Stadt auf dem rechten Ufer des Hugly, über den eine Brücke führt, befindet sich ein grosser Bahnhof, die Waarenhäuser der Regierung, umfangreiche Fabriken, zahlreiche Docks und Schiffswerfte. — Der nördliche Theil Kalkutta's, die „schwarze Stadt“, mit engen, krummen und schmutzigen Gassen, beherbergt vorzugsweise die einheimische Bevölkerung, während in dem südlichen Theile, der „weissen Stadt“, die Europäer, vermischt mit Muselmännern und Hindu, wohnen. Die weisse Stadt trägt einen durchaus europäischen Charakter, hat wie London ihre City und ihr Hofviertel, und verdient namentlich im „Tschanringhi-Viertel“, wo die höheren Regierungsbeamten und reichen Kaufleute leben, mit vollem Rechte den Titel einer „Stadt der Paläste“. Zwischen dem Tschanringhi-Viertel und dem Hugly dehnt sich die geräumige Esplanade oder „Maidar“ aus mit dem Gouvernements-Gebäude, der Stadthalle und anderen Palästen; die Südfront der Esplanade bildet das mit zahlreichen Geschützen armirte Fort „William“ in Form eines Oktogons für 15.000 Mann, die stärkste Befestigung in ganz Ost-Indien. Das bewegteste Strassenleben der Stadt finden wir jedoch in der eleganten und verkehrsreichen Old-Court-House-Street mit dem Great-Eastern-Hotel im Vordergrunde. — Südlich von „Madras“, welches 1881 405.848 Einwohner zählte, zunächst am Meere, liegt, von Ringmauern und Wällen umgeben, „Fort St. George“, aus Regierungs-Gebäuden, Arsenalen und Kasernen bestehend, an welches sich die Esplanade, ein grosser freier Platz, mit Alleen bepflanzt, anschliesst. Nördlich von der Esplanade aber, einerseits vom Meere, anderseits von einem breiten Kanale begrenzt, dehnt sich das Häusermeer der eigentlichen Stadt, der sogenannten „schwarzen Stadt“, aus, während das Ganze wieder in einem weiten Halbkreise, von Meer zu Meer umschlossen, von den Wohnstätten der

Europäer umsäumt wird. In der schwarzen Stadt konzentrirt sich das geschäftliche Leben und Treiben von Madras, ja. selbst die Europäer haben hier ihre Komptoire und Waaren-Magazine aufgeschlagen, doch giebt es hier fast gar keine ansehnlichen Gebäude, mit Ausnahme des Zollhauses, der Waaren-Magazine u. s. w., die sich längs des Strandes erheben, ja die ganze übrige dahinter liegende Stadt besteht aus engen Strassen, in denen sich die niedrigen, meist ebenerdigen, im Viereck mit einem Hofraume gebauten Häuser der Eingebornen im Verein mit unzähligen Bazaren, Tempeln und Tempeltanzplätzen befinden. Der europäische Theil von Madras hat eine gewaltige Ausdehnung, doch darf man sich darunter nicht etwa eine Stadt mit Häuserreihen vorstellen, sondern es ist eine weit ausgedehnte Parklandschaft, in der die sehr komfortabel eingerichteten, palastähnlichen europäischen Wohnhäuser, jedes in einem besonderen, ummauerten oder umzäunten Park umherstehen. Nur „Mount Road", die Hauptstrasse, entspricht einigermassen einer städtischen Strasse. Diese Art des Wohnens wird aber durch das Klima fast zur unbedingten Nothwendigkeit, denn es herrscht in dem feuchten Tieflande und an den Küstenstrichen Indiens die ganze schwüle Hitze der Tropenwelt, und nur in der dahinter liegenden Gebirgslandschaft wird die Luft kühler, trockener.

In dem 773.196 Einwohner zählenden „Bombay" leben die besser situirten Europäer ebenfalls getrennt für sich inmitten üppiger Gärten auf Malabar-Hill, wo sich auf der Endspitze der Palast des Gouverneurs von Bombay erhebt, während vor demselben, in das Meer hinaus, eine in den Felsen gesprengte Bastion ihre Kanonen hinausstreckt. In diesem Theile der Stadt herrscht, entgegen dem lärmenden, bunten Getriebe in den Bazarbezirken, vornehme Ruhe. Doch wird man auch in dem europäischen Stadttheile von Schlangen, Ameisen, Spinnen, Schwaben und allem möglichen anderen Gethier gequält, wogegen man sich jedoch dadurch einigermassen zu schützen

vermag, dass man die Sachen und den Körper mit einer dünnen Karbollösung bestreicht oder mit feuchtem Insektenpulver betuppt. — In dem Bazarbezirke rollt auch die Tramway, in der die Mitglieder der einzelnen Kasten ebenso wie auf der Eisenbahn recht verträglich neben einander sitzen, doch haben die meist aus Australien importirten Pferde zum Schutze gegen die stechenden Sonnenstrahlen breite Hüte auf dem Kopfe. Von Bombay aus jenseits des Malabar-Hill liegt der Tempelbezirk der „Native-town", die „Holy-city", wo Tempelchen neben Tempelchen, jedes von einer kleinen Pagode gekrönt, neben einander stehen. — Hochinteressant sind auch in Bombay die „Towers of silence", die Bestattungsplätze der feueranbetenden Parsen, welche sich auf der höchsten Stelle des Malabar-Hill, inmitten der Umfassungsmauer des Friedhofs, eines herrlichen tropischen Parks, mit zahlreichen Rasenplätzen und Kieswegen zu dem eine massive Pforte den Eingang bildet, erheben. Doch dürfen diese Thürme, welche aber mehr die Gestalt einer runden Terrasse als eines Thurmes haben, nur von den die Leichen hineintragenden Parsenpriestern betreten werden. Jeder der Thürme hat nur einen Eingang und ist in 3 konzentrische Ringe getheilt, in deren jedem eine gewisse Anzahl Mulden ausgehöhlt ist. In die Mulden des äusseren Ringes legt man die männlichen, in die mittleren die weiblichen und in die inneren die Kinderleichen. Nach dem Zentrum sind aber die Ringe etwas geneigt; dort befindet sich auch ein runder Schacht, in den das Regenwasser abfliesst, und worin später die Gebeine geworfen werden, nachdem die unzähligen den Thurmrand bevölkernden Geier die neu hierher gebrachten Leichen in wenigen Minuten bis zum Skelett abgefressen haben.

Die Stadt „Singapore", in der ausser Europäern über 24 verschiedene asiatische Völker zusammenströmen, um Handel zu treiben, besteht eigentlich aus 3 verschiedenen Städten, der Europäerstadt östlich am linken Ufer, und den „Kamponys", Dörfern der Malayen, ringsum in den Salzwasser-Sümpfen.

Doch haben sich aber auch hier die Europäer das Hügelland in der äusseren Peripherie der Stadt zum eigentlichen Wohnplatze gewählt, wo sie in schönen europäischen Landhäusern, umgeben von Gärten, leben, während die europäische Stadt fast nur aus öffentlichen Gebäuden und Hôtels besteht, unter denen das Hôtel l'Europe wegen seiner enormen Ausdehnung und vortrefflichen inneren Einrichtung seines Gleichen in den Tropengegenden sucht. — „Viktoria", die Hauptstadt der Insel Hongkong, erinnert lebhaft an Gibraltar, denn die Häuserreihen erheben sich terrassenförmig übereinander in langen Linien an dem steilen Gehänge der Granitgebirge. Sie ist gerade so wie Singapore in kurzer Zeit riesig gewachsen und die vielen stattlichen, palastähnlichen Gebäude derselben sprechen deutlich genug für den Reichthum und die Wohlhabenheit ihrer Bewohner. — Vor der Stadt am Lande liegt überdies noch eine ganze Stadt im Wasser; es sind die zahllosen chinesischen Fischerboote, auf denen arme Chinesen mit Weib und Kind jahraus jahrein leben. — Als Beförderungsmittel verwendet man hier auf den steilen Strassen die landesüblichen Sänften, welche auf Bambusstäben ruhen und daher ausserordentlich elastisch sind, auf den ebenen Strassen der Stadt aber die kleinen von Menschen gezogenen Fuhrwerke, sogenannte „Jinrikischas", welche erst seit einigen Jahren aus Japan eingeführt wurden, die Stelle von Droschken einnehmen und namentlich bei den Chinesen sehr beliebt sind. Ein solcher Jinrikischa, den der zwischen der Gabeldeichsel gehende Kuli in vollem Laufe zieht, kann nöthigenfalls auch 2 Personen aufnehmen. Um die Strasse nicht allzusehr zu versperren und das Ausweichen zu vermeiden, fahren die Fuhrwerke oft in grösserer Anzahl hinter einander, was andererseits wieder die grosse Unannehmlichkeit nach sich zieht, dass wenn der vorderste Kuli fällt, oder eine Achse oder ein Rad der sehr leicht gebauten Fahrzeuge bricht, gewöhnlich auch die nachfolgenden in Mitleidenschaft gezogen werden.

Die Stadt und Festung „Point de Galle“ auf Ceylon, mit ihren reinlichen Strassen und netten Häusern zwischen herrlichen Gärten und mächtigen, alle Dächer überragenden Palmen, macht einen recht freundlichen Eindruck. Aber ausser der Bazarstrasse sind die Strassen der Stadt öde und leer, nur ausserhalb der Mauern und Wälle des Forts, dort wo in den Palmenhainen im tiefen Schatten die Hütten der Eingebornen zerstreut liegen, in der „Blacktown“, finden wir ein buntes, interessantes Leben. Diese schwarze Stadt hat eine sehr bedeutende Ausdehnung, ja man kann schwer sagen, wo sie eigentlich anfängt und endet. Wenn man die Strasse von Colombo verfolgt, die sich innerhalb einer 75 engl. Meilen langen Palmenallee längs der Küste hinzieht, so erblickt man rechts und links nichts anderes als diese dicht bei einander stehenden Nativehütten. — Wegen der furchtbaren tropischen Hitze, die in Point de Galle herrscht, geht der Europäer ohne Noth zwischen 10 Uhr Vormittags und 5 Uhr Nachmittags nicht aus, auch ist derselbe dort in der ersten Zeit recht unangenehmen Hautausschlägen unterworfen, die der Engländer „Prickly heat“ nennt, welche aber als ein Gesundheitssymptom begrüsst werden, weil die Haut als Ableiter der Hitzeinwirkung gilt, die sonst in Fieber und Ruhr ausarten würde.

Im Dominion of Canada ist das herrlich gelegene „Ottawa“ mit cirka 30.000 Einwohnern die Hauptstadt. Aber trotzdem sich hier der Sitz der kanadischen Regierung und die Residenz des Vizekönigs befindet, sind die Strassen gerade so unrein wie in Montreal und Quebec. Letztere Stadt, „Quebec“, erhebt sich unvergleichlich schön auf einer Anhöhe zwischen dem Lorenzstrome und seinem Nebenflusse dem St. Charles, überragt von der alten Citadelle, mit ihren für uneinnehmbar geltenden Wällen und Bastionen. Die Strassen und Gassen ziehen sich längs des felsigen Abhanges hinauf, doch reichen sie auch bis zu dem breiten Hafen herab, in dessen Nähe prächtige Parkanlagen den Fluss umsäumen. — Die

Stadt „Montreal“ befindet sich auf einer Insel inmitten des Lorenz- und Ottawaflusses. Auch hier winden sich die Strassen bergauf und bergab, und sind fast ausschliesslich mit einem abscheulichen Pflaster versehen, welches meist aus schlecht zusammengefügten Holzbohlen besteht. Ausserdem hat die Stadt mit ihrer Unzahl Priestern, Seminaristen und Kirchen, von denen den ganzen Tag über Glockengeläute ertönt, einen vollkommen römisch-katholischen Charakter. Der Montreal dominirende Berg Mount Royal wurde in neuerer Zeit zu einem prächtigen öffentlichen Park hergerichtet, der an schönen Sommer- und Wintertagen von der Bevölkerung zahlreichst benutzt wird.

„Kapstadt“, die Hauptstadt der Kapkolonie, macht in ihrer Bauart einen vollkommen englischen Eindruck. Sie ist die Stadt der Rechtecke, mit breiten, langen, rechtwinklig sich schneidenden Strassen, ohne irgend welche architektonisch hervorragenden Gebäude, eine Kaufmannstadt mit hübschen im englischen Styl gebauten, sehr komfortabel eingerichteten Wohnhäusern, die alle rothbraun, mit der Farbe des Staubes, angetüncht sind, der bei Südost- oder Nordwest-Wind in wirbelnden Wolken die Stadt verhüllt und fast die einzige Plage in diesem herrlichen, gesunden Klima bildet. Als Sommeraufenthalt benutzen jedoch die reichen Kapstädter das in der Nähe gelegene städtisch aussehende Dorf Ronebusch, in welchem sie in ihren prachtvollen Landhäusern leben.

Auch der Haupteindruck von „Melbourne“ mit den riesigen breiten Strassen, die meilenweit bergab und bergauf führen, ist sehr angenehm, doch hat die Stadt ein vollkommen amerikanisches Gepräge. Die Häuser sind sehr solide gebaut und an den Seiten der Strassen fliesst Wasser, da man wegen der häufigen starken Ueberschwemmungen keine unterirdische Kanalisirung anzubringen vermochte. Diese Rinnen kann man aber in den Hauptpassagen auf kleinen hölzernen oder eisernen Brücken überschreiten. Das Gouverneurs - Palais ist ein herrliches, im eleganten Renaissancestyl, ähnlich einer

italienischen Villa aufgeführtes Gebäude, doch sieht man auch in der vornehmen Collinstreet, wo sich viele Bankhäuser befinden, und in der Vorstadt St. Hilda, dem Sitze der reichen Leute, manch' stattlichen Bau.

Jedenfalls angenehmer als Melbourne ist aber „Sidney" trotzdem die Strassen enger und weniger regelmässig sind, denn es hat mehr den Charakter einer älteren Stadt. Auch finden wir hier ein im Winter milderes, im Sommer nicht so heisses Klima wie in Melbourne; überdies ist die Stadt nicht so häufig dem plötzlichen Temperaturwechsel und den warmen Nordwinden unterworfen, der ähnlich dem heissen Wüstenwinde dichte Wolken feinen Sandes mit sich führt und die Temperatur auf 30—38° R. steigert. Andererseits hat aber Sidney viel von den dichten Nebeln zu leiden. — Auf den Omnibussen und Tramways herrschen hier wie überhaupt in allen Städten Australiens fast dieselben Einrichtungen wie in den Vereinigten Staaten.

Schlussbetrachtungen.

In den vorhergehenden 11 Abschnitten hat sich uns nach und nach das Bild des gewaltigen britischen Reiches entrollt, und staunend bewundern wir jetzt, nachdem wir einen Gesammteindruck gewonnen, dieses kolossale Staatengebilde, das sich innerhalb weniger Jahrhunderte, seit der Regierung Jakob I., 1603—1625, der sämmtliche drei Kronen unter dem Titel eines Königs von Grossbritannien und Irland vereinigte, nach und nach zu solch' riesigen Dimensionen entwickelt hat, denn es ist der grösste Staat, der je bisher bestand!

Aber sein Emporwachsen zu der heutigen Riesengestalt geschah keineswegs nach einem ursprünglich fertig ausgearbeiteten, wohlüberlegten, einheitlichen Plane eines Genies, sondern ist das Resultat zahlreicher Kämpfe mit dem grell hervortretenden Grundprinzip „Might is right", Macht ist Recht, sowie einer Reihe historischer Zufälle, Hand in Hand mit dem Glücke des britischen Volkes, dem immerhin auch eine gewisse Gesetzmässigkeit zu Grunde liegt.

Doch auch im Kern dieses gewaltigen Riesenkörpers, im britischen Stammlande, wo sich heut zu Tage die ganzen administrativen und kommerziellen Fäden des kolossalen Organismus konzentriren, gab es harte und schwere innere

Kämpfe, bis der Staat die heutige Organisation erlangte und das Volk aus seiner gedrückten Lage zu dem jetzigen Masse von Freiheit gelangte, um die es von den Bewohnern anderer Länder so vielfach beneidet wird! — Jede einzelne Bill musste dem herrschenden Adel förmlich abgezwungen werden und manche Acte bedurfte jahrelangen Ringens, bis sie endlich im Parlamente zur Annahme gelangte. Daher ist die englische Geschichte reich an blutigen Bürgerkriegen und Pöbelaufständen. Den heftigen Kämpfen unter Oliver Cromwell in der Mitte des 17. Jahrhunderts folgte die Erhebung der Jakobiten im Jahre 1715; der Pöbelaufstand zu London 1780 wegen mehrerer den Katholiken gewährter Erleichterungen; die Rebellion der hungernden Proletarier in Folge des Elends der grossen Massen 1819; der Aufstand zu Bristol im Vereine mit den Agitationen der sogenannten „National-Association" 1831; die Erhebung der sozialistisch-republikanisch gesinnten Chartisten 1838/39, welche 1842 noch eine fast gefahrdrohendere Wiederholung fand; die durch furchtbare Noth und Arbeitslosigkeit hervorgerufenen Unruhen in den englischen Fabriksdistrikten 1847; der Pöbelaufstand in Glasgow, Manchester und an anderen Orten in den ersten Märztagen 1848; die Reformagitationen 1866, verbunden mit blutigen Zusammenstössen zwischen Arbeitermassen und der Polizei im Hydepark in London, am 23. Juli, Hand in Hand mit kolossalen Massenmeetings in Birmingham, Manchester, Leeds, Glasgow, Bristol und London; u. s. w.

Zu diesen konvulsivischen Ausbrüchen der unteren breiten Volksmassen gesellten sich dann noch die immerwährenden Kämpfe mit Irland. Kaum hatten sich die Iren von den vernichtenden Schlägen erholt, die ihnen der eiserne Cromwell beigebracht, so erhoben sie sich wieder, bewaffneten sich in Masse und forderten nicht nur Religions- sondern auch Handelsfreiheit; an diese Ereignisse knüpfte sich dann im Jahre 1799 ein von der katholischen Union in Szene gesetzter mehr-

monatlicher blutiger Bürgerkrieg; hierauf begannen die Agitationen der 1830 von „O'Connell" in's Leben gerufenen „Repeal-Association", welche 1842 bereits gewaltige Dimensionen erreichte und 1848 zu einer über ganz Irland verzweigten, dem Ausbruche nahen Verschwörung, mit dem Mittelpunkte Dublin, führte; 1865/66 hatte die „Fenier-Verschwörung" schon eine sehr gefahrdrohende Haltung angenommen und erreichte 1867 die höchsten Stadien, ja 1868 sprengten die Fenier sogar die Umfassungsmauer des Clerkenwell-Gefängnisses in London, um ihre gefangenen Parteimitglieder zu befreien; 1872 trennte sich die Partei der „Home-rulers", welche unter Führung von Butt und Sullivan die Bewegung der Repeal-Männer erneuerten, von den Feniern und agitirten auf das lebhafteste für eine Heimathregierung, „Home rule", mit einem für alle inneren Angelegenheiten selbständigen Parlament; 1876 lösten sich auch noch die jungirischen Radikalen im Unterhause, unter denen besonders Parnell, Biggar, Sullivan, O'Donnell, O'Connor, Power, Gray und Callan hervorragten, von der bisherigen gemässigten Leitung Butts, und begannen nun als äusserste Linke der Home-Rule-Partei eine selbständigere und entschiedenere Rolle zu spielen. Da das Haus der Lords 1880 die von der Regierung im Parlamente eingebrachte „Compensation for disturbance bill" verworfen hatte, und die Noth in den unteren Volksmassen immer mehr wuchs, steigerte sich die Agitation der Landliga auf das leidenschaftlichste und artete schliesslich in Tumulte bei Pfändungen in Brandstiftungen und Verstümmelung des Viehes auf Pachtgütern, wo Pfändungen stattgefunden hatten, in Waffendiebstähle und aufrührerische Versammlungen aus; auch 1881, nachdem die Landbill angenommen war, nahmen die Agitationen der Landliga kein Ende und die Reden der Führer wurden endlich so drohend, dass sich die Regierung veranlasst sah, energische Massregeln zu ergreifen und am 13. Oktober die Parlamentsmitglieder Parnell, Dillon, Septon und O'Kelly, nebst den

Hauptbeamten der Liga verhaften und nach dem Kilmainham-Gefängnisse bringen zu lassen; hierauf fiel zwar die grosse Organisation der Liga auseinander, aber schon Anfang 1882 erhoben sich wieder die stets zu Gewaltthätigkeiten geneigten geheimen Gesellschaften der Fenier, begannen sich in die durch den Zusammenbruch der Landliga gerissene Lücke zu drängen und, angefeuert durch Geldsendungen, Emissäre etc. aus Amerika, das Friedenswerk der Regierung in noch wilderer Weise als zuvor, durch Einschüchterung, nächtliche Ueberfälle, Brand und Mord zu stören, ja am 6. Mai wurde sogar der neue Hauptsekretär für Irland, Lord Cavendish und der permanente Unter-Staatssekretär, Mr. Burke im Phönixpark von Dublin ermordet.

Bei allen diesen Unruhen früherer Jahre trat aber immer mehr das geheime Einverständniss der Chartisten mit den Feniern, überhaupt mit der irischen Revolutionspartei zu Tage, denn zwischen den arbeitenden Klassen in England und den unzufriedenen Irländern bestanden unzweifelhafte Bande der Sympathie, auch hatten zahlreiche Strikes während des Winters und Frühlings 1867 den Antagonismus zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern sowie die Macht der weitverbreiteten Arbeiter-Associationen, „Trade Unions", in ein scharfes Licht gesetzt.

Lassen wir nun die Vergangenheit ruhen und blicken wir auf die jetzigen Verhältnisse des gewaltigen britischen Weltreiches. Noch heute beherrscht es durch seine Marine- und Schifffahrts-Stationen Gibraltar-Malta-Cypern, Aden-Pontegalle-Singapore und Falklandsinseln-Kapstadt-Melbourne, die in drei Reihen ein imposantes System von Lug-Wartthürmen und Stützpunkten an den Landspitzen der Kontinente bilden, alle Meere der Welt und verdient dadurch mit Recht den Namen der „Rulers of the Sea." Andererseits ist aber die britische Kriegsmarine, welche früher als die mächtigste und beste aller Staaten der Erde angesehen wurde, und der Old England

vielfach seine Grossmachtstellung und kommerziellen Erfolge verdankt, in neuerer Zeit stark zurückgegangen, wie aus einer Erklärung des ersten Lords der Admiralität im Parlament nur all' zu klar hervorgeht, u. z. nicht allein in Bezug auf das kriegstüchtige Flottenmaterial, sondern auch des moralischen und physischen Zustandes der Mannschaft, so dass sich der Minister im Jahre 1885 gezwungen sah, vom Parlamente noch die Bewilligung einiger Millionen mehr als das bisherige Budget, welches beinahe gerade so hoch wie vor einem viertel Jahrhundert war, dringend zu verlangen, und dabei ausdrücklich betonte, wenn das Parlament diese erhöhte Summe nicht votire, so würde das britische Reich sehr bald von Frankreich in Bezug auf die Kriegsflotte überflügelt sein. Thatsächlich betrug auch im Jahre 1884 die Gesammtzahl der Kriegsschiffe Grossbritanniens nur 283, von denen sogar manche den heutigen Anforderungen des Kriegs-Seewesens nur höchst nothdürftig entsprachen.

Diese Rede des ersten Lords der Admiralität, im Verein mit dem abgegebenen Gutachten anderer Fach-Autoritäten, machten denn auch einen so deprimirenden Eindruck auf die öffentliche Meinung, dass sich seither die massgebenden Kreise Old Englands auf das angelegentlichste mit Flotten-Uebungen, Torpedo-Versuchen, Befestigungen von Seehäfen und Kohlenstationen, sowie Einrichtung eines Marine-Freiwilligenkorps beschäftigte. Auch versammelte sich am 17. Juli 1885 im „Mansion-House" unter Vorsitz des Lords H. Lennox der Reichs-Vertheidigungsbund, „Empire Defence League", um die Regierung zur Wachsamkeit und zur sofortigen Verstärkung der Marinekraft aufzufordern. Ferner hielt Lord Cower an diesem Tage im Oberhause eine Rede über die Nothwendigkeit, das in der Bildung begriffene Marine-Freiwilligenkorps aus Staatsmitteln mit Geschützen und Torpedos zu unterstützen und dadurch den Schutz der unbefestigten Seehäfen und Hafenstädte zu ermöglichen. Daran

schloss sich eine Versammlung im Mansion-House zur Förderung dieses Freiwilligenkorps durch Abhaltung von Zusammenkünften im ganzen Königreiche. Auch muss man hervorheben, dass selten in England eine Anregung so packend gewirkt hat, wie die des freiwilligen Marinekorps, denn sie entspricht vielmehr als die des freiwilligen Heeres den kriegerischen Trieben des britischen Seevolkes. — Bald darauf wurde denn auch von Seite der Regierung im Parlament erklärt, dass ein umfassender Vertheidigungsplan zum Schutze der britischen Häfen bereits entworfen sei, dass das ausserordentliche Jahreserforderniss für unterseeische Minen $^1/_4$ Mill. £ und der Voranschlag des Gesammtprojekts der Vertheidigungswerke $6^1/_2$ Mill. £ betrage, welche Summe auf mehrere Jahre vertheilt wurde. — Ueberdies unternimmt das Marineministerium in grösserem Massstabe neue Schiffsbauten und mehrere gewaltige eiserne Kriegs-Panzerschiffe, nach dem neuesten Systeme konstruirt und mit dem besten Kriegsmaterial ausgerüstet, wie z. B. das Panzerschiff „Rodney", die „Home", die „Themse", die „Acorn", der „Mersey", der ganz aus Stahl gefertigte Kriegsdampfer „Benbow" etc. haben in neuester Zeit die Werften verlassen. Für das Finanzjahr 1885/86 wurde das Flottenbudget auf 13,090.440 £ angesetzt, wovon allein 1,254,000 £ für den Bau neuer Schiffe bestimmt sind, da man den Kiel zu 4 neuen Panzerschiffen, 5 Kreuzern, einem Torpedo-Widderschiffe, 7 „Scouts", 5 Kanonen- und 15 Torpedobooten mit einem Gesammt-Deplacement von 28.052 Tonnen legte.

Bezüglich der „Landarmee" war Grossbritannien im Verhältnisse zu den übrigen Grossmächten des europäischen Kontinents nie stark, umsomehr, da dort keine allgemeine Wehrpflicht, sondern das „Soldtruppen-System" besteht. Auch haben die letzten Kriege gerade nicht dazu beigetragen, den Kriegsruhm der britischen Armee zu erhöhen! Besonders hat die Truppenführung mannigfache Schwächen, Unfähigkeit und Mängel an den Tag gelegt, ja bei dem neuesten unblutigen,

aber mit um so grösserer Reklame in Szene gesetzten Siegeszuge nach Birma hatte man sogar, als die Operationen bereits begonnen, das „Pulver" vergessen! — Nach den neuesten Ausweisen besitzt die britische Armee eine Effektivstärke von 250.000 Mann, von denen 205.000 unter den Fahnen stehen, nahezu 40.000 der Reserve des ersten Aufgebots und cirka 7000 der Reserve des zweiten Aufgebots angehören. Die Miliz ist, einschliesslich ihrer Reserve, 144.000 Mann und die Landwehr-Kavallerie cirka 11.000 Mann stark. Die königliche Marine zählt, einschliesslich der Küstenwache, der See-Artillerie und See-Infanterie, gegen 60.000 Mann. Die Freiwilligen Bataillone im Inlande umfassen 220.000 Mann; die indische Sepoy-Armee hat jetzt eine Gesammtstärke von 150.000 Mann und die aktive kanadische Miliz eine solche von über 45.000 Mann. Diesen Truppen reihen sich dann noch mehrere Miliz-Regimenter an auf den Kanal-Inseln, sowie Freiwilligenkorps in West-Indien, am Kap, in Ceylon, Hongkong, Malta, Natal, Neu-Südwales, (einschliesslich eines Korps regulärer Artillerie), Neu-Seeland, St. Helena, Singapore, Süd-Australien, (einschliesslich der permanenten Artillerie), Tasmanien, Viktoria, West-Australien und Indien. — Doch ist die britische Armee im grossen Ganzen gut ausgerüstet, obwohl ebenfalls in dieser Beziehung in letzter Zeit bei den gänzlich unbrauchbaren Bajonetten einzelner Regimenter im Sudan recht unangenehme Mängel zu Tage getreten sind. — Auch besitzt das britische Reich in Woolwich ein kolossales, mit den grossartigsten Mitteln der modernen Technik ausgestattetes Arsenal für seine Landesvertheidigung, in welchem immense Kriegsvorräthe angehäuft sind.

Doch wenn wir die ungeheure Ausdehnung „Greater Britains", sowie die Thatsache in Betracht ziehen, dass in Folge der enormen Fortschritte der heutigen Kriegs-Technik, eine feindliche Invasion in das britische Stammland nicht mehr, trotz aller dort projektirten und allenfalls noch in's Leben ge-

rufenen Küstenvertheidigung, zu den Unmöglichkeiten gehört — so sehen wir, dass die britische Streitmacht zu Wasser und zu Lande, trotzdem man auch jetzt daran geht, in Indien einen umfangreichen Festungsgürtel aufzuführen, die Befestigung in Hongkong nunmehr vollendet ist und die Festungswerke in Trinco malee, Singapore, Port Hamilton, an der St. Simonsbay, in Sierra Leone und anderen wichtigen Punkten in Angriff genommen wurden, keineswegs hinreicht, das gewaltige Reich im Kampfe gegen eine Koalition der Millionen Soldaten und eine ungeheure Kriegsflotte in's Feld führenden europäischen Grossmächte zu schützen, besonders wäre sie aber einem auswärtigen Landkriege gegen dieselben absolut gar nicht, selbst bei den grössten Anstrengungen gewachsen!

Betrachten wir jetzt noch die inneren politischen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse Old Englands und im Weiteren des gesammten britischen Reichs, so finden wir, dass das britische Stammland gegenwärtig an zwei schweren Uebeln krankt, der „Irischen Frage" und der im hohen Grade gesteigerten Unzufriedenheit der unteren Volksschichten, welche neuester Zeit in zahlreichen gefahrdrohenden Pöbelexzessen, Riesenstrikes und heftig erregten Massenmeetings in London, Manchester und anderen Städten zum Ausdruck kam und eine Folge des gänzlichen Darniederliegens des gewerblichen Lebens, des Massenelends und der zahllosen Erwerbslosen ist.

Die uralte Irische Frage wurde von „Parnell", dem noch viel geschickteren Nachfolger „O'Connells", derartig auf die Spitze getrieben, dass es sich jetzt nicht mehr allein um die gänzliche Lösung der Landfrage handelt, für die in neuerer Zeit übrigens durch eine Reihe Gesetze Manches geschehen ist, sondern um eine staatliche Selbständigkeit Irlands, um ein eigenes Parlament etc., kurz und gut, um den Dualismus und später womöglich um eine gänzliche

Lostrennung Irlands von Grossbritannien, Bestrebungen, die durch viele geheime Verbindungen auf der Smaragdinsel unterstützt werden, wie z. B. die „Whiteboys“ (die weissen Burschen), die „Defenders“ (die Vertheidiger), die „Heart of steel Boys“ (die Stahlherzen-Burschen), die „Heart of Oak Boys“ (die Eichenherzen-Burschen), die „Pech o day Boys“, die „Ribbonmen“ (die Bandmänner), und Verschwörungen, die man nach dem fingirten Namen ihrer Gründer oder Häupter (Captains) benennt, wie Golin Doe, Richard Roe, Captain Drednaught, Captain Moonshine, Captain Starlight, Captain Rock etc., lauter Verbindungen, welche häufig verschwinden und dann wieder sehr bald unter einem andern Namen auftauchen, aber stets mit Dolch, Revolver, Dynamit und dem „Boycotting-Systeme“ auf das Rücksichtsloseste hantiren und einen derartigen Terrorismus auf der grünen Insel ausüben, dass die Sicherheit des Eigenthums sowie der Person beinahe illusorisch geworden ist und schon seit mehreren Jahren förmlicher Anarchismus herrscht. — Diese Bewegung birgt umsomehr eine enorme Gefahr in sich, da sie mit den Iren in den Vereinigten Staaten auf das Innigste zusammenhängt und von diesen mit beträchtlichen Geldsummen, Waffen, Emissären unterstützt wird, so dass sie in der Zukunft, wenn ihr nicht auf das Energischste Einhalt geboten wird, schliesslich den Zusammenbruch des ganzen britischen Reichs herbeiführen muss. Dieser von vielen gewiegten englischen Staatsmännern ausgesprochenen Anschauung schliesst sich jedoch der jetzige Ministerpräsident Gladstone keineswegs an, sondern er will dem Drängen der irischen Führer, Parnell, Biggar, O'Donnel, Healy, O'Brien O'Kelly wirklich nachgeben, trotzdem England 4 mal grösser, 40 mal reicher ist und 5 Millionen Iren 30 Millionen Engländern gegenüber stehen! Der ewige Kampf während der 700jährigen Vereinigung Irlands mit England soll nämlich dadurch ein Ende finden, dass die grossen Landgüter Irlands von der Regierung aufgekauft und in Staatspächtereien für irische Farmer

umgewandelt werden, wozu eine Ausgabe von 200 bis 300 Mill. £ erforderlich ist. Ausserdem will er noch ein „Home Rule-Gesetz“ einbringen, dass die Personalunion zwischen England und Irland schafft und letzterem Lande ein eigenes Parlament giebt!

Sehr ernst, aber doch weniger gefährlich sind die jetzigen Unruhen der unteren Volksmassen, da der englische Arbeiterstand, besonders die gewaltige Verbindung „Trade Unions“, zu vernünftig sind, es bis auf's äusserste zu treiben und sich wieder beruhigen, wenn sie sehen, dass von Seite der Regierung und der besitzenden Klasse ernstlich etwas geschieht, um ihre momentan ausserordentlich gedrückte materielle Lage zu heben und ihre dringendsten Wünsche zu befriedigen. — Immerhin hat aber die schon seit vielen Jahren im britischen Stammlande herrschende Toleranz gegen auswärtige revolutionäre Elemente, welche hier stets ein sicheres Asyl fanden und noch finden, wenn sie sich nicht zu offenen Empörungen gegen die Gesetze des Landes hinreissen lassen, nach und nach im britischen Stammlande selbst revolutionäre, besonders sozialistisch-komunistische Verbindungen geschaffen, die, obwohl keineswegs zahlreich und von der grossen Masse der besseren Arbeiter nicht nur abgewiesen, sondern häufig auch in heftigen derben Reden angegriffen werden, in den von Wolf, Scherzer, Karl Marx und anderen Agitatoren bereits im Jahre 1848 gegründetem „Internationalen Arbeiter-Klub“, dessen Hauptversammlungs-Lokal sich in Whitefield Street London, befindet und der jetzt cirka 800 Mitglieder zählt, einen festen Stützpunkt finden und unter der Leitung „Hyndmanns“ und „Burns“, welche auch die Haupturheber der letzten Pöbelexzesse in London waren, neuester Zeit sich wieder recht bemerkbar machen, ja sogar untereinander in den verschiedenen Städten des britischen Stammlandes innigste Verbindung zum Zwecke gemeinsamen Vorgehens schliessen. Obwohl sie über ihre Ziele und die Wege, die sie

zu deren Erreichung einzuschlagen haben, im höchsten Grade unklar sind, so lassen ihre Reden doch sehr deutlich ihre Gesinnungen erkennen und werfen in mancher Beziehung ein recht düsteres Streiflicht auf die sozialen Verhältnisse Old Englands. So predigte unter anderem vor kurzem einer ihrer Apostel vor einem grossen Volkshaufen: „Und nun denkt daran, dass zur Befriedigung aller Launen und Gelüste des thörichten Herzens dieser Handvoll hoher Herren, die mit ihrer Pracht und Schwelgerei Gott und die Menschen verhöhnen, wir Arbeitsleute von Morgengrauen an bis zur sinkenden Nacht uns mit dem Leibe und dem Geiste abzumühen haben, und dass wir selbst dann nicht sicher sind, ob wir nicht auf die Landstrasse geworfen, oder in's Arbeitshaus gesteckt werden. Welches Recht haben diese Männer, den ganzen Erwerb eines Volkes an sich zu reissen? Wie haben sie denn ihr sogenanntes Recht erworben? Das von ihnen selbst geschaffene Gesetz hat uns zu Sklaven gemacht. Lasst diese Tyrannen sich in Acht nehmen, denn wir fangen an, zum Bewusstsein unserer Stärke zu erwachen!" — Dazu kommt dann noch, dass diese sozialistisch-kommunistischen Elemente, gerade so wie früher die Chartisten mit den Feniern, mit der irischen National-Liga Hand in Hand gegen die jetzige staatliche Ordnung vorgehen!

Und wie sieht es in den Kolonien aus? Die „Reel-Rebellion" in „Kanada", nämlich der Aufstand der kanadischen Mischlinge gegen die Kolonialregierung 1885, wurde nach einigen Gefechten von den dortigen Truppen niedergeworfen und endete mit der Hinrichtung des Anstifters Reel, hat aber doch, trotzdem die kanadische Regierung nachträglich noch mehrere Gesetze in's Leben rief, um einigermassen den Uebelständen abzuhelfen, die den Aufstand hervorgerufen hatten, vielfache Missstimmung unter den Mischlingen und dem französischen Theil der dortigen Be-

völkerung zurückgelassen, die einen Keim für spätere ernstliche Aktionen gegen die britische Regierung bildet. Schon jetzt besteht eine zahlreiche Partei in Kanada, der ganz besonders diese unzufriedenen Elemente angehören, welche ganz öffentlich von einer Unabhängigkeitserklärung Kanada's oder einer Einverleibung desselben in die Vereinigten Staaten spricht. — Auch in „Australien“ ist der Prozentsatz unter der Bevölkerung nicht gering, der einen unabhängigen australischen Staaten-Bund der jetzigen Abhängigkeit vom britischen Stammlande vorzieht. — In den „Südafrikanischen Kolonien“ gewinnen hingegen die altholländischen Elemente, die Boeren, immer mehr die Oberhand und bilden, besonders seitdem der Transvaalstaat seine Unabhängigkeit erlangt hat, einen gefahrdrohenden Gährungsstoff.

Und „Indien“, der wichtigste überseeische Landestheil für Old England, dessen Werth gerade jetzt, wo sich durch den Bau des Eisenbahnnetzes, der Errichtung zahlreicher Industrieetablissements, und der Anlage von vielen Thee- sowie anderen neuen Plantagen, die dortige Volkswirthschaft rapid hebt, sich bedeutend steigert, während im britischen Stammlande das gesammte gewerbliche Leben schwer darniederliegt, wird sich für die Dauer, wie wir bereitsan anderer Stelle eingehend erörtert haben, nicht an die britische Krone fesseln lassen, trotzdem die Stimmung für England gegenwärtig dort noch sehr getheilt ist, und die dicht bevölkertsten Provinzen, Punjab, Madras und Bombay, den Briten gut gesinnt sind, — sondern wird mit der Zunahme seiner kulturellen Entwicklung auf die eigene Selbständigkeit mit aller Kraft hinarbeiten. Das, was Indien vorderhand noch an das britische Reich fesselt, ist nicht allein die englische Waffengewalt, und die ungeheure Kapitalkraft Old Englands, deren es zu seinem wirthschaftlichen Emporblühen unbedingt bedarf, sondern die Eifersucht der

einzelnen Rajahs und der Kasten unter sich! Doch mit der Zunahme der kulturellen Entwicklung und der Abnahme des religiösen Fanatismus, wird auch diese Eifersucht immer mehr schwinden und ein gedeihliches, staatlich unabhängiges Fortbestehen ermöglichen.

All' diese Thatsachen werden denn auch seit neuerer Zeit im britischen Stammlande immer mehr gewürdigt, und haben zur Gründung der „Imperial Federation League" geführt, welche fortlaufend Versammlungen abhält, Lokalvereine stiftet und den Zweck verfolgt, die überseeischen, selbständig sich verwaltenden Gebiete des britischen Reiches mit dem Mutterlande in ein enges Verhältniss zu bringen und durch wirksamere Bande als die der gemeinsamen dynastischen Spitze aneinander zu knüpfen. Wenn es auch vorderhand nicht möglich ist, ein von sämmtlichen Kolonien zu beschickendes grosses Reichsparlament in London in's Leben zu rufen, weil die Vertreter der Kolonien dann nicht allein nur rathen, sondern auch fordern und über das Gesammtwohl des Reiches mit entscheiden wollen, was nicht gut angeht, da einzelne Kolonien noch immer sehr der Unterstützung des Mutterlandes bedürfen, daher gerechterweise keineswegs beanspruchen können, in die Lage versetzt zu werden, aus der Tasche des Mutterlandes die Unterstützung selbst zu dekretiren. Immerhin wäre es aber jetzt nicht nur zulässig, sondern auch im höchsten Grade nothwendig, dass das so oft schlecht berathene „britische Kolonialamt" sich eine Konsulta, bestehend aus Vertretern der einzelnen Kolonien, zur Seite setzen liesse, wodurch der nützliche, gesicherte Austausch kolonialer Anschauungen mit den Ansichten Old Englands für beide Theile erzielt würde!

Doch für die weitere Zukunft wird auch der projektirte britische „Reichsbund" mit einem grossen Reichsparlament in London und mit einer einheitlichen Zollschranke gegen die übrigen Länder, keineswegs vermögen, dieses gewaltige Staaten-

gebilde, welches übrigens dann auch ein ungeheurer volkswirthschaftlicher Nachtheil für die anderen Staaten der Erde wäre, nicht haltbar sein, ja müsste sogar zu einem Weltkriege führen! — Ebenso werden es sich auch die übrigen Grossmächte für die Dauer nicht gefallen lassen, dass Grossbritannien wie jetzt noch immer die wichtigsten Hafenpunkte aller Meere im Besitz hat, und dadurch die Oberherrschaft zur See ausübt!

Berücksichtigen wir all' dies, sowie die gegenwärtig höchst schwierige innere politische Lage des britischen Stammlandes, Hand in Hand mit der kaum unter normalen Verhältnissen zu regelnden irischen Frage, so müssen wir gestehen, trotzdem wir andererseits vollkommen die ausserordentliche Kraft und den gesunden, nüchtern praktischen Sinn des englischen Volkes anerkennen, der Old England schon über so manche schwere Krisen hinweggeholfen hat, — dass Greater Britain doch kein Reich der Zukunft ist, dass es seinen Kulminationspunkt schon überschritten hat, und nun auf der absteigenden Bahn dem gänzlichen Verfall in längerer oder kürzerer Zeit entgegeneilt, umsomehr da die Kolonialpolitik Deutschlands, Frankreichs und anderer Länder immer grössere Dimensionen annimmt und den Annektionsbestrebungen der Briten nicht nur an allen Punkten der überseeischen Länder ein kräftiges, energisches „Halt“ zuruft, sondern auch dazu beiträgt, in diese Länder die moderne Kultur zu tragen, sie moralisch und wirthschaftlich zu heben, und ihnen zu zeigen, dass nicht allein der Brite Herr der Welt ist!

Da also Old England nicht für die Dauer die Herrschaft in Greater Britain behaupten, nicht dieses kolossale Staatengebilde beisammen halten kann, so muss ihm im höchsten Grade daran liegen, die einzelnen Kolonien für die Zukunft wenigstens wirthschaftlich zu fesseln, d. h., all' die

unzähligen Geschäftsverbindungen, die es dort geschaffen, beizubehalten und auch noch ferner dort eine günstige Anlage seiner immensen überschüssigen Kapitalkräfte zu finden. Dies kann aber für die Dauer nur dadurch geschehen, dass es sich mit den anderen Staaten Europa's und Asiens zu einem gewaltigen Staatenbunde, dem „Alten-Weltreich" vereinigt.

Literatur.

Accounts relating to Trade and Navigation of the United Kingdom for the months ended st. Dec. 1884. 8. Lond. 1885.

Agricultur Returns of Great Britain for 1884, with abstract returns for the United Kingdom, British Possessions and Foreign Countries. 8. Lond. 1884.

Angra-Pequena und Gross-Nama-Land. Auf Grund vielseitiger Beobachtungen kurz geschildert von „Johannes Olpp", rheinischer Missionar. Elberfeld 1884.

Annual Statement of the Trade of the United Kingdom with Foreign Countries and British Possessions in the Year 1883. Imp. 4. Lond. 1884.

Bagehot, „The English constitution." Lond. 1867. 2. Aufl. 1872.

Baxter, Dudley, The Taxation of the United Kingdom. 8. Lond. 1869.

Bevan, G. B., British Manufacturing Industries. 12 vols. London.

Bilder aus dem englischen Leben, Studien und Skizzen von „Leopold Katscher." 2. Aufl. Leipzig.

Brassey, Sir T., The British Navy. 5 vols. Lond. 1882—83

Brockhaus Konversations-Lexikon. XIII. Aufl. Leipz. 1884.

Buckle, „History of civilisation in England." 5. Aufl. 2 Bde. Lond. 1874.

Census of England and Wales, taken on the 4. April 1881. Fol. Lond. 1881—83.

Census of Scotland 1881. Edinburgh 1881/83.

Census of Ireland for the Year 1881. Dublin 1882/83.

Chalmers, M. D., Local Government. Lond. 1883.

Colonies: Papers relating to H. M.'s Colonial Possessions. Reports for 1882/83. Two parts. Lond. 1884.

Colonies: Return of the Cost of the several Colonies of the British Empire at the expense of the British Exchequer. Fol. Lond, 1875 and 1880.

Colonies: S. „Statistical abstract for the several Colonial Possessions." 8. Lond. 1884.

Cotton, J. S., and Payne, E. J., Colonies and Dependencies. Lond. 1883.

Creasy, Sir Edward. The Imperial and Colonial Constitutions of the Britannic Empire, including Indian Institutions. 8. Lond. 1872.

Cunningham, W., The Growth of English Industry and Commerce. Lond. 1882.

Customs: 28th Report of the Commissioners of H. M.'s Customs. 8. Lond. 1884.

Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung. Ein Wort gegen Kolonien von Max Schippel. Leipz. 1883.

Debt: National Sinking Fund Accounts 1884. Return relating to Debt 1858—1884. National Debt Bill, 1883; and Statement illustrating the Bill.

Die aussereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder. Nach den besten und neuesten Quellen bearb. von Dr. Johannes Baumgartner Kassel 1885.

Die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart. Kolonialpolitische und kolonialgeographische Skizzen von Dr. Emil Deckert. Leipz. 1885.

Die Staaten Europa's. Vergleichende Statistik von Dr. Hugo Franz Brachelli. Brünn 1884.

Die Zolltarife des In- und Auslandes. Nach dem gegenwärtigen Stande der autonomen Gesetzgebung und des internationalen Vertragsrechts übersichtlich zusammengestellt auf Grund der im Deutschen Handels-Archiv erschienenen amtlichen Publikationen. Ein Supplementsband zum Deutschen Handels-Archiv. Berlin 1884.

Deutschlands Pionniere in London. Ein Wegweiser und Rathgeber für Deutsche in England und speziell in London. Herausgegeben von Heinr. Dorgeel. (Dr. Heinr. Geehl) Berlin.

Dr. Boehnke-Reich. „Der Kaffee." Leipz. 1885. — Ferner mehrere Aufsätze desselben Autors in der „Illustrirten Welt", Stuttgart

Dr. F. H. von Neumann-Spallart. Uebersichten der Weltwirthschaft. 3 Bde. Stuttgart 1878, 1880 und 1881.

Earl Stanhope, „History of England from the peace of Utrecht to the peace of Versailles." 1713—83. 5. Aufl. 7 Bände. Lond. 1858.

Eduard Graf von Clarendon. „History of the rebellion and civil wars in England." 7 Bde. Oxf 1849.

Education: Elementary Schools in England and Scotland. Return showing expenditure upon grants, and results of inspection and examination. 8. Lond. 1884.

Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumseglung. Von Dr. Hans Meyer. Leipz. 1885.

Fairfield, Edward, Colonial Office List for 1884. 8 Lond. 1884.

Ferdinand von Hochstätter. Gesammelte Reiseberichte von der Erdumseglung der Fregatte „Novarra“ 1857—59. Wien 1885.

Finance-Accounts of the United Kingdom of Great Britain and Ireland for the financial Year 31 st. March 1884. Lond. 1884.

Gneist, „Das engl. Verwaltungsrecht mit Einschluss des Heeres, der Gerichte und der Kirche.“ 2. Aufl. 2 Bde. Berl. 1866—67; 3. nach deutscher Systematik umgestaltete Aufl. Bd 1, 1883. — Ferner: „Selfgovernment, Kommunalverfassung und Verwaltungsgerichte in England“ 3. Aufl. Berl. 1871. — „Engl Verfassungsgeschichte.“ Berl. 1882.

G. P. Bevan, „The statistical atlas of England, Scotland and Ireland. 15 Hefte. Lond. 1880—83.

Gothaer Hofkalender 1885.

Green, „A short history of the English people“ Lond. 1874. — Ferner „History of the English people.“ Bd. 1. Lond. 1876.

Hughes, „The geography of British history: a geographical description of the British Islands of successive periods.“ Lond. 1863. — Ferner „Historical geography of the United Kingdom.“ Lond. 1872.

Hull, Prof. E., The Coal Fields of Great Britain. Lond. 1881.

Hunt, Robert, British Mining. Lond. 1884.

Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung von C. Cappeller.

Inland Revue: 27 th. Report of the Commissioners. 8. Lond. 1884.

J. V. Scherzer, Die Weltindustrie. Stuttg. 1883.

Lawson, „The geography of the British empire.“ Lond. 1862.

Levi, „History of British commerce.“ Lond. 1871.

Macaulay, „History of England from the accession of James II.“ 5 Bände. Lond. 1848—61.

Mac Culloch, „A dictionary of Commerce and commercial navigation.“ 2. Aufl. Lond. 1856.

May, „Constitutional history of England since the accession of George III.“ 3. Aufl. 3 Bde. Lond. 1871. — Ferner „Constitutional history of England from 1760 to 1860.“ 3. Aufl. 2 Bde. Lond. 1871.

Merchant Shipping: Tables showing the Progress of British Merchant Shipping. Fol. Lond. 1884.

Miscellaneous Statistics of the United Kingdom, Part XII. Fol. Lond. 1883.

Modern India and the Indians by „Monier Williams." Lond. 1879.

Malesworth, „History of England from 1830—74 to the resignation of Gladstone Ministry." Neue Ausg. 3 Bde. Lond. 1874.

Navy: Tonnage of the Ships and Vessels of the Royal Navy.

O. Hübners, Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Vollständig umgearbeitet u. bedeutend erweitert von Dr. Fr. von Juraschek. Frankf. a. M. 1885.

Pauli, „Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815." 3 Bde. 1864—1875. — Ferner „Aufsätze zur Geschichte." Leipz. 1869. Neue Folge, herausgeg. von „Hartwig." Leipz. 1883.

Post Office: 36th Report of the Postmaster-General on the Post Office. 8. Lond. 1884.

Railway Companies of the United Kingdom; General Report to the Board of Trade for the Year 1883. Fol. Lond. 1884.

Railway Returns for England and Wales, Scotland and Ireland, for the Year 1883. Fol. Lond. 1884.

Scott, Sir S., The British Army. 2 vols. 8. Lond. 1868.

Statistical abstract for the several Colonial and other Possessions of the United Kingdom in each Year from 1868 to 1883. No. 20. 8. Lond. 1884.

— for the United Kingdom in each of the fifteen Years from 1869 to 1883. No. 29. 8. Lond. 1884.

Stubbs, „The constitutional history of England in its origin and development." 2 Bde. Lond. 1874—75.

Taxation in England and Wales: Return for the financial Year 1814/15 and for each of the financial Years from 1842/43 to 1873/74. Fol. Lond. 1875.

The British Almanack und „Companion to the Almanack or Yearbook of general information. (Seit 1827 jährl.) 1885.

The British Trade Journal (monatl., seit 1863.) 1885.

The Royal Calendar for England, Scotland, Ireland and the Colonies. Lond. 1885.

The Statesman's Year-Book 1885. Edited by T. Scott Keltie. Lond.

Toddy, „Ueber die parlamentarische Regierung in England, ihre Entstehung etc. (Aus dem Englischen von Assmann. 2 Bde. Berlin 1869—71.)

Traill, H. D., Central Government. Lond. 1883.

Vaughan, „Revolutions in English history." 3. Aufl. 3 Bde. Lond. 1867

Woerl's Reisebibliothek. „Um die Welt ohne zu wollen." Würzburg-Wien 1883.

Journal of the Statistical Society of London. Vol. XLVII. 8. Lond. 1884.

Young, Frederick, Imperial Federation of Great Britain and her Colonies 8. Lond. 1876.

Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht. 28. Band. Stuttg. 1882

Ausserdem haben wir noch benutzt: Die **„Times“**, die **„Daily News“**, London; die **„Neue Freie Presse“**, Wien; die **„Volkszeitung“**, das **„Berliner Tageblatt“** und die **„Vossische Zeitung“**, Berlin; die **„Kölnische Zeitung“**; die **„Frankfurter Zeitung“**; die **„Allgem. Zeitung“**, München; die **„Weser-Zeitung“**, Bremen; die **„Grenzboten“**, die **„Illustr. Zeitung“**, Leipzig; das **„Echo“**, Berlin, und noch zahlreiche andere Tagesblätter und Zeitschriften.

Druck von SCHMIDT & BAUMANN in Reudnitz-Leipzig.



